
3 1761 09701896 4

Pfr. Schmidt-Forchheim. Thesen zu „Das religiöse Erlebnis".
in Korrespondenzbl. f. ev.-l. Geistl. Bayerns 1912 Nr 26.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

Neunter Band



Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1906

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier Mal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederland 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4 1/2 Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Gebundene Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden.

Inhalt.



Die erzieherische Bedeutung der Ehe.

Die Ehe wird heute mehr denn je als ein lebendiges Problem empfunden. Die Zeiten, in denen man in ihr eine notgedrungene oder eine überlebte Einrichtung sah, die überwunden werden müßte, sind vorüber, und die Tage der freien Liebe sind gezählt. An die Zukunft zeitweiliger Verhältnisse und einer allgemeinen staatlichen Aufziehung der Kinder glauben nur noch einzelne, die nicht zur Ehe kamen, aber vom Geschlechtsverkehr träumen. Damit hat aber nicht das Althergebrachte gesiegt. Schärfer denn jemals erhebt sich heute das sittliche Bewußtsein gegen die geheiligte Prostitution der Ehe, wo die vertrauteste Vereinigung zweier Menschen als Mittel zu allen möglichen außer ihr liegenden Zwecken mißbraucht wird, und verlangt nach der freien Ehe, die nur aus der inneren Notwendigkeit gegenseitiger Liebe geboren wird und lebt. Ein Irrtum wird niemals anders überwunden als durch einen positiven Fortschritt. So sind auch alle Versuche, die Ehe zu lockern, nur dadurch überwunden worden, daß man das Lebensproblem, das sie in ihrer Reinheit und Wahrheit darstellt, tiefer als jemals früher empfindet.

Das zeigt sich zunächst darin, daß das Ansehen der Ehe immer mehr steigt. Früher verehrte man die Ehe, aber die Begeisterung dafür war gering. Man hielt sie für sittlich und sozial notwendig

und gehorchte ihr wie einem Gesetz. Es gibt unzählige Hymnen auf die Liebe, aber keine Hohenlieder der Ehe. Und doch ist die Ehe erst die Erfüllung der Liebe. Aber der Dichter, in dem sich der deutsche Idealismus verkörperte, sagt bezeichnend genug von dieser Erfüllung: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei". Und dies Wort ungeheuerlicher Verkennung ist ein Jahrhundert lang der klassische Ausdruck der allgemeinen Stimmung gegenüber der Ehe geblieben. Die Ehe verhält sich zur Liebe nicht wie die Erfüllung zur Verheißung, sondern wie die Prosa zur Poesie. Die Verlobungszeit oder die Zeit der heimlichen Liebe vorher galt für die schönste Zeit des Lebens. Jetzt wird das anders. Man kommt immer mehr dahinter, daß die bräutliche Liebe vor der Ehe verblaßt wie der Morgenstern vor der Sonne, und jedes Liebesverhältnis vor dieser Einheit des Lebens wie ein nächtlicher Rausch vor der wundervollen Klarheit des Tages in Ekel versinkt.

Vor allem kommt aber heute immer mehr zum Bewußtsein, welche Bedeutung die Ehe für die persönliche Kultur des Menschen hat. Man sucht in ihr nicht mehr bloß den unversieglichen Jungbrunnen des Glücks, sondern auch die fruchtbare Quelle des Lebens, des persönlichen Werdens, der Bildung menschlichen Wesens. Sie erscheint als die Entwicklungsstufe des Menschen, die ihn erst vollendet, die ihn erst in die gedeihliche persönliche Lage, in das gehörige Gefüge der Gemeinschaft und in den rechten Fluß des Lebens bringt.

Mir kommt die Ehe vor wie ein göttliches Wunder voll tiefer Geheimnisse, das wir bis jetzt erst nur eben etwas an der Oberfläche kannten, wie eine Naturerscheinung, deren eigentümliches Lebensvermögen noch kaum entdeckt ist, wie ein unscheinbarer Boden, der Keimkräfte einer menschlichen Zukunft in sich birgt, die sich gar nicht ausdenken läßt. Die Zeit, in der die Ehe ihre ganze beseligende und schöpferische Herrlichkeit entfaltet, steht noch bevor. Dazu müssen wir uns selbst erst als Menschen finden, verloren in unseren Rollen des Lebensgetriebes, wie wir sind. Denn die Ehe ist ein Gebilde auf dem Boden des menschlichen Wesens. Wie

können wir also ihren Zauber entfalten, wenn wir nichts von der Tiefe unsers Seins und Lebens ahnen! Dazu müssen weiter die erwachten Menschen ihrer erst als Männer und Frauen inne werden und sich in der Bestimmung für einander erkennen, statt einen geschlechtslosen Begriff Mensch darstellen zu wollen. Dazu muß endlich erst das Ereignis der Ehe als Schöpfung einer Menschheit unsers Stammes die beherrschende Schicksalsfrage und Lebenstat in unserm Dasein werden.

Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe der Menschen wird die Wahrheit, Lebensmacht und schöpferische Kraft der Ehe zu Tage treten. Denn die Ehe ist immer, wie die Menschen sind. Barbarische Menschen führen barbarische Ehen. Vegetierende Lebewesen geraten in häuslichen Stumpfsinn und langweilen oder reiben sich, wenn sie zwischen der Arbeit einander gewahr werden. Sentimentale Biedermeier finden das erbärmliche Behagen, nach dem sie seufzen. Egoisten machen die Ehe zu einem Joch. Idealisten unternehmen einen Höhenflug der Liebe, bis sie auf den Boden des tatsächlichen Lebens stürzen, den sie unter den Füßen verloren, und beruhigen sich dann im Gewöhnlichen. Die Wahrheit der Ehe erleben nur neue Menschen.

Weil die Menschen für die Ehe unzulänglich waren, darum blieben die Ehen unvollkommen und wurden ihnen verleidet. Weil sie sich die Lebensquelle in der Ehe nicht erschlossen, deshalb litten sie unter ihr. Aber man suchte die Ursache nicht in sich, sondern in der Ehe. Man erhob sich über die Ehe, weil man ihr nicht gewachsen war. Man sprach verächtlich von ihr wie Barbaren von Kulturgütern, die sie nicht ermessen können, oder man machte es sich bequem in ihr und fand darin das Glück der Gewohnheit. Kein Wunder, daß man in diesen Kreisen für überspannt gilt, wenn man von der unvergleichlichen Bestimmung der Ehe spricht.*)

* * *

*) Dieser Aufsatz gründet sich durchaus auf die Darstellung der Ehe in meinem Buch: Beruf und Stellung der Frau (3. Aufl. 1906, Verlag von C. H. Beck, München) S. 17—90 und setzt, um nicht wiederholen zu müssen,

Die Ehen, wie sie gewöhnlich sind, wirken nicht erzieherisch, sondern verwahrlosen, zerstören, stumpfen ab. Nur die echten Ehen entfalten treibende und bildende Kräfte im persönlichen Leben und Werden. Die Ehe kann, je nachdem wie sie ist, der Reif in der Frühlingsnacht werden, der die zarten Triebe vernichtet, oder die Sonne des Maientags, der in Blüten Früchte keimen läßt. Die Ehe ist das höchste und feinste Lebensgebilde, das es gibt. Nun ist aber kein Organismus von unzureichenden Grundlagen und innerer Unordnung des Wesens lebensfähig und fruchtbar. Darum muß auch die Ehe auf den Vorbedingungen ruhen und die innere Verfassung haben, die sie zu diesem wundervollen Gebilde macht, wenn sie ihre Lebenskraft entfalten soll.

Gewiß können auch die verfehltesten Ehen erzieherisch wirken, aber nur in dem Sinne, als wir uns auch das Schlimmste zu unserm Besten dienen lassen können. Aber davon ist hier nicht die Rede, sondern von dem unmittelbar und unwillkürlich belebenden, bildenden und erziehenden Einfluß der Ehe, den wir erfahren. Der läßt sich aber nicht durch guten Willen und sittliches Streben hervorrufen. Dazu muß die wirksame Verfassung der Ehe lebendig vorhanden sein.

Nur wenn die Ehe ein wirkliches, lebendiges Naturgebilde ist, entfaltet sie ihre bildende Kraft und ihre erzieherische Wirkung. Ist sie eine künstliche Machenschaft, so bleibt sie nicht nur für das persönliche Wesen der beiden Gatten unfruchtbar, sondern läßt es unter allen Umständen verkümmern. Die ehrlichen Bemühungen, sich gegenseitig etwas zu sein, können ja auch dann förderlich wirken, und die Mutterschaft entfaltet gewiß trotz alledem das weibliche Wesen, aber die Ehe als persönliche Gemeinschaft bleibt dann brach und öde.

Ob die Ehe ein Naturgebilde ist, hängt aber davon ab, ob sie aus Liebe geboren ist, d. h. aus der geschlechtlichen Liebe, die von dem verborgenen Geschlechtstrieb getragen und durch die Wechsel-

---

die Kenntnis dieser eingehenden Behandlung voraus. Er ergänzt das Buch nach einer Seite, auf die dort nur hingewiesen werden konnte.

wirkung des persönlichen Eindrucks zwischen Mann und Weib entzündet wird. Diese leidenschaftliche gegenseitige Zuneigung und Sehnsucht nach einander ist das grundlegende Lebenselement der Ehe: aus ihr entsteht sie und von ihr lebt sie. Infolgedessen wurzeln darin alle der Ehe eigentümlichen Wirkungen, also auch ihre erzieherische Bedeutung, und was nicht darin wurzelt, ist nicht der Ehe eigentümlich.

Aber gerade bei Menschen reinen Empfindens und naiven Lebens wird die Liebe zunächst nicht als geschlechtliche Lust, sondern als eine persönliche Leidenschaft zu dem andern empfunden. Die dunkle Unterströmung des sinnlichen Triebs tritt nicht ins Bewußtsein. Erst unter näherer Berührung durchflutet sie wie eine Feuerwelle den Menschen und setzt sein ganzes Wesen in flammende Glut. Es ist darum kein Wunder, wenn viele Menschen unsicher sind, ob es die Liebe ist oder irgend ein anderes Gefühl, was sie empfinden, und so manche sah ich ganz ratlos, was sie tun sollten. Ich habe dann immer gefragt: Fühlen sie sich ganz elementar von dem Manne, bez. dem Mädchen angezogen oder nicht? Wenn nicht, dann kann von der Naturgewalt der Liebe, die zwei Menschen zu der höheren Einheit der Ehe verbinden will, keinesfalls die Rede sein, auch nicht in den keimhaftesten Anfängen. Denn wo sie sich regt, äußert sie sich stets zunächst als eine geheimnisvolle magnetische Kraft, die nicht unserm Willen, sondern unsrer Natur entspringt.

Fühlt man sich ganz ursprünglich von dem andern, von seiner Art und seinem Wesen angezogen, so ist die Möglichkeit von Liebe gegeben. Aber noch lange nicht die Gewißheit der Liebe als der inneren Notwendigkeit der völligen Vereinigung von Mann und Frau. Man kann unmöglich alle heiraten, die man lieben kann. Nur wo die Mächtigkeit des Wechselstroms der Leidenschaft die Tiefe, Kraft und Dauer des quellenden Lebens der Ehe verbürgt, nur dort erwächst die Ehe wie ein Naturvorgang aus der Liebe.

Dabei ist es durchaus nicht nötig, daß die Liebe gleich wie

ein elementares Naturereignis über die Menschen kommt. Das hängt von der Art der Menschen und der Umstände ab. Ebenso naturgemäß ist es jedenfalls, wenn aus ganz feinen Liebesregungen unter dem persönlichen Verkehr die Liebe langsam aber stetig mit immer sieghafterer Überlegenheit zu dem alles erfüllenden Einklang der beiden Wesen heranwächst. Jedenfalls liegt aber die stärkste Steigerung und Selbstoffenbarung jeder wahren Liebe niemals vor der Ehe, sondern in der Ehe. Die Heirat ermöglicht erst die Erfüllung und damit die eigentliche Entfaltung der Liebe.

Alle andern Arten von Liebe als dieser Naturdrang, der durch alle Regionen des menschlichen Wesens flammt, die Liebe aus Mitleid, die Liebe aus gleicher Gesinnung und Interessen, nicht zu reden von der Liebe auf Kommando der Eltern oder Verhältnisse, der Liebe aus äußeren Gründen, führt nicht zu dem Naturgebilde der Ehe, sondern zu einem erbärmlichen Machwerk. Jede Liebe aus Motiven ist keine Liebe. Die wahre Liebe ist eine ganz grundlose Liebe, ein unmittelbarer Drang, eine Empfindung, die man nicht erklären und rechtfertigen kann, aber überwältigend erlebt.

Daraus folgt sofort: jede Liebe, die nach Gründen sucht, um sich zu rechtfertigen, jede Liebe, die Gründe braucht, um sich zur nötigen Höhe hinaufzutreiben, jede Liebe, die sich von Überlegungen nähren muß, um nicht zu verwelken, ist eigentlich für die Ehe unzureichend. Aber allerdings kann sie sich, wenn sie überhaupt nur magnetische Kraft hat, unter der Wundermacht der Ehe zu voller Kraft entfalten, wie ein kümmerlich Pflänzlein, das in fruchtbares Erdreich gesetzt wird, aber natürlich nur wenn die sonstige Verfassung der Ehe in Ordnung ist. Dann wächst unter ihrem gedeihlichen Walten auch die Lebenskraft einer unzulänglichen Liebe. Sonst geht sie gar schnell ganz zu Grunde.

Diese ursprünglich quellende Liebe macht die Ehe mit allem, was sie ist und in sich birgt, zur Natur. Ohne sie wird alles Unnatur. Von ihr getragen wird alles zu einer Auslösung tiefer Sehnsucht, zu einer Erfüllung verborgener Bestimmung, zur Entfaltung von Keimen und Knospen, ohne sie wird es widernatürlich

und gemein, ekelhaft und bedrückend. Ohne sie ist die eheliche Vertrautheit etwas, wozu man sich überwinden muß, und der eheliche Verkehr eine Preisgabe von Körper und Seele, an die man sich erst gewöhnen muß. Das sind Tatsachen, die einmal ausgesprochen werden müssen. Die reflektierte Liebe hält aus bis zum Hochzeitstag. Dann erweckt aber die körperliche Vermählung in ihrer Widernatur unvermeidlich einen instinktiven Widerwillen gegen einander, während sie bei ursprünglicher Liebe der Ausdruck tiefster seelischer Vereinigung ist und die innere Einheit der beiden für Zeit und Ewigkeit begründet. Dieses Grauen vor dem andern kann unter Umständen schnell wie ein Hauch aus dem Bewußtsein verschwinden, während es manche schon zum Wahnsinn gebracht hat, aber es zehrt weiter im Unterbewußtsein und entzündet den Krieg der Geschlechter, der in allen nicht aus echter Liebe geborenen Ehen bald offen, bald geheim, bald kalt, bald leidenschaftlich, bald unausgesetzt, bald periodisch geführt wird. Statt der Liebe waltet dann der Egoismus. Die Ehe wird die Rache der Natur für den Frevel an ihr. Gewiß, der rein körperliche Geschlechtstrieb ist trotz allem geweckt und treibt die beiden Menschen im Sinnentaumel immer wieder zu einander, aber nur, um sie desto gereizter gegen einander werden zu lassen. Daß eine solche Ehe nicht erzieherisch wirken kann, liegt auf der Hand. Sie wühlt vielmehr alle gemeinen Instinkte im Menschen auf und bildet sie aus. Sie erniedrigt und reibt gegenseitig auf.

Die Liebe als unmittelbare Anziehungskraft verbürgt, daß die beiden Naturen zur Ergänzung angelegt sind. Denn entsprächen sie sich nicht, so würden sie sich nicht gegenseitig anziehen. Es ist die Sehnsucht nach Zusammenschluß, welche magnetisch empfunden wird. So bewirkt die echte Liebe ganz von selbst die Auslese für einander, auf der die persönliche Kultur der Ehe beruht. Die ursprüngliche Liebe treibt immer unbewußt Zuchtwahl. Aber die eingebildete und reflektierte Liebe gesellt sich willkürlich zu fremder Art. Und darum wirkt sie barbarisch, sie zieht herunter und läßt verwildern.

Die Liebe als magnetischer Zug zu einander stimmt die beiden Menschen auf einander, macht sie für einander empfänglich und weckt die feine Empfindung für des andern Art. Durch sie kann die Gemeinschaft ein ganz unmittelbares Leben und sich Geben aus ursprünglichem Empfinden werden. Das Verhalten zu einander bleibt dadurch ein freier, rückhaltloser, quellfrischer Verkehr, eine gerade, naive und impulsive Äußerung des Innersten, ein einfacher Lebensaustausch. Diese Liebe erlebt man immer als einen Drang nach zunehmender Gemeinschaft, als eine dauernde Bewegung der Seelen auf einander. So ist sie in Wahrheit die Lebensquelle, der alle schöpferischen Wirkungen der Ehe entspringen.

Wo die Liebe nicht eine solch elementare Anziehungskraft zwischen zwei Menschen in ihrem ganzen geistleiblichen Wesen, sondern ein vom Bewußtsein getragenes und gesteigertes Interesse an einander ist, da fehlt jede Unmittelbarkeit. Da ist das eheliche Leben überlegt und konstruiert, umständlich und berechnet. Nichts ist ursprünglich, alles ist gemacht. Es kann ganz tadellos zugehen, aber niemand wird seines Lebens froh. Die Ehe ist eine Einrichtung, aber kein Naturgebilde.

* * *

Aber nicht die Liebe schließt die Ehe, sondern der Wille. Die Liebe führt zusammen, der Wille setzt in eins. Es würde niemals eine Gewißheit geben, ob es wirklich der für uns einzige Mensch ist, zu dem wir uns gerade überwältigend hingezogen fühlen, oder ob er nicht erst noch kommen wird. Deshalb kann niemals die Liebe entscheiden, sondern der Wille muß es tun. Seine persönliche Tat schafft erst die Ehe.

Aber kein Willensakt ohne Urteil. Kein Mensch, der weiß, daß seine Ehe sein Schicksal ist, wird sie wagen ohne zu wägen. Nur aus der hellseherischen Klarheit, die alle Vorbedingungen des Gelingens zu schätzen weiß, darf die Gewißheit entspringen, die den entscheidenden Schritt tut.

Wo zwei Menschen in der Leidenschaft den Kopf verlieren

und sich besinnungslos einander hingeben, da wird keine Ehe geschaffen, sondern ein Fall getan. Auch nicht wenn sie nachher auf das Standesamt gehen. Dann wird nur die erste Dummheit durch die zweite, mit der man sie gut machen will, zu einem Verhängnis fürs ganze Leben. Denn man stellt es unter die Fortwirkung eines Augenblicks persönlicher Bewußtlosigkeit. Man sieht hieraus, was die für eine Ahnung vom Sachverhalt haben, die davon träumen, alle Ehen möchten „natürlich" entstehen, rein durch die ungehemmte Auswirkung der Liebe. Dadurch entstehen nicht Ehen, sondern Begattungen, wie wir auf der Stufe der Tiere beobachten können.

Die Liebe ist das Element, der Wille ist der Schöpfer, der aus dem Element das Lebensgebilde schafft. Mit Willen — die ganze Persönlichkeit verkörpert sich in diesem Akte — gibt man sich für sein ganzes Leben hin und ergreift den andern zu unlösbarer Gemeinschaft. Liebe ist gegenseitige Anziehung, die Vermählung ist die gegenseitige persönliche Hingabe und Vereinigung des Lebens. Nur durch dieses in eins Setzen kommt die Ehe zu Stande. Lieben kann man und völlig für sich bleiben, sich in Leidenschaft verlieren, um sich darnach allein wiederzufinden. Dann wurde man ein Opfer der Elemente. Aber der Wille, der die Ehe schafft, bändigt die Elemente und baut daraus eine neue Welt. Er schweißt zwei Menschen in Liebesglut unlöslich zur Einheit des Lebens zusammen.

Deshalb erreicht erst in der Ehe die Liebe die volle Höhe des menschlichen Wesens, denn sie wird hier zur persönlichen Tat. Der Naturdrang, der wie ein Sturm neuen Lebens den Menschen erfüllt, wird durch die freie Tat des Menschen ein Lebensgebilde fester Verfassung. Es gibt keinen überlegeneren Akt persönlichen Lebens, keine souveränere Schicksalstat des Menschen, als wenn er sich mit einem Wesen des andern Geschlechts zu einem Leben verbindet, als wenn zwei Menschen aus eigner Machtvollkommenheit eine neue Menschheit begründen.

Damit wird erst die Liebe aus einer Sensation und Episode zu einem Leben und heroischen Unternehmen. Damit wird sie erst zu selbständigem Dasein geboren und fängt an sich zu entfalten.

Sie hat Wurzel in ihrem Lebensboden geschlagen, und jeder Tag der Ehe bringt ein Wachstum der Liebe. Wo eine Ehe aus ursprünglicher Liebe und freier persönlicher Tat entsteht, da allein offenbart die Gemeinschaft des Lebens erst das eigentliche und volle Wesen der Liebe. Da erblüht sie in ewiger Jugend, da wächst sie an jedem Erlebnis von Tag zu Tag an Kraft, Tiefe und Herrlichkeit. Wer wünschen kann, daß die schöne Zeit der jungen Liebe ewig grünend bliebe, der kennt die wahre Liebe, die sich erst in der Ehe offenbart, überhaupt nicht.

Aber was der Wille geschaffen hat, das muß er auch erhalten. Er muß dauernd die Ehe tragen. Daß die Ehe verfällt, sobald die Liebe zu quellen aufhört, weiß jeder. Aber daß sie nur so lange lebendig bestehen kann, als der impulsive Wille die treibende Kraft ihres Lebens ist, daran denkt man nicht. Und doch ist es stets und auf allen Entwicklungsstufen der Wille, der die Liebe im Innersten zusammenhält und schöpferisch begabt. Sobald daher die Ehe aufhört, freie Tat der Persönlichkeit zu sein, verliert sie sowohl den genialen Zug wie die schöpferische Kraft. Wenn sie Einrichtung und Gewohnheit wird, dann wird sie Zwang und Joch. Und wo der Wille nachläßt, da versiegt auch die Liebe. Dann verdorrt das lebendige Naturgebilde, und mit seiner erzieherischen Bedeutung ist es dahin.

Wundert ihr euch darüber? Aber wer kann ein Unternehmen nennen, das bestehen, geschweige gedeihen kann, wenn es nicht unausgesetzt von dem glühenden Interesse und der lebendigen Energie seines Schöpfers getragen wird? Und die Ehe, meint ihr, könnte allein laufen! Nein, sie versumpft, verstockt, erstarrt, wenn ihr die lebendige Kraft fehlt, die unausgesetzt aus dem Lebenselement der Liebe Sprossen, Blüten und Früchte hervortreibt, ja die erst überhaupt der barbarischen Naturgewalt den Charakter organischen Lebens gibt.

Wo der Wille nicht die Ehe trägt wie der Selbsterhaltungstrieb unser Dasein, da wird die Ehe unpersönlich, ein äußeres Lebensverhältnis. Ein eheliches Leben aber, wo man nicht mit

glühender Seele dabei ist, das ist gemein, öde, widerlich. Von quellendem Leben ist dann keine Rede mehr, höchstens von philiströsem Behagen. Die angenehme Häuslichkeit tritt an Stelle des verlorenen Paradieses. In allen Dingen, die das Innerste des Menschen angehen, ist der schlimmste Feind die Gewohnheit. Denn sie tötet alles Ursprüngliche. So versandet auch die Lebensquelle der Ehe, wenn sie durch das Beharrungsvermögen statt durch den lebendigen freien Willen des Menschen erhalten wird.

Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß hier der eigentliche Schaden unsrer Ehen liegt. Die Menschen wollen einfach nicht. Aus Trägheit, Unverstand, Oberflächlichkeit, Eigensinn oder Zuchtlosigkeit. Sie wollen bis zur Hochzeit oder bis zur Neige des Honigmonds, und dann lassen sie sich gehen. Wo ist dann noch der Wille zur Einheit der Pulsschlag der Ehe? Man richtet sich nebeneinander ein und findet sich mit dieser neuen Gestalt seines Lebens ab, statt daß der schöpferische Wille unausgesetzt neue Lebenssäfte der Liebe emportriebe, unter dem das unerhörte Wunder dieser Lebensgemeinschaft wüchse und sich entfaltete. Und weil die Ehe nicht täglich neu aus ihrem Willen geboren wird, deshalb wollen sie auch nichts daran wenden, geschweige sich in allem von dieser Verfassung ihres Lebens bestimmen lassen. Man lebt getrennt, jeder für sich, und wundert sich dann über die notwendig entstehende Reibung und Entfremdung. Diese ganze zermürbende Wirtschaft der Kompromisse und „Opfer", des gegenseitigen Marktens und Vorhaltens, wie sie unter Eheleuten alltäglich ist, folgt nur aus dem Mangel an Willen zur Einheit. Infolgedessen wird das Geheimnis gemeinschaftlichen Lebens niemals entdeckt.

Nur ein Beispiel. Die Ehe setzt Mann und Weib so in eins, daß im Vergleich mit dem Gatten auch der allernächste Mensch noch sternenweit entfernt ist. Es gibt kein treffenderes Bild für die Ehe als Adam und Eva im Paradies allein auf der Welt. Wo nun der Wille zur Einheit lebendig ist, wird Mutter und Freund sofort merken, daß keines der beiden mehr allein für sich zu haben ist. Wo er fehlt, werden beide Eheleute sich einzeln fühlen, immer einzeln

genommen werden und jeder für sich von Verwandten und Freunden hin und her gerissen werden.

Wieviele Ehen gibt es, die unter den besten Vorbedingungen den schönsten Anlauf nahmen! Die werden sich das Paradies gewinnen, sagten alle. Und sie fanden es auch, aber sie verloren es wieder, weil sie es nicht festhalten konnten. Der Wille erlahmte, und die Herrlichkeit sank zusammen. Dann macht man sich heimlich oder offen Vorwürfe, zweifelt an der Echtheit und Dauer der Liebe, sucht die Schuld in der Art des andern, leidet und härmt sich ab, und doch ist die einzige Ursache nur die Trägheit, welche das wunderbare Lebensgebilde vegetierend verkommen läßt.

* * *

Das eigentümliche Leben, das in einer solchen Ehe pulsiert, die der Wille immer aufs neue aus der Liebe schafft, beruht aber auf der Verschiedenheit der beiden Menschen. Nicht die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit ist eine Lebensbedingung der Ehe, und nicht die Gleichheit, sondern die Einheit und Gemeinschaft in der Verschiedenheit ist ihre Bestimmung*).

Was uns mit einem Menschen unter Tausenden ganz unmittelbar in den lebendigen Kontakt der Liebe bringt, das ist seine besondere Art, durch die wir uns zu ihm hingezogen fühlen. Sie zieht aber gerade uns in ihrer einzigartigen Eigentümlichkeit an, weil wir in unsrer eigenen Art auf sie angelegt sind, weil wir für sie Geschmack und Verständnis, Leidenschaft und Sehnsucht haben. Die andern gewahren gewiß auch die Besonderheit dieses Menschen und freuen sich vielleicht auch daran, aber sie wirkt bei ihnen nicht so auf die eigene Art und klingt nicht so mit ihr zusammen, daß sie wie eine Offenbarung unendlicher Herrlichkeit über sie käme und als die Erfüllung der eigenen Art überwältigend empfunden würde.

Diese besondere Art des geliebten Menschen, der uns vorkommt als für uns geschaffen und seit Ewigkeiten vorher bestimmt, ist aber

---

*) Vgl. zu dem Folgenden das Kapitel: Individuelle Selbständigkeit in „Beruf und Stellung der Frau". S. 190—195.

nicht der unsern gleich oder ähnlich, sondern von ihr verschieden. Gerade das andere, was wir nicht haben, zieht uns an. Wir sehnen uns immer nach dem, was uns fehlt. Deshalb ziehen sich die Gegensätze an, und die Liebe verdoppelt nicht, sondern ergänzt.

Unter diesen Umständen hängt ohne Zweifel das Gedeihen und der Segen der Ehe davon ab, daß die individuelle Verschiedenheit der Ehegatten gewahrt bleibt, daß die besondere Art des Mannes wie der Frau durch das gemeinschaftliche Leben nicht beeinträchtigt wird, sondern ihre Reife und Selbständigkeit gewinnt, daß sie nicht in der Entfaltung und Auswirkung gehindert wird, sondern im Werden und Leben zur Geltung kommt. Deshalb glücken nur die Ehen, wo in beiden Gatten ein tiefer Respekt vor der Art des andern ganz ursprünglich lebt, und die Eigenart des andern wie das kostbarste Kleinod der Ehe gehütet und mit reiner Freude genossen wird. Denn damit leistet man Gewähr dafür, daß durch die Wechselwirkung zwischen den beiden Arten die gegenseitige Anziehungskraft und das beglückende Behagen aneinander lebendig erhalten wird, und daß die persönliche Eigenart durch den anregenden und belebenden Einfluß der andern Art unmittelbar in ihrer Entfaltung und reinen Bildung gefördert wird.

Wo die Verschiedenheit in der Ehe gestört wird, da wird ihr inneres Leben gehemmt und ihre treibende Kraft gelähmt. Da fesselt man sich nicht mehr und regt sich nicht mehr an, sondern wird gleichgiltig und langweilt sich zusammen. Da ist man nicht mehr in Bewegung aufeinander, sondern auseinander. Wer unterdrückt wird, verkümmert, und wer unterdrückt, erstarrt oder entartet. Nur innerlich freie Ehen zwischen Menschen selbständiger Eigenart sind Quellen des Lebens und Paradiese, in denen sich ursprüngliches Wesen nach der Höhe der Wahrheit und Herrlichkeit des Menschen entfaltet.

Je mehr Spielraum eins dem andern für freie Bewegung und Entfaltung der Persönlichkeit läßt, je mehr eins dem andern die Bedürfnisse seiner besonderen Art zu befriedigen sucht, um so lebhafter, reicher und fruchtbarer wird das innere Leben der Ehe, um

so größer der Gewinn, den man für sich selbst davon hat. Die Gemeinschaft wird aber, je mächtiger das innere Leben der Ehe aus seinen zwei Quellen strömt, um so stärker werden, und für die innere Einheit gibt es keine festere Grundlage, als das sichere Beruhen des einen in seiner Art in der Anerkennung, Fürsorge und Freude des andern. Dieses Geborgensein des einen im andern bis in die verborgenen Tiefen seines unergründlichen Wesens hinein mitten in einer fremden Welt, das ist der ruhende Pol der Einheit in der Erscheinungen Flucht des gemeinsamen Lebens.

Ich kann mir keine rechte Ehe denken, wo nicht immer und immer wieder eins unter dem Eindruck des andern wie von einem großen Geheimnis überschauert wird: Wer bist du denn eigentlich? Wo kommst du her? und dann aus dem einen Staunen in das andere fällt: Und du bist mein Mensch, du liebst mich, wir haben uns immer! Da ist die unmittelbare Empfindung des Ewigen im Geliebten und seines reinen ursprünglichen Wesens lebendig, und ihr leuchtet jede eigentümliche Bewegung seines Lebens, jeder Zug seiner besondern Art in wunderbarer Herrlichkeit. Diese Ehrfurcht und Leidenschaft für das einzigartig Eigenartige im Geliebten ist ihm Sonne und Segen und erschließt uns die Fülle seines Wesens.

Gehört die Verschiedenheit der Menschen zum Wesen der Ehe, dann braucht sich niemand zu scheuen, seine Hand in die eines Menschen zu legen, der ganz andrer Art ist, wenn er sich nur von ihm angezogen und in dem Strahlenbereich seines Lebens bis in sein Innerstes heimelich fühlt. Mag er aus einer ganz andern Welt kommen, sein Leben ganz anders geführt haben und Abenteuer hinter sich haben, die dir ganz fremd sind: wenn er nur wie eine Offenbarung auf dich wirkt und eine Ahnung des Neulandes über dich kommt, das er in sich dir erschließt, wenn du nur ganz ursprünglich Respekt vor dem Neuen bekommst, das dir an ihm aufgeht, und er vor dir, deiner Person, deinem Leben, deiner Welt, dann freue dich und jauchze ihm entgegen, denn jedes von euch beiden bringt dem andern eine neue Welt als Mitgift mit. Ihr seid un-

endlich reicher als die Menschen von derselben Scholle und dem gleichen Gedinge und der ähnlichen Lebensfahrt.

Die verschiedene Herkunft ist darum kein Nachteil, sondern ein Vorteil für die Ehe. Wenn nur keins der beiden seine Vergangenheit verleugnet, dann gibt es eine fruchtbare Ergänzung im Wissen vom Leben. Ich kann mir für das persönliche Gedeihen von Menschen gar keine glücklichere Verbindung denken als zwischen reich und arm, hoch und niedrig, urwüchsiger Art und alter Kultur, Stadt und Land. Nur darf der Mensch als solcher nicht in seiner besonderen Daseinsgestalt aufgegangen und darin so beschränkt geworden sein, daß er nichts anderes gelten läßt, sondern es als verächtlich behandelt. Eine Ehe, die nicht unbesonnen oder äußerlich geschlossen wird, kommt nur kraft innerer Überlegenheit über solche Verschiedenartigkeit der Lebensverhältnisse zustande. Darum muß sie aber auch dauernd in dieser Überlegenheit beruhen, wenn sich die Unterschiede und Gegensätze fruchtbar ergänzen sollen.

Die ganze Vergangenheit der beiden Menschen ist ja ohne Belang. Denn sie beginnen mit der Ehe ein ganz neues Leben und ein gemeinsames Leben. Der Lebensertrag ihrer Erfahrungen, den sie sich angeeignet haben, das ist es, was Bedeutung hat, das ist ihr persönliches Vermögen, das sie in die Ehe mitbringen. Und je verschiedener das nach seiner Herkunft und Eigenart ist, um so größer und reicher ist der Lebensfonds, über den die glücklich Vereinigten zusammen verfügen.

Ebensowenig kann die Verschiedenheit der Interessen ungünstig wirken, wenn die Menschen nur nicht von ihren Interessen beherrscht werden. Ich sehe absolut nicht ein, warum eine Ehe Gefahr laufen soll, wo sich der Mann nur für seine Geschäfte interessiert und sich um Bücher und literarische Dinge, denen die Leidenschaft seiner Braut gilt, bisher nicht gekümmert hat. Die Ehe besteht doch nicht darin, daß man gemeinsam etwas treibt (Musik oder Kunst, Sport oder Börsenspiel, Krankenpflege oder literarische Novitätenjagd), sondern daß man gemeinsam lebt. Mag jeder seinen besonderen Gaben und Neigungen nachgehen, der Nährwert, den die

Beschäftigung für den Menschen hat, kommt doch unumgänglich dem andern mit zugute. Eins nährt sich mit von dem Honig, den das andere sammelt. Warum soll der aber auch mit sammeln, dem die Organe dafür fehlen?

„Aber man braucht doch Verständnis für seine Interessen!" Gewiß, sonst leidet die innere Gemeinschaft. Aber das wird sich schon einstellen, wenn deine Interessen Lebenswert haben. Denn der Gatte gewinnt nur an dir, an deiner Persönlichkeit und an deinem Leben das Verständnis für deine literarischen Liebhabereien, oder was du sonst treibst. Darum ist es ein Prüfstein für dich selbst, ob er Fühlung damit bekommt. Wenn nicht, so werden deine Interessen auch für dich nichts bedeuten, nichts als Unterhaltung, als Zeitvertreib, als Flucht vor dir selbst.

Freilich ist aber wieder Voraussetzung, daß eins die Interessen des andern anerkennt und achtet. Denn ohne Respekt kein Verständnis. Wenn ein Mann von vornherein über die Interessen seiner Braut lächelt, so begeht er ein Verbrechen, wenn er sie heiratet. Denn in diesem Lächeln liegt eine solche Überhebung, Selbstgefälligkeit und Verachtung des andern, daß kaum ein ärgerer Betrug einer hingebenden Liebe denkbar ist. Es gibt keine wahre Liebe ohne Ehrfurcht vor dem andern. Wo aber Ehrfurcht ist, kann man nichts als unwichtig nehmen, was dem andern wichtig ist, und über nichts lachen, was dem andern ernst und heilig ist. Aber welche Ueberhebung habe ich nicht oft bei Frauen gegenüber den geschäftlichen Interessen ihrer Männer gefunden, in denen zuweilen eine Genialität lebte, von der ich den guten Frauen gern ein Fünklein gewünscht hätte.

Nur darf keins von seinen Interessen beherrscht werden, sonst ist er ja kein Mann mehr, sondern ein Geschäftsbesessener: wie will er dann die Frau befriedigen, die doch nicht den großen Industriellen, berühmten Professor oder viel beschäftigten Arzt, sondern den Menschen heiratet! Und sie ist kein Weib mehr, sondern eine Wohltätigkeitsfurie oder Literaturnärrin: wie will sie dann den Mann beglücken, der in ihr seine Erfüllung sucht! Werden sie

von ihren Interessen und Liebhabereien beherrscht, dann stoßen natürlich die Interessen aufeinander und reiben die beiden Menschen aneinander wund und wild. Wer Augen hat zu sehen, der hat überall gemerkt, daß die echte Ehe und ihr wunderbares Weben Menschen von persönlichem Leben voraussetzt. Hier aber ist es mit Händen zu greifen, daß alle Menschen unpersönlichen Treibens unter ihren Verschiedenheiten in der Ehe leiden müssen, während die wirklichen Menschen sich dadurch ergänzen, beleben, bereichern und fördern.

Schließlich brauchen natürlich die beiden Menschen, die sich zu dem hohen Unternehmen der Ehe verbinden, durchaus nicht in ihrer Weltanschauung übereinzustimmen. Ja ich halte es nicht einmal für wünschenswert, denn ich fürchte, sie werden sich bald langweilen, wenn sie alles von derselben Seite ansehen und alles in derselben Weise auffassen und beurteilen. Dagegen werden sie die Dinge gründlicher anschauen, tiefer darüber nachdenken, kritischer gegen sich selbst werden, regsamer geistig leben und lebendiger in der Entwicklung bleiben, wenn auch hier die verschiedene Art aufeinander wirkt. Zweifellos wird das gemeinsame Erleben sie immer mehr zu einer gewissen Einigkeit der Anschauungen führen, wenn anders unsre Weltanschauung, so weit sie Wert hat, das Ergebnis unsrer Erlebnisse und unsers Nachdenkens darüber ist. Aber das ist nicht Voraussetzung, sondern Frucht der Ehe. Und diese Vermählung der Weltanschauungen wird sich nur dann vollziehen, wenn keins der beiden dogmatisch in einem bestimmten System, sei es des Materialismus oder einer religiösen Lehre, befangen bleibt, sondern den Offenbarungen des Lebens aufgeschlossen ist.

Ich halte also auch die Einigkeit im Glauben für keine Vorbedingung einer glücklichen Ehe. Der Glaube im eigentlichen Sinn, der mehr ist als religiöse Weltanschauung, ist die ursprüngliche Empfindung Gottes, des Lebendigen, in allem Sein und Geschehen, das Erleben der väterlichen Macht im Kleinen und Großen, das Spüren des lebendigen persönlichen Organismus geistigen Wesens, der hinter dem scheinbar eisernen Mechanismus der Natur-

vorgänge waltet, das Leben in der Strahlenflut einer ungeheuren Lebensmacht, die die ganze Welt im Innersten zusammenhält. Solch einer wird ohne Bedenken einen Menschen heiraten, von dem er sich mit elementarer Macht angezogen fühlt. Denn er fühlt die ewige Macht, die hier zusammenführt und verbindet, auch wenn der andere das göttliche Geheimnis des Lebens noch nicht kennt. Das ist ja ganz ohne Bedeutung, denn dieses Geheimnis bringt er ihm doch mit in die Ehe. Und das wird ihm ja unumgänglich im gemeinschaftlichen Leben aufgehen, ohne daß auch nur ein Wort darüber geredet zu werden braucht, natürlich nur, wenn der gläubige Teil wirklich glaubt und es sich nicht bloß einbildet, wenn man wirklich in seinem Leben die Schwingungen Gottes, des Lebendigen, spürt. Es kann das Licht, das den einen ganz erfüllt, dem andern nicht verborgen bleiben, wenn sie e i n Leben führen.

Ist aber der Glaube nur eine angenommene religiöse Anschauungsweise, so sehe ich nicht ein, warum es die Ehe stören soll, wenn der andere Materialist und Atheist ist. Wenn natürlich eins seine Auffassung der Dinge für unfehlbar und seine Erkenntnis für abgeschlossen hält, wenn man sich nur denken kann, daß der andere mit der Zeit seinen „Irrtum" einsieht, wenn nicht eins auf das andere einzugehen und ihn zu verstehen sucht, sondern nur daran denkt, ihn zu bekehren, dann soll man um Himmels willen voneinander bleiben, denn dann ist man auf dem besten Wege, sich die Ehe zur Qual zu machen. Auch hier geht es nicht ohne eine wirkliche ursprüngliche Ehrfurcht vor der Anschauung des andern. Auch wenn ich sie für verkehrt halte, muß ihr die persönliche Bedeutung, die sie für den andern hat, meinen tiefen Respekt sichern.

Natürlich wird es auch immer darauf ankommen, welche Rolle die Ansichten in einem Leben spielen. Ist meine Weltanschauung der Götze, dessen Kultus erst meinem Leben Inhalt gibt, so werde ich nicht ertragen können, wenn meine Frau nicht mit vor ihm kniet. Kenne ich aber die Ursprünge und den Wandel meiner Überzeugungen, habe ich meine Anschauungen als Spiegelungen meiner Erlebnisse in meinem Bewußtsein begriffen und halte ich

Ansichten für Geschmackssache, d. h. für abhängig von dem individuellen Empfinden, dann stehe ich über dem ganzen Meinungswesen und werde es nur natürlich finden, wenn meine Frau es anders sieht, als ich es sehe. Sobald das gemeinsame Leben beginnt und aus der Zweiheit eine Einheit wird, entsteht ganz von selbst eine Gleichheit des Erlebens und eine Einigkeit der Auffassung. Aber die soll man werden lassen und nicht machen wollen, sonst bringt man sich um die köstlichsten Erlebnisse, die es gibt.

In dieser Frage gehen die Ansichten sehr auseinander, je nach den Menschen, ihren Erfahrungen und Auffassungen der Ehe. Meines Erachtens ist eine unerläßliche Lebensbedingung der Ehe, daß die individuelle Selbständigkeit und das Fürsichleben der beiden Menschen gewahrt bleibt.*) Ebensowenig wie wir dem Rätsel, das der geliebte Mensch für uns ist, gewaltsam auf den Grund dringen können und dürfen, sondern warten müssen, daß es sich uns erschließt, um zu erleben, daß es sich vertieft, indem es sich erschließt: ebensowenig dürfen wir in die verborgene Quellstube seines persönlichen Lebens eindringen, sondern müssen sie heilig halten und warten, was für uns daraus entspringt.

Sobald die beiden Menschen ihr Fürsichleben ineinander fließen lassen wollen, werden sie beide veröden. Wenn eins nichts mehr für sich denken darf, wird es bald aufhören überhaupt zu denken. Wenn sie alles gemeinsam geistig verarbeiten wollen, werden sie es nur durch Geschwätz breit treten. Das persönliche Leben der Ehe hat zwei Brennpunkte, die man nicht ineinander setzen kann, ohne sie zu verlöschen. Zweifellos wird sich das Fürsichleben dem Gatten mehr als einem anderen Menschen äußern, und von den unaussprechlichen Vorgängen wird er mehr als andere ahnen. Aber gerade die persönliche Vertrautheit wird jede Zudringlichkeit ausschließen und sich in zarter Scheu bewähren.

Wer so steht, weil er aus Ehrfurcht vor dem geliebten Menschen einfach nicht anders kann, der wird ganz außerstande sein, ihn

*) Vgl. hierzu das schon erwähnte Kapitel aus dem Frauenbuch und über das Fürsichleben: „Die Bergpredigt". S. 240—262.

nach seiner Weltanschauung auszufragen, geschweige ihn darin irgendwie beeinflussen zu wollen. Eher würde ich mich zu Tode schämen. Die Weltanschauung, die kein äußerliches Behänge von Schmuck oder Reliquien ist, sondern aus unserm innersten Empfinden wächst, ist ein eingeborenes Reservatrecht der Persönlichkeit. Und ich wüßte auch gar nicht, wozu eine genaue Kenntnis darüber, geschweige eine Übereinstimmung für die Ehe nötig wäre.

„Aber man muß doch im tiefsten Grunde eins sein." Im tiefsten Grunde eins! Ja, ohne das wird es wohl keine volle Einheit geben. Aber sind denn meine Überzeugungen mein tiefster Grund! Dann läge er sehr an der Oberfläche. „Gott ist unser tiefster Grund". Zweifellos. Aber in dem bin ich doch mit dem Gatten eins, auch wenn er vorläufig noch nichts von der ewigen Quelle seines Wesens spürt! Aber die Einheit in ihm ist nicht der Ehe eigentümlich. In ihm bin ich eins mit allen Menschen.

Nein, Mann und Frau sind in der Ehe im tiefsten Grunde eins, wenn sie ihr Leben in eins gesetzt haben, wenn ihr innerstes Selbstempfinden in einem Klange ineinander schlägt: Ich bin dein, du bist mein. Dann ist man wahrhaftig mit einem Menschen in besonderer Weise im tiefsten Grunde eins.

Daraus ergibt sich allerdings noch eine weitere Einheit, ohne die keine Ehe existieren kann: die Einheit der Lebensauffassung, soweit sie das gemeinschaftliche Leben betrifft. Wenn eins die Ehe heroisch, das andere sentimental auffaßt, wenn eins sich oberflächlich mit ihr abfindet, das andere ihren tiefsten Gehalt ausschöpfen will, so gibt das keinen guten Klang, sondern eine Dissonanz, die schrill durch das ganze Leben gehen wird. Das gilt aber von der ganzen Lebensgesinnung. Wenn die beiden Menschen in ihrem Sein und Leben nicht einen Schwerpunkt haben, so fallen sie auseinander. Wenn eins Gott dient und das andere dem Mammon, so ist eine Einheit unmöglich. Wenn eins ein Beharrender und das andere ein Suchender ist, so können sie sich unmöglich vertragen. Wenn eins Egoist ist und das andere als Glied des Ganzen lebt, so werden sie sich nie verstehen. Wenn es einem bei den Kindern um die

Menschen und Seelen geht und dem andern um die Karriere in der Welt, so werden sie sich immer über die Kindererziehung in den Haaren liegen. Wenn eins das Glück in äußeren Verhältnissen und das andere im innersten Sein, in der Erfüllung der persönlichen Bestimmung sucht, so sind sie weltenfern auseinander. Insofern muß man im tiefsten Grunde eins sein, sonst ist es aus mit der Ehe. Ist man aber darin eins, so sind alle sonstigen Verschiedenheiten nur treibende Kräfte des Lebens. Und das führt uns schließlich noch auf eine letzte Bedingung für die erzieherische Wirkung der Ehe.

* * *

Soll die Ehe glücken und ihre Bestimmung in vollem Umfange erfüllen, so müssen sich die beiden Menschen ebenbürtig sein: individuell verschieden, aber von demselben Schlag. Dann werden sie von der Ehe das haben, was sie ihr geben. Sie wird genau danach sein, wie sie selbst sind. Liegt in ihnen der Drang nach Wahrheit und Leben, so wird sie ihnen zu einer Offenbarung von Wahrheit und Leben werden. Es werden immer alle das in der Ehe finden, was sie darin suchen. Aber wenn sie sich unebenbürtig sind, wird die Ehe den Segen keiner ihrer Entwicklungsstufen, die sie haben kann, erfüllen, sondern immer mißlingen. Es ist nicht wahr, daß der Mann die Frau und umgekehrt zu sich emporheben könnte. Sie ziehen sich immer nur herab. Das ist eine allgemeine Erfahrung. Darum sucht euch ebenbürtige Menschen, sonst bringt ihr euch nicht nur um Glück und Zukunft, sondern verderbt euch auch euer Leben noch dazu.

Die Ebenbürtigkeit beruht aber nicht in äußeren Vorzügen, sondern im Wesen des Menschen und hängt nicht ab von der Entfaltung seiner Gaben, sondern von dem Fonds, über den er verfügt. Nicht die soziale Herkunft, sondern die Rasse, und nicht die Bildung, sondern die Geschichte und Entwicklung des Menschen bestimmen seinen Wert.

Was wir heute Bildung nennen, steigert den Wert des

Menschen nicht im geringsten, deshalb gibt sie gar keinen Ausschlag für das Gelingen der Ehe. Es ist gar nicht nötig, daß deine Frau orthographisch richtig schreibt, wenn sie nur aufrichtig schreibt. Sie braucht von Geschichte, Geographie, Religion und Kunst gar nichts zu wissen, wenn sie nur im Leben nach Maßgabe ihrer Erfahrungen wissend ist. Sie braucht nichts von den großen Denkern zu kennen, wenn sie nur selbst ein denkender Mensch ist und etwas von den großen Fragen des Daseins verspürt.

Vegetierende Existenzen bleiben auch in der Ehe an der Oberfläche, mögen sie noch so glänzend und geistreich vegetieren. Willst du also das Wunder in seinen Tiefen kennen lernen, so suche dir jemand, in dem persönliches Leben keimt. Ganz unbewußt kann das sein: eine naiv selbständige Art, ein angeborener Widerstand gegen das Leben, eine ahnungslose Eigenart des Seins und Sinns. Dazu eine gewisse innere Reife. Denn die Unfähigkeit, die Verschiedenheiten der Meinungen und Neigungen in der Ehe zum Ausgleich zu bringen, geht immer auf eine Unreife des Geistes und Charakters zurück.

Nicht die sentimentale, sondern die heroische Art paßt zur Ehe als zu dem großen Abenteuer des Lebens. Denn die Ehe besteht nicht im Schmachten und im Spiel der Gefühle, sondern im Leben. Hüte dich vor kleinlichen Menschen und suche ein großdenkendes und hochgemutes Wesen. Tiefgründig, innerlich und von feinem Empfinden soll es sein, durch und durch wahr, ein Feind alles Scheins, ein freier und freudiger Geist, der voll Ehrfurcht und Güte ist. Findest du aber in unsrer kulturzerfressenen Menschheit jemand, der unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden lebt, so hast du das große Los gewonnen, denn das ist die Art des Paradieses.

Freilich ebenbürtig mußt du selbst auch ihm sein, sonst scheitert an dir die Ehe, denn der beste Wille ersetzt keine Qualität. Ebenbürtig heißt gleichwertig. Wie viele Menschen glauben aber, wenn nur der andere danach sei, an ihnen selbst werde es nicht fehlen. Aber es handelt sich hier nicht um subjektive Stimmungen, sondern

um objektive persönliche Verfassungen, die man nicht machen kann, wenn sie nicht geworden sind. Darum glaube ich, daß die am besten fahren, die sich ebenbürtig sind als Suchende nach der Wahrheit des Menschen. Denn in dem Maße als ursprüngliches Wesen in ihnen wird, entfaltet sich ganz von selbst die verborgene Herrlichkeit der Ehe.

„Wie kann man aber auswählen, wenn die Ehe aus der elementaren Anziehungskraft der Liebe geboren werden muß?" Aber ich habe doch gesagt, daß der Wille erst die Ehe schafft, und daß es keinen Willensakt ohne Urteil gibt. Es sind doch noch eine ganze Reihe elementarer Vorbedingungen für die Ehe nötig, von denen im Frauenbuch die Rede ist: hier handelte es sich nur um die Voraussetzungen der erzieherischen Wirkung der Ehe. Sie alle dürfen nicht außer Betracht bleiben. Und wo sie nicht vorhanden sind, ist der anziehende Mensch nicht für die Ehe geschickt. Dann ist er eben nicht der, der kommen soll, sondern wir müssen eines andern warten, und wir werden dann einmal die Erfahrung machen, daß sich dort, wo wir einen ebenbürtigen Genossen treffen, die magnetische Anziehungskraft der Liebe am stärksten äußert. Wenigstens wenn das geschlechtliche Empfinden nicht ein für sich schweifender Trieb ist, sondern in geschlossener Harmonie mit dem ganzen persönlichen Leben des Menschen steht, wird es durchdringend und elementar nur dort bewegt, wo uns aus einer Menschenerscheinung die Strahlenfülle eines ebenbürtigen Wesens trifft.

* * *

Die Wirkungen einer Ehe, wie sie sein soll, zwischen Menschen, die danach sind, kann man nach Umfang und Tiefe kaum ermessen. Sie ist eine Lebensquelle, die alles überflutet und befruchtet. Hier soll aber nur von ihrer bildenden Kraft und erzieherischen Bedeutung für das menschliche Wesen die Rede sein.

Die Erfüllung dessen, woraufhin alles im Menschen angelegt ist, hat eine unbeschreibliche Wirkung auf den ganzen geist-

leiblichen Organismus. Der außereheliche Geschlechtsverkehr hat das nicht. Nach dem Zeugnis aller derer, die es wissen müssen, überschleicht den Menschen hinterher Traurigkeit, wenn nicht Ekel. Und in den mißratenen Ehen mag es ähnlich sein. Da hat man hinterher auch nur das Gefühl, daß der schöne Wahn verflogen ist. Aber wo sich bei zwei Menschen in der Ehe der bisherige Werdegang ihres Lebens und das Sehnen ihrer Natur und Seele rein und wahr erfüllt, wo sie überwältigt werden von dem Erlebnis, in dem andern zur Ruhe zu kommen und eins zu werden mit ihm, jetzt erst in das volle Menschsein und Leben eingetreten zu sein, da kommt es über sie wie eine Auslösung aller inneren Spannungen und Nöte, wie eine Sammlung und Steigerung aller Kräfte, wie ein Aufschwung zu neuem Leben und ein Aufbruch zu heroischem Abenteuer. Das sind keine Stimmungen, sondern Naturvorgänge und persönliche Erlebnisse, die Auswirkungen des Ereignisses, das eingetreten ist.

Dazu kommt die unerhörte Befriedigung des Menschen im dauernden Erleben seines andern Ich, die Gemeinschaft des Lebens nach der Erlösung von der drückenden Alleinsamkeit, das tiefe Behagen in dem unmittelbaren persönlichen Widerhall, den man findet, der Wechselstrom der Liebe, der das ganze Dasein durchglüht. Das ist wirklich das wiedergewonnene Paradies, in dem Mann und Weib aus ihrer Umarmung zu einem ganz neuen, vollmenschlichen Dasein und zu heldenhafter Lebensfahrt erwachen. In diesem unvergleichlichen Glück, das von Jahr zu Jahr immer tiefer und herrlicher erblüht, findet alles, was die Ehe im Menschen löst und zur Entfaltung bringt, die Lebensbedingungen herrlichsten Gedeihens. Mann und Weib werden und leben fortan im Paradies.

Deshalb ist die echte Ehe vorzüglich die Stätte, wo Persönlichkeiten werden — natürlich unter dem Vorbehalt, woran ich weiterhin nicht immer wieder erinnern werde, daß alle Vorbedingungen vorhanden sind, mit denen wir uns so eingehend beschäftigt haben. Die Ehe stellt die Menschen auf die Höhe persönlichen Lebens. Denn sie ist ja die souveränste Tat, die es in unserm Dasein gibt.

Niemals sonst gestalten wir sonst so überlegen und selbstherrlich unser Leben, niemals schmieden wir sonst so unser Schicksal mit eigener Hand. Und die Ehe welkt sofort, wenn ihre Lebenssäfte nicht dauernd aus dem innersten Drang und Willen des Menschen emporsteigen, wenn nicht sein Selbst immer mit glühender Seele dabei ist. Treibt uns aber die Ehe zu persönlichem Leben, so wird dafür die stärkste Triebkraft des Menschen, die es gibt, gewonnen und in wirkende Bewegung gesetzt: die Liebe. Ahnt man nun, was die Ehe werden kann? Ihre Bedeutung für die Menschwerdung ist unermeßlich.

Zu dieser Wirkung auf das Leben des Selbst tritt ja noch ihre Wirkung auf das Wesen des Selbst, das unter dem Erlebnis der Ehe als Ereignis und Zustand wie eine Knospe im Sonnenschein erblüht. Alles, was noch im Menschen schlummerte, wacht auf, und was schon lebendig war, entfaltet sich in Kraft und Schönheit. Das ganze einzigartige Gebilde, das jeder Mensch keimhaft ist, entwickelt sich in seiner wundervollen Eigenart. Die Liebe steigert ja ganz unwillkürlich, was den Geliebten anzieht, und das ist doch gerade das einzigartig Eigentümliche, indem sie es mit ihrer Lebenskraft erfüllt, und die Liebe, die wir erleben, läßt es in der Freude, die sie über uns ausgießt, gedeihen. Die unmittelbare Gegenwirkung des Geliebten aber und der bildende Einfluß des gemeinschaftlichen Lebens sorgt ganz unmittelbar für Reinheit und Ebenmaß der persönlichen Bildung.

Diese bildende Kraft der Ehe würde aber gar nicht so zur Geltung kommen, wenn ihr nicht freie Bahn geschaffen wäre. Wir alle wissen davon zu sagen, wie uns Erziehung und Schule verkümmern und das Leben verwahrlosen läßt. Wie entartet und verkommen sind doch im Grunde genommen die meisten jungen Menschen in der Mitte der zwanzig, zumal die jungen Männer! Wie verdorben in ihren Empfindungen, abgeschliffen oder verwildert in ihrer Eigenart, versauert oder blasiert oder verflacht, wenn nicht schon verbittert oder gelangweilt, wie eingebildet und respektlos, wie träge und selbstsüchtig, wie frivol und gemein! Da be-

darf es erst einer gründlichen Regeneration, wenn die Ehe die verlorene und verdorbene Eigenart zur Entfaltung bringen soll.

Diese Erneuerung und Umwälzung des ganzen Wesens bringt aber die Liebe. Die Ehe führt nur fort, was die Liebe beginnt. Die Ehe kultiviert, was die Liebe keimen läßt.

Jede reine Liebe kommt über den Menschen wie eine himmlische Gewalt, die ihn emporhebt, heiligt und mächtige Anstöße zu einem neuen Leben gibt. Man fühlt sich unwürdig dieser Gnade, denn in dem reinen Lichte der Liebe geht uns der Blick auf über unsre Häßlichkeit und Entartung, und man sieht sich doch des Wunders gewürdigt! Das ergreift uns bis in unser tiefstes Empfinden und wühlt unser ganzes Innere auf wie ein Frühlingssturm: himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt.

In diesem Sturm und Drang des Herzens findet der Mensch sich selbst wieder. Denn das Selbst wacht auf bis ins Innerste getroffen und zum Leben geweckt. Und es sieht, was es angerichtet und getrieben hat. Da steigt es heiß in dem Menschen auf und bricht ungestüm in den Vorsatz aus: nun aber ganz anders! Sie wollen alle ein neues Leben anfangen. Selbst die hartgesottensten Sünder träumen von dem Engel, der sie durch die Ehe retten kann. Und wenn es nicht gelingt, so liegt das nur daran, daß immer die Kraft der Liebe und die Standhaftigkeit des Willens nicht ausreicht und anhält.

Aber die Liebe selbst läßt es in jedem Frühling werden. Die härtesten Herzen fangen an zu pochen. Die Erstarrungen lösen sich, das gemachte Wesen weicht, und die Masken fallen ab. Wer kann denn blasiert, verbittert und lebensmüde bleiben, wenn er liebt und geliebt wird? Wer kann dann noch über Verluste, Enttäuschungen und Mißerfolge trauern? Das Feuer der Habgier erlischt, der Ehrgeiz flieht, und selbst der Egoismus löst sich wie ein böser Krampf. Güte und Milde, Mitgefühl und Interesse für andere wacht auf. Feines Empfinden regt sich nach allen Seiten.

Wie neues Leben treibt es im Menschen. Seine eigentliche Natur kommt heraus in ihrer ganzen urwüchsigen Art und naiven

Unmittelbarkeit. Die ursprünglichen Empfindungen springen auf wie Quellen, wenn sie der Südwind weckt. Das Kind regt sich im Menschen, einfach und treuherzig. Ehrfurcht und Vertrauen werden lebendig. Die schlimmen Instinkte schweigen, und die häßlichen Angewohnheiten werden abgestoßen. Auch durch die verhärtetsten Übel geht ein Grimmen wie anbrechende Heilung. Keime treiben und Sprossen schwellen. Die köstliche Eigenart, die verloren war, fängt an zu grünen. Sie gewinnen alle Farbe und Glanz, die von Herzen die Liebe erleben. Und ein drängendes Verlangen nach wahrhaftigem Leben. Es leidet den Menschen nicht mehr in dem alten Treiben und Getriebenwerden. Selbst der eingefleischteste Beamte, der vertrocknetste Gelehrte und der platteste Erwerbsmensch fühlt etwas von einer höheren Bestimmung, von einem Leben, das Sinn hat und das Dasein rechtfertigt, und breitet die Arme aus nach dieser höheren Welt, aus der ihn der Ruf der Liebe trifft.

Diese Regeneration der Liebe, die natürlich nach Umfang und Tiefe verschieden ist, aber irgendwie bei jedem Menschen anbricht, wenn ihn eine große und reine Leidenschaft erfaßt, ist eins der größten Naturwunder, die es gibt, und bisher viel zu wenig für die sittliche Erziehung und persönliche Bildung in Betracht gezogen worden, vielleicht weil — das Neue Testament nichts von ihr weiß. Aber wo kämen wir hin, wenn wir alles verkennen oder gar leugnen wollten, was außerhalb des Gesichtskreises der Bibel geblieben ist? Jedenfalls nicht vorwärts und in die Wahrheit, die uns heute geoffenbart wird.

Aber diese persönliche Erneuerung, welche die Liebe hervorruft, wird sich nur dann nicht in unfruchtbaren Wehen erschöpfen, wenn die Ehe nicht ihr Ende ist, sondern der Anfang eines neuen Werdens und Lebens, zu dem sie treibt. In den allermeisten Fällen sinken die Menschen nach der Vermählung wieder zurück, weil die Liebe versiegt und der Wille zur Ehe erlahmt. Aber das braucht nicht zu sein, sondern gerade die Ehe bietet, wenn sie echt und recht ist, wie wir sahen, paradiesische Lebensbedingungen für

die Entfaltung alles dessen, was die Liebe hervorbringt. Wenn die beiden allerdings wieder aus dem Leben fallen, das ihnen die Liebe erschließt, dann geht das Paradies verloren und das Sprossen eines neuen Lebens verdorrt.

* * *

Was die Ehe begründet, das führt sie fort. Sie erzieht uns zu Vollmenschen und Meistern des Lebens.

Es ist ganz unmöglich, daß jemand in der Ehe eine Rolle weiter spielt, in der er sich gefiel und sich den andern zeigte. Und wenn sie ihm schon so in Fleisch und Blut übergegangen wäre, daß er selbst daran glaubte, vor seiner Frau kann er sie nicht durchführen. Da versagt die Geste des Helden, der Nimbus der Vollkommenheit zergeht, und die erhabene Ruhe des Weisen läßt sich nicht festhalten: er muß herunter von seinem Kothurn und wird in seiner nackten Menschlichkeit offenbar. Das ist kein Schade für die Ehe, wenn die Frau nicht so oberflächlich war, sich in sein äußerlich aufgedrehtes Wesen zu verlieben. Ihr geht es ja nicht anders. Vor der Hochzeit zeigt man sich immer im Sonntagsstaat, tadellos hergerichtet und im besten Licht. Nach der Hochzeit kommt die Wirklichkeit heraus, und das ist gut. Denn mit Flitter und Schein, mit aufgeblasenem oder gemachtem Wesen läßt sich kein Leben erbauen. Da müssen sich die Menschen so ergreifen, wie sie sind.

Die Ehe stellt uns also rücksichtslos auf den nüchternen, aber tragfähigen Boden unsrer persönlichen Wirklichkeit. Aber sie sagt nicht bloß: nun seht zu, daß aus euch etwas Ordentliches wird, sondern sie nimmt uns unverweilt in ihre feste Zucht. Die freie Tat der Ehe macht Mann und Frau gegenseitig von einander abhängig und stellt ihr ganzes weiteres Leben, all ihr Streben und Unternehmen auf die bestimmende Grundlage des Lebensverhältnisses, das sie eingegangen sind. Ihre Selbständigkeit ist fortan bedingt, und ihr Tun und Treiben wird bestimmt durch die Ehe. Diese feste persönliche und sachliche Verankerung des Lebens —

der Schrecken aller emancipierten Weiber und alten Junggesellen — die nur menschenunwürdig wäre, wenn sie nicht der freie Wille zur Ehe begründet hätte, gibt dem Leben der beiden Menschen eine feste Verfassung und innere Geschlossenheit.

Willkürlich drauf los zu leben und träge sich gehen zu lassen, jeder Laune zu folgen und jedes Verlangen zu befriedigen ist innerlich nicht mehr möglich. Die wahrhaftige Gemeinschaft mit der Frau und die Ehe als solche führt ohne weiteres unser Leben aus der Unordnung in die Ordnung, aus der Zufälligkeit in die Notwendigkeit, aus dem willkürlichen Treiben zu einer vernünftigen Lebensführung, die Sinn, Charakter, Folgerichtigkeit und festen Zusammenhang gewinnt. Das heißt: die Ehe führt uns aus dem barbarischen Wesen zu einer Kultur des Lebens, und damit kultiviert sie den Menschen selbst. Auch in ihm selbst wird das Willkürliche zurückgedrängt und die Widerstandsfähigkeit gegenüber den Reizen gekräftigt. Er wird innerlich fester. Das Schwergewicht der Ehe gibt ihm einen starken Halt. Der Drang nach Zerstreuung und Abwechslung wird durch den Zug nach Sammlung für sich selbst, nach Vereinigung mit dem andern Ich und nach Einwurzlung im Heim überwunden.

Das Bewußtsein der Verantwortung, welche die Ehe bringt, stärkt das Rückgrat. Die große Lebensaufgabe, die sie darstellt, kräftigt und vertieft das Pflichtgefühl. Die Lebensfreude in der Ehe erfüllt mit starker persönlicher Spannkraft. Das Leben unter den Augen des andern wird zur Lust. So werden Mann und Frau in wunderbarer Weise durch die Ehe in sich gefestigt, selbstbewußt, pflichttreu, tatkräftig und lebensfroh. Das alles in dem paradiesischen Klima der Ehe. Kein Wunder, wenn die Menschen so oft schon wenige Monate nach ihrer Verheiratung kaum wieder zu erkennen sind. So sind sie gereift und zu ihrem Vorteil verändert.

Natürlich kann sich dieses Stück Menschwerdung, wenn es echt sein soll, nur in Freiheit vollziehen. Sobald die Abhängigkeit von der Frau und vom Manne und die Bedingtheit des Lebens durch

die Ehe als Zwang empfunden wird, statt als Zuneigung und als Begründung des Lebens, sobald man seufzend „das Joch der Ehe" trägt, wird man statt innerer Bedingungen nur Schranken und Hindernisse sehen und wird sich ihnen widerwillig fügen oder sich dagegen auflehnen, aber auf keinen Fall etwas von der erzieherischen Wirkung der Ehe spüren. Ob man äußerlich „gebunden" lebt oder das ungebundene Treiben trotz der Ehe fortsetzt, ist für die innere Kultur ganz gleich. Denn was man gezwungen tut, bleibt unfruchtbar. Wenn also die Frau den Mann unterjocht hat, oder der Mann die Frau beherrscht, so werden nicht Menschen in der Ehe, sondern Sklaven und Tyrannen. Nur aus der freien Bewegung des Selbst wird die Menschwerdung geboren. Deshalb muß die Ehe, soweit ihr Einfluß reicht, freie Tat der Persönlichkeit sein und bleiben. Sonst ist ihre menschenbildende Kraft dahin.

Steht es so, dann ist die Ehe die hohe Schule wahrer Selbstverleugnung. Nicht das Selbst wird verleugnet, das hat ja in der Tat der Ehe die Höhe des Lebens gewonnen und sich in seinem andern Ich erst recht gefunden, sondern die Gewohnheiten, Neigungen, Launen und Absonderlichkeiten, in denen es bis dahin befangen war, werden verleugnet, und das Selbst wird befreit. Durch die Selbstverleugnung, welche die Ehe veranlaßt, wird gerade die Herrschaft des Selbst im Leben gewonnen. Nur nicht zu Gunsten eines Willkürregiments, sondern zu Gunsten einer konstitutionellen Regierung auf Grund der ehelichen Verfassung.

Der Mensch kann in der Ehe nicht mehr für sich allein leben. Er lebt für seine Frau und seine Kinder. Damit führt ihn das Leben ganz einfach und direkt auf das Grundgesetz unsers Daseins, daß wir nichts für uns sind und werden können, sondern nur als Glieder einer Gemeinschaft. Die Ehe ist die Zelle des großen Volksorganismus, in der dieses Naturgesetz des menschlichen Lebens zuerst zur Geltung kommt. Dieses Leben für Mann und Kinder weckt und übt weiter die Fähigkeit des Verzichtens und sich Aufopferns in außerordentlicher Weise. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch dadurch nicht verkümmert, sondern erst recht aufgeht, er-

stärkt und sich entfaltet. So führt uns die Ehe auch ganz von selbst auf den einzigen Weg zu wahrer menschlicher Größe: durch Dienen und Tragen vornehm und bedeutend zu werden.

Dadurch wird der Egoismus überwunden, die Erstarrung in sich selbst, die Beschränktheit des Sinns und Interesses auf sich selbst, die Stumpfheit und Gleichgültigkeit gegenüber andern. Gewiß kann nun an Stelle des Einzelegoismus der Familienegoismus treten. Aber dadurch wird jedenfalls schon die selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit des Einzelmenschen überwunden. Und wenn die Erfahrung lehrt, daß kinderlose Eheleute meist geizig werden, so zeigt sie, daß die Überwindung des Egoismus durch Verzicht und Aufopferung für die Kinder nicht an der Grenze der Familie Halt macht, sondern daß das Herz dadurch für alle aufgeschlossen wird, die auf uns angewiesen sind.

Das ist das größte, was die Ehe an erzieherischer Wirkung hervorbringen kann, wenn sie den naiven Egoisten den Sinn für den andern öffnet und aus der feinen Empfindung für die andere Art, für seine innere Verfassung und persönlichen Bedürfnisse, seine Schwächen und Eigentümlichkeiten das Ahnungsvermögen für sein Inneres und die zarte Rücksicht auf ihn weckt. Denn das ist, als wenn Blinden die Augen aufgetan würden. Und es ist kein Zweifel, daß die Ehe es kann. Denn die echte und tiefe Liebe öffnet den Blick für die Eigenart des Geliebten, weil sie aus ihrer Empfindung entspringt, und die rechte Ehe zieht die feine Witterung dessen, wie es in dem andern aussieht, und die verständnisvolle Rücksichtnahme auf seine Eigenart heran. Hat jemand aber erst einmal an einem Menschen das geheimnisvolle Wunder der besondern Art jedes Menschen erlebt, dann wird er anfangen, ihm auch in den andern Menschen nachzuspüren, denen er im Leben begegnet.

Weiterhin stellt die Ehe die beiden Menschen vor ein großes und bedeutsames Unternehmen, das sie ganz allein auf sich angewiesen, durchführen müssen: eine Familie zu gründen, sie im Leben zu behaupten und ihr Gedeihen zu sichern, die neue Menschheit, die aus

ihnen stammt, aufzuziehen und für das Leben tüchtig zu machen und sich mit diesem Häuflein Menschen durch Not und Gefahren, Schicksalsschläge und alle möglichen Widerwärtigkeiten durchzuschlagen. Es ist ein reiches Leben mit einer Fülle mannigfachster Erfahrungen und ein schweres Abenteuer voll Mühe und Arbeit, Angst und Gedränge. Wer es aber durchführt und meistert, dem ist nichts Menschliches fremd geblieben, der hat das Leben gelernt. Wer da in allen Wettern seinen Mann gestanden und sich als Nothelfer in jeder Lage bewährte, der ist ein ganzer Mensch und trotz der Unscheinbarkeit seiner Leistungen voll wahrhaftigen Heldentums.

Mann und Frau stehen darin zusammen wie ein Mann, Schulter an Schulter, gegenseitig sich Halt, Antrieb und Erquickung. Gleich sind die Lasten und gleich die Freuden, aber doppelt ist die Frucht, die sie davon nehmen. Hier zeigt sich die Einheit des Lebens und bewährt ihre Übermacht über alle Verhältnisse. Wie hier das tatkräftige persönliche Leben der beiden Menschen ineinandergreift und zusammenwirkt, wie hier eins für das andere eintritt, mitempfindet, mitträgt, mit leidet und mit überwindet, das ist unvergleichlich an Seligkeit und an Lebenswert. Da können die Menschen noch einmal Wunder der Menschwerdung erleben, wenn sie erst das Geheimnis der wahren Ehe entdeckt haben.

Endlich noch ein Wort über die erzieherische Bedeutung der Kinder für die Eltern.*) Es ist fraglich, ob die Eltern mehr von den Kindern oder die Kinder mehr von den Eltern erzogen werden. Aber jedenfalls können die Eltern nur ihre Kinder erziehen, wenn sie sich selbst von ihnen erziehen lassen. Denn wir können die Kinder nur zu dem erziehen, was wir selbst sind. Was über uns hinausgeht, geht über unsere Kraft. Wenn unsere sittliche und persönliche Verfassung mit unsern erzieherischen Absichten im Widerspruch steht, dann sind alle unsere Bemühungen, unsre Kinder dazu zu führen, umsonst. Denn der Eindruck, den sie von uns haben,

*) Vgl. die eingehenden Ausführungen darüber in den Erziehungsaufsätzen des 5. Bandes der Blätter.

spricht dann unsern Ermahnungen Hohn und lähmt alle erzieherischen Maßregeln.

Wenn nun aber alle erzieherischen Bemühungen den wirksamen Hintergrund von Persönlichkeiten brauchen, die damit in Einklang stehen, und die eigentliche grundlegende und ausschlaggebende Erziehung der unmittelbare persönliche Einfluß der Eltern ist, den sie durch ihr Wesen und Leben vorbildlich entfalten, dann muß das leidenschaftliche Interesse an der gesunden Entwicklung, reinen Bildung und werdenden Tüchtigkeit der Kinder den elementaren Drang nach Kraft und Klarheit des Lebens und nach Lauterkeit und Stärke des Wesens in den Eltern auslösen. Dann halten die Kinder die Selbstzucht lebendig und üben sie durch ihr bloßes Dasein. Dann sind sie eine treibende Macht, welche die lähmende Trägheit auf dem Wege zur Höhe menschlichen Seins überwindet.

* * *

Am stärksten aber, wenn man hier überhaupt vergleichen kann, ist wohl die bildende Kraft und erzieherische Wirkung des vertrauten gemeinschaftlichen Lebens der beiden Eheleute auf ihre persönliche Entwicklung.

In dem Frauenbuche habe ich eingehend dargelegt*), wie das geistige Leben der Menschen auf das Aufeinanderwirken der Geschlechter angewiesen ist, weil sich die männliche und die weibliche Natur in so wunderbarer Weise entgegenkommt, eine die andere so anregt, anzieht, ergänzt und erfüllt, und beide füreinander die feinste Empfindung und Reflexfähigkeit besitzen. Das lebhafte Herüber- und Hinüberströmen des inneren Lebens, die wohlige Berührung der eigenartigen Persönlichkeiten und der erquickende geistige Austausch beim Zusammensein geistig lebendiger Frauen und Männer ist ja eine allgemeine Erfahrung. Auch im geistigen Leben sind Männer und Frauen auf gegenseitige Ergänzung angewiesen.

Den Mann verlangt es, sein überströmendes geistiges Leben

*) Vgl. Beruf und Stellung der Frau, 3. Aufl. S. 34—40.

in die Seele einer Frau auszugießen, es darin zu sammeln und zur Ruhe kommen zu lassen wie in einem klaren Bergsee. In ihrer reinen Empfänglichkeit kommt er zur Klarheit und Gewißheit, indem er sich darin spiegelt. Die Frau wiederum drängt es, ihre Erlebnisse und die Flut ihrer Empfindungen, die sie heraufführen, einem Manne mitzuteilen. Denn ihr unmittelbares Gefühlsleben bedarf der geistigen Befruchtung und Ordnung durch den Mann, um klare, faßbare Gestalt zu gewinnen. Hierauf beruht der Lebenswert und die Kulturbedeutung jedes persönlichen Verkehrs zwischen Männern und Frauen. Hieraus erhellt aber erst recht die ungeheure Förderung des geistigen Lebens der beiden Eheleute durch ihr gemeinschaftliches Leben.

Denn vollkommen und dauernd tritt diese Wechselwirkung in Kraft und Tätigkeit, wenn die Ehe Mann und Frau völlig zusammenschließt und die beiden Individualitäten sich gegenseitig ganz aneinander anschmiegen und anpassen läßt. Hier besteht Zusammenhang in dem Herüber- und Hinüberströmen des geistigen Lebens. Hier macht man die Erfahrungen, die das geistige Leben anregen und befruchten, gemeinsam, oder wenn nicht dann ist man wenigstens von vornherein mit den persönlichen Verhältnissen vertraut, unter denen sie von dem andern gemacht werden. Man weiß sofort, wie die Erlebnisse empfunden werden.

Infolgedessen wächst die Fähigkeit, sich zu verstehen und mitzuteilen, immer mehr. Man findet immer lebendigen Widerhall. Man versteht sich von fern. Was das für eine Erquickung und Erleichterung für den geistigen Austausch ist, das kann nur der ermessen, der darunter gelitten hat, wie man auch mit den innerlich am nächsten stehenden Menschen so viel aneinander vorbei redet, wie selten man wirklich und lebendig verstanden wird. Welch eine Erlösung ist es dann, einen Menschen zu haben, wo man ungebrochenen und ungetrübten Widerhall findet! Das bieten sich Mann und Frau in einziger Weise. Was sie erleben, erleben sie ja doch zum guten Teil gemeinsam, verarbeiten es zusammen jeder in seiner Art und setzen es jeder für sich in Früchte persönlichen

Lebens um. Welch ein unmittelbares Sichverstehen schafft dieses gemeinschaftliche Leben, und wie wird es gesteigert durch die gegenseitige Anteilnahme an der besonderen Beschäftigung, die jeder für sich hat!

Die Worte brauchen dann wirklich die Gedanken nicht mehr zu tragen und mitzuteilen, was sie nur so unvollkommen können, sondern bloß anzudeuten. Dann empfindet der andere sofort lebendig, was gemeint ist. Es bedarf nicht vieler Worte. Sie sind nur wie Fingerzeige. Der andere sieht dann gleich die Wirklichkeit lebendig, auf die sie weisen. Deshalb brauchen Eheleute gar nicht viel zu reden. Das unmittelbare Aufeinanderwirken von Person zu Person, die Sprache des Eindrucks, den man von der Erscheinung des andern in Blick, Miene und Haltung erhält, die innere Fühlung und Ahndung der Herzen: das ist es, wodurch sich das gemeinschaftliche Leben in seiner Tiefe vollzieht. Dadurch kann man auch das Unsagbare mitteilen und miterleben, was bei dem andern noch auf dem Grunde des unmittelbaren Empfindens wühlt.

Durch diese Gemeinschaft des geistigen Lebens wird nun die persönliche Auseinandersetzung mit den Erlebnissen, die wir machen, mit den Ansprüchen des Lebens, die an uns herantreten, und mit den Regungen, die aus unserm Empfindungsleben auftauchen, außerordentlich erleichtert. Wir werden schneller klar. Der andere kommt uns mit seinem unbefangenen Eindruck und Urteil zu Hilfe und zerstreut unsre Befangenheit. Er ergänzt unsre Einseitigkeit durch seine Auffassung und hebt sie dadurch auf. Oder er weist uns die rechte Spur, wenn wir uns allein nicht zurecht finden.

Eine weitere Wirkung der geistigen Gemeinschaft ist, daß alles innerlich gründlicher erledigt wird. Einer allein findet sich nur zu leicht oberflächlich und halb mit dem Problem ab. Die Beteiligung des andern, und bestünde sie nur in Fragen, veranlaßt tiefer zu gehen. Und was zwei miteinander verarbeiten, geht nicht so leicht verloren. Entfällt es dem einen, so bringt es der andere zur rechten Zeit wieder hervor. Dadurch wird uns nicht nur ergänzend geholfen, sondern wir werden ganz von selbst in der per-

sönlichen Aneignung und Verwertung unsers Erlebens erzogen und gebildet. Die eheliche Gemeinschaft hilft uns von der Unbeholfenheit des persönlichen Lebens und unsrer Trägheit dazu.

* * *

Diese tiefe persönliche Gemeinschaft ist aber nicht bloß eine unvergleichliche Förderung des geistigen Lebens der beiden Menschen, sondern auch des persönlichen Werdens. Wichtiger als die Verarbeitung unsrer Erlebnisse ist die Entwicklung unsers innersten Wesens in Reinheit und Kraft. Da bietet nun die ungehinderte Vertrautheit des gemeinschaftlichen Lebens in der Ehe eine anhaltende und einheitliche gegenseitige Hilfe am Werden ohne Gleichen. Die Ehe führt hier fort, was die Liebe durch ihre Regeneration begonnen.

Und zwar ebenso unmittelbar und unwillkürlich. Lebendige, einfache und natürliche Menschen, die nicht zu moralischen Theoretikern und Pedanten abstrahiert sind, kämen in die größte Verlegenheit, wenn man ihnen zumutete, sie sollten ihren Gatten persönlich bilden und sittlich erziehen. Ich weiß wirklich nicht, wie ich das anfangen sollte. Ich weiß aber, daß jeder Versuch von dem andern aufs peinlichste empfunden würde, daß eine solche Hilfe am Werden eine Qual am Leben wäre, daß man damit die Ursprünglichkeit der Liebe und die Naivität des sich Gebens zerstören würde, daß moralische Ermahnungen in dem gemeinschaftlichen Leben der Ehe wie Sand zwischen zwei ineinander greifende Zahnräder wirken. Und ebenso ist es, wenn man den andern bilden will. Das ist einfach eine Quälerei. Wie oft ist schon eine starke Liebe zu Tode geschulmeistert worden! Was für Keime und Sprossen werden dadurch verschüttet, wenn der Mann eifrig die Lücken des Wissens seiner Frau auszufüllen sucht — es gibt ja noch Menschen, die im Wissen die Bildung sehen! Wie kann ein ursprüngliches Menschenkind dadurch verschüchtert, unsicher und in seiner Unmittelbarkeit erschüttert werden, wenn jeder frische Ausbruch seines Temperaments, statt Widerhall zu finden, zu konven-

tioneller Gelassenheit gedämpft wird! Das ist keine Erziehung, das ist Mißhandlung und Verwüstung.

Nein, was hier nicht unmittelbare, unwillkürliche und unbewußte Wirkung der Persönlichkeit ist, ausgelöst und getragen durch die Liebe, das hat keinen Wert, sondern ist ein Verhängnis für das innere Werden sowohl wie für die Liebe. Der Eindruck von dem Wesen und Leben des geliebten Menschen und der Einfluß seiner Liebe sind die erzieherischen und bildenden Kräfte. Die kann man aber weder in Worte fassen, noch dirigieren, noch maßregeln. Das sind unsichtbare Strahlen für den Urheber, die nur der wahrnimmt, auf den sie wirken. Die kann man deshalb auch nicht mit Reden und Maßnahmen unterstützen, weil man sie, unsichtbar wie sie sind, nicht beurteilen und messen kann, sondern man kann sie dadurch nur stören und um ihre Wirkung bringen. Was ich jemals von der Überlegenheit des unmittelbaren Wirkens über das absichtliche, überlegte, gemachte gesagt habe*), gilt hier doppelt und dreifach. Die Vertrautheit des gemeinschaftlichen Lebens verlangt es ausschließlich.

Daraus ergibt sich weiter, daß du in der Ehe nur mit dem wirken kannst, was du bist und wie du liebst. Aber nicht mit deinen Idealen und Wünschen. Das sind keine bildenden Kräfte. Die sind ohnmächtig wie Seifenblasen. Die Macht der Persönlichkeit und der Liebe kann werden lassen, der energische Wille kann höchstens hypnotisieren. Und dem entspricht, daß nichts aus dem andern heraus entwickelt und erzogen werden kann, was nicht in ihm ist. Das erziehen Wollen ist also in der Ehe in jeder Beziehung unsinnig. Man kann sich nur selbst erziehen und den andern von ganzem Herzen lieben. Im übrigen aber heißt es: warten, was wird, und sich von der Entfaltung des geliebten Wesens überraschen und beglücken lassen. Dann kann man Wunder erleben.

Vor allem regt das gemeinschaftliche Leben ganz von selbst das Werden und Streben an. Zu zweit einen Berg ersteigen er-

*) z. B. in den Erziehungsaufsätzen im 5. Bande der Blätter und vor allem in der „Bergpredigt".

müdet viel weniger als allein. Vereintes Streben verdoppelt die Energie. Das kann man vor allem in der Ehe erleben, wenn in ihr der Drang nach Höherem lebt. Dann feuert man sich unbewußt gegenseitig an, und das Streben wird zum Wettlauf nach dem Ziele. Man kann sich nicht mehr gehen lassen. Das dauernde Erlebnis des andern leidet es nicht, und die Liebe treibt vorwärts. Dazu kommt, daß die Liebe durch den Wunsch, des andern wert zu werden und ihn zu beglücken, ganz unwillkürlich schöpferische Kräfte des Werdens auslöst und Art und Wesen zur Blüte bringt. Das alles aber vollzieht sich wie ein unbewußter Naturvorgang im inneren Leben, über den man sich keine Rechenschaft gibt. Es ist hier dieselbe Erscheinung, der wir schon begegneten: der stärkste Trieb des Menschen wird durch die Ehe für die sittliche Erziehung und persönliche Bildung als treibende Kraft nutzbar gemacht.

Die Ehe schärft das Gewissen. Denn die Ehrfurcht vor dem andern und die Liebe zu ihm steigert das Gefühl der Verantwortung für uns selbst. Der Geliebten fühlen wir uns verantwortlich und dem, der sie uns schenkte, dem neuen Dasein, das wir gewinnen, und dem Glück, das es uns gebracht. In dem Grade wie wir von dieser ungeheuren Gnade ergriffen und von Dankbarkeit überflutet werden, durchdringt uns das Bewußtsein der Verantwortung. Alle guten Regungen im Menschen sind lebendig geworden und drängen in einem Strom von Energie und Sehnsucht nach einem Aufschwung zu neuem Leben. Wie eine Gewißheit kommt es über uns: nun kannst du dir nie mehr untreu werden, nun bist du gefeit gegen jede Versuchung und gegen alle Reize widerstandskräftig.

Und das ist keine Täuschung. Der Rückhalt an der Geliebten ist eine starke Macht. Vielen hat er ohne weiteres geholfen, so lange sie sich nicht dabei beruhigten, daß es nun gut sei, und sich dann gehen ließen. Andere hat er doch wenigstens nie wieder in der persönlichen Schlappheit und sittlichen Gleichgültigkeit zur Ruhe kommen lassen, sondern lag immer wie ein Druck auf ihnen, bis sie es wieder unternahmen, menschenwürdig leben zu wollen. Seine

Kraft verliert er nur mit der Ursprünglichkeit der Ehe. Sobald die Liebe versiegt und der Wille zur Einheit nachläßt, stehen wir wieder allein, ohne Rückhalt, auf uns angewiesen.

Aber diese sittliche Stärkung bietet uns die Ehe nicht, ohne uns gleichzeitig gegen alles Häßliche und Gemeine empfindlicher zu machen. Wie vielen, die durch das Leben in ihrer sittlichen Empfindung hartháutig geworden waren, hat die Ehe das sittliche Gefühl und Unterscheidungsvermögen geläutert und den edlen Geschmack für das Echte und Schlechte in allem Menschlichen wiedergegeben! Man muß diesen Empfindungen nur nachgeben und darf sie nicht als etwas Unmännliches oder Sentimentales zurückdrängen. Denn das sind sie nicht. Daß sie oft unter starken Gemütserregungen lebendig werden, ist doch kein Wunder, denn es ist eine Revolution, die sich da im Innersten vollzieht. Das Ursprüngliche will heraus und unsere Seele erschauert darunter. Es sind heilige Rührungen, deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Sorgen wir vielmehr dafür, daß das neue Wesen nicht in Stimmungen aufgeht, sondern ins Leben tritt.

Vor allem aber wird uns in der vertrauten Gemeinschaft mit dem geliebten Menschen ganz unmittelbar klar, was wir sind und wie wir sein sollen, und wir erleben an ihm die richtende und helfende Macht der Liebe.

Ich weiß, daß man gewöhnlich der Liebe jede kritische Fähigkeit gegenüber dem Geliebten abspricht. Die Liebe sei blind. Ja ich habe sogar die Äußerung gehört, nur dann liebe man jemand wirklich, wenn man sich auch in seine Fehler verliebe. Daran ist so viel richtig, daß die erotische Narkose den Geschmack lähmt. Aber wo der Geschlechtsdrang nicht bloß eine Fühlung der Sinne herstellt und auslöst, sondern zwei Menschen bis in den tiefsten Grund ihres Wesens in persönlichen Kontakt bringt, lähmt die Liebe nicht ihr Empfindungsvermögen, sondern steigert es.

Die wahre Liebe ist nicht blind, sondern hellsehend und tiefblickend. Sie sieht alles Häßliche und Kuriose an dem Geliebten deutlich genug. Aber sie hält sich nicht dabei auf, sondern dringt

mit der intuitiven Kraft ihrer ursprünglichen Empfindung durch die Oberfläche der Erscheinung und erfaßt ihn in seinem eigentlichen Wesen. Sie steht unter dem Eindruck der Herrlichkeit, die hier im Kern schlummert und keimend nach Entfaltung verlangt. Alle Widerwärtigkeiten treten darüber zurück und zerfließen vor der ursprünglichen Schönheit, die sie ahnend genießt. Die Liebe erfaßt also den Menschen nicht, wie er ist, sondern wie er sein sollte, nicht seine Wirklichkeit, sondern seine Wahrheit. Und weil sie ihn so sieht, wie sie ihn erfaßt, darum glaubt sie unerschütterlich an ihn trotz allem, was sie unter seiner Unwahrheit leidet.

Deshalb kritisiert sie nicht und hält uns unsre Fehler und Schwächen nicht vor. Denn die Liebe lebt aus dem Ja und nicht aus dem Nein. Aber sie wirkt unbewußt richtend auf uns, weil sie an unsrer Wahrheit festhält gegenüber unsrer Unwahrheit. Was sich im Herzen der Geliebten spiegelt, ist unser Urbild, und wenn wir ihr ins Auge schauen, grüßt uns unsre Wahrheit und berührt unsre Seele.

Da gehen uns die Augen über uns auf, und wir erkennen uns in unsrer Erbärmlichkeit. Unsre Schäden und Schulden treten zu Tage und fangen an zu brennen und zu drücken. Was werden wir da alles peinlich gewahr! Wie häßlich und verdorben kommen wir uns vor! Da ergreift uns brennend heiß die Scham über uns selbst, wenn wir den Abstand empfinden, der uns von unsrer Wahrheit trennt, und läutert unsre Seele wie ein reinigendes Feuer. Leidenschaftlich sagen wir uns von allem los, was uns erniedrigt und entstellt, und strecken uns nach dem Ziele, das uns die Liebe erleben läßt. Denn in der Gestalt, in der wir im Herzen der Geliebten leben, erfassen wir uns ja leibhaftig, wie wir im Grunde sind und wie wir werden sollen. Das ist kein allgemeines, graues, gedankenblasses Ideal, das wir uns träumen, sondern der Widerschein unsrer Herrlichkeit, die unter dem Bann unsrer Unwahrheit verzaubert ist. Es ist kein himmlisches Bild außer uns, nach dem wir zeitlebens vergebens die Arme ausstrecken, sondern unser ursprüngliches Wesen, das in uns verborgen und verschüttet seiner Auferstehung wartet.

Darum schlägt das Gericht der Liebe nicht nieder, sondern erhebt. Sie sagt uns: Wie ich dich sehe und erfasse, das bist du wirklich. Das andere bist du ja gar nicht. Das sind Fremdstoffe und schlimme Niederschläge, Male der Not und Schäden des Lebens, Verwüstungen der Trägheit und Gewohnheit, Abhängigkeit und Befangenheit von bannenden Mächten. Das gehört nicht zu dir. Ich kenne dich besser, du Wunder und Kleinod! Wenn einem das entgegenleuchtet, dann kommt man allerdings zunächst auf den Gedanken, daß die Liebe blind sei, zumal wenn man jahrelang unter sich selbst gelitten hat, und einen das unbeschreibliche Glück der Ehe immer hart am Rande der Verzweiflung über sich selbst hinführt. Aber so unempfindlich gegen unsre Fehler kann niemand jahrelang im vertrautesten Verkehr mit uns bleiben. Und wir sehen ihn ja doch darunter leiden! Aber unbeirrt leuchten die Strahlen der Gewißheit, welche die Liebe von uns hat. Wie ein Betrüger dieses unanfechtbaren Glaubens kommt man sich dann vor, bis man staunend und überwältigt inne wird: es ist wirklich kein paradoxer Glaube, sondern ein ganz unmittelbares dauerndes Erlebnis, das der geliebte Mensch von uns hat. Er hat tatsächlich Fühlung mit dem, was er in uns erfaßt, und alles Häßliche an uns empfindet er ganz unwillkürlich als etwas, das nicht zu uns gehört. Dann lassen wir uns langsam und zaudernd überzeugen, daß er uns besser und tiefer kennt als wir selbst.

Alle Menschen, die durch unmittelbaren Eindruck Fühlung mit uns gewinnen, kennen uns besser als wir selbst. Denn dieser Eindruck ist eine unbewußte Offenbarung unsers Wesens, das hinter unsrer Erscheinung liegt und durch sie hindurch leuchtet. Den haben wir selbst nicht. Wir haften mit unsrer Selbsterkenntnis an der Oberfläche und an den Einzelheiten, an unsern Schäden, Schwächen und Sünden. Einen Gesamteindruck von dem, was dahinter liegt, haben wir nicht, so lebhaft wir es spüren. Die andern aber sehen das Wesen, das darunter leidet.

Was hier nun allgemein von den Menschen gilt, mit denen wir kraft unmittelbarer Fühlung von Seele zu Seele Gemeinschaft

haben, das gilt erst recht in der Ehe. Darum führt sie uns zur Besinnung auf uns selbst und zur Gewißheit unsrer selbst. An Stelle des Mißtrauens gegen uns selbst tritt das Selbstvertrauen. Wir fangen an uns selbst zu bejahen und kommen so zu einer positiven Lebensbewegung, die allein imstande ist, schöpferisch zu entfalten und werden zu lassen.

Damit ist an unsrer schlimmen und peinlichen Wirklichkeit noch gar nichts geändert, sondern nur eine schöpferische Lebensbewegung entbunden, die sie überwinden soll, und das Bewußtsein einer inneren Überlegenheit geweckt, das uns die Herrschaft des Übels in uns nicht mehr dulden läßt. Das gibt dann einen Kampf mit wechselvollem Schicksal. Wir siegen und unterliegen, raffen uns auf und fallen zurück. Aber wir stehen nicht allein, sondern der geliebte Mensch steht uns treu und fest zur Seite.

Da erleben wir die Macht helfender Liebe. Still und schweigend nimmt in der rechten Ehe eins an den inneren Nöten und Kämpfen des andern mit Teil und setzt sich mit der ganzen Kraft der Liebe für ihn ein. Einer trägt des andern Last. Eins stützt das andere. Es ist gar nicht nötig, daß das bewußt geschieht. Die unausgesetzte Bewegung der Liebe auf uns, die wir spüren, tut es schon. Die bloße Gegenwart — ich meine nicht nur die körperliche — ist eine helfende und bewahrende Macht. Sie stärkt den Willen und verdoppelt die Kraft. Und wenn die dunkeln Stunden kommen, leuchtet sie mit ihrem sonnigen Leben hinein und macht sie hell; wenn wir straucheln, hilft sie wieder auf. Sie läßt nicht los, sondern hält uns fest mit unerschütterlicher Geduld. Sie glaubt unanfechtbar an uns, auch wenn wir uns selbst verdammen. An diesem Glauben der Liebe richten wir uns auf. Er ist eine unerschöpfliche Quelle des Lebensmutes und treibender Kraft.

Was ich in der Bergpredigt*) über Glaube an die Menschen als die schöpferische Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens gesagt habe, das gilt in erhöhtem Grade für die vertraute Gemeinschaft

---

*) S. 307—309.

der Ehe. Nichts gleicht an helfender und heilender Macht, an schöpferischer Kraft und belebender Anregung dem Vertrauen der Geliebten, das unerschüttert durch unsre Enttäuschungen treu und hingebend auf uns ruht. Unter ihm erschließt sich unser Selbst in sprengender Werdelust wie sprossendes Leben unter der Sonne. Die Quellen unsers ursprünglichen Wesens springen auf und schaffen in uns ein Neuland lauterer Menschlichkeit.

Wer das nicht erlebt, der wird es hören und ungläubig den Kopf schütteln. Denn es berührt ihn wie die Kunde aus einer bessern Welt. Und das ist es auch. Denn in der Ehe erreicht das unter Menschen mögliche gemeinschaftliche Leben an Tiefe, Kraft und Tragweite seinen Höhepunkt, das gemeinschaftliche Leben, das uns heute eigentlich noch ein Geheimnis ist. Wie will man also seine vollendete Herrlichkeit fassen, wenn man überhaupt noch nichts davon erlebt hat!

Man kann sie ja auch gar nicht schildern. Hier versagen die Worte und Ausdrücke. Das Lebenswunder der Ehe ist überschwänglich und ihr Segen ebenso unsagbar wie ihr Glück. Wir können nur mit unzulänglichen Mitteln von der Herrlichkeit zeugen, die in der Ehe verborgen liegt und sich denen erschließt, die kraft ihres Hungers nach Wahrheit und Leben die Vollmacht dazu haben.

Vom neuen Werden

I.

Wir lesen im Evangelium des Lukas V. 27ff.:

Als Jesus einmal ausging, sah er einen Zöllner namens Levi am Zoll sitzen und sprach zu ihm: folge mir nach. Und der verließ alles und folgte ihm. Und Levi gab ihm ein großes Gastmahl in seinem Hause, und es war eine große Menge Zöllner, die mit ihnen zu Tische saßen. Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten gegen seine Jünger und

sagten: warum eßt und trinkt ihr mit den Zöllern? Jesus aber antwortete ihnen: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken: ich bin nicht gekommen, Gerechte, sondern Sünder zur Sinnesänderung zu rufen.

Der Vorwurf der Pharisäer und Schriftgelehrten richtet sich zunächst nur dagegen, daß Jesus und seine Jünger mit den Zöllnern, die für unrein galten, aßen, denn damit verletzten sie die strengen Reinigkeitsvorschriften. Im Grunde genommen fanden sie aber seinen Umgang mit diesen Menschen überhaupt anstößig. Doch konnten sie ihn dafür nicht direkt zur Verantwortung ziehen, weil es kein ausdrückliches Verbot dagegen gab, so verpönt auch ein solcher Verkehr für alle, die es mit dem Glauben ernst meinten, war. Auch heute ist es ja eine ungeschriebene, aber streng verbindliche Forderung der Frömmigkeit, daß man den Umgang mit Weltkindern zu meiden habe. Wer ihn pflegt, ist verdächtig. Der „hinkt nach beiden Seiten", der „macht nicht Ernst mit dem Glauben", der „liebt die Welt".

Deshalb hält sich Jesus in seiner Antwort nicht beim Essen und Trinken auf, sondern spricht sich grundsätzlich über seine Beziehung zu dieser Art Menschen aus. Aber er nimmt nicht zu der Frage der Frömmigkeit Stellung, die zu allen Zeiten lebhaft erörtert worden ist, ob man mit Weltkindern verkehren dürfe, sondern erklärt seine persönliche Haltung als eine innerlich notwendige Folge seiner Sendung. So stellt er den Anstoß aus der Theorie auf den Boden des Lebens und aus den allgemeinen Verhältnissen mit seinen Ordnungen in die besondere, eigentümliche, persönliche Lebenslage hinein. Damit stellt Jesus aber seine Widersacher recht eigentlich und lebendig in den Fluß des großen göttlichen Geschehens hinein, das sich in jeder seiner Lebensbewegungen verkörperte, während sie mit ihren Gedanken an den alten geheiligten religiösen Einrichtungen und Ordnungen hingen, die durch das Erfüllen Jesu eigentlich schon der Vergangenheit angehörten. So kam gleich der eigentliche Gegensatz heraus: die anbrechende Menschwerdung geriet in Spannung und Reibung mit der Macht des Beharrens.

Die Rechtfertigung Jesu ist einfach und bündig: ich gehöre zu denen, die meiner bedürfen, wie der Arzt zu den Kranken. Darum sind die Gerechten nichts für mich und meinen Ruf zur inneren Umwandlung von Grund aus, weil ihnen nichts fehlt, wohl aber die Sünder, die das Bedürfnis danach empfinden.

Man bringt sich um den lebendigen Eindruck der vorliegenden Verhältnisse und ihrer Tragweite, wenn man gleich dafür unterschiebt: die sich als Gerechte und die sich als Sünder fühlen (damit tötet man auch den Nerv des Wortes für unsre Zeit, wo sich dank der christlichen Erziehung alle als Sünder und niemand als gerecht fühlt), statt einfach die beiden Arten Menschen ins Auge zu fassen, die sich dort gegenüberstanden: Fromme und Weltkinder, gute, rechtliche, ordentliche Menschen, die den sittlichen Anforderungen gewachsen sind, und schlimme, die weder mit sich fertig noch den sittlichen Ansprüchen der Zeit gerecht werden, sondern in der Not der Leidenschaft und des Lebens straucheln und fallen.

Beide hörten das Evangelium Jesu von der neuen Zeit des ursprünglichen Wesens und der göttlichen Wiedergeburt alles Menschlichen. Für die vorzüglichen Menschen war das nichts. Denn es hatte keine lebendige Bedeutung für sie. Weder verstanden sie es aus einer entgegenkommenden Sehnsucht heraus, noch konnten sie es aus eigener Erfahrung als das lösende Wort für unerträgliche innere Not ermessen. Denn für sie war ja im Großen und Ganzen alles recht und in Ordnung, innerlich und äußerlich. Freilich empfand man die menschliche Unvollkommenheit in allem und jedem und eiferte deshalb um Gerechtigkeit und Heiligkeit bei sich und bei andern. Aber es konnte sich doch in ihren Augen höchstens um eine Besserung und Steigerung des Vorhandnen handeln. Aber gänzliche Umwandlung von Grund aus! Das verstanden die Frommen nicht. Das verstanden sie so wenig, daß sie nicht einmal begriffen, daß Jesus etwas ganz anderes wolle als sie. Sondern sie glaubten ganz naiv, daß er im Grunde dasselbe meine und wolle wie sie, daß er so einer sei wie Johannes der Täufer, bei

dem sie auch nur durchhörten: gesteigerte Gerechtigkeit, völlige Heiligung. Darum gerieten sie aber begreiflicherweise in die größte Aufregung, wenn sie sahen, daß dieser Heiligungsfanatiker die einfachsten Reinigungsgebote verletzte. Der Anstoß, den sie nahmen, war ein Beweis, daß sie den Ruf zum Ganzanderswerden nicht verstanden. Und Jesus klärt nur auf, daß sie ihn nicht verstehen konnten, denn sie waren ja in Ordnung. Von Grund anders werden, das konnten sie höchstens verstehen: Sünder werden.

Die Sünder dagegen, die in Willkür und Schwäche immer das taten, was sie selbst verurteilen mußten, und unfähig waren aus ihrer Verwirrung und Ohnmacht herauszukommen, die verstanden alle den Ruf: ihr müßt von Grund aus ganz anders werden, denn das war ja immer das Ergebnis ihrer Zusammenbrüche oder der dunkle Unterton ihres sich Gehenlassens: so geht es nicht, sondern wir müßten von Kern und Wurzel aus ganz anders werden, wenn wir frei werden sollen von der Sünde. So gewannen sie sofort eine lebendige persönliche Beziehung zu dem Aufruf Jesu und ein zutreffendes Verständnis dessen, was er meinte, denn ihm ging es um nichts mehr und nichts weniger als um eine wirkliche Wiedergeburt des menschlichen Wesens. Die Sünder verstanden den Ruf zum Anderswerden aus ihrem Elend heraus, ob sie ihm folgten oder nicht. Das Folgen setzte die lebendige Sehnsucht nach Erlösung voraus. Aber das Verstehen des Nervs der Verkündigung Jesu ergab sich aus der Unzulänglichkeit und Verdorbenheit ihres inneren Seins und der Unfruchtbarkeit ihrer sittlichen Bemühungen, die sie ohne Verschleierungen erlebten.

Diese auffällige verschiedene Stellung, die damals Gerechte und Sünder zur Botschaft Jesu einnahmen, und die Jesus als ganz in der Ordnung bestätigt, lag also in der Natur der Sache, um die es sich handelte. Kein Wunder, daß dieses Naturgesetz auch heute zu Tage tritt.

Durch unsere Zeit geht die Botschaft Jesu: „ihr müßt von Grund aus ganz anders werden" wie ein lebendiger Ruf. Aber die Gerechten vernehmen ihn nicht, sondern auch wieder nur die Sünder.

Wer sind heute die Gerechten? Genau wie damals alle, die kein ursprüngliches Bedürfnis nach einer gründlichen Regeneration ihres persönlichen und des allgemeinen Lebens haben, weil sie sich und die Verhältnisse im Großen und Ganzen in Ordnung finden, in einer gesunden und aussichtsvollen Entwicklung, in einem verheißungsvollen Fortschritt zur Vollendung.

Da sind zunächst die Frommen aller Richtungen. Was sie auch im einzelnen glauben mögen, Christus hat jedenfalls ihre Angelegenheiten mit Gott in Ordnung gebracht. Soviel Untreue und Sünde ihnen auch noch anhaften mag, das braucht sie nicht zu kümmern. Denn durch den Glauben sind sie gerecht. In der Idee sind sie wiedergeboren. Da fehlt nichts mehr. Alle ihre Unvollkommenheit treibt sie nur an zu wachsen und völlig zu werden in dem, was sie gegenwärtig sind. Von Grund aus ganz anders zu werden im eigentlichen Sinne des Wortes, ist ihnen deshalb eine ganz unfaßliche Zumutung.

Infolgedessen verstehen sie weder das Evangelium Jesu von von damals noch das von heute. Sie sehen in Jesus den Schöpfer ihrer „Gerechtigkeit", nicht aber den Schöpfer einer neuen Art Leben, einer neuen Kreatur, einer neuen Welt. Seine Erlösung besteht in einer Beruhigung des persönlichen Bewußtseins und einer Sicherung ewigen Glücks, nicht in einer tatsächlichen Befreiung von den die menschliche Seele bannenden Mächten, nicht in der Entbindung des ursprünglichen Wesens und der ihm gemäßen einheitlichen Verfassung des persönlichen Lebens. Sie ahnen nicht, daß Jesus nicht fromme, sondern neue Menschen will, daß „die Ausbreitung des Christentums", d. h. ihrer „Gerechtigkeit", etwas wesentlich anderes ist als die Menschwerdung, die Jesus vorhatte, und daß sie mit ihrer christlichen Religion die umwälzenden schöpferischen Vorgänge ertötet haben. All ihre Beschäftigung mit den Evangelien hilft ihnen nicht zur Einsicht, denn was sie dort finden, haben sie entweder umgedeutet, wie innere Umwandlung in Reue und Buße, oder in der Einbildung sich angeeignet, wie z. B. Wiedergeburt, heiliger Geist, neues Leben.

Wie sollten sie nun erst den Aufruf Jesu von heute verstehen, wie er vielstimmig in unsrer Zeit laut wird: ihr müßt von Grund aus ganz anders werden! Die Wahrheit des Menschen soll geboren werden und unser ursprüngliches Wesen und eigentliches Leben. Das sind Phrasen sagen die Leichtfertigen unter den Frommen. Wir sollen mit unserm Christentum Ernst machen, verstehen es die Nachdenklichen unter ihnen. Aber das verstehen sie nicht, daß es mit ihnen einschließlich ihres Christentums von Kern und Wurzel aus gänzlich anders werden muß, wenn sie an der Menschwerdung Teil haben wollen, daß sie wirklich und wahrhaftig ganz von neuem geboren werden müssen, wenn sie vom Reiche Gottes etwas spüren wollen. Das haben ja unsere „Gerechten" von heute schon. Für sie kann es sich also höchstens um eine Besserung, Steigerung, Vollendung dessen, was sie schon haben, handeln: genau wie damals. Aber Jesus will etwas gänzlich Anderes. Und deshalb gehen sie ihn nichts an, weil sie kein Bedürfnis danach haben: genau wie damals.

Genau wie damals wird ihnen aber auch heute der Gegensatz in seinem entscheidenden Grunde gar nicht klar, weil sie das Andere gar nicht verstehen. Es mag noch so klar ausgesprochen werden: es bleibt ihnen verborgen. Das erlebe ich jetzt wieder bei der Aufnahme, welche „die Bergpredigt" findet. Schärfer kann doch garnicht die Frage der persönlichen Wiedergeburt, der Entbindung des ursprünglichen Wesens, der ganz neuen Art Sittlichkeit, des neuen, quellenden persönlichen Lebens, was uns alles zunächst gänzlich fehlt, gestellt werden. Aber die Gerechten merken nichts davon, daß da etwas wesentlich Anderes gemeint ist, als sie haben und erstreben. In ihnen flammt nicht die Frage nach dem Ganzanderswerden daran auf, weil das Bedürfnis danach nicht in ihnen brennt. Sie finden das Buch ganz schön, ja „gewaltig" „voll psychologischer Feinheiten", „lebenskräftiger Anregungen" und „tiefer Bemerkungen über Wesen und Pflege des religiösen Einzel- und Gemeinschaftslebens". Aber es kommt ihnen auch nicht einmal der Gedanke, daß die Bergpredigt etwas wesentliches Anderes meinen könnte, als was

wir bisher haben, und das Buch auf etwas ganz Anderes hinausläuft als auf eine Verbesserung des vorhandenen Christentums. Unter diesen verständnislosen Beurteilern sind langjährige Leser der Grünen Blätter. Man meint, sie müßten das Leitmotiv kennen. Und sie kennen es auch. Ja sie staunen wohl gar über „die Fruchtbarkeit des Gedankens". Aber der Sinn ist ihnen verborgen, weil kein Bedürfnis nach Neuschöpfung in ihnen lebt. Und deshalb verstehen sie die Bergpredigt nicht als das lösende Wort für das Suchen der Zeit noch als den Kompaß menschlicher Zukunft. Es bleibt ihnen verborgen.

Aber neben den Frommen, denen ihr christliches Bewußtsein das Auge für das neue Wesen, auf das alles ankommt, blind macht, gehören heute zu den „Gerechten" auch alle andern, die kein Bedürfnis nach einer gründlichen Wiedergeburt des menschlichen Wesens empfinden, gleichgültig wie sie sich religiös und sittlich stellen. Wer überzeugt ist, daß es mit dem Menschen in seiner bisherigen Erbärmlichkeit recht steht und im wesentlichen niemals anders werden wird, wer die grauenhafte Barbarei im innern und äußern Leben der Menschen für Kultur hält und sich darauf etwas zu Gute tut, der kann die Botschaft von der Menschwerdung und einer einheitlichen Kultur des ursprünglichen Wesens nicht verstehen. Er hat gar keine Empfindung dafür, daß er und alles eigentlich ganz anders sein müßte und werden muß. Wird aber durch die Botschaft Jesu ein solches Gefühl in einem geweckt, so denkt er immer nur an eine Veredlung und Vervollkommnung des gegenwärtig Vorhandenen. Für eine Neuverfassung des menschlichen Wesens von Grund aus fehlt ihm der Sinn der Sehnsucht danach, die nur aus dem Leiden unter sich selbst geboren wird.

Deshalb vernehmen auch heute wieder nur die Sünder die Botschaft Jesu von der Wiedergeburt. Das sind die, welche sich selbst in ihrer Erbärmlichkeit einfach unerträglich finden, welche immer aufs neue darüber außer sich geraten, daß ihr ganzes Leben nur eine einzige ununterbrochene Verschuldung gegen die eingeborene

menschliche Bestimmung ist, welche sich durch keinen Glauben über das Verderben der Menschheit beruhigen lassen, sondern mit heißen Augen nach der Morgenröte eines ganz neuen Werdens ausschauen. Die sind es, in denen die Erlösungssehnsucht der Menschheit aus persönlicher Not und Leiden geboren ursprünglich lebt, die Sehnsucht nach einer wirklichen Erlösung, die das Schicksal der Menschheit tatsächlich wendet, ihr wahrhaftiges Leben gibt und unser ursprüngliches Wesen zur Entfaltung bringt.

Wie sich diese Werdenot der Menschheit in ihrem Bewußtsein spiegelt, ob christlich oder nietzschisch oder darwinistisch, ist ganz ohne Belang. Sobald sie die Botschaft hören: ihr müßt von Grund aus ganz anders werden, verstehen sie sofort persönlich lebendig, was gemeint ist. Ob sie ihr folgen, ist eine andere Frage. Das hängt davon ab, ob das verborgen glimmende Sehnen dadurch zum flammenden Verlangen der Wiedergeburt entzündet wird, das alle Vorurteile und Widerstände überwindet. Aber das ist keine Frage, daß sie es sind, die Jesus heute zur inneren Umwandlung aufruft.



Hemmungen des Lebens

4. Die Unsicherheit*)

Die Unsicherheit ist in der gleichen Art wie die Trauer, die Furcht, die Sorge eine Hemmung des Lebens: sie ist an sich ein Schwächezustand, der die symptomatische Äußerung eines inneren Lebens ist, in dem das persönliche Leben noch nicht zur Freiheit entbunden und zu innerer Selbständigkeit erstanden ist, und noch nicht die Ueberlegenheit über die Verhältnisse ge-

*) Vgl. Bd. VII Hemmungen des Lebens: 1. Die Trauer S. 53—80, 2. Die Furcht S. 157—178, 3. Die Sorge S. 221—246.

wonnen hat. In ihrer Auswirkung und Rückwirkung aber ist sie eine peinliche Störung für die gesamte Haltung und Lebensführung. Sie ist die empfundene Unzulänglichkeit des unpersönlichen Lebens. Das Unbehagen, das sie verbreitet, bezeugt das Ungehörige und Uneigentliche dieser inneren Verfassung, und ihre Wirkungen offenbaren das Verhängnis einer solchen untermenschlichen Existenz für Wesen menschlicher Bestimmung. In dem Maße als persönliches Leben entsteht und sich im ganzen Lebensgebiete eines Menschen ausbreitet, es durchdringt und gestaltet, nimmt die Unsicherheit ab. Deshalb wird sie auch nur allmählich verschwinden und noch lange werden sich ihre Schwächeanwandlungen bemerkbar machen, auch wenn schon persönliches Weben und Walten die bloßen Anläufe und Versuche selbständigen und eigenartigen Lebens zu befriedigender Erfüllung gebracht hat. Aber das persönliche Leben kann nicht wachsen und erstarken, ohne daß die Unsicherheit einer überlegenen Vollmacht selbstgewissen Lebens weicht.

* * *

Die Unsicherheit zeigt sich auf allen Gebieten des Lebens. Oft bleibt sie verborgen, weil die Initiative des Menschen da, wo er sich unsicher fühlt, nicht in Anspruch genommen wird. Wer nicht selbständig zu handeln braucht oder überhaupt kein Bedürfnis nach Selbständigkeit hat, der wird nur dann unter dem Unbehagen der Unsicherheit leiden, wenn er doch einmal zu einem selbständigen Akt, zu einer persönlichen Stellungnahme, zu einer eigenen Meinung veranlaßt wird. Dabei ist es möglich, daß sich eine große Sicherheit auf dem einen Gebiete mit einer peinlichen Unsicherheit auf dem andern verbindet. Gewöhnlich ist das die Frucht der Einseitigkeit in Bildung und Leben. Es kann sich einer in seinem Beruf sehr sicher fühlen, aber darüber hinaus wagt er keinen Schritt zu tun. Es kann der sicherste Gelehrte und unfehlbarste Künstler einfachen Fragen des Lebens mit einer weltfremden Unsicherheit gegenüber stehen, die einen geradezu hilflosen Eindruck macht.

Aber wo sich die Unsicherheit findet, ist sie immer ein Zeichen

davon, daß man sich auf dem Gebiete nicht zu Hause fühlt. Man ist damit nicht vertraut, kennt sich nicht recht aus, versteht es nicht lebendig und gründlich, geschweige daß man es wirklich beherrschte. Infolgedessen ist man unbeholfen, hat kein Urteil darüber und traut sich nichts zu. Diese Empfindung macht befangen, verwirrt und schwächt. Die Hilflosigkeit, die sich daraus ergibt, kann so stark werden, daß einem förmlich die Sinne vergehen, daß man wie vor den Kopf geschlagen und imstande ist, die größten Dummheiten zu begehen, daß man Kniezittern, Blutandrang nach dem Kopf und andere körperliche Übelkeiten davon bekommt.

Die Unsicherheit ist immer die Folge davon, daß uns die unmittelbare lebendige Fühlung mit der Sache fehlt, um die es sich handelt. Man hat kein Lebensverhältnis zu ihr, man hat sie nicht erfaßt. Daher die Ratlosigkeit, wie man sich zu ihr stellen soll, sobald man in Berührung damit kommt, dafür in Anspruch genommen wird oder darüber Rechenschaft geben soll. Die Unsicherheit besteht aus Unklarheit und Unfähigkeit. Man hat keinen klaren Eindruck und Überblick, keine klare Einsicht und Umsicht: deshalb fühlt man sich außerstande, es damit aufzunehmen, damit fertig zu werden, den Anspruch zu erfüllen, das Werk zu vollbringen. Sicherheit ist Vollmacht in etwas, Unsicherheit ist Ohnmacht, Unerfahrenheit, Unkenntnis, Unfähigkeit in etwas.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß sich die meisten Menschen am sichersten in ihrem Berufe fühlen. Den kennen und können sie, den haben sie gelernt. Aber im Leben können sich dieselben Menschen ganz unsicher fühlen, da sie es nicht kennen, noch können, da sie nie leben gelernt haben. Ferner ist klar, wenn die Dinge so liegen, daß es für unsre Sicherheit in einer Sache entscheidend ist, ob wir dazu befähigt sind und in welchem Grade unsre Fähigkeit darin zur herrschenden Vollmacht ausgebildet ist, ob wir in etwas Erfahrung haben oder es nur theoretisch kennen, ob wir etwas persönlich erfaßt haben oder nur oberflächlich damit bekannt sind, ob wir in etwas leben oder uns nur gelegentlich damit beschäftigen. Die Unsicherheit im Leben ist

der Gradmesser unsers Lebens. Das Maß der Stärke, Tiefe, Selbständigkeit, Überlegenheit und Klarheit, mit der wir auf irgend einem Gebiete leben, spricht sich darin aus.

Deshalb ist die Unsicherheit immer ein Beweis, daß es bei uns faul um die Sache steht, in der wir uns unsicher fühlen. Wenn wir uns in unsrer Bildung, in Geschmack und Urteil unsicher fühlen, so ist unsre Bildung oberflächlich, lüderlich, oder sie ist Gelehrsamkeit ohne Verständnis, Wissen ohne Empfindung. Dann haben wir nicht verdaut, was wir lernten. Wenn wir uns im Leben unsicher fühlen, so ist es ein Zeichen, daß wir mehr vegetierten, als selbst lebten. Es fehlte dann an Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, an Fleiß und Nachdruck. Für jeden Schüler ist seine Unsicherheit das böse Gewissen. So sollten wir sie aber überall empfinden: als Kritik und Vorwurf des Lebens. Wenn wir uns im Verkehr mit Menschen unsicher fühlen, verrät sich darin entweder die Unwahrhaftigkeit, mit der man sich zu geben und ihnen gegenüberzutreten gewohnt ist, oder ein Mangel an Selbstgefühl, der von der Kümmerlichkeit des Selbst zeugt, oder das böse Gewissen, nicht der zu sein, für dem man gehalten wird, im geheimen Dinge zu treiben, deren Bekanntwerden die gesellschaftliche Stellung erschüttern würde. Sind wir in sittlichen Pflichten unsicher, so ist das ein Symptom, daß wir bis dahin nicht den nötigen sittlichen Ernst besessen haben. Denn hätten wir den, so wären wir unsern Pflichten längst auf den Grund gekommen und könnten nicht mehr darüber unklar sein, dann hätten wir unsre sittliche Willenskraft so gestählt, daß uns unsre Trägheit nicht mehr mit einer vorgespiegelten Unsicherheit beruhigen könnte. Und ebenso ist es auf dem religiösen Gebiet. Die Zweifel, die uns hier plagen, zeugen von dem schemenhaften theoretischen Charakter unsers Christentums, von unsrer Halbheit und Gleichgültigkeit Gott gegenüber.

Steht es so, dann ist der erste Schritt auf dem Wege zur Sicherheit, daß sich die Menschen anfangen, ihrer Unsicherheit zu schämen, d. h. der inneren Mißstände zu schämen, die sie verrät,

weil sie daraus entsteht. Unsicherheit müßte für unanständig, unvornehm und menschenunwürdig gelten. Gebiete, auf denen man sich nicht sicher fühlt, sollte man nicht betreten, außer um damit gründlich vertraut zu werden. Eine engbegrenzte Sicherheit ist in jeder Beziehung mehr wert, als eine wagehalsige und vorgebliche Sicherheit. Man sollte es nicht darauf ankommen lassen, damit zu Schanden zu werden, sondern sich bei dem bescheiden, was man kann und beherrscht.

Nun schämt man sich ja allerdings gewöhnlich seiner Unsicherheit, aber nur, um sie zu verhüllen. Der unpersönliche Mensch, dessen Bewußtsein nicht in seinem Selbst ruht, schämt sich am allermeisten einzugestehen, daß er etwas nicht versteht, etwas nicht weiß. Er ist viel zu sehr davon durchdrungen, daß sein Wert und Ansehen darin bestünde, möglichst viel zu kennen, als daß er es über sich gewönne, irgendwo seine Unfähigkeit und Unkenntnis einzugestehen. Und er steckt viel zu tief in der Scheinwirtschaft seines Lebens drin, als daß ihn seine zur Schau getragene Vertrautheit mit Wissenschaft, Kunst oder Religion in ihrer Verlogenheit bedrückte. Er würde sich nur schämen, wenn man merkte, wie unsicher und vorsichtig er sich auf dem Glatteis bewegen muß.

Es bedeutet immer einen großen Schritt auf dem Wege der Menschwerdung, wenn jemand sagen kann: das verstehe ich nicht, das weiß ich nicht, und deshalb erlaube ich mir kein Urteil darüber. Die Verlegenheit, die sich nach einer solchen erstaunlichen Offenheit gewöhnlich in der Gesellschaft verbreitet, ist nicht etwa Mitgefühl für den, der das Geständnis gemacht hat, sondern das stille Eingeständnis vor sich selbst, daß man zu solch ehrlicher Gradheit nicht imstande ist. Man schämt sich der engen Grenzen des Reiches, das man beherrscht, und tappt deshalb lieber mit affektierter Sicherheit hilflos auf fremden Gebieten herum.

Diese Unwahrhaftigkeit ist eine schwere Fäulnis im geistigen Leben unsrer Tage, denn sie setzt den Anschein der Bildung an Stelle der Erfahrung, die Theorie an Stelle des Lebens, das Schlagwort an Stelle des Urteils. Sie erklärt die Unsicherheit in

Dauer und erhebt die Oberflächlichkeit und Lüderlichkeit in der inneren Beziehung zu etwas zur Grundlage. Wer an diesem Krebsschaden leidet, ist in seiner Unsicherheit unheilbar. Denn wenn man ihm helfen wollte, würde einem entgegnet werden: was wollen Sie, ich fühle mich ja ganz sicher. Aber auch, wenn so einer sich heimlich selbst helfen wollte, würde er es ja gar nicht anzufangen wissen, und dürfte niemand um Rat fragen, ohne seine Unsicherheit einzugestehen. So laufen denn doch alle Bemühungen unwillkürlich wieder darauf hinaus, den Schein der Sicherheit zu steigern.

Man illustriere sich diese Verhältnisse selbst, z. B. mit den Beobachtungen, die wir über den Geschmack, das Verständnis und das Urteil in künstlerischen Dingen bei unsern Gebildeten machen. Es herrscht da eine Unsicherheit bis zur Hilflosigkeit unter einer zur Schau getragenen Kennerschaft, von der die wenigsten eine Ahnung haben. Das Verständnis der bildenden Kunst, der großen Dichter ist derartig eine allgemeine fable convenue, daß man die vorgebliche Sicherheit nicht würde zu bezweifeln wagen, wenn man sie nicht trotz aller Verschleierungen an einem Symptom erkennen würde: an der Herrschaft der Mode und der Presse. Denn der Schein der Unsicherheit ist in diesen Dingen nur durch Unterwerfung unter die Mode oder unter eine andere Autorität aufrecht zu erhalten.

Wenn ich also sage: der erste Schritt zur Sicherheit ist der, daß man sich seiner Unsicherheit schämt, so meine ich die ehrliche Scham, die statt zu verhüllen, die Schwäche eingesteht und darnach strebt, sich die Voraussetzungen zur Sicherheit zu erringen.

Wenn aber die Vorbeugung mindestens denselben Wert wie die Heilung hat, dann ist es vor allem Sache der Erziehung dafür zu sorgen, daß die Unsicherheit als ein Makel behandelt wird, der bei guter Erziehung den Kindern fremd bleiben sollte. Sie müssen so erzogen werden, daß sie die Gebiete des Lebens, die sie überschauen, wirklich beherrschen, und daß sie die Grenzen ihres kindlichen Erlebens nicht erweitern, ohne die neuen Gebiete gründ-

lich in Besitz zu nehmen, ohne mit ihnen vollständig vertraut zu werden.

Das Unwesen der Oberflächlichkeit, Lüderlichkeit und Unwahrhaftigkeit in der Aneignung dessen, was den Kindern nahe tritt oder nahe gebracht wird, darf man auf keinen Fall aufkommen lassen, sondern es muß von kleinauf ein ehrlicher Abscheu davor in ihnen geweckt werden. Sie sollten die Unsicherheit in etwas, was ihnen nicht fremd ist, genau so wie Unehrlichkeit empfinden. Die meisten Kinder sind ja auch zunächst so gründlich und ruhen nicht, bis sie etwas Neues genau kennen: sie werden erst durch die Abweisungen ihrer Fragen zur Gleichgültigkeit und durch übereilte Erweiterung ihres Gesichtskreises zur Oberflächlichkeit erzogen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man sie überall sofort bis auf den Grund orientieren, sondern nur daß man sie in den Grenzen ihres Sehvermögens, ihres Erlebens, ihres Verständnisses zur Sicherung ihrer Erfahrungen anleiten soll.

Statt dessen ist aber unser ganzer Jugendunterricht von der Fäulnis der Unsicherheit durchdrungen. Ja sie wird naturnotwendig durch die oberflächliche, äußerliche und summarische Art des Unterrichts groß gezogen. Nicht nur Wissen ohne Verständnis erzeugt Unsicherheit, sondern ebenso Fortschreiten ohne das bisherige verdaut zu haben, Urteilen ohne Fühlung mit der Sache und Wiedergabe von etwas, was einem innerlich fremd und tot geblieben ist.

Solange es die Jugend wie ein unvermeidliches Übel ansieht, auf allen Gebieten, die man ihr eröffnet, unsicher zu bleiben und ihre Unzulänglichkeit durch geschicktes Raten und darüber Reden verhüllen zu müssen, solange wird sich diese Lüderlichkeit durch das ganze Leben schleppen, und solange es die Kinder nicht schimpflich empfinden, sich auf Gebieten, die ihnen vertraut sein sollten, unsicher zu fühlen, aber mit allen Kniffen den Schein gediegener Kenntnisse zu retten, solange werden sich auch die Erwachsenen nicht der Schlamperei in ihrem geistigen Haushalte schämen, und nicht eine beschränkte Sicherheit anständiger finden, als einen hohlen Bildungsschwindel.

Deshalb sollten Eltern und Lehrer streng darauf halten, daß die Jugend in ihrer ganzen Entwicklung sichere Schritte tut und immer erst fortschreitet, wenn sie festen Fuß gefaßt hat. Die Gediegenheit der Bildung und des Charakters hängt davon ab. Ruht aber die Sicherheit auf Vertrautheit und persönlicher Aneignung, so wird sie am besten dadurch erreicht werden, daß man die Kinder zur lebendigen Fühlung mit der Sache führt, persönlich dafür in Anspruch nimmt und zu selbständiger Bemächtigung des Gebietes oder zu freiwilliger Ausbildung der Fähigkeit anregt. Gelingt das, dann wird ihnen im ganzen Leben alles Scheinbare, Halbe, Lüderliche so zuwider werden, daß sie sich auch im späteren Leben nur auf Gebieten bewegen, wo sie sicher sind. Je mehr die Jugend zur Klarheit der Anschauungen und zur Selbständigkeit des Urteils nicht nur im Lernen, sondern erst recht im Leben geführt wird, je mehr sie lernt, allein mit den Schwierigkeiten fertig zu werden und kraft eigenen Gewissens und Könnens ihr Leben zu führen, um so gründlicher wird der Ratlosigkeit, Ohnmacht und Mutlosigkeit vorgebeugt, die wie ein Fluch auf dem Leben vieler Menschen lastet.

Der Weg der Sicherheit für die Erwachsenen aber, welche die Unsicherheit wie eine Krankheit durch ihr Leben fortgeschleppt haben, kann nur der sein, sich auf einen Boden zu besinnen und zurückzuziehen, auf dem sie sich ganz sicher fühlen, auch wenn er noch so beschränkt wäre, und von da aus vorsichtig jeden Schritt sichernd vorwärts zu dringen. Es gibt gar keine gesündere Heilkrise für das geistige Leben, als sich einmal vor die Frage zu stellen: was kannst du wirklich, was ist dir ganz vertraut, wo liegen deine wahren Fähigkeiten, was ist dein eigentlicher Beruf, was beherrschst du? sich so zu fragen, und die Frage ehrlich zu beantworten. Denn Wahrhaftigkeit gegen sich selbst ist die erste Vorbedingung, um unser inneres Leben zu festigen.

Dann kommt es darauf an, daß wir alles, was uns nahe tritt, gründlich erleben und persönlich erfassen. Ob es Eindrücke und Erscheinungen, Erfahrungen oder Ereignisse sind. Denn die

Fähigkeit und Energie des Lebens, die innere Überlegenheit unsrer Haltung und die Gewißheit unsrer Stellung, die Klarheit und persönliche Kraft unsers Handelns hängt von der Güte unsrer Erlebnisse ab. Je tiefer wir erleben, um so wurzelfester werden wir. Je oberflächlicher wir aufnehmen und je lüderlicher wir mit allem umgehen, was an uns herantritt, um so wurzellockerer werden wir sein. Das ist dann gleich, um welches Gebiet es sich handelt, ob um Lebenserfahrungen oder künstlerische Erlebnisse, um wissenschaftliche Aneignung oder um die Nachfolge Christi. Immer hängt die Sicherheit von der Stärke der persönlichen Aneignung und von der Gründlichkeit innerer Verarbeitung ab. Zuverlässig haben wir nur das, was Element und Fonds unsers Lebens geworden ist.

Haben wir das im Auge, so werden wir ganz von selbst den feinen Geschmack für das Gediegene und einen instinktiven Widerwillen gegen alles Zweifelhafte, Oberflächliche, Nachempfundene gewinnen. Wir werden keine Vertrautheit mehr mit etwas heucheln, was wir nicht persönlich kennen, sondern uns auf das beschränken, wo wir uns in unserm Element fühlen. Je mehr wir aber hier zu durchdringender Klarheit und freier Selbständigkeit gelangen, um so mehr werden wir imstande sein, die Grenzen unsrer geistigen Herrschaft auszudehnen, ohne daß unsere Herrschergewalt beeinträchtig wird. So kommen wir zu einer wachsenden und sich ausbreitenden Sicherheit: für Menschen persönlichen Lebens eine reife Frucht ihres selbständigen und eigentümlichen Erlebens, Verarbeitens und Auswirkens.

* * *

Wo fühlen wir uns unsicher? Vor allen Dingen im Leben selbst. Jeden Tag erhebt es Ansprüche an uns, fortwährend geraten wir in neue Lagen und Schwierigkeiten; wir müssen Stellung nehmen, Entschlüsse fassen, Maßregeln ergreifen, die Entscheidungen lassen sich nicht aufschieben: wer sich da unsicher fühlt und nicht weiß, was er tun soll, ist wirklich übel dran. Man ist ratlos,

zittert vor dem Entschluß, denn man fürchtet schon, ihn nachher zu bereuen, und ist nur in dem einen sicher, daß es jedenfalls verkehrt sein wird. So zaudert man, aber die Ereignisse drängen: es muß gehandelt werden. Je mehr sie drängen, um so größer wird die Angst. Man fragt überall um Rat und verstärkt durch die Verwirrung noch die Unsicherheit. Schließlich läßt man den Zufall entscheiden oder greift besinnungslos zu. Man nennt das den Kopf verlieren und meint damit die Persönlichkeit. Denn man geht in der Unsicherheit unter und gibt sich selbst auf.

Je mehr das Leben äußerlich gesichert, geordnet und gebahnt ist, je mehr es sich nach Herkommen und Übereinkommen vollzieht, je mehr es von Menschen, Einrichtungen und Verhältnissen abhängt, um so seltner wird es zu einem derartigen persönlichen Zusammenbruch kommen, um so weniger wird man seine innere Unsicherheit empfinden. Deshalb geraten Menschen, die sich unsicher fühlen, meist unwillkürlich in Abhängigkeit von der Frau, von Freunden, Verwandten und Vorgesetzten. Sie fühlen sich dann genau so sicher, wie sie sich hilflos vorkommen würden, wenn sie ganz auf sich selbst angewiesen wären. Wer das aber nicht kann, weil er sein Leben selbst führen möchte, weil sich sein Selbst regt und ihm in solchen Abhängigkeiten keine Ruhe läßt, der leidet furchtbar, wenn er sich unsicher fühlt, und erst recht, wenn sich die Unsicherheit zu einer dauernden Lebensschwäche herausbildet.

Aber auch sein Leben leidet darunter. Denn unser Leben ist ein Ineinanderweben und Zusammenwirken von Erlebnissen und Handlungen, von Vorgängen außer uns und unserm persönlichen Verhalten dazu. Das muß ineinander greifen wie die Zahnräder einer Maschine. Das muß ohne Unterbrechung aufeinander folgen und sich ineinander fügen. Wenn das nicht klappt und paßt, entsteht eine empfindliche Störung des Lebens: es stockt und setzt aus, es gibt Versäumnisse und Verluste. Die Unsicherheit ist nun nichts anderes als die Unfähigkeit, sofort und richtig auf die Ereignisse zu reagieren. Darum ist sie eine Hemmung des Lebens ohne Gleichen: sie stört das Gefüge des Lebens und unterbricht seinen

Zusammenhang. Sie suspendiert das Leben. Dauern nun diese Unterbrechungen an, so geht das ganze Leben aus den Fugen.

Woher kommt nun diese innere Unsicherheit? Nicht aus den Ereignissen und Verhältnissen, sondern aus dem Menschen selbst. Unsre Erlebnisse sind nicht ihre Ursache, sondern bringen sie uns nur zum Bewußtsein. Sie ist ein innerer Zustand, der durch die Ansprüche des Lebens erregt wird und den Menschen außer Stande setzt, ihnen gerecht zu werden. Ist es aber ein Zustand, der vor den Ereignissen, die ihn offenbaren, besteht, so kann er seine Entstehungsursache nur in der bisherigen Geschichte des Menschen haben. Denn geboren wird er nicht mit uns. Die kindliche Naivität kennt kein Gefühl der Unsicherheit.

Wer sich im Leben unsicher fühlt, ist infolge verkehrter Erziehung in seiner Entwicklung als Mensch zurückgeblieben. Denn darin äußert sich nur die Unreife und das Unvermögen zu leben. Ziel des jugendlichen Werdens und Aufgabe der Erziehung ist die Mündigkeit für das Leben. Der Mensch wächst unter der Pflege und Leitung der Eltern und Erzieher heran und soll zu eigenmächtigem und selbständigem Leben erzogen werden. Wo das erreicht wird, kann man wohl einmal durch überraschende oder verwickelte Ereignisse in Verlegenheit gesetzt werden, aber man wird auch der schwierigsten Aufgabe mit Ruhe und Entschiedenheit zu Leibe gehen. Unsicher wird man sich nicht fühlen. Wer aber nicht selbständig und lebensreif geworden ist, der muß sich unsicher fühlen, sobald er auf sich allein angewiesen ist.

Was junge Menschen reifen läßt, sind die Erfahrungen, die sie machen; was sie selbständig macht, sind die eigenen Schritte, die sie tun. Darum ist es verhängnisvoll, wenn man sie durch Fürsorge verwöhnt und wie unter einer Glasglocke aufzieht, wenn man sie nichts nach eigenem Urteil und auf eigene Faust tun läßt, sondern sie in dauernder Abhängigkeit von sich erhält. Dadurch verhindert man sie direkt reif und selbständig zu werden. Gewiß entwickelt sich die Mündigkeit nur unter einer erzieherischen Bevormundung, die Selbständigkeit nur unter einem Charakter bildenden

Einfluß, die Vollmacht zum Leben nur durch Gehorchen. Aber nur wenn die Reife des Menschen dadurch herangezogen und nicht verhindert wird. Der bestimmende Einfluß der Eltern muß in dem Maße zurücktreten und der erzieherischen Macht des Vertrauens Platz machen, als sich die keimende Selbständigkeit regt. Man muß die werdende Reife durch verständnisvolles Eingehen auf das eigene Leben der Kinder fördern und der Selbstentfaltung Spielraum schaffen, statt die persönliche Entwicklung niederzuhalten, sonst züchtet man die Unsicherheit künstlich heran.*) Wer sind denn die Typen für unsichere Menschen? Das verwöhnte Muttersöhnchen, das niemals unter den Fittigen der Eltern hervorkam, die unterdrückte Haustochter, die nichts vom Leben weiß, und die Witwe, der ihre Selbständigkeit in der Ehe getötet wurde.

Glücklicherweise holen ja die meisten jungen Menschen, wenn sie erst einmal den niederhaltenden Mächten entronnen sind, sehr bald nach, was sie vorher nicht durften: sie lernen leben. Aber ob sie darin Meister werden oder unsicher bleiben wie Pfuscher, hängt davon ab, wie gründlich sie es tun. Die Unsicherheit, die jemand nicht bald los wird, ist gewöhnlich eine Folge der Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit, mit der man erlebt, und der Oberflächlichkeit, mit der man sich mit seinen Erlebnissen abfindet. Wer nicht ganz bei der Sache ist, fest zugreift, den Dingen auf den Grund geht, unbedingt klar darüber zu werden sucht und tatkräftig handelt, der wird die Unsicherheit nie ganz überwinden. Denn sicher im Leben wird man nur, wenn man mit ihm fertig wird. Fertig wird man aber nur mit ihm, wenn man mit ihm ringt, bis man ihm über ist. Nur in der inneren Überlegenheit beruht die unanfechtbare Sicherheit im Leben. Solange man unter den Verhältnissen und Ereignissen steht, kann man sie weder überschauen, noch geistig beherrschen. Wo soll aber eine sichere Hal-

*) In der „Vorgeschichte" des „Persönlichen Lebens" im 2. Bande der Blätter habe ich eingehend das Keimen des persönlichen Lebens im Kinde geschildert und wie es durch die Erziehung meist verwahrlost und unterdrückt wird.

tung herkommen, wenn wir nicht klar über die Dinge sind und ihrer mächtig!

Darum faßt nur das Leben energisch an und laßt euch nicht unterkriegen, lernt gründlich leben, so kommt die Sicherheit ganz von selbst. Mensch sein heißt Kämpfer sein, und es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Wenn vieles auch zuerst mißlingt, das tut nichts. Durch Schaden wird man klug und durch Erfahrungen wissend im Leben. Was aber gelingt, gibt uns Zuversicht und Selbstvertrauen. So wie aber Mut und Tatkraft wächst, nimmt die Unsicherheit ab.

Es gibt aber noch einen andern Ursprung der Unsicherheit. Der liegt in der Unordnung unsers eigenen Wesens. Wenn wir nicht Herren in unserm Hause sind, sondern allerlei unkontrollierte Einflüsse darin ihr Wesen treiben, dann werden wir immer unsicher sein, was wir tun sollen, denn wir wissen nicht, wem wir folgen sollen. Solche Einflüsse sind Überzeugungen und Grundsätze, die uns eingeprägt oder angewöhnt worden sind, oder die sich angeflogen in uns eingenistet haben, ohne daß wir uns gründlich mit ihnen auseinandergesetzt, sie eigentümlich verarbeitet und uns angeeignet hätten, fremde Eindringlinge, die wir in unsrer Liederlichkeit dulden und in unsrer Schwachheit Macht gewinnen lassen. Das können religiöse Lehren sein, die wir pietätvoll verehren, sittliche Regeln und Vorurteile, die wir von Hause mitgenommen, oder konventionelle Auffassungen und Lebensarten, die wir uns angewöhnten, oder philosophische Schlagworte aus Haeckel und Nietzsche, die in uns hängen geblieben sind.

Die Unsicherheit ergibt sich dann aus dem Zwiespalt zwischen der innersten Meinung unsers Selbst und den Weisungen der Herrschaften in uns, vor denen wir einen heillosen Respekt haben. Gerade wenn diese uns fremden Einflüsse unser eigenes persönliches Empfinden noch nicht getötet und seine Ursprünglichkeit noch nicht getrübt haben, werden wir uns in unserm Verhalten immer unsicher fühlen, weil wir im Grunde unsers Wesens anders urteilen und anders handeln möchten, als die unpersönlichen Mächte, von

denen wir eingenommen sind. Die Handlungsweise nach unsern Grundsätzen stößt auf Widerspruch bei unserm Empfinden. Die Konvention widerspricht dem, was wir für richtig, wahr und anständig halten. Das Herkömmliche erscheint uns verkehrt. Bei den religiösen Motiven haben wir ein böses Gewissen, weil sie uns unwahr oder im strengen Sinne unsittlich vorkommen.

Diese Unsicherheit ist allgemein verbreitet. Es ist sehr leicht dann gesagt, man soll immer nach seinem innersten Empfinden handeln. Wenn sich aber nun unser Selbst mit Willen und Überzeugung unterworfen hat, z. B. der Moral und glaubt, sich selbst verleugnen zu müssen, oder der Konvention und meint, auf die verlogene oder barbarische Sitte um der andern willen Rücksicht nehmen zu müssen, oder der Religion und hält das Opfer des Verstands für eine religiöse Tat! Nach meiner Erfahrung siegt sogar bei persönlich sehr lebendigen Menschen eigentlich immer die Konvention, so sehr sie verwünscht wird, weil sie eben immer noch mehr anerkannt wird, als sie verwünscht wird. Nun darf man aber nicht glauben, daß durch solch einen absichtlichen Verzicht auf das bessere Wissen und Gewissen doch wenigstens die Unsicherheit verschwände, denn in jedem Einzelfalle lehnt sich doch wieder das Selbst auf, und man fühlt sich infolgedessen unsicher, bis man sich aufs neue unterwirft und vor sich selbst — schämt.

Diese Unsicherheit hat außer ihren schlimmen Folgen für unser Leben noch ganz besonders verhängnisvolle Wirkungen auf unser Inneres. Sie nimmt uns moralisch mit. Die Untreue gegen sich selbst, auf der sie beruht, ist schimpflich und gemein. Das empfindet jeder, der wider sein besseres Gefühl handelt. Deshalb muß es den Menschen moralisch herunterbringen, wenn er immer wieder hin- und hergezogen wird, um schließlich stets sich selbst aufzugeben. Er muß sich selbst verachten, das ist das eine, und von einem innern Vorwärts kann keine Rede sein, das ist das andere. Er ist der Sklave, der sich bei jedem Schritte an den Ketten reißt, aber gebunden bleibt. Er wird nie frei und selbständig, denn er bleibt abhängig von den fremden Einflüssen, die ihn beherrschen.

Willst du darum sicher werden, so schaffe Ordnung in deinem persönlichen Haushalte und dulde keine fremden Elemente und ihre unpersönlichen Einflüsse. Bringe dein Selbst zur Geltung und die Spannungen zum Austrag, in denen es sich zu den Mächten befindet, die dich zeit deines unpersönlichen Vegetierens bestimmten. Diese heillose Wirtschaft mit all den Überzeugungen, Grundsätzen, Gewohnheiten, Geschmacksurteilen, die nicht aus dir stammen noch in dir persönlich wiedergeboren sind, muß aufhören. Wofür du nicht mit deinem innersten Empfinden eintreten kannst, das muß als bestimmender Faktor ausgeschaltet werden. So kommt Klarheit, Einheit und Charakter in dein inneres Leben, und bleibst du dir dann in allem und jedem selbst treu, so wird eine ganz unmittelbare Sicherheit alle Äußerungen deines Wesens tragen.

* * *

Sehr viele fühlen sich weiter den Menschen gegenüber unsicher, mit denen sie zusammentreffen. Da ist vor allem die Unsicherheit, die aus der Schüchternheit entspringt, dieser seltsamen unerklärlichen Scheu vor den Menschen, unter der viel mehr leiden, als man gewöhnlich denkt. Sie ist eine Qual, die manchem schon das Leben verleidet hat, und eine Hemmung des Lebens ohne gleichen. Denn sie macht eigentlich jeden Verkehr mit andern unmöglich. Wer von ihr befallen ist, der ist zur Einsamkeit verurteilt. Das ist an und für sich schlimm, aber es wird entsetzlich, wenn die Sehnsucht nach Menschen ebenso stark wie die Scheu vor ihnen ist.

Schüchternheit ist teils eine Überempfindlichkeit gegen alle persönlichen Berührungen mit andern, teils das Gefühl einer Unbeholfenheit und Ungewandtheit im Verkehr, beides der Rückschlag einsamer Jugend oder einer Neigung in sich hinein zu leben oder einer Einschüchterung durch das Leben. Oft war man als Kind und heranwachsender Mensch gar nicht einsam, aber man kam in neue Verhältnisse und Kreise hinein, in denen man sich einsam fühlte. Und auf einmal war man schüchtern, unbeholfen, überempfindlich, unsicher. Dazu kam ein Mißtrauen gegen die Menschen

der neuen Umgebung und ein Mangel an Selbstvertrauen, wodurch das scheue Wesen genährt wurde. So entsteht der befangene Mensch, der errötet und verwirrt wird, wenn man ihn nur anredet, das Widerspiel des dummdreisten Parvenu, der jeden feinfühligen Menschen in Verlegenheit bringt.

Diese Schüchternheit ist schwer zu kurieren, weil sie Sache der Empfindung ist, der man durch Vorhalte und Gründe nicht beikommen kann. Sie kann nur durch andere Empfindungen überwunden werden. Aber die können wir stärken, wenn wir ihrer bewußt werden.

Wir müssen das Wesentliche des Menschen in seinem Innern sehen und nicht in seinen äußern Verhältnissen, Gaben, Leistungen, natürlich auch bei uns selbst. Dann fühlen wir, daß im Grunde alle Menschen ebenbürtig sind, alle äußeren Vorzüge können uns nicht mehr verlegen machen, und selbst die Scheu vor der überlegenen Persönlichkeit wird durch die Anziehungskraft, die sie auf uns ausübt, überwunden. Denn wenn man in jemand die Erfüllung seines ureigensten Sehnens nach der Wahrheit des Menschen erblickt, fühlt man sich von ihm nicht eingeschüchtert, sondern wie erlöst.

Dieses echte Selbstbewußtsein, das uns bei allem Respekt Rückgrat gibt und uns von der Scham über unsere äußeren Unzulänglichkeiten heilt, muß sich mit der Überlegenheit über den Eindruck, den wir machen, vermählen. Nur wer nicht mehr scheinen will, als er ist, kann sich ganz naiv geben. Und auf der Naivität unsrer Äußerungen ruht die Sicherheit unsrer persönlichen Stellung.

Es genügt aber nicht, daß wir uns naiv geben, sondern wir müssen auch alle Menschen naiv nehmen. Ist uns alles Gesuchte zuwider, so dürfen wir auch hinter den andern nichts suchen, selbst wenn sie noch so gesucht sind. Je harmloser wir sind, um so unberührter gehen wir durch alle gesellschaftlichen Listen und Tücken, Umständlichkeiten und Gesuchtheiten hindurch. Wer mißtrauisch ist, schüchtert sich selbst ein. Wer aber an die Menschen glaubt, kann durch nichts angefochten werden.

Endlich müssen die Schüchternen lernen, im Verkehr mit andern aus sich herauszugehen. Es scheint, als ob ich damit sagte, sie sollen lernen ihre Schüchternheit überwinden, was sie ja nicht können. Aber ich meine, sie sollen nach Menschen suchen, bei denen ihnen ganz von selbst das Herz aufgeht, wo sie im Verkehr ganz ahnungslos aus sich herausgehen. Ist das nämlich einmal gründlich geschehen, dann ist der Bann der Befangenheit ein für allemal gebrochen. Indem sie aus sich herausgingen, haben sie sich selbst erlebt, wodurch ihr Selbstbewußtsein erwacht, und haben die Fähigkeit der Selbstmitteilung in sich entdeckt. Sie brauchen sie nur weiter zu üben, dann wird die Scheu und Unsicherheit immer mehr verschwinden.

Ganz anderer Art ist die Unsicherheit gegenüber den Menschen, unter der wir alle zunächst leiden, die Unsicherheit darüber, was an ihnen ist und wie sie uns gegenüber gesinnt sind, wie wir uns zu ihnen stellen und sie nehmen sollen, ob sie uns verstehen und Verkehr mit uns wünschen, in welchem Abstand wir uns halten sollen und wie weit wir uns ihnen anvertrauen dürfen. Was ist das für eine Qual, wenn man nicht weiß, ob man jemand sympathisch oder antipathisch ist, ob unsere Fragen als taktlos empfunden oder als lösende Worte begrüßt werden, ob wir mit unserm Besuch jemand belästigen oder beglücken!

Die Ursache dieser Unsicherheit ist die Unklarheit über die Menschen und unsre Beziehung zu ihnen, in der wir uns befinden. Wären wir klar darüber, so wären wir über unser Benehmen sicher. Es ist kein Zweifel, daß diese Unsicherheit ein wirkliches gemeinschaftliches Leben, ein Ineinandergreifen des persönlichen Lebens, eine Wechselwirkung der Kräfte und einen Austausch der Gedanken unmöglich macht. Abgesehen davon, daß die Bewegung aufeinanderzu durch dieses Gefühl von vornherein gelähmt wird und es höchstens zu einem willkürlichen, zögernden, unbeholfenen Zufahren bringt, ist es ganz ausgeschlossen, daß man die richtige Stellung zueinander findet, sich aneinander anpassen und aufeinander eingehen kann. Man stößt sich, reibt sich und redet aneinander

vorbei: es entsteht kein organisches Gewebe von Beziehungen und Wechselwirkungen des Lebens. Das ganz eigenartige und einzigartige Verhältnis, das wir zu jedem Menschen, der uns begegnet, haben sollen, bildet sich nicht, sondern wir verfehlen ihn, geraten in Mißhelligkeiten, kommen auseinander und bringen uns um den Lebenswert, den er für uns haben sollte. Es ist wirklich ein heilloses Verhängnis diese Unsicherheit gegenüber den andern.

Deshalb ist es eine Lebensfrage, daß wir uns über die Menschen klar werden. Aber wie macht man das? Der eine Weg ist, daß man den andern zu erkennen sucht, ihn beobachtet, aus den Beobachtungen Schlüsse zieht, seine Charakterzüge studiert und seine Äußerungen sammelt, ihm bald so, bald anders kommt, um zu sehen, wie er darauf reagiert, das ganze Material sammelt, es durchdenkt und sich daraus ein Bild von ihm macht und die rechte Stellung zu ihm danach konstruiert. Aber dieser Weg ist verfehlt. Dadurch bekommen wir wohl einen klaren Begriff von ihm und eine bestimmte Ansicht über unsre Beziehung, aber Begriff und Ansicht stimmt nicht. Die Unsicherheit sind wir los, aber die Verkehrtheit haben wir dafür eingetauscht.

Und noch eins: Selbst wenn es uns gelänge, eine zutreffende Auffassung zu gewinnen, so müßten wir nun mit ihrer Hilfe unsre ganze Haltung und jede einzelne Äußerung darnach austifteln. Und das geht erst recht nicht. Natürlich kann man jede Miene überlegen und jedes Wort erst auf die Goldwage legen. Aber ein derartig theoretisch konstruierter Verkehr hat kein pulsierendes Leben, selbst wenn es einer zur Meisterschaft darin brächte und seine unfehlbare Erkenntnis in unfehlbares Verhalten umzusetzen vermöchte.

Wir müssen den andern Weg gehen: nicht den Weg umständlicher Erkenntnis, sondern den Weg ursprünglicher Empfindung. Aus dem lebendigen Eindruck heraus, den wir von jemand empfangen, indem wir ihn erleben, müssen wir ihn ganz unmittelbar erfassen, wie er sich uns offenbart. Sobald wir den Eindruck zergliedern, lösen wir ihn auf und entseelen ihn. Aber wenn wir ihn ganz aufgeschlossen und hingebend in uns aufnehmen, spiegelt

er sich ungebrochen in unserm Bewußtsein und das persönliche Wesen, das sich darin ausdrückt, berührt unsre Seele. Dann sehen wir den andern nicht, wie er an sich ist, wohl aber wie er für uns ist. Wir werden seiner inne in seiner konkreten Beziehung zu uns, in seiner augenblicklichen Verfassung und in seiner persönlichen Gesinnung uns gegenüber. Dann haben wir jedenfalls die Klarheit, die wir vorläufig für unsern Verkehr brauchen, und aus dieser unmittelbaren Klarheit entspringt eine instinktive Sicherheit unsers Verhaltens.

Wir brauchen nur ganz ursprünglich aus dieser unmittelbaren Fühlung von Seele zu Seele zu leben. Dann entspringt mit genialer Sicherheit die innerlich notwendige Äußerung, welche die augenblickliche Beziehung zwischen uns erfüllt und die Aufgabe der Stunde löst. Dann wird durch die persönliche Berührung die unmittelbare Wirkung von Mensch zu Mensch ausgelöst, die unsern Verkehr tragen und bestimmen muß, wenn es zu einer wahrhaftigen Lebensgemeinschaft kommen soll. Dann gibt es keine Unsicherheit mehr, noch ihr Gefolge der Taktlosigkeiten, Mißverständnisse, persönlichen Zusammenstöße und unfruchtbaren Reibungen, sondern das einzig wahre Verhalten wird in jedem Augenblicke instinktiv getroffen und das gemeinschaftliche Leben vollzieht sich mit der elementaren Einfachheit ineinandergreifender Naturvorgänge.

Aus Briefen

1. An einen Schwarzseher

Warum habe ich Ihnen bisher nie geantwortet? Der Mangel an Zeit allein war nicht der Grund. Sondern weil ich Ihnen nur hätte wiederholen können, was ich Ihnen schon öfter mündlich gesagt habe. Nach Ihrem letzten Briefe ist mir aber der Gedanke gekommen, daß es für Sie viel-

leicht wünschenswert ist, die Gesichtspunkte, die für Sie gelten, einmal schwarz auf weiß zu haben. Und darum schreibe ich Ihnen heute:

Im Grunde genommen glauben Sie an nichts. Nur an die unfehlbare Richtigkeit Ihres Urteils über sich selbst, über Ihre Lage, über die innere Logik Ihres Geschicks u. s. w. Davon sind Sie unerschütterlich überzeugt. Diese fixe Idee ist aber Ihr eigentliches und einziges Verhängnis. Alles andere wird es nur von hier aus, ist es nicht an sich. Und sie ist die Ursache, warum Ihnen nicht zu helfen ist, solange wenigstens nicht, als Sie an diesem Wahne festhalten.

Denn Sie sind in ein förmliches Gewebe von Irrtümern über sich eingesponnen. Es ist als ob Sie sich damit einen Sack über den Kopf gezogen hätten, so daß Sie nur Finsternis sehen.

1. Es ist nicht wahr, daß Sie ein schlechter, verlorener, zum Guten unfähiger Mensch sind. Unglücklich sind Sie und innerlich elend, aber nicht schlecht. Wenn Sie mit einem wahren Ingrimm alle Ihre Regungen und Handlungen verdächtigen, haben Sie mich nie überzeugt. Denn aus jedem Worte sprach unmittelbar die Eingenommenheit und Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Ihre Art, sich schlecht zu machen, hat geradezu etwas Gotteslästerliches an sich, denn dadurch, daß Sie das Gute in sich leugnen, leugnen Sie Gott, der Sie geschaffen hat.

Sie müssen ja auch immer in die Vergangenheit zurückgreifen, um sich als den hinstellen zu können, der Sie zu sein glauben. Aber es kommt gar nicht darauf an, was Sie getan haben, und auch nicht darauf, was vielleicht für schlimme Wirkungen davon ausgegangen sind, sondern allein darauf, was Sie sind. Und da sage ich Ihnen nun ein- für allemal, daß Sie im Grunde Ihres Wesens gut sind wie irgend ein Mensch. Das wissen wir alle, die wir Sie kennen, besser als Sie selbst. Denn es ist der unmittelbare Eindruck Ihres Wesens, der gegen Ihre Selbstverurteilung zeugt. Der kann nicht trügen, denn er ruht auf der ursprünglichen Offenbarung Ihres Wesens in Ihrer ganzen Erscheinung und Haltung.

Sie dagegen haben gar keine Ahnung von sich selbst, weil Sie sich derartig vor sich selbst angeschwärzt haben, daß Sie sich gar nicht mehr erkennen können, wie Sie wirklich sind. Sie sind in einer Autosuggestion über sich befangen, weil Sie die Schatten Ihrer Vergangenheit und die Schwächen Ihrer Gegenwart für Ihr Wesen halten.

Das möchte heraus und sich entfalten. Ganz ungestüm regt es sich in Ihnen. Aber in Ihrer Verblendung stoßen Sie es immer wieder in das Grab der Vergangenheit und lähmen es durch Ihre Verzweiflung über sich selbst. Ihre Selbstverwüstung, die Sie ahnungslos unausgesetzt treiben, muß dem unbefangenen Menschen wie ein Wahnsinn vorkommen.

2. Es ist nicht wahr, daß Sie für das Unglück, daß Sie nicht verwinden können, verantwortlich sind. Denn Sie waren in der Art Ihres früheren Lebens ein Ergebnis der Verhältnisse und das Verhängnis, das daraus erwuchs — ich setze den Fall, es wuchs wirklich daraus, und Sie schieben es nicht bloß sich zu — war nicht Ihr Wille, sondern Schickung. Infolgedessen ist ihre Schuld ein Phantom. Aber an dieses Phantom glauben Sie mit der ganzen Inbrunst Ihres guten Herzens, welches das Böse haßt.

Ebensowenig ist es natürlich wahr, daß Ihre gegenwärtige äußere und innere Lage eine Strafe für begangene Missetaten wäre. Das Fegefeuer, von dem Sie sprechen, ist nur das Leiden unter Ihrer Selbstquälerei und Ihrem zum Lebensprinzip erhobenen Pessimismus.

3. Es ist nicht wahr, daß Sie infolge Ihrer Vergangenheit einerseits und Ihres gegenwärtigen körperlichen Leidens andererseits von dem neuen Werden und einem befriedigenden, erfüllenden, fruchtbaren Leben ausgeschlossen wären. Denn auch Ihre Vergangenheit kann Ihnen nur zum Besten dienen, sobald Sie sich recht zu ihr stellen und aus ihr Leben schöpfen statt Selbstvernichtung. Glauben Sie an die Gnade Gottes oder an den Fluch Gottes? Erkennen Sie die Offenbarung Jesu an oder mißtrauen Sie ihr? Wenn Gott will, daß allen geholfen wird, so dürfen wir seines

Erbarmens unter allen Umständen sicher sein. Wenn aber Gott uns vergeben hat und nichts mehr von unsrer Sünde wissen will, so dürfen wir auch nichts mehr von ihr wissen wollen. Wir haben nur eine Zukunft, wenn wir ganz entschieden der Vergangenheit absagen und ihr den Rücken kehren. Wenn wir sie aber mitschleppen wollen, wird sie uns begraben.

Deshalb brauchen Sie nur aufzuhören, sich selbst zu belasten, um zu erfahren, daß in Ihnen ebenso alles neu wird wie in allen aufrichtig denkenden Menschen, die den Weg Jesu, den uns die Bergpredigt zeigt, einschlagen. Sobald Sie aus dem Bann und der Befangenheit in Ihren Irrtümern heraus sind, und anfangen, an sich zu glauben, d. h. an Gott zu glauben, wird sich Ihr eigentliches Wesen ganz von selbst entfalten. Jetzt ist das noch unmöglich, weil Sie ihm durch das ewige Sichselbstverdammen die Luft zum Leben nehmen und jede Lebensregung von vornherein lähmen.

Andererseits ist ihr schweres körperliches Leiden kein Hindernis, sobald Sie es mit Willen auf sich nehmen und heldenhaft tragen. Nehmen Sie es als aus Gotteshand und erkennen Sie sich als mit einer schweren Aufgabe begnadigt. Vielleicht sagen Sie: es ist übermenschlich. Mag sein, aber dann können Sie doch nur an seiner Schwere die Größe der Lebensbedeutung ermessen, die es für Sie haben kann, wenn Sie dieses Ihr persönliches Lebensproblem lösen. Vergleichen Sie den Aufsatz: „Wie ich es sehe“ im 8. Band.

Es kommt also nur darauf an, wie Sie sich dazu stellen. Solange Sie sich darüber beklagen, gehen Sie daran zu Grunde. Aber in jedem Augenblick können Sie das Verhängnis wenden, wenn Sie sich als ein Kämpfer für die schwere Aufgabe begeistern, die Ihnen geworden ist.

Erst wenn Sie von dieser dreifachen Gebundenheit des Blicks und des Lebens frei geworden sind, werden Sie „die Bergpredigt“ verstehen, weil dann erst das Leben in Ihnen keimen kann, von dem dort die Rede ist.

Soweit für heute. Gelingt diese Operation Ihres schwarzen Stars, so kann ich Ihnen weitere Fingerzeige zum Vorwärts geben.

2. An einen Unbefriedigten

So lange wir unbefriedigt sind über unsre Verhältnisse, ist uns nicht zu helfen. Denn keine Veränderung unsrer Lage würde daran etwas ändern, selbst wenn wir alle unsre Wünsche erfüllen könnten, weil die Quelle unsrer Mißstimmung in uns selbst liegt und uns alle Verhältnisse verleiten würde, in die wir kämen. In unserm Unbehagen äußert sich, wie abhängig wir von unsern Verhältnissen sind, statt innerlich darüber zu stehen und sie geistig zu beherrschen, die Voraussetzung der Fähigkeit, sie für uns zuträglich und angemessen zu gestalten. Das Unbefriedigtsein ist also die Stimmung einer persönlichen Schwäche, die ganz unabhängig ist von der Art und Gestalt unsrer Verhältnisse. Sie würde uns in jede Lage folgen und uns immer wieder den Verhältnissen unterwerfen. Die Bedeutung, die wir den ersehnten Umständen dadurch zuerkennen, daß wir unser ganzes Glück davon abhängig machen, zeigt ja schon, wie abhängig wir von ihnen sind.

Erst wenn wir die Ursache unsers Unbefriedigtseins in uns selbst suchen, können wir davon frei werden, indem wir dafür sorgen, daß wir in uns selbst in Ordnung kommen und für uns erfreulich werden. Diese Wendung auf uns selbst und die Sorge darum erlöst uns schon unwillkürlich von der Befangenheit unter unsern Verhältnissen. In dem Maße aber, als wir uns auf uns selbst besinnen und an uns selbst vorwärts kommen, gewinnen wir die innere Überlegenheit, die nicht nur imstande ist die Verhältnisse uns zuträglich zu gestalten, sondern auch Licht und Leben dort zu entdecken, wo wir vorher zu Grunde gehen zu müssen meinten.





Was ist persönliches Leben?

Als ich vor neun Jahren die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens begründete, wußten die wenigsten, was „Persönliches Leben" bedeute. Der Ausdruck Persönlichkeit, als verschwommener Inbegriff reifer und starker Menschlichkeit, war ja seit Goethes Spruch: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit" nicht unbekannt, aber was mit persönlichem Leben gemeint sei, konnte man sich nicht denken. Und ich konnte es nicht erklären, sondern nur versuchen dazu zu führen, weil man es nur kennen lernt, wenn man es gewinnt, und nur in dem Maße versteht, als man es lebt.

Seitdem ist Persönlichkeit ein allgemeines Schlagwort und persönliches Leben ein geläufiger Ausdruck geworden. Nicht durch die Grünen Blätter und meine Vorträge, denn beides blieb vor der Öffentlichkeit, welche die Presse macht und darstellt, gänzlich verborgen, sondern durch die Stimmung und Sehnsucht der Zeit, die sich gegen die Entwertung des Menschen und die Vernachlässigung seiner tiefsten Bedürfnisse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auflehnte. Aber mit dieser Verbreitung der Worte ist das Verständnis für ihren Sinn nicht gewachsen, sondern die Mißverständnisse haben die keimende Ahnung der Seelen fast vollständig überwuchert. Das Geheimnis der Wahrheit blieb unter dem Götzendienst, den man mit den Worten trieb, verborgen. Ich habe

wenigstens bisher in allen Äußerungen über Persönlichkeit und persönliches Leben, denen ich in Zeitschriften und Büchern begegnete, vergeblich nach einem klaren und vollen Begriff dessen gesucht, worum es sich dabei handelt, geschweige eine Kenntnis des Weges gefunden, wie man dazu gelangt. Und wenn jetzt die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens in Zeitschriften beurteilt werden, so tritt eigentlich immer eine verkehrte Vorstellung ihres Ziels zu Tage, die sich nicht aus ihrem Inhalt ergibt, sondern aus Mißverständnissen der Begriffe Persönlichkeit und persönliches Leben, von denen man befangen ist.

Was ist persönliches Leben?

1. Nicht Individualismus. So nennen wir die Richtung und Zeitstimmung, die den Einzelnen gegenüber der Gesamtheit und das Besondere jedes Menschen gegenüber dem Allgemeinen hervorhebt und ihm zu Recht und freier Entfaltung zu verhelfen sucht. Zweifellos berührt sich der Sinn dafür und das Streben danach mit persönlichem Leben, denn diese Art Leben ruht auf der lebhaften Empfindung des Menschen, etwas ganz für sich zu sein, sie quillt aus seinem Fürsichleben und äußert sich in einer eigentümlichen Erscheinung seines Wesens. Aber persönliches Leben und Individualismus berührt sich nur und deckt sich nicht. Denn eine ausgeprägte Individualität ist noch lange keine Persönlichkeit. Und wer seine Eigenart betont und ausbildet, lebt gewiß nicht persönlich. Man kann ebensogut individuell wie gleichförmig vegetieren. Die weit erkennbare eigenartige Pose eines Kunstjüngers von heute verbirgt gewöhnlich ein unpersönliches Leben, und starke Persönlichkeiten kleiden sich mit Vorliebe in das unscheinbare Gewand der gesellschaftlichen Form, um ihr Fürsichleben zu verbergen.

Es ist deshalb ein Mißverständnis, wenn man Pflege persönlichen Lebens als eine ästhetische Kultur unsrer Eigenart versteht und meint, die harmonische Ausbildung des Eigentümlichen mache eine Persönlichkeit aus. Sicherlich denkt sich so der Persönlichkeitskultus, der heute gerade unter persönlich unfähigen Menschen im Schwange geht, eine Pflege persönlichen Lebens. Aber diese

Schwärmerei ist das Widerspiel und Zerrbild einer Kultur der Persönlichkeit. Die Grünen Blätter haben niemals darüber einen Zweifel gelassen, daß das nicht nur verkehrt, sondern unmöglich ist. Zunächst weil die Eigentümlichkeit jedes Menschen entartet ist, und das Echte an ihm erst wiedergewonnen werden müßte, ehe es gepflegt werden könnte, und dann weil man eine Individualität nicht züchten kann, sondern sich entfalten lassen muß. Wer also seine Individualität künstlerisch auszubilden unternimmt, der verbildet und verpfuscht nur noch mehr, was schon entartet ist.

Aber abgesehen davon: persönliches Leben hat zunächst gar nichts mit der Individualität zu tun. Die Persönlichkeit des Menschen verhält sich zu seiner Individualität, wie der Körper zu seiner Gestalt. Jeder Körper hat seine charakteristische Gestalt. Aber nicht die Körperform macht den Lebenswert des Körpers aus, sondern seine Gesundheit und Kraft. Gewiß wird die Stärke des Körpers auch in seiner Gestalt zu Tage treten. Aber sie beruht und besteht in der rechten Verfassung und in dem gesunden organischen Leben des Leibes. Ebenso handelt es sich bei dem persönlichen Leben, das wir meinen, um die wahrhaftige innere Verfassung des Menschen und um die rechte Art zu leben. Das ist das Wesentliche, was die Persönlichkeit ausmacht. Die Individualität ist nur ihre Erscheinungsform, die sie sich schafft, indem sie lebt und sich entfaltet.

Die persönliche Kultur, an der uns liegt, ist also keine Schönheitspflege und Oberflächenkultur am Menschen, sondern sie sucht sein ursprüngliches Wesen zu entbinden und zur Entfaltung zu bringen, indem sie ihm zu seinem eigentlichen Leben verhilft. Wer das sucht, der wird seine Eigenart ursprünglich und rein gewinnen. Wer aber seine Eigenart zu bilden sucht, der wird sie verlieren.

2. Nicht Subjektivismus. Das ist die Richtung, die gegenüber den Tatsachen der Natur und Geschichte das persönliche Erlebnis, gegenüber den festen Grundlagen, Einrichtungen, Dogmen und Geboten das innere Leben des Menschen und sein eigenes Empfinden, gegenüber den Ergebnissen der Wissenschaft und den Lehren der Religion das Recht der besonderen subjektiven Auf-

fassung betont, kurz die allenthalben den Lebenswert der Dinge im Persönlichen findet. Als solch ein Subjektivismus sind die Grünen Blätter von Anfang an, namentlich von kirchlicher und pädagogischer Seite, von Bureaukraten und Politikern leidenschaftlich bekämpft und von andern gerade deshalb freundlich begrüßt worden. Aber Gegner wie Freunde verstehen sie da falsch. Subjektivismus ist noch lange kein persönliches Leben.

Gewiß finden wir uns nicht selbst, ohne von allen sogenannten objektiven Instanzen frei zu werden, gewiß können wir nicht selbst leben, ohne in uns selbst und in unsrer persönlichen Erfahrung zu beruhen, gewiß erhält alles von uns aus erst sein Gesicht und seinen Wert für uns, wenn wir persönlich leben. Das ist eine Folge davon, daß das Subjekt lebendig wird: es lebt subjektiv, weil es nicht anders kann. Doch das ist nur eine Seinsweise des persönlichen Lebens, aber sein Wesen ist es nicht. Der Subjektivismus ist eine unwillkürliche Haltung, die man einnimmt, ein Instinkt, ein Blick, der einem aufgeht, ein Schwerpunkt den man fühlt, sobald man anfängt persönlich zu leben. Aber vertreten und pflegen kann man den Subjektivismus ebenso aus Überlegung und Überzeugung, auch ohne eine Ahnung von persönlichem Leben zu haben. Denn wir können sehr subjektiv gerichtet sein, ohne uns selbst gefunden zu haben.

Dem persönlich lebenden Menschen ist die subjektive Art seines geistigen Lebens Natur, und deshalb macht er kein Wesen davon. Er treibt keinen Kultus mit seiner Weltanschauung und trompetet seine Ansichten nicht aus, weil sie eben subjektiv sind und darum relativ, wandelbar, vergänglich. Er ist kein Subjektivist im Sinn einer Richtung und Partei, denn ihn interessiert gar nicht das Subjektive, sondern das Objektive, und dadurch unterscheidet er sich von allen Subjektivisten. Er nimmt sein Bewußtsein nicht sehr wichtig, aber das Wesen seines Selbst, das dahinter verborgen liegt, das Objektive in sich, das hält ihn in Spannung, daß es sich entfalte und offenbare. Wie das alles aufzufassen ist, läßt ihn ziemlich gleichgültig. Aber hinter die Tatsachen und Gesetze seines Seins-

und Werdens, hinter die objektive Struktur seines Wesens möchte er kommen. Die Gottesvorstellungen, auch seine eigenen, verblassen ihm bald, aber daß die Lebensmacht des Alls mächtig zur Geltung komme, und er ihrer habhaft werde, dieses Verlangen pocht wie ein Puls in ihm. Ob seine Vorstellung von Jesus zutreffend ist, interessiert ihn wenig, aber daß er mit der objektiven Wirklichkeit, die Jesus unabhängig von allen Lehren über seine Person und Werk war und ist, in schöpferische Lebensfühlung kommen möchte, das ist seine Schicksalsfrage. Alle seine subjektiven Begriffe sind dem persönlichen Menschen nicht mehr als Notenzeichen: die geheimnisvollen Wirklichkeiten, die sie andeuten, die allein halten ihn in Atem. Niemand ist so auf das Objektive aus, wie die Menschen persönlichen Lebens, und deshalb verfehmt man sie als Subjektivisten.

3. Nicht Egoismus. Das ist das gröbste Mißverständnis. Dagegen kämpfen Götter selbst vergebens. Der Losung folgen: lebe selbst und werde, was du bist, ist ebenso Egoismus, wie seiner Seele Seligkeit schaffen, um Vergebung seiner Sünde bitten, ums tägliche Brot arbeiten, für seine Gesundheit sorgen, sich selbst lieben. Das nennen alle vernünftigen Menschen nicht Egoismus, sondern das Nächstliegende tun, sich zuerst um sich selbst bekümmern, auf seinen eigenen Füßen stehen, festhalten, was man in der Hand hat, sich selbst erhalten.

Egoismus ist die Beschränktheit auf sich selbst, die Blindheit für die andern, die Drehkrankheit um sich selbst. Das Gegenteil davon ist aber nicht die Blindheit für sich selbst und der Verzicht auf sich selbst, sondern das Leben für die andern. Aber man kann nicht für die andern leben, ohne das Leben erst für sich selbst gewonnen zu haben. Man kann den andern nur etwas sein, wenn man selbst etwas geworden ist, weil man ihnen nur das sein kann, was man ist.

In Wahrheit ist das persönliche Leben die Erlösung vom Egoismus. Denn das Selbst kann nicht lebendig werden, ohne die egoistische Verschalung zu zerbrechen und die andern lebendig zu verspüren. Niemandem gehen die Augen für sich selbst auf,

ohne daß er Blick für die andern gewinnt. Niemand kommt zu sich selbst, ohne sich als Glied eines großen Ganzen zu finden. Es gibt kein persönliches Leben ohne gemeinschaftliches Leben. Die Nächstenliebe ist hier keine Pflicht, kein Gebot, keine Überwindung und kein Opfer mehr, sondern Erlebnis, Natur, Instinkt, Lust.

* * *

Was ist persönliches Leben?

Es ist selbst leben. Das Entscheidende ist, ob wir Subjekt oder Objekt des Lebens sind, ob wir es leben, oder ob es uns lebt. Solange wir von unsrer Vergangenheit, von den Verhältnissen, Umständen, Ereignissen, Lebensmächten, Einflüssen und Reizen gelebt werden, sind wir unpersönliche Existenzen. Alle unsre Lebensbewegungen sind dann eigentlich nur Reflexbewegungen eines ohnmächtigen Mediums, das genau betrachtet willenlos reagiert, so bewußt und energisch es innerlich dabei sein mag. Wenn sich aber in diesem inneren und äußeren Lebensgetriebe das zunächst ganz davon eingenommene Selbst lebendig regt und die entscheidende Macht wird, dann entsteht persönliches Leben: der Mensch tritt auf als Herr in seinem Eigentum und wird frei. Er richtet sich auf und ermannt sich: Was hier vor sich geht, darf ich nun und nimmermehr so gehen lassen. Das geht mich an. Da muß ich dabei sein und bestimmen, was geschehen soll. So nimmt er sein Leben selbst in die Hand und fängt an sein Schicksal zu schaffen*).

Die Voraussetzung dazu ist, daß einer zu sich selbst kommt. Das ist etwas anderes, als sich auf sich selbst besinnen. Das ist ein Aufwachen unsers Wesens in seinen geheimsten Gründen, ein Überquellen des Metaphysischen in uns in unser Bewußtsein. Der Mensch erlebt sich selbst in seinem eigentlichen Wesen und wird seiner selbst inne als etwas für sich, er empfindet sich überwältigend als Geheimnis, als Problem, als zu einem Leben hoher Bestimmung

*) Vgl. Blätter zur Pflege persönlichen Lebens 2. Bd.: Persönliches Leben 2. Das Erwachen, S. 84 ff.

geweiht. Er erstaunt über sich und die Welt, als wäre er eben erst geboren. Und nun wird ihm alles lebendig und bedeutend, voll persönlicher Beziehungen und Ansprüche an ihn. Erschütternd empfindet er sein Dasein als eine Aufgabe und sein Leben als ein Abenteuer ewigen Wertes.

Diese Selbstempfindung voll überströmenden Lebens ist der feste Boden in dem Getriebe des Daseins und die unerschöpfliche Kraftquelle gegenüber der Brandung seiner Einflüsse. Auf diesem Grunde, der dem Menschen wie ein Neuland aus den Fluten des Lebens emporsteigt, erhebt sich seine Freiheit, er selbst zu sein und allen Trieben und Einflüssen überlegen zu leben. Je nachdem wir auf ihm Grund fassen, werden wir selbst leben können. In diesem mächtigen Erlebnis des eigenen Selbst, dieser objektiven Größe, die bis dahin schweigend hinter unserm Bewußtsein lag, ruht die selbstherrliche Vollmacht, rein von sich aus und eigentümlich zu reagieren, und die Widerstandsfähigkeit gegen alle Anregungen von außen und innen, auf die sich das eigenständige und unabhängige Leben gründet.

Das Leben aber, das so entsteht, ist ein Leben aus der Tiefe unsers Selbst heraus im Gegensatz zu dem Leben der Regungen an der Oberfläche der Instinkte, Gewohnheiten und Ansichten. Das alles, wofür sich die unpersönlichen Menschen als für ihr Eigenstes in die Brust werfen, ist hier etwas, was überwunden werden muß, und was keinen Eindruck, keine Erfahrung verhindern darf, ursprüngliches Erlebnis des Selbst zu werden, damit jede unsrer Äußerungen aus seinen unerschöpflichen Tiefen emporsteigt. Persönliches Leben ist Quellleben. Alles entspringt in Unmittelbarkeit, Urkraft und Reinheit aus den innersten Gründen unsers Wesens. Der Quellort aber, in dem sich alle Niederschläge sammeln und alle Äußerungen entspringen, ist das Fürsichleben der Seele, das Herzwerk unsrer inneren Welt und ihrer verborgenen Vorgänge*).

So wird das persönliche Leben weiter die Kundgebung des

*) Vgl. die eingehende Schilderung des Fürsichlebens in der „Bergpredigt" S. 247—256.

Selbst in allen Bewegungen und Äußerungen unsers Lebens. Alles glüht und pocht in seiner Lebenskraft und offenbart sein eigentümliches Wesen. Alles, was wir empfinden und denken, wollen und tun, wird von ihm getragen, durchdrungen und gestaltet. Wer persönlich lebt, ist überall mit glühender Seele dabei und erfüllt alles, was er berührt, mit seiner Persönlichkeit. Gleichgültigkeit und Gewohnheit, Halbheit und Schlaffheit sind Zeichen unpersönlichen Lebens. Im persönlichen Leben ist alles ursprüngliche Lebensäußerungen des Selbst. Denn das, was wir ganz für uns selbst sind, wird durch jeden Reiz und Anspruch des Lebens zu starker Kundgebung und Wirkung ausgelöst, und die innere Überlegenheit erfüllt sich darin, daß wir nichts tun, ohne uns selbst darin zu offenbaren.

Aber wie sich das Selbst äußert, so nimmt es auf. Was sich auch im Bereiche unsrer Sinne und unsers Bewußtseins regt, wird dann „ein Erlebnis" des Selbst. Alle Eindrücke und Erfahrungen, die in uns auftauchen, alle Regungen und Gedanken werden tief und ursprünglich empfunden, persönlich erfaßt und von dem feinen Geschmack unsers Wesens in seinem Lebenswert verspürt. Durch diese persönliche Empfindung lebt alles, was uns berührt, in uns und für uns, es wird unser Eigentum und Vermögen. Ob es Menschen sind oder Ereignisse, Natur oder Kunst, wer es persönlich erlebt, saugt seine lebendige Kraft auf, genießt es, verdaut es und nährt sich davon. So wird es eigentümlicher Gehalt des Lebens, und durch die innere Verarbeitung setzt es sich um in persönlichen Fonds. Das Unzuträgliche aber und Fremdartige, was keinen persönlichen Lebenswert hat, bleibt unberührt. Wie unfruchtbare Blüten fallen solche Eindrücke und Erlebnisse ab. Aber was Lebenswert hat, befruchtet das Selbst und trägt reiche Früchte von eigentümlicher Art und Geschmack.

Denn das persönliche Leben empfängt nur, um zu erzeugen, um zu schaffen. Es ist schöpferisches Leben. Jeder Anspruch des Lebens regt das Selbst an, ihn aus seinem Können und persönlichem Fonds heraus in der einzigartigen Weise zu erfüllen, die ihm gerade nur möglich ist und das vorliegende Problem allein

vollkommen löst. Das ist aber kein ausgeklügeltes Mühen und Künsteln, sondern ein geniales Schaffen aus der Tiefe der Empfindung des Selbst heraus, wo es unmittelbar entspringt. Indem das Selbst sich auslebt, schafft es. Es strömt Leben aus und gibt seinen Äußerungen Lebenswert. Es wirkt schöpferisch an der Menschwerdung mit und baut eine Welt seiner Art um sich auf. Es entfaltet eine bildende Kraft in seinem Gedinge und offenbart unwillkürlich allenthalben die verborgene Wahrheit im Leben. Das Werk des Lebens wird die Entfaltung des Selbst. Aus der ganzen Erscheinung des Menschen leuchtet die Herrlichkeit seiner Art. So wird er in steigendem Maße, was er ist, indem er sich selbst schöpferisch auslebt und alles, was zu ihm gehört, persönlich lebendig erfüllt.

Denn aus diesem persönlichen Leben entspringt das persönliche Werden. Wie das Kind durch leben wächst und sich entfaltet, so wächst und entwickelt sich der Keim, der aus dem ewigen Kern unsers Wesens brach, als wir erwachten, durch die Bewegung und Betätigung des Selbst im Leben zu voller Entfaltung. Alles ist zunächst keimhaft im Menschen verborgen: Art, Anlage, Bestimmung und Vermögen. Aber durch das quellende und treibende Leben, das der schaffenden Bewegung des Selbst entspringt, kommt es ganz von selbst heraus und faltet sich auseinander, wie sich Stengel und Blätter von einander lösen, wenn es im Frühling keimt und sproßt. Dadurch, daß das Selbst im Leben aus sich herausgeht und auflebt, entwickelt es sich und tritt immer stärker und deutlicher zu Tage. Das ist das Werden der Persönlichkeit durch persönliches Leben, das dem Menschen kaum zum Bewußtsein kommt, geschweige daß er es selbst gestaltete.

Das ist das W e s e n des persönlichen Lebens. Es ist nicht nötig, einen Begriff davon zu haben, um so zu leben. Man kann bewußt und unbewußt persönlich leben. Wer die Fähigkeit in sich hat, aus seinem ursprünglichen Wesen heraus auf alles zu reagieren, und die überlegene Widerstandsfähigkeit gegenüber allen Eindrücken besitzt, wer immer aus der Tiefe seines Selbst lebt

und es in allem äußert, wer all sein Erleben wie eine keimkräftige Lebensfülle empfängt, und was er empfangen, schöpferisch auswirkt, indem er lebt, der lebt persönlich, ob er weiß, was er damit vollbringt, und wie es zustande kommt, oder ob er es ahnungslos tut, einfach weil er nicht anders kann. Denn das persönliche Leben ist nicht eine Frucht der Einsicht, sondern der ursprünglichen Empfindung und unbändigen Lebenskraft des Selbst. Nur wo das erwacht ist und lebt, gibt es persönliches Leben.

Andrerseits wird das alles aber auch kaum einer verstehen, der es nicht an sich erlebte und diese neue Art Leben gewonnen hat. Deshalb seien noch eine Anzahl Äußerungen und Merkmale dieser Art Leben genannt, an denen jeder mit Händen greifen kann, wodurch sich das persönliche Leben auszeichnet.

Persönlichkeiten werden mit dem Leben fertig. Sie lassen sich nicht unterkriegen, sondern bewältigen alles und leben davon. Sie wenden unwillkürlich Not und Unglück, Widerwärtigkeiten und Leiden zu ihrem Besten und schöpfen aus allen Ereignissen und Verhältnissen Lebenswerte. Wer am Leben leidet, lebt unpersönlich, denn er gibt sich dem Leben preis. Das Selbst, das erwacht ist, ruht nicht, bis es sich alles dienstbar gemacht hat und bändigt das Ungeheuer Schicksal zur treibenden Kraft seiner Bestimmung.

Wer persönlich lebt, hält den Kurs, nach dem ihn die verborgene Macht seines Selbst instinktiv treibt, unter allen Umständen ein. Er kann dabei äußerlich zu Grunde gehen, aber er hält ihn fest. Das sind Menschen. Die andern, die sich von Wind und Wellen hin- und herwerfen und von den öffentlichen Meinungen und Vorurteilen, von Leidenschaften und Einflüssen anderer abtreiben lassen, sind bloß Existenzen. Sie sind Zufallsprodukte und bleiben es. Aber die Persönlichkeit gibt ihrem Sein und Leben einen Sinn, den Sinn der eingeborenen Bestimmung, und rechtfertigt damit ihr Dasein vor sich selbst. In dem unpersönlichen Leben herrscht Zufall, Willkür, Unvernunft oder Karriere, ausgedachte Pläne, fremde Leitungen. Aber im persönlichen Leben

waltet die innere Notwendigkeit der Entfaltung und Auswirkung des Selbst, die geniale Unmittelbarkeit des treibenden Lebens, die in jedem Momente schafft, was werden will, und so das ganze Leben als eine ursprüngliche Schöpfung frei hervorgehen läßt.

Bei dem persönlichen Menschen ruht der Schwerpunkt des Lebens in ihm selbst. Darum ist er ganz unabhängig, frei in sich selbst, nur durch die in ihm treibende Wahrheit bestimmt. Er kann nicht mehr von irgend etwas abhängig werden, ohne sich selbst untreu zu werden. Wer dagegen unter dem Druck seiner Vergangenheit oder unter dem Einfluß seiner Verwandtschaft und Umgebung steht, wer vom Geld oder vom Schein oder von Instinkten oder von Überzeugungen oder von Prinzipien beherrscht wird, der lebt unpersönlich, denn er ist von diesen guten oder bösen Lebensmächten besessen, befangen, abhängig und bestimmt. Nur wahrhaft selbständige Menschen sind Persönlichkeiten. Niemand aber ist in Wahrheit selbständig, bei dem nicht das Selbst allenthalben im Leben frei, rein, voll und übermächtig zur Geltung kommt.

Wer durchdringend und ununterbrochen persönlich lebt, gewinnt ganz von selbst Einheit und Reinheit des Stils in allen Lebensäußerungen. Denn alles, was von ihm in Erscheinung tritt, trägt seine eigentümliche Form und Art an sich. Unpersönliche Menschen stellen den willkürlichen Mischmasch dar, der sie sind. Die Maße und Verhältnisse ihres Wesens sind unharmonisch und ihre Erscheinungsformen ein buntes Gemenge äußerlich angenommener Manieren oder wilde Formlosigkeit. Sie sind und bleiben in ihrem Wesen und Leben Barbaren, trotz der feinsten Bildung, die sie sich angeeignet haben mögen. Persönlichkeiten dagegen sind durch ihr persönliches Leben das Gebilde ihres Selbst geworden, das sich zu aller Bildung der Unpersönlichen verhält wie wahrhafte Kultur zur bloßen Zivilisation.

Das alles kann man natürlich auch als Ziel energischer Arbeit an sich selbst vor Augen stellen und verfolgen. Aber man erreicht es nicht, wenn nicht das ursprüngliche Wesen in uns ge-

boren wird. Wie viele mögen sich an der Hand der Grünen Blätter vorgenommen haben, persönlich zu leben, aber sie vermochten es nicht, weil man es nur kann, wenn es aus einem quillt! Sie brachten es nur zu galvanischen Zuckungen, aber nicht zu werdendem Leben und wandten sich dann verdrossen ab von diesem „unmöglichen Idealismus".

Sie rissen vielleicht die Augen auf und nahmen sich vor: von jetzt ab will ich mein Leben selbst in die Hand nehmen, aber sie merkten fortwährend, wie sie im Bann ihrer Trägheit, in den Ketten ihrer Vergangenheit, unter dem Einfluß ihrer Umgebung, in der Knechtschaft ihrer Grundsätze blieben, wie ihr Leben nicht aus ewigen Tiefen quoll, sondern sich trotz aller Selbstbesinnung und Aufraffung doch immer an der Oberfläche vollzog. Sie forcierten vielleicht eine Weile etwas, was sie selbst für persönliches Leben hielten, um sich dann erschöpft wieder gehen zu lassen.

Oder es erfaßte sie ein Ingrimm gegen das unpersönliche Gelichter in ihrem Bewußtsein, gegen die angeflogenen Ansichten, unverdauten Brocken aus der Bibel oder den Klassikern und aufgegriffenen Urteile, gegen das Unechte und Gemachte in ihrem Wesen, gegen das Hergebrachte und Angewöhnte in ihrem Leben. Nur das Eigene, Echte, Ursprüngliche wollten Sie dulden. Es brach eine Revolution gegen sich selbst in ihnen los und eine Zerstörungswut unerbittlicher Strenge. Aber es wurde nicht alles neu, sondern blieb öde. Es wurde nichts Eigenes, weil sich im Innern keine Keimkräfte regten.

Andere faßten es anders an. Sie wollten sich im Leben nicht mehr niederdrücken lassen. Aber so sehr sie sich wehrten und losmachten, immer legten sich ihre Nöte wieder wie ein Alp auf die Brust. Sie wollten mit ihrer Vergangenheit brechen, aber sie rissen sich an ihren Ketten nur die Glieder wund. Sie wollten aus dem Ja leben, aber sie fanden gegenüber den Widerwärtigkeiten des Daseins und Ärgernissen des Lebens kein Ja. Sie wollten heroisch leben, aber immer wieder sanken sie dem erbärmlichen Behagen in den Schoß.

Mancher wollte auf alle Fälle selbständig werden. Aber was er für die freie Tat seines Selbst ansah, war nur die Äußerung des Niederschlags seiner Vergangenheit oder der allgemeinen Anschauungen oder der angebeteten Prinzipien, die in ihm auf dem Throne saßen und sich als Selbst gebärdeten. Ein andrer brach mit gewalttätiger Hand die Tyrannei des Geldes in seinem Leben. Aber er mußte erleben, daß er nur aus einer Abhängigkeit in die andere geriet, oder er merkte es auch nicht, denn er war tiefer gebunden als vorher.

Aber wenn das auch die Erfahrungen von Tausenden sind, so sagt das doch nichts dagegen, daß das persönliche Leben unsre Bestimmung ist und unser eigentliches Leben, das uns erst zu Menschen macht. Denn sie alle, die scheiterten, gingen von einem Mißverständnis aus und kamen dadurch zu ihrem Mißerfolg. Sie glaubten, daß persönliches Leben eine Sache der Erkenntnis sei und des sittlichen Vollbringens. Darum sahen sie darin ein Ideal und fanden nach fruchtlosen Versuchen, daß es ein unmögliches sei. Aber persönliches Leben ist für uns ebensowenig ein Ideal, wie die Ernte für den Landwirt ein Ideal ist. Sondern es ist ein Ziel und zwar ein Ziel, das naturnotwendig erreicht werden muß, wenn die Vorbedingungen dazu vorhanden sind, daß das, was werden soll, werden kann.

Aber hier fehlt es. Sie haben alle die Vorfragen vergessen oder übersprungen: wie kann ich das Leben haben, ursprünglich in mir quellend, das sich ganz von selbst als persönliches Leben äußert und wächst, entfaltet und schafft, das Eigenste offenbart und ausdrückt, frei und überlegen wird, indem es lebt und treibt? Sie glaubten, erwacht zu sein und selbst zu leben, aber was in ihnen lebendig war, das war nur die Idee ihres Selbst, der Begriff persönliches Leben, aber nicht ihr ursprüngliches Wesen. Darum war persönliches Leben für sie ein Ideal und unerreichbar wie alle Ideale. Lebt in uns nur die Idee des Selbst und der Begriff persönlichen Lebens, so bleibt natürlich alles unfruchtbar. Das kann den Menschen nur aufregen, aber nichts erzeugen. Denn die

Spiegelfechterei mit einer Idee kann nichts schaffen, sondern nur die lebendige Wirklichkeit, die Keimkräfte des Lebens in sich trägt.

Wollt ihr also das Leben haben, das uns Menschen gehört, so laßt doch die unglücklichen Versuche, persönliches Leben nachzumachen, und kümmert euch ausschließlich um die Frage: wie wird in mir mein ursprüngliches Wesen lebendig, wie verhelfe ich ihm zum Leben? Dazu gibt es aber keinen andern Weg, als den Jesus in der Bergpredigt gezeigt hat. Wenigstens weiß ich bis jetzt keinen andern. Wer einen andern weiß, der trete um Gottes Willen auf und sage ihn. Denn der Name Jesus scheint immer noch auf unzählige Menschen ohne weiteres abschreckend zu wirken. Aber so lange uns kein anderer Weg gezeigt wird, bleibt uns allen, die wir, koste es was es wolle, das Leben haben wollen, nichts anderes übrig, als diesen Jahrhunderte lang verschütteten Weg zu suchen, ob wir ihn nicht für uns persönlich finden. Wer ihn aber gefunden hat, der braucht sich nicht weiter um persönliches Leben zu sorgen, denn in ihm keimt es ganz von selbst, indem er den Weg geht.

Wer aber nun zu sich sagt: also geht es doch wieder auf Religion hinaus, der hat mich nicht verstanden, und zwar weil er vor dem Namen Jesus scheu geworden ist. Denn hier handelt es sich nicht um Religion, sondern um Menschwerdung.



Die zwei Brennpunkte persönlichen Lebens

Ein Vortrag auf Schloß Mainberg

Das persönliche Leben hat, wenn es echt und lebendig ist, zwei Brennpunkte, um die sich alles dreht, von denen das ganze persönliche Leben ausgeht und getrieben wird. Es gehört zu den wunderbarsten Erscheinungen, wie diese beiden Brennpunkte einheitlich zusammenwirken, wo das persönliche Leben in Ordnung und im Gange ist.

Der eine Brennpunkt, nennen wir es Bewußtsein, ursprüngliche Empfindung, ein durch das ganze innere Leben pulsierender Instinkt, ist jedenfalls eine objektive Tatsache in uns, die wir erleben, ich möchte fast sagen, die wir erleiden. Es ist das ungeheuer ergreifende Erlebnis, daß wir etwas für uns selbst sind gegenüber allem, gegenüber der ganzen Welt und der ganzen Menschheit, etwas ganz Besonderes, Wunderbares, Geheimnisvolles, Einzigartiges, ein Wesen von unendlicher Tiefe, von unendlichem Wert.

Das ist der Augenblick, wo der Mensch zu sich selbst kommt, wenn diese Empfindung ihn ursprünglich durchdringt und ihn mit einem ganz neuen Leben erfüllt. Dann erlebt er überwältigend, wie in ihm die Quelle des Lebens entspringt. Es beginnt ein Sprudeln und Rieseln, Tönen und Singen, Jubeln und Jauchzen ohne gleichen in ihm. In sein ganzes Leben kommt Licht, Farbe, Nerv, Bewegung, Spannkraft und Lebensdrang. Alles wird von hier aus angesehen und beurteilt, bestimmt, geregelt und getrieben, wie von einem Brennpunkt. Das Selbst pulsiert in jeder Lebensbewegung und gibt ihr das besondere persönliche Temperament und das eigentümliche persönliche Gepräge.

Als Röntgen seine Strahlen entdeckte, schrieb er eine Broschüre: „Eine neue Art Strahlen", so entdecken wir bei diesem Ereignis des Selbsterwachens eine neue Art Leben.

Auch diese neue Art Leben ist eine objektive Macht, die in uns erwacht und über uns kommt wie eine Quelle, die in uns aufspringt, etwas, was wir unmittelbar erleben und impulsiv ausleben. Wenn das nicht von selbst kommt, wenn es gemacht, beabsichtigt, gewollt, vorgenommen wird, dann ist es nicht persönliches Leben, sondern persönliches Getue, ein Machen und Treiben, ein sich Anstellen und Betonen der Eigenart, ein Kokettieren mit sich selbst und sich Spreizen mit besonderen Manieren. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem ursprünglichen Erleben seiner Selbst mit seinem Ausleben und dem persönlich leben Wollen. Dort ist das ursprüngliche Wesen und eine neue Art Leben im Menschen aufgewacht, hier dagegen ist nur das innere Leben von einer neuen

Idee entzündet worden. Dann fiebert der Mensch in dieser Entzündung, und es gibt auch eigentümliche Erscheinungen, aber keine Erscheinungen ursprünglichen Wesens, sondern Krankheitserscheinungen des entarteten Wesens. Heute, wo mehr denn je ein Kultus mit dem Schlagwort persönliches Leben getrieben wird, wo es in dem Maße mißverstanden wird, als es ausgebreitet worden ist, wo es in dem Maße verflacht ist, als es viele Flächen bedeckt, sehen wir, sobald wir uns umblicken, Beispiele genug für solche Krankheitserscheinungen eines fieberhaften Zustandes. Dabei ist es gar nicht nötig, daß er in Aufregungen zu Tage tritt; es kann auch ein verborgenes Fieber sein, aber Krankheitserscheinungen sind immer damit verbunden.

Man kann immer den Schluß ziehen: wo ein großes Wesen vom persönlichen Leben gemacht wird, da ist kein persönliches Leben vorhanden. Ebensowenig wie der vornehm ist, der sich für vornehm hält. Wo wirklich persönliches Leben waltet, da ist es naiv, nicht reflektiert, natürlich, nicht gekünstelt, impulsiv, nicht mühsam herausgedrückt. Denn echt ist es nur als unmittelbares Leben aus ursprünglichem Empfinden, als ausschwingende Lebensbewegung des inneren Brennpunkts. Da denkt man nicht an seine Eigenart und kennt sie nicht, denn sie kommt ganz von selbst heraus. Wir sehen ja nicht, wie wir uns geben und ausdrücken, wir haben keinen Eindruck davon. Niemand kennt seine Stimme. Die andern, die sie hören, die kennen sie. Wer sich aber anstrengt, eigenartig zu leben, der hat einen anschaulichen Begriff seiner Eigenart vor sich und sucht sich danach zu benehmen. Er ist nicht ein einfacher Mensch, sondern Schauspieler. Er spielt Persönlichkeit auf Grund der Vorstellung seiner Eigentümlichkeit, die er in sich trägt. Gewiß trägt auch der Mensch, in dem ursprüngliches Wesen erwacht, ein starkes Gefühl seiner Selbst in sich, aber das ist ein Gefühl namenlosen Staunens und Erschauerns über sich selbst, über die unbekannte Größe, die sich in ihm regt, über das unendliche Geheimnis, das er gar nicht fassen kann.

Lebt einer immer vor dem Spiegel der Idee, die er von sich

hat, reckt er sich, bewegt und gibt er sich danach, so lebt er damit nicht persönlich und stellt auch nicht einmal persönliches Leben mimisch dar, sondern er sucht einem theoretischen Begriff Leben zu verleihen und wird dadurch ein Persönlichkeitsgigerl, eine Karikatur von Persönlichkeit, ein Eigenartsphantast. Da finden wir dann die hochgetragene Nase, das stolze Selbstbewußtsein, das hochmütige Herabsehen und sich Erheben über die andern, wo einem die andern nicht mehr gut genug sind zum Verkehr, wo man sich etwas darauf einbildet, ein suchender Mensch zu sein und anders zu leben als die andern. Wo dieser Hochmut herrscht, womöglich noch mit der tragischen Maske, einsam und unverstanden zu sein, da ist nicht das ursprüngliche Wesen im Menschen lebendig, das freudig wie ein Quell herausspringt und ahnungslos wie ein Kind alles um sich erquickt, sondern das Getue und Gemachte eines manirierten Lebens und Treibens.

Das Bewußtsein, was den Menschen erfüllt, der sich bis in die tiefsten Gründe seines Wesens spürt und etwas von dem Rauschen der Ewigkeit in sich merkt, ist allerdings etwas unendlich Erhebendes. Aber es erhebt uns nicht, ohne uns unter den Eindruck der ungeheueren Aufgabe zu stellen, die es uns offenbart. Wenn uns die Ahnung aufgeht, was es heißt, Mensch zu sein, dann ist man ganz davon durchdrungen, daß dieser Adel verpflichtet. Was uns erhebt, demütigt uns zugleich. Wir sehen von der Höhe, zu der wir uns erhoben fühlen, gleichzeitig das ungeheuere Ziel, nach dem wir streben müssen, und das uns bis ins Innerste unbefriedigt macht, wenn wir nicht fortwährend im Erreichen sind. Wenn sich also ein Mensch wie ein Pfau gebärdet, der vor jedem, der ihm nahe kommt, ein Rad schlägt und sich in seiner Eigenart dreht und spreizt, dann ist von persönlichem Leben keine Spur vorhanden. Wenn einer mit Befriedigung auf seinem persönlichen Leben ausruhen kann, dann hat er nie welches gehabt.

Ich kann Ihnen versichern, mir wird es manchmal schlimm und übel, wenn von persönlichem Leben geredet wird, weil ich da so oft nichts spüre von dem Pulsschlag des ursprünglichen Wesens,

von den Herztönen des ergreifenden Erlebnisses seiner selbst, von dem Wellenschlag des unmittelbaren Lebens aus tiefem, echtem, quellendem Empfinden; weil ich es als ein Treiben an der Oberfläche der Gedanken erkenne. Irgend welches geistige Futter muß der Mensch haben: entweder er nährt sich von religiösen, moralischen, ästhetischen und andern Ideen oder von der Idee des persönlichen Lebens. Aber man mag darin noch so sehr Feinschmecker werden: dadurch gewinnt man es nicht. Wir müssen Quellen werden, wie Jesus einmal sagt: wer an mich glaubt, von dem werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Wo also nicht das Quellwasser wahrhaftigen Selbstlebens sprudelt, wo man sich selbst betrachtet, an sich herumtastet, ausstaffiert und mit sich kokettiert, da kann niemals das werden, was man im Grunde ist.

Das ebenmäßige und eigenartige Gebilde unsers Selbst ist kein Kunstwerk, sondern eine Naturerscheinung. Darum muß es wachsen und werden. Wir stören seine Entfaltung, wenn wir daran herummachen, denn wir wissen garnicht, was wir sind, und wie wir werden sollen. Wer darauf sinnt, seine Eigenart auszubilden, bildet seine Unart aus, denn er zieht in Betracht und behandelt das, was an der Oberfläche liegt. Da liegt aber immer viel Unart. Unsre eigentliche Art liegt tief unter dieser Kruste von fremden Elementen, Einflüssen und Entartungen verborgen, und sie kommt nur dadurch heraus zur Entfaltung, daß sich unser Selbst in uns treibend regt und durch persönliches Leben entfaltet. Wenn von diesem Brennpunkt unser ganzes Sein und Leben beherrscht und in schöpferische Bewegung versetzt wird, bricht unser eigentümliches Wesen durch und heilt ganz von selbst alle Entartungen an unsrer Oberfläche aus.

Man fällt aber nun aus einem Fehler in den andern, wenn man sagt: da wir nur persönlich werden durch persönliches Leben, so wollen wir garnicht an unsre besondre Art denken, geschweige sie durchzusetzen suchen, sondern mit aller Kraft persönlich zu leben trachten. Denn auch das kann man nicht mit Willen erzwingen, sondern es muß ebenso von selbst werden, wie sich das Leben bei einem

Kinde ganz von selbst entfaltet: durch die einfache Auswirkung des treibenden Lebens, das in unserm Innern erwachte, als wir zu uns selbst kamen.

Ich verkenne gar nicht, daß man durch energisches Kämpfen mit dem Leben seine Widerstandskraft stählen und immer mehr mit allen Ereignissen, die uns anfechten, fertig werden kann. Aber die eingeborene Überlegenheit über alles, was uns begegnet, welche das persönliche Leben erfüllt, erreichen wir dadurch nicht, sondern nur durch das wachsende Leben des Selbst in uns, zu dessen Wesen sie gehört. Und erst wenn aus ihr unsre Widerstandskraft und Übermacht quillt, wird unser Kampf fruchtbar für uns werden, nicht bloß eine Notwehr, um uns selbst zu behaupten, sondern eine Überwindung und Umwandlung aller Nöte in Lebensfülle. Wie der Mensch, der in die Fluten stürzt, ganz von selbst emporgetrieben wird, so treibt das innere Leben des Selbst, wenn die Wogen über unserm Haupte zusammenschlagen und uns zu verschlingen drohen, uns ganz ungestüm durch alle Trübsal empor, bis wir mit dem Haupte über den Wellen sind. In dieser emportreibenden Bewegung liegt die objektive Überlegenheit über das Leben, die uns zukommt. Man kann sich von der Furcht frei machen, aber etwas anderes ist von ihr erlöst werden, so daß man sie gar nicht mehr kennt. Jenes hat man in der Hand, dieses muß man erleben. Das ist der Unterschied zwischen der Überlegenheit im Leben, die man erringt, und der Überlegenheit, die zur Natur des ursprünglichen Wesens gehört und dadurch ohne weiteres zu Tage tritt, daß es sich auswirkt.

Ebenso kann man um seine Selbständigkeit ringen, indem man sich gegen alle beherrschenden Mächte erhebt und alle Abhängigkeiten zu zerbrechen sucht. Aber wenn das auch gelänge, die Selbständigkeit des persönlichen Lebens ist andrer Art. Die tritt einfach dadurch ein, daß sich der Schwerpunkt unsers Lebens von außen nach innen verschiebt und sich dadurch alle Abhängigkeiten und Befangenheiten lösen. Dazu bedarf es aber zunächst gar keiner Anstrengung, sondern sobald unser Selbst lebendig erwacht, liegt

sofort das Schwergewicht unsers Daseins in uns. Denn von Stund an ist es der Brennpunkt unsers Lebens.

Genug davon. Jeder kann an diesen Beispielen erkennen, ob er persönlich lebt oder bloß nach der Idee des persönlichen Lebens zu leben sucht.

* * *

Der andere Brennpunkt ist die ebenso ursprüngliche Empfindung für die andern, die lebendig in uns aufspringt, wenn wir zu uns selbst kommen. Ohne dieses zweite Erlebnis wäre das erste das Erlebnis einer namenlosen Einsamkeit. Aber in einem Menschen, in dem das eigene Leben drängt und treibt, herausquillt und sich auseinander faltet, strömt das Herz über für die andern Menschen. Das Erstaunen über sich selbst öffnet ihm die Augen über sie. Wie er sich selbst auf einmal ganz anders erblickt, so sieht er sie auch. Voll Freude und Ehrfurcht erfaßt er sie innerlich als seines gleichen und erlebt eine tiefe Gemeinschaft, die sie mit ihm im Grunde des Wesens und der Bestimmung verbindet. Er fühlt sich als Glied eines Ganzen, zu dem sie alle gehören, und indem er lebt, lebt er für die andern.

Den Menschen, die das nicht erleben, erscheint es ganz absurd. Denn ihnen ist ja bis zum Überdruß eingeredet worden, daß der Mensch von Natur durchaus sebstsüchtig, und alle seine Triebe egoistisch seien, daß ihm das selbstlose Interesse nur oberflächlich anerzogen sei, weil es wider seine Natur gehe und sich überhaupt nur halten lasse, weil es doch im Grunde auf eine Selbstbefriedigung hinauslaufe. Das mag in gewissen Grenzen von den Menschen gelten, die noch nicht zu sich selbst gekommen sind, obgleich sich auch in ihnen ein uninteressiertes Mitempfinden, ein verborgenes Gemeinschaftsgefühl regt, was nur durch das gewöhnliche Leben verwahrlost statt gefördert wird. Aber für die Menschen, in denen das ursprüngliche Wesen erwachte, ist das Aufflammen der Empfindung für die andern ein Erlebnis von ergreifender Macht. Es bringt uns die objektive Tatsache des tiefen Zusammenhangs mit ihnen

überwältigend zum Bewußtsein, so daß das Glühen des Herzens für sie der andere Brennpunkt des neuen Lebens wird.

Aber auch dieses Leben für die Mitmenschen ist nur echt und schöpferisch, wenn es wie eine zweite Quelle ganz ursprünglich aus uns herausströmt. Solange dieser andere Brennpunkt nicht in einem glüht wie lebendiges Feuer, weiß man überhaupt nicht, was es heißt: Menschen untereinander, hat man keine Ahnung von gemeinschaftlichem Leben. Gewiß kann man auch ohne dieses Erlebnis für die andern leben und sich selbst aufopfern. Aber das ist dann im tiefsten Grunde egoistisch. Man sucht in den andern nur sich selbst und ist an ihnen nur insoweit interessiert, als man sich selbst dabei fühlt.

Das ist etwas anderes, als das, was in dem Menschen entspringt, in dem ursprüngliches Wesen erwacht ist. Der lebt ganz impulsiv für die andern, nicht aus einer subjektiven Eigennützigkeit heraus, sondern mit dem großen objektiven Zug, der ein Grundelement in der Vornehmheit des echten menschlichen Wesens ist. Der will den Nächsten nicht für sich haben, wenn er für ihn lebt, sondern seine Freude bejaht ihn an und für sich, und aus dieser Freude quillt das Leben für ihn. Er muß für ihn leben, weil sich darin allein seine Bestimmung erfüllt, und darum tut er es ohne Gründe und Hintergedanken, einfach weil er nicht anders kann. Er tut es naiv und sachlich, so persönlich er dabei ist, ungetrübt durch die weichlichen Gefühle erbärmlicher Liebhaberei. Aber das ist heute vielfach noch ein Geheimnis.

Nun kann ich aber nicht anders, als von hier aus immer zurückschließen. Ich weiß ganz genau, daß die eine Quelle nur in dem Maße strömt, als die andere entspringt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Mensch zu ursprünglicher Empfindung seiner selbst käme, ohne daß sofort der Naturtrieb, für die andern zu leben, in ihm erwachte. Das weiß ich nicht nur aus Erfahrung und Beobachtung, sondern auch aus den Äußerungen Jesu, wo wir ja die tiefsten Aufschlüsse über die Grundgesetze des menschlichen Wesens finden. Gewiß spricht er nie theoretisch darüber. Aber wir sehen

durch viele Äußerungen das Grundgesetz hindurch, daß beide Empfindungen in dem Menschen erwachen, sich ergänzen, und daß keine ohne die andere sein kann. Es tritt z. B. in der praktischen Aufklärung zu Tage, daß wir nur in dem Maße andern etwas sein können, als wir selbst etwas werden, und daß wir nur in dem Maße selbst etwas werden können, als wir den andern dienen. Infolgedessen kann man den sichern Schluß ziehen, daß wo die eine Quelle nicht sprudelt, auch die andere noch nicht erschlossen ist. Auf dem Gebiete des inneren Lebens walten ebenso unerschütterliche Naturgesetze, wie überall in der ganzen Welt. Es geschieht nichts willkürlich, es ist alles gegenseitig bedingt.

Nun glauben ja viele, daß in ihnen diese Empfindung erwacht sei, aber bei den meisten ist ihre Nächstenliebe doch etwas ganz anderes, als der eruptive Drang für die andern zu leben. Darüber kann jeder leicht klar werden. Wenn es ursprüngliches Leben ist, entfaltet es sich unmittelbar und naiv. Wenn Sie sich aber kommandieren müssen, nett mit den andern zu sein, so kann von Quellwasser nicht die Rede sein. Denn das würde von selbst überströmen. Was aber nicht von selbst kommt, das hat keinen Wert, ich meine natürlich Wert im letzten und höchsten Sinne. Es ist ja von außerordentlichem Wert, daß alle, die noch nichts von der lebendigen Empfindung für die andern spüren, doch in ihrem ganzen Verhalten freundlich zu ihren Nebenmenschen sind. Aber die Erfüllung dieser Pflicht ist doch etwas ganz anderes, als das quellende Leben für die andern, das unserm ursprünglichen Wesen entspringt.

Ferner: was regt sich in Ihnen, wenn Sie unter Menschen kommen, das Abmessen, Vergleichen, Kritisieren, Nörgeln, Absprechen oder das Spüren, Forschen und Entdecken, das Nein oder das Ja? Bleiben Sie an der Oberfläche oder suchen Sie die verborgenen Tiefen und Schönheiten herauszuwittern? Heben Sie im Gespräch über die andern ihre Mängel oder ihre Vorzüge empor? Urteilen Sie nach sich, oder suchen Sie jedem gerecht zu werden? Leben Sie mit ihnen aus Freude und Ehrfurcht heraus oder aus Empfindlichkeit, Gleichgültigkeit und Mißachtung? Die Fragen braucht

Ihnen niemand zu beantworten, darüber wissen Sie ganz genau Bescheid, wenn Sie sich ansehen. Dann wissen Sie aber auch, ob Sie den Naturtrieb für die andern zu leben kennen oder nicht. Sie wissen aber dann noch mehr, nämlich ob Sie überhaupt persönliches Leben haben oder nicht. Denn das ist in seinem Wesen positiv, nicht negativ, bejahend, nicht verneinend.

Vor allen Dingen kann aber doch jeder darüber klar werden, ob sich bei ihm im tagtäglichen Leben die Empfindung für die andern ganz unwillkürlich äußert, oder ob er nichts davon merkt. Wer in großen und kleinen Dingen nicht ganz von selbst an seine Nebenmenschen denkt, der hat sie doch entschieden nicht. Wer z. B. ein Interesse an der Ruhe im Hause nur dann hat, wenn er selbst schlafen will, sonst aber gar nicht daran denkt, daß er andere durch sein lautes Wesen stören könnte, wer beruhigt ist, wenn er selbst eine Fahrgelegenheit gefunden hat und sich um die andern, die zurückbleiben müssen, nicht kümmert, wer nur seine eigenen Sachen sorgfältig behandelt, die fremden aber, die ihm zur Verfügung stehen, verwahrlosen läßt, wer über taktlose Menschen klagt und dabei selbst fortwährend ahnungslos Taktlosigkeiten begeht usw., der hat entschieden keinen Sinn für die andern. Denn wenn in einem das lebendige Interesse für die Nebenmenschen waltet, so hat man ohne weiteres Auge für ihre Bedürfnisse, ihr Recht, ihr Wohl, ihr Behagen. Dann ist man in seinem ganzen Wesen rücksichtsvoll, so rücksichtslos man im Leben immer das tun wird, was man innerlich muß. Es gibt wirklich Menschen, die der Meinung sind, daß sich die rücksichtslose Wahrhaftigkeit des Lebens, d. h. die innere Notwendigkeit in unserm persönlichen Leben nicht vertrage mit der Rücksicht unsers ganzen Wesens gegen unsre Mitmenschen, obgleich gerade der allein unbekümmert rücksichtslos handeln kann, der in sich rücksichtsvoll ist, weil in ihm kraft seines Naturtriebs für die andern alle Lebensäußerungen den Mitmenschen zum Besten dienen. Aber das sind und bleiben natürlich dem naiven Egoisten und der reflektierten pflichtmäßigen Nächstenliebe unbegreifliche Dinge.

Das quellende Leben für die andern hat also sein eigentümliches Wesen, und es folgt seinen eigenen Gesetzen, die überall in Erscheinung treten, wo es wirklich vorhanden ist. Das egoistische Leben der Menschen untereinander beruht auf Sympathie. Man sucht den Verkehr mit sympathischen Menschen, um die unsympathischen kümmert man sich möglichst wenig. Das ist das Gesetz des gewöhnlichen Lebens und der vegetierenden Menschen. Für sie ist es auch ganz in der Ordnung, denn es wäre ja schrecklich, wenn sich solche Leute auf einmal aus Pflichtgefühl mit unsympathischen Menschen abgeben wollten. Die würden sie ja mit ihrer forcierten Liebenswürdigkeit nur schauderhaft quälen. Nein, bleibt uns vom Leibe, wenn wir euch unsympathisch sind.

Aber der Naturtrieb für die andern zu leben ist nicht durch Sympathie bedingt, sondern entspringt einem inneren Drange. Gewiß geht da nicht die feine Empfindung für die andre Art, aus der sich Sympathie und Antipathie ergibt, verloren, sondern sie verstärkt sich umsomehr, je klarer sich die eigene Art entfaltet, aber sie ruft nicht das Interesse für die andern und das gemeinschaftliche Leben hervor, sondern sie bestimmt nur die Art und Weise, wie es sich gestaltet. Das Gefühl der Sympathie orientiert uns, wenn wir Menschen begegnen, unmittelbar darüber, wie unsre Art mit der ihrigen zusammenklingt. Aus dieser Empfindung heraus wird unser Verhalten in seiner besonderen Erscheinung geboren. Sie sagt uns z. B., ob wir uns gegenseitig ohne weiteres ergreifen können oder ob wir uns nur allmählich nähern dürfen, ob unser gemeinschaftliches Leben bei Zurückhaltung oder offenherziger Hingabe besser gedeiht. Aber sie kann und darf uns nicht sagen, ob uns der Mensch etwas angeht oder nicht, ob wir mit ihm zu leben haben oder nicht.

Das wird nicht durch Sympathie oder Antipathie bestimmt, sondern durch das Gesetz der Lebensbahnen und des Nächsten*). Wenn uns das Leben mit Menschen zusammenführt, haben wir nicht danach zu fragen, ob sie uns sympathisch oder antipathisch

*) Vgl. „Lebensbahnen" 8. Bd. der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens S. 65—84 und „Wer ist denn mein Nächster?" 5. Bd. S. 136—141.

sind, sondern wir haben sie zu nehmen, wie sie sind, und für sie zu leben. Natürlich wird unsre Beziehung zu ihnen verschieden sein: sie können uns näher oder ferner stehen. Aber das bestimmt dann nicht Zuneigung und Abneigung, sondern die organische Lebensstellung, die uns in Verbindung bringt, sei es Beruf oder Nachbarschaft oder Verwandtschaft oder gemeinsame Interessen und Unternehmungen. Wenn sich z. B. zwei einander unsympathische Menschen hier in Mainberg treffen, so verstehen sie dieses Gesetz des Lebens nicht, wenn sie sich gegenseitig aus dem Wege gehen, sondern sie sollen sich einander geben, was sie von einander haben können. In unsrer Studentenverbindung wurde den neu eintretenden Mitgliedern immer gesagt, daß die erzieherische Bedeutung dieser engen Gemeinschaft zum guten Teil darin bestehe, daß man gezwungen sei, auch mit antipathischen Menschen zu verkehren, sie schätzen und lieben zu lernen. Und das ist keine Frage: solch ein Verkehr ist nicht nur eine Schule vieler Tugenden, sondern vor allen Dingen eine außerordentliche Bereicherung des Lebens, denn man lernt fremde Art verstehen und erschließt sich dadurch einer Fülle von Lebensanregungen, die man sonst entbehren müßte.

Erst recht kann aber eine Antipathie keinen hemmenden Einfluß entfalten, wenn jemand dadurch unser Nächster wird, daß er, wer er auch sei, in einer bestimmten Lage in ganz einziger Weise auf unsre Hilfe angewiesen ist. Dann kommt überhaupt nichts in Frage, geschweige der Eindruck, den er auf uns macht. Dann steht uns in dem Moment kein Mensch in der ganzen Welt näher als er. Das ist dann, als ob der Naturtrieb des Lebens für die andern ganz für den einen gesammelt zum Ausbruch käme. Wer diese Höhepunkte des Lebens kennt, wo man sich einmal mit seiner ganzen Persönlichkeit für einen andern einsetzen darf und das Glück dieser Stunde erlebt hat, der kann bezeugen, daß man in dem Augenblick nichts von Sympathie und Antipathie spürt.

Das Leben für die andern, das zur Natur des ursprünglichen Wesens gehört, ist aber überhaupt nicht von unsern Mitmenschen abhängig, weder davon, wie sie sind, noch davon, wie sie sich uns

gegenüber verhalten. Wie kann der Brennpunkt unsers Lebens in seiner Existenz und Auswirkung von etwas außer uns bedingt sein! Dann ruhte er ja nicht in unserm Wesen, sondern in unsern Verhältnissen! Mögen die Menschen sein, wie sie wollen, und sich zu uns stellen, wie sie mögen, wir lieben sie auf jeden Fall, weil wir nicht anders können. Da wird nichts in Betracht gezogen, berechnet und überlegt. Für jeden feinfühligen Menschen ist reflektierte Liebe überhaupt keine Liebe, sondern eine Unanständigkeit. Selbst die gewöhnlichen Menschen leben ja nicht reflektiert, sondern instinktiv. Aber da ist es der Instinkt der Gegenseitigkeit, der die Liebe weckt und trägt. Denn ihre Liebe ist nur eigennütziges Interesse. Darum hängt hier alles von dem Verhalten der andern ab. Bei den persönlichen Menschen aber gar nicht. Denn hier ist die Liebe der Überschwang der Seele, die den andern sucht und überströmt, unbedingt, ohne Wahl und ohne Grenzen. Hier ist Liebe der Naturtrieb der Persönlichkeit, sich auszuleben, denn es gibt kein anderes Sichausleben für einen Menschen, in dem das ursprüngliche Wesen erwacht ist, als das Leben für die andern.

Wenn Sie nun aber wissen, woran Sie mit sich selbst sind, so erwarten Sie nicht den Schluß: gehe hin und tue desgleichen. Ich sage vielmehr: gehen Sie hin und tun Sie nicht desgleichen, solange Sie es nicht können. Denn mit Nachempfinden und Nachmachen wird es nicht getan. Sondern sehen Sie, wie sie dazu kommen, daß das ursprüngliche Wesen in Ihnen keimt und sich entfaltet: dann wird es von selbst werden. Ich habe das alles nur zur Aufklärung gesagt, damit Sie wissen, woran Sie sind, und sich nicht länger Illusionen hingeben über Ihr persönliches Leben.



Hemmungen des Lebens

5. Der Zweifel

Der Zweifel ist eine Epidemie im geistigen und persönlichen Leben unsrer Zeit: Der Zweifel an Gott und allem, was uns heilig ist, an Sitte und Sittlichkeit, am Sinn des Lebens und an der Selbständigkeit des Geistes, an unsrer Kultur und an der Bestimmung des Menschen, an der aufrichtigen Liebe unsrer Mitmenschen und an uns selbst. Die Menschen rühmen sich ihrer Zweifel und erblicken darin ihre Reife, und doch sind sie so müde der Zweifel und unglücklich, daß sie nicht frei davon werden können. Denn hinter dem Zweifel steht die Verzweiflung, die Menschenverachtung, der Lebensüberdruß, die Selbstverwüstung.

Aber auch wenn die Krankheit des Zweifels nicht zum Tode führt, ist sie doch eine empfindliche Hemmung des Lebens aus der Tiefe unsrer Empfindung heraus und zerstört dadurch das schöpferische Vermögen, das daraus quillt. Der Zweifel frißt unser inneres Leben an mit Bedenken, Mißtrauen und Spott und schwächt dadurch die Lebenskraft. Der Zweifel geht wie ein eisiger Hauch über unsre Lebenslust und tötet unsern Unternehmungsgeist. Er ist die Auszehrung unsrer Tatkraft und trifft uns bei unserm Ringen mit dem Leben wie ein Faustschlag in die Kniekehlen. Er macht unsre Schritte unsicher, bringt uns aus dem Gleichgewicht und läßt unsre Lebensäußerungen nur gebrochen herauskommen. Man wird elend vom Zweifel und lebensmüde, der Blick wird befangen, die innere Klarheit gestört, und in unsrer ganzen Haltung spüren wir ein Zittern, das uns selbst ganz nervös macht. Der Zweifel ist für unser Leben ein außerordentlicher Kräfteverlust, nicht bloß weil er das keimende Leben zerstört, sondern weil er uns durch den Kampf mit ihm innerlich erschöpft. Darum steht so gut wie alles in Gefahr, wenn wir vom Zweifel angegangen werden, und wenn er uns durchdringt und beherrscht, kommt man zu nichts. Man leidet zu sehr, um vegetieren zu können, aber man lebt auch nicht mehr, sondern fristet nur seine Tage.

Wir alle kennen den Zweifel. Wie eine Brandung wühlt und frißt er an den Grundlagen unsers inneren Lebens. Wie eine Sturmflut kommt er über die Jugend und reißt ihr die Güter der Kindheit hinweg, Gold und Sand ohne Wahl, daß man froh sein muß, wenn sie nicht selbst in Strudel mit fortgerissen werden, die keinen mehr herausgeben. Bald haben wir mit dem Zweifel gekämpft, bald haben wir zweifeln wollen. Bald fühlten wir ihn wie eine geheime Sünde, bald packte er uns mit Naturgewalt, daß wir ganz von ihm berauscht waren. Wir wollten ihn radikal ausrotten und hatten doch dabei ein böses Gewissen. Wir schritten vom Zweifel zur Leugnung, und doch war uns nicht wohl dabei. Wir wollten nach Wahrheit forschen und gerieten dabei in die Zweifel. So wurde uns der Zweifel selbst ein Problem. Bricht er uns die Frucht vom Baum der Erkenntnis, daß wir wissen, was gut und böse, was echt und unecht, was Wahrheit und Lüge ist? Wie kann er dann aber eine Hemmung des Lebens sein? Ist er aber eine Hemmung des Lebens, wie wir sie zur Genüge erleiden, wie kann er dann ein Hebel des Lebens sein? —

* * *

Was ist der Zweifel? Er kann sehr verschiedener Art sein, aber sein Wesen besteht in jedem Fall darin, daß etwas in Frage gestellt wird. Wenn wir zweifeln, leugnen wir noch nicht. Der Zweifel kann uns ebensogut dazu führen, etwas zu verneinen, wie es zu bejahen, denn er stellt nur in Frage. Er ist also rein an sich ein Werkzeug und Hilfsmittel der Erkenntnis in unserm Ringen nach Gewißheit. Er ist eine Säure, ein Messer in der Hand des Forschers. In der Kinderhand ist er ein großer Unverstand, und ungeschickt gehandhabt kann er sehr gefährlich werden. Aber an sich ist er ein ausgezeichnetes Mittel, um zu Klarheit und Sicherheit zu kommen. Ob er Hemmung oder Hebel des Lebens wird, hängt davon ab, wie er gehandhabt wird, und ob man ihn zu gebrauchen versteht. Vor allen Dingen kommt aber alles darauf an, ob wir ihn in der Hand haben, oder ob er uns in der Hand

hat, ob wir ihn führen mit der sicheren Hand des Forschers oder ob wir von ihm besessen sind. „Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht, doch furchtbar wird die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft, einhertritt auf der eignen Spur.“ Der Zweifel ist ein Sprengmittel. Verstehen wir damit umzugehen, so können wir Gewaltiges vollbringen. Verstehen wir es nicht, dann wird er uns zerreißen. Und es kommt darauf an, ob wir damit bauen oder zerstören wollen. Sucht unser Zweifel das Positive, so hilft er uns einen festen Grund für unser inneres Leben zu legen, geht er aber auf das Negative, so schleudert er uns in den Abgrund der Verzweiflung.

Der Zweifel hat also in unserm Dasein sein gutes Recht. Blicken wir in die Geschichte, so finden wir, daß er eine außerordentliche Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit hat. Sobald sie nachzudenken begann, fing sie an zu fragen: sollte Gott gesagt haben? Mit dem Messer des Zweifels bahnte man sich den Weg der Erkenntnis durch den Urwald der Phantasie. Wo es der Geist nicht zu Zweifeln brachte, wie z. B. in Indien, geriet der Mensch in die Macht seiner Phantasie und verlor den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Der Zweifel war das Ferment der geistigen Gährung, aus der sich der Fortschritt ergab. Wir unterscheiden Völker, die eine Geschichte, und Völker, die keine Geschichte im eigentlichen Sinne haben, und das Entscheidende dafür wird in der nimmer ruhenden Individualisierung gefunden. In dem Kampfe des Individuum gegen die Gesamtheit, der einzelnen Persönlichkeiten gegen die Macht der Vergangenheit und die Wucht der herrschenden Anschauungen, Gesetze, Sitten und Einrichtungen zu Gunsten des Fortschritts und individueller Freiheit des Lebens und Denkens besteht das historische Leben, denn in ihm beruht die Entwicklung eines Volkes. Diesen Prozeß kann man auch den Kampf des Zweifels nennen, weil er den Anstoß und das Mittel zur Auflehnung gibt. Zweifel entstehen und werden gestellt. Auf allen Gebieten wirkt und treibt der Zweifel, auf dem Gebiete der Erkenntnis im eigentlichen Sinn wurde er zur Methode erhoben.

Hier hat er von Sokrates bis Kant und Nietzsche die Forschung und den Fortschritt getragen.

Ohne diese Zweifel stockt die geistige Entwicklung der Menschen, und wir haben alle Ursache, ihn in der Gegenwart nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Denn der Autoritätsglaube und die blinde Abhängigkeit von herrschenden Anschauungen ist heute, wenn nicht stärker wie je, so doch fanatischer und unbedenklicher denn je. Die Autoritäten haben nur gewechselt. Früher hatte die Kirche mit ihren Dogmen die Alleinherrschaft. Heute gibt es daneben eine ganze Menge Herrschaften, z. B. den Materialismus, den Glauben an unsre Kultur, den Sozialismus, den Skepticismus der reinen Wissenschaft, die Weltanschauung der Bildungsphilister, den Atheismus oder den Glauben an die Oberfläche, den Spiritismus, die Theosophie. Auch die modernen Herdentiere müssen sich erst durch den Zweifel als Individuen von der Masse lösen, wenn wir einen Fortschritt erleben wollen. Solange wir unsre verehrten Überzeugungen, unter welche Herrschaft wir auch geraten sein mögen, nicht in Frage stellen, stockt die Entwicklung und unser geistiges Leben. Es gibt keine Anschauung, die uns dieser Pflicht enthöbe, und die Menschheit wird niemals eine solche erreichen, denn jede ist fragwürdig und wird es immer sein. „Eine Wahrheit, wenn sie alt wird, wird sie 20 Jahre alt", sagt Schopenhauer, also fragt euch, wie alt die eure ist, und wenn ihr klug sein wollt, stellt sie in Frage, ehe sie alt wird.

Jeder Mensch muß in seinem eigenen Werden die Entwicklung der Menschheit in gewissem Sinn wiederholen. Darum ist auch hier der Zweifel unumgänglich und bewährt sich als eine treibende Kraft zur Reife und Selbständigkeit. Die Loslösung des Individuums wiederholt sich hier im Kleinen, und wer sie nicht erlebt, hat keine Geschichte im eigentlichen Sinne, sondern führt ein vegetatives, geschichtsloses Dasein, das seine Zeiten hat, aber keinen Fortschritt. In der Kindheit gehört der Autoritätsglaube Eltern und Erziehern gegenüber zum Gedeihen. Zweifel in die Kinderseelen zu werfen ist Knospenfrevel. Aber mit den ersten Regungen

der geistigen Mannbarkeit erwacht der Zweifel und stellt das in Frage, was dem Kinde überliefert wurde. Das ist dann weder ein Unglück noch ein Vergehen, sondern ein Zeichen werdender Reife. Der Mensch beginnt zu erwerben, was er von seinen Vätern ererbt hat, um es selbst zu besitzen. Die Hilflosigkeit, in der sich der junge Mensch diesen erwachenden Fragen zunächst gegenüber sieht, treibt ihn erst recht zu seinen Eltern und Lehrern, wenn er Vertrauen zu ihnen gewonnen hat. Aber ihre Aufgabe ist dann nicht, ihn zu tadeln oder zu beruhigen oder seine Fragen zu beantworten, sondern ihn zu unterweisen, selbst die Antwort zu suchen. Sie müssen ihn in dem rechten Gebrauch des Zweifels unterrichten und zu fruchtbarer Anwendung erziehen.

Aber dazu gehört nicht, daß sie selbst die Zweifel in die Seele des jungen Menschen werfen, denn das wären dann fremde Zweifel und nicht seine eigenen, und er ist nur den eigenen Zweifeln gewachsen. Das ist ein Hauptgrund, warum wir so viel blasierte, geistig welke und unfruchtbare junge Menschen haben, weil man ihr gesundes Wachstum durch fremde Zweifel störte. Erst wenn jemand fähig geworden ist, mit den eigenen Zweifeln fertig zu werden und dadurch innerlich vorwärts zu kommen, besitzt er die nötige Widerstandsfähigkeit und Reife, Ruhe und Gewandtheit, um durch fremde Zweifel seine geistige Entwicklung zu prüfen und zu fördern. Wächst aber solchermaßen der Mensch gesund und naturgemäß mit seinen Zweifeln, so bahnt er sich mit ihnen selbst den Weg zur Gewißheit.

Aber nie kann er den Zweifel entbehren. Denn wir müssen, was in uns geboren ist und was wir uns errungen haben, immer wieder in Frage stellen, wenn uns das Leben und neue Erfahrungen dazu veranlassen. Sonst werden wir alt und starr. Sonst sind wir außerstande, aufzunehmen und zu verarbeiten, fortzuschreiten und im Werden zu bleiben. Solange wir die Probleme unsers Daseins immer wieder aufs neue erleben, solange wird uns alles immer wieder fragwürdig, was unser Bewußtsein ausmacht: unser Glaube und Christentum, unsre Moral und kulturelles Leben, unsre

Überzeugungen und Auffassungen. Alles muß immer wieder in dem Feuer des Zweifel geläutert werden, der sich an unserm ursprünglichen Empfinden durch Eindrücke und Erlebnisse immer aufs neue entzündet. Dieser Zweifel ist keine Hemmung des Lebens, sondern ein Nervenreiz des Lebens, der es lebendig erhält.

* * *

Aber er wird eine Hemmung des Lebens, sobald er entartet. Denn nur die reine Fragestellung hat Lebenswert. Sobald der Zweifel darüber hinausgeht und eine von vornherein feststehende Annahme enthält oder vom Interesse eines bestimmten Ergebnisses getragen wird, dann geht es nicht um die Wahrheit, sondern um die Meinung. Dann will man nicht das Rechte finden, sondern recht behalten. Der innerlich gebundene Zweifel ist ebenso verhängnisvoll wie die Forschung mit gebundener Marschrute: er schließt nicht auf, sondern verstockt, er entdeckt nicht die Wirklichkeit, sondern spiegelt nur die subjektive Auffassung wieder, er dient nicht der Wahrheit, sondern dem Irrtum. Der Zweifel, wie er im allgemeinen im Schwange geht, leugnet in den meisten Fällen von vornherein, statt aufrichtig in Frage zu stellen. Darum verdunkelt er viel mehr, statt aufzuklären, so sehr er auch im Namen der Aufklärung auftreten mag. Die Bildungsphilister von heute sind durch Zweifel geradezu vernagelt. Sie sind förmlich von der Überzeugung besessen, daß man leugnen müsse, was man in Frage stellen könne. Darum sind sie durch ihre Zweifel fast hermetisch gegen die Erweiterung ihres Horizontes, gegen neues Erleben und Erkennen abgeschlossen.

Das ist die äußerste Entartung des Zweifels. Die Frage ist umgebogen zur Verneinung. Aber schon die innere Befangenheit bei der Fragestellung ist verhängnisvoll. Wir dürfen nicht voreingenommen sein. Sobald der Zweifel von einem bestimmten Glauben oder Wunsch durchdrungen ist, wird er unredlich und egoistisch. Dadurch wird der Blick getrübt und die klare Führung geht verloren. Die Frage muß ganz aufrichtig und sachlich gestellt

werden, sonst täuschen wir uns selbst, und der Zweifel wird dogmatisch infiziert, materialistisch oder rationalistisch oder theologisch. Er wird unrein, und wie er ist, so ist sein Ergebnis. Eine bestechliche Forschung muß sich verirren.

Noch viel mehr aber als durch unredliche Zweifel schaden sich die Menschen dadurch, daß sie bezweifeln, was sie noch nicht kennen, und dann, statt der Sache nachzugehen und sie kennen zu lernen, sie vielmehr kurzerhand abtun, als ob sie nicht wahr sei oder nicht existiere. Dann ist der Zweifel nicht mehr Mittel der Forschung, weil er nicht mehr forscht, sondern abweist. Er schlägt das neue Erleben tot, das an uns herantreten will. Die Frage, die wir stellen, muß uns zur Untersuchung treiben. Wie können wir aber etwas untersuchen, was wir nicht kennen! Doch nicht dadurch, daß wir bloß darüber nachdenken, sondern allein dadurch, daß wir es kennen zu lernen suchen. Wenigstens gestehen wir doch heute nur noch der empirischen Forschung wissenschaftlichen Wert zu. Darum muß uns der Zweifel in die Erfahrung, in das Erleben hineintreiben, denn solange wir nicht kennen lernen, was uns fragwürdig erscheint, bleibt die Frage ungelöst.

Man mache sich das nur einmal klar an der Frage nach Gott. Wir würden vor den kommenden Jahrhunderten nicht als die blamierten Europäer dastehen, wenn wir im vergangenen Jahrhundert das Zweifeln verstanden hätten. Aber wir haben mit unsern Zweifeln nur überall herumgepfuscht. Die Oberflächlichsten glaubten, wenn Sie Gottes Dasein bezweifelten und leugneten, so sei es damit auch zunichte. Als ob irgend etwas, geschweige Gott in seiner Existenz von unsrer Anerkennung abhinge! Andere gingen der Frage nach, merkten aber gar nicht, daß sie sich nur mit einem Begriff beschäftigten, und taten so, als ob sie die Wirklichkeit auflösten, wenn sie einen Begriff erschütterten, der etwas Unfaßliches zu fassen sucht. Wenige wurden sich klar, daß es sich um etwas Objektives handle, um die Lebensmacht des Alls, die das Wort Gott nur andeutet. Aber unter ihnen glaubten wieder fast alle, daß man die Frage danach mit Erwägungen über die Möglichkeit

und Notwendigkeit dieser bewußten oder unbewußten Lebenskraft alles Seins, über die Art, wie sie sich in die uns bekannte Welt einordnen müsse, ausmachen könne. Und niemand dachte an die empirische Untersuchung, die sonst überall allein zum Ziel führt, d. h. Fühlung des Lebens mit Gott zu suchen, ihn auf dem Wege der Erfahrung kennen zu lernen, seiner habhaft zu werden und dadurch Klarheit über ihn zu gewinnen.

Natürlich hat man es hier wie überall nicht ohne weiteres in der Hand, die Erfahrung zu machen, an der einem liegt. Wie lange forschen wir schon nach der Grundlage der Willensfreiheit in uns, von der uns unser Bewußtsein und unser Verantwortlichkeitsgefühl dunkle Kunde gibt! Darum ist es verfehlt zu leugnen, was man nicht gleich feststellen kann. Man muß eine Sache, der man nicht näher kommt, fraglich lassen und seine Zweifel erleiden können, wenn man nicht in ähnliche Verirrungen und Verblendungen geraten will, wie unsre moderne „Aufklärung" gegenüber der Frage nach Gott.

Der Zweifel als Werdenot und Geburtswehe der Erkenntnis und der innern Verselbständigung ist eine Förderung des Lebens, aber der Zweifel als Mode und Manier ist eine Hemmung des Lebens. Denn dann führt er nicht zum Suchen, sondern zur Blasiertheit, zu einer dummdreisten Überhebung über Dinge, von denen man nichts versteht, über Probleme, denen man gar nicht gewachsen ist. Die Unwahrheit, Anmaßung und Geringschätzung, die sich in diesem Verhalten vereinigt, stumpft den Menschen völlig für das Erleben ab, das dabei in Frage kommt. Man denke an die weitverbreitete Gefühllosigkeit unsrer modernen Bildung für Religion und die elementaren sittlichen Empfindungen. Sie kokettiert in dieser Richtung so mit ihren Zweifeln und sieht in dem überlegenen Achselzucken so sehr das Zeichen menschlicher Reife, daß sie gar nicht mehr weiß, daß in dieser Richtung die tiefsten Probleme des menschlichen Geistes liegen. So ist es aber überall. Der oberflächliche und manirierte Zweifel, der nicht mehr ernst nimmt, was er in Frage stellt, verschüttet immer die Probleme,

statt sie zu heben. Und dann erklären sie alle Probleme gelöst zu haben, weil sie keine mehr sehen — spotten ihrer selbst und wissen nicht, wie!

Der schlimmste Mißbrauch aber der einfachen theoretischen Fragestellung, die darauf hinausgeht, sich des objektiven Tatbestandes gründlich zu vergewissern, ist der frivole Zweifel, der nicht bauen, sondern zerstören will. Da wird das feine und empfindliche Instrument gewissenhafter Forschung von der übel wollenden Laune des Menschen mißbraucht, um seiner inneren Mißstimmung Luft zu machen. Aus reiner Schadenfreude sucht man andern ihr inneres Leben zu untergraben oder aus einer selbstquälerischen Wollust sich selbst zu ruinieren. Gewöhnlich äußert sich darin eine tiefe Verstimmung über sich selbst und ein zehrendes Unbefriedigtsein im Leben. Aus ihm quillt der Zweifel wie eine fressende Säure, die alles zersetzt. Hier herrscht die diabolische Lust der Verneinung, die jedes Interesse an der Wahrheit verloren hat. Man zweifelt, um zu zweifeln. Man zweifelt solange an gewissen Grundsätzen und Erfahrungen, bis man die Empfindung dafür zu Tode gefoltert hat. Der Zweifel ist die Rache, die man am Schicksal nimmt. Selbst bankerott, sucht man alles Hohe, Edle, Schöne, Wahre niederzureißen. Das ist das Einzigste, was den verbitterten Gemütern noch ein Labsal ist.

* * *

Der Zweifel, den wir bisher betrachtet haben, ist ein Werkzeug des Menschen, auch dort, wo er entartet ist und mißbraucht wird. Er ist das Schwert der geistigen Mannbarkeit, die ritterliche Uebung des Adels innerer Selbständigkeit, auch dort noch wo er entwürdigt wird, und man nichts davon verspürt, daß dieser Adel verpflichtet. In ihm offenbart sich die freie Ueberlegenheit des Einzelnen gegenüber dem Einfluß des Herkommens und Uebereinkommens, gegenüber der herrschenden Anschauung und den Dogmen der Religion oder Wissenschaft, selbst noch in der Karrikatur, wo Modeknechte Freiheit des Geistes heucheln.

Dieser Zweifel wird nur dann zu einer Hemmung des Lebens, wenn er unrein ist und mißbraucht wird.

Ganz anderer Art ist der Zweifel, welcher einer Stimmung ist, die alles fraglich, unsicher und unhaltbar erscheinen läßt, worauf sie sich richtet. Jener Zweifel stellt nur theoretisch in Frage, um zur Klarheit zu kommen: er ist ein einfaches Verfahren der Erkenntnis, das man regelrecht handhabt. Dieser stellt praktisch und persönlich in Frage, wozu man kein rechtes Verhältnis finden was man nicht festhalten kann, und gibt uns einer peinlichen Unsicherheit darüber preis. Er ist eine persönliche Haltung der Ablehnung und Anfechtung, die man einnehmen muß, weil man nicht anders kann. Der Zweifel ist also hier nicht eine Sache der Erkenntnis, sondern des Lebens, des Erlebnisses, nicht ein Verfahren der Forschung, sondern das Ergebnis einer Unfähigkeit oder Enttäuschung. Er ist nicht Ueberlegenheit, sondern Unterlegensein, nicht selbständige Haltung, sondern Erschütterung, nicht Stärke, sondern Schwäche, nicht Handeln, sondern Leiden. Und doch ist er mehr als Unsicherheit, denn er ist die Unfähigkeit, sicher zu werden, und nicht bloß eine innere Haltung, in die jemand zu etwas gerät, sondern die er tief bewußt und durchdrungen einnimmt, allerdings weil er nicht anders kann. Das Wesen dieser andern Art Zweifel ist persönliches Mißtrauen, das wir entgegenbringen.

Dieser Zweifel ist als solcher eine empfindliche Hemmung des Lebens. Denn er hemmt es nicht bloß, sondern lähmt es geradezu. Er macht es ganz unmöglich, und doch müssen wir leben. Das ist die furchtbare Qual dieses Zustandes: leben müssen und doch nicht leben können, verzweifelte Anstrengungen, etwas festzuhalten, was man festzuhalten außerstande ist. Entsetzlich wird dieser Zustand aber erst dadurch, daß es sich nicht um Dinge handelt, die wir schließlich entbehren können, wenn wir kein Vertrauen zu ihnen haben, sondern um Grundlagen des Lebens, ohne die wir gar nicht zu existieren vermögen.

Da ist zunächst der Zweifel an sich selbst, diese furchtbare innere Not des Menschen, die uns den Lebensmut raubt, den

Unternehmungssinn lähmt und alle Kräfte schwinden läßt. Nichts ist so gesund, als sich selbst hier und da in Frage zu stellen. Das ist ein Stahlbad der Persönlichkeit, aus dem wir immer geläutert und gekräftigt hervorgehen. Wer aber am Mißtrauen gegen sich selbst leidet, dem fehlt die ursprüngliche Empfindung seines Selbst. Das Selbstbewußtsein ist erschüttert und zusammengebrochen. Er kann nicht mehr an sich selbst glauben, weil das Gefühl für sich zu schwach ist. Die innere Fühlung, die er noch mit seinem innersten Wesen spürt, erscheint wie eine Einbildung, und ein tiefer Argwohn erfüllt ihn gegen alle Regungen seines Inneren. Er traut ihnen nicht, weil er keinen lebendigen Eindruck von sich hat. Deshalb mißachtet er alles in sich und an sich.

Wer so an sich selbst zweifelt, kann nicht in sich selbst beruhen, denn die unmittelbare Anziehungskraft unsers Wesens, die unser Bewußtsein und Leben im Innersten zusammenhält, wird durch den Argwohn, der sich gegen uns selbst kehrt, aufgehoben. Man hat keinen Schwerpunkt und keinen Halt mehr in sich. Man muß sich an etwas hängen, um Halt zu finden, und abhängig werden, um Haltung zu haben. Man muß etwas anderes in sich leben lassen, weil man nicht mehr aus sich selbst leben kann. Denn der Zweifel an sich selbst umgibt unser Ich wie eine Isolierschicht die jede lebendige Fühlung und Leitung zum Leben ausschließt. Kein Wunder, wenn diese Nervenlähmung des persönlichen Lebens oft dazu fortschreitet, daß der Mensch von dem Glauben besessen wird, kein Ich mehr zu haben, so furchtbar er auch unter dem Verlust seines Selbst leidet. Der Zweifel an sich selbst ist also nicht nur eine Hemmung des Lebens, sondern eine Lähmung des Wesens. Er vernichtet den Menschen als Menschen. Das Mißtrauen gegen sich selbst zersetzt das innere Leben. Es ist die Schwindsucht der Persönlichkeit.

Diesem Zweifel am nächsten steht der Zweifel an unserm Können und an unsern Leistungen, an unserm Beruf und an unsern Aufgaben. Ja viele Menschen kennen den Zweifel an sich selbst nur in dieser Gestalt, weil sie ihr Wesen und Ver-

mögen, ihr Selbstleben und Wirken ganz naiv in eins setzen oder nicht voneinander trennen können. Ihr Können ist ihnen ihr Selbst und ihre Leistungen der Maßstab ihres Wertes, ihr Wirken ist ihr Leben und ihr Beruf das einzige, was ihr Dasein rechtfertigt und sie innerlich beglückt. Das ist oberflächlich. Denn sie ahnen nichts von dem Wunderbaren, was dahinter liegt. Aber das Verhängnis des Mißtrauens ist dasselbe. Der Zweifel an unserm Können lähmt sowohl die schöpferische Fähigkeit wie die Energie des Schaffens. Er verwandelt das Innere in eine unfruchtbare Oede und läßt den Menschen vollständig verdorren. Wie vieler Künstler Schicksal ist das gewesen, daß sie es zu nichts brachten, weil sie ihrer bildenden Kraft mißtrauten und ihre Werke mißachteten! Wie eine sengende Glut lag der Zweifel über ihnen und vernichtete alles, was keimen wollte. Doch dieses Verhängnis des Zweifels zeigt sich überall, wo sich eigentümliche Fähigkeiten regen und nach Leistungen drängen. Welche Verwüstungen mag dieses Mißtrauen schon angerichtet haben, welche Folterqualen über die Menschen gebracht haben! Oder ein Mensch wird irre an seinem Beruf. Die Widerstände und Enttäuschungen, Fehlgriffe und Mißerfolge machen ihn müde und kleingläubig, verzagt und unsicher. Dann ist er reif für den Argwohn gegen sich selbst und für den Zweifel an der Sendung, zu der er sich berufen fühlte. Ist aber dieses Bewußtsein erschüttert, dann bricht die Wirksamkeit zusammen und gewöhnlich stürzt der Mensch selbst mit, wenigstens wenn er für die Rutine eines künstlichen Treibens und Machens zu wahrhaftig ist. Wie viele mögen solchen Anfechtungen schon erlegen sein, ohne daß es jemand ahnt! Verschont ist wohl niemand davon geblieben. Wenn wir so oft bei Menschen Stockungen und Unsicherheiten im Werke ihres Lebens sehen, so war es wohl meist der Zweifel, der sie lähmte und wenigstens zeitweilig niederbrechen ließ.

Viel häufiger noch ist der Zweifel an den andern Menschen. Denn er ist allgemein. Keiner traut dem andern ganz und rückhaltlos, unerschütterlich und ohne Grenzen. Nur in den Familien,

wo das gegenseitige Vertrauen wie eine Naturgewalt lebt, und die Stimme des Blutes stärker ist als alle Zweifel, die sich erheben, in glücklichen Ehen und tiefen Freundschaften, wo Treue einander traut, weil man die innere Vertrautheit überwältigend erlebt, in gemeinschaftlicher Arbeit, in der man eins geworden ist, findet man noch unanfechtbares Vertrauen, sonst aber nicht. Sonst herrscht überall Mißtrauen und Argwohn. Ob das nun ein Zustand der Notwehr ist oder eine innere Unfähigkeit, ursprünglich an die Menschen zu glauben, jedenfalls ist dieser Zweifel der Krebsschaden der Menschheit. Er ist nicht nur Hemmung des Lebens, er ist der Tod jedes Lebens. Dieses Mißtrauen, von dem alle besessen sind, ist die Ursache, daß es noch kein gemeinschaftliches Leben gibt. Denn das Mißtrauen zerstört die unmittelbare Fühlung und das naive Leben der Menschen untereinander. Es jagt die Fülle der Bedenken, Vorsichten, Umstände, Hintergedanken auf, die ein gemeinschaftliches Leben von vornherein unmöglich macht.

Aber der Zweifel vergiftet überdies auch noch das fragwürdige Zusammenleben, das heute noch seiner Erlösung zu gemeinschaftlichem Leben wartet. Denn er ist die Quelle der Mißverständnisse und Verleumdungen, des Uebelnehmens und des Nachtragens, der Reibungen und Zusammenstöße. Das Mißtrauen macht die Menschen klein und zieht sie herab. Es zertritt die Keime des Guten und Großen in den andern. Es verstimmt und verletzt, stößt zurück und entfremdet. Wir wollen ja alle Vertrauen genießen, so wenig wir selbst welches haben. Ich weiß nicht, ob der Egoismus die Folge des Mißtrauens oder das Mißtrauen die Folge des Egoismus ist, aber jedenfalls nährt sich der Egoist von seinem Mißtrauen und äußert sich darin. Und wo das Mißtrauen gegen die Mitmenschen herrscht, kann keine ursprüngliche Empfindung für die andern aufkommen. Diese Lebensquelle vergiftet der Zweifel, so daß nur Argwohn, Mißgunst und feindseliges Wesen aus ihr entspringt. Darum ist es der Zweifel an den Menschen, der uns um das Paradies gebracht hat und es uns so-

lange verschließt, bis er umgewandelt wird zu ursprünglichem Glauben an die Menschen. Ich habe an anderer Stelle*) gezeigt, wie Glauben und Vertrauen die Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens ist. Wer das eingesehen hat, der weiß, was für ein Fluch des Lebens das Mißtrauen gegen die andern ist. Aber nur der erkennt seine verhängnisvolle Tragweite völlig, der eingedenk ist, daß wir nur durch gemeinschaftliches Leben das an uns selbst werden können, was wir sein sollen.

Wer nicht an die Menschen glauben kann, glaubt auch nicht an Gott. Darum ist der Zweifel an Gott genau so verbreitet, wie das Mißtrauen gegen die Menschen. Natürlich meine ich da nicht die verstandesmäßige Bestreitung von Gottes Dasein einerseits und die Überzeugung davon andrerseits. Das ist eine theoretische Angelegenheit, die sich im Grunde nur um die Haltbarkeit eines Begriffs dreht. Für die ursprüngliche Stellung zu allem, worin sich „Gott" äußert, ist die Zustimmung zu einem Gottesbegriff ganz ohne Belang. Der Atheist kann zu dem Göttlichen in allem Sein und Geschehen eine ganz positive Fühlung des Lebens haben und der Christ es auch nicht einmal spüren.

Ich meine das Mißtrauen gegen Gott, daß darin zutage tritt, wenn sich seine Anhänger und Bekenner tatsächlich nicht auf ihn verlassen, sondern auf alle möglichen andern Vertrauensgründe, wenn sie alles Widerwärtige nur murrend aus seiner Hand nehmen, wenn sie praktisch nicht nach Gottes Willen, sondern nach ihrem Vorteil fragen, wenn sie beten, aber nicht daran glauben können, wenn sie sich fürchten, sorgen und mutlos sind, obwohl theoretisch alles bei ihnen in Ordnung ist. Dann zweifeln sie unbewußt, aber sobald sie es innerlich bewegen, tritt der Zweifel in ihr Bewußtsein und behauptet sich darin allen Glaubensüberzeugungen zum Trotz. Dann haben wir das Ergebnis, was heutzutage so häufig ist: das ganze Bewußtsein und Leben ist vollständig religiös eingesponnen und steht unter dem Einfluß des

*) Vgl. Die Bergpredigt S. 302—310.

Glaubens. Aber tief im Innersten sitzt ein unüberwindlicher Zweifel, der sich dagegen auflehnt. Die Folge davon ist, daß der Mensch in allen unmittelbaren Lebensäußerungen vom Zweifel und in allen reflektierten vom „Glauben" bestimmt wird. Dieser Zwiespalt hindert jede Entwicklung des Menschen, und leidet er bewußt darunter, so reibt es ihn innerlich auf. Sein Glaube reißt und gerät in Ordnung, und so sehr er an dem theoretischen Gespinst ausbessert und die Maschen fester zieht, es fehlt die rechte Freudigkeit und das rechte Vertrauen.

Dieses tiefe ursprüngliche Mißtrauen, daß der ganze Glaube nur eine Einbildung und das Reich Christi nur ein religiöses Phantom sei, unterspült heutzutage viel mehr den Glauben der Menschen als man gewöhnlich meint. Wenn es nicht aus unzähligen Klagen darüber hervorginge, so würde man es schon genug daran erkennen, daß dieser Zweifel für eine unumgängliche Anfechtung des Glaubens gilt.

Es ist nicht auszusagen, welch ungeheueren Anstrengungen im persönlichen und allgemeinen Leben fortwährend gemacht werden, um den Glauben zu schützen und zu befestigen, daß er nicht von den Zweifeln gänzlich verschlungen wird. Das religiöse Leben unzähliger Menschen geht heutzutage vollständig im Kampfe mit dem Zweifel auf, und man greift zu den verzweifeltsten Mitteln, um seiner mächtig zu werden. Man ruft den Willen auf, daß er den Zweifel gewaltsam unterdrücke. Aber der Wille ist gegenüber dem Mißtrauen an der göttlichen Wirklichkeit ebenso ohnmächtig wie gegenüber dem eingesessenen Mißtrauen an den Menschen. Und selbst wenn es gelingt, den Zweifel gewaltsam niederzuringen, so gewinnt er dadurch nur neue Kraft, weil sich der Glaube durch derartige Gewaltakte selbst als Autosuggestion enthüllt und als solche vom Bewußtsein des Menschen empfunden wird. Welch eine Kraftvergeudung und Selbstzerrüttung ist dieser ewige Kampf mit dem Zweifel! Wie macht er die Menschen mürbe und müde, verzagt und hoffnungslos! Wie viele sind schon darüber verzweifelt oder verloren ihren Glauben! Und

was schlimmer ist, da es sich dann oft genug bei dem Glauben nur um eine Einbildung handelt, ihre Empfänglichkeit für das Göttliche, ihr Interesse an Jesus, ihre Sehnsucht nach neuem Leben. Niemand kann jahrelang diesen Verzweiflungskampf mit einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen die religiösen Wahrheiten führen, ohne ganz erschüttert zu werden. Und was wird dadurch erkauft? Der Kampf mit dem Zweifel hat keinen Lebenswert, weil er aussichtslos ist, und kennt keine Früchte, weil er sich am Unmöglichen erschöpft. Er kann ja nicht einmal den Glauben lebensfähig erhalten, sondern ihn nur als ein künstliches Gemächte mit geeigneten Mitteln konservieren. Denn der Zweifel, der in uns lebt, tötet den Lebensnerv des Glaubens, er raubt ihm die Kraft und die Fruchtbarkeit. Sobald wir den Glauben verteidigen und retten müssen, ist seine Ursprünglichkeit schon dahin. Hier steht Empfindung gegen Empfindung. Und Empfindungen haben wir nicht in der Hand. Nehmen wir sie aber in die Hand und wollen wir sie hervorrufen, dann entstehen Nachempfindungen, Stimmungen, Einbildungen. Wenn also der Glaube nicht unmittelbar den Zweifel aufhebt, weil er in uns ein Leben entzündet, das nicht in Frage gestellt werden kann, so muß immer der Zweifel siegen, einfach weil er recht hat, und Glaube in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, so sehr man krampfhaft an ihm festhalten mag.

Aber den Zweifel an Gott treffen wir noch in andrer Form und sehen, wie die Menschen darunter leiden. Ich meine den Zweifel an dem Geistigen in der Welt und seiner zentralen schöpferischen Bedeutung, den Zweifel am Sinn des Lebens, an der Bestimmung des Menschen und an einem Ziel der Menschheit, den Zweifel an dem guten Kern im Menschen und an seinem ewigen Wert, den Zweifel an dem Adelsbrief der inneren Freiheit unsers Selbst und der Übermacht des Menschen über alle Verhältnisse, den Zweifel an den eingeborenen Tatsachen und Gesetzen des sittlichen Lebens, den Zweifel an allem Verborgenen und Unsichtbaren, das hinter der Oberfläche der Erscheinungen

liegt. Im Grunde ist das alles Zweifel an Gott, so wenig man im Einzelnen dabei an Gott denken mag, denn es ist der Zweifel an den unsichtbaren Strahlen seines Seins und Waltens.

Dieser Zweifel ist das eigentliche Grundübel und der Fluch, der auf unserm Leben liegt, denn zwischen diesem Zweifel und dem Mißtrauen an uns selbst und an unsern Mitmenschen besteht eine unterirdische Verbindung, durch die es gespeist wird, und wer von ihm befangen ist, wird niemals zur ursprünglichen Empfindung Gottes kommen, weil er sich allem gegenüber skeptisch verhält, woran wir zunächst der Lebensmacht des Alls inne werden können. Aber das ist es nicht allein, sondern dieser Zweifel verhindert die Menschen, daß sie mit dem Wesentlichen in der Welt und dem Leben in Fühlung kommen, und daß das Wesentliche in ihnen selbst herauskommt und sich entfaltet. Er hält sie fest an der Oberfläche ihres Selbst und aller Dinge und läßt sie darin befangen werden. Er unterbricht den Kontakt mit den treibenden Kräften des Lebens und verschließt ihnen die wirklichen Lebenswerte. Infolgedessen erwacht das ursprüngliche Wesen nicht in ihnen und das eigentliche Leben bleibt ihnen verborgen. Das heißt aber mit dürren Worten: sie gewinnen nicht das eigentliche menschliche Dasein, sondern bleiben untermenschliche Existenzen. Das Mißtrauen ist der Zauber, der sie im oberflächlichen Vegetieren festhält und ihre Augen trübt, so daß sie die Höhe, auf die sie gehören, nicht erkennen, so geistreich sie vegetieren, so leidenschaftlich sie für „Höhenkultur" schwärmen mögen. Und dieser Bann gibt sie weiter dem Leben preis, daß sie unter ihm leiden, statt davon zu leben, daß sie von ihm verwahrlost werden, statt an ihm zu wachsen, daß sie ein Produkt der Verhältnisse und ein Zufallsspiel des Schicksals werden, statt das Gebilde ihres Selbst zu werden, ihre Verhältnisse zu beherrschen, ihre Welt sich zu schaffen, ihr Schicksal zu bestimmen. Furchtbar ist dieses Mißtrauen, das unser Dasein des Lichtes beraubt und all seine Herrlichkeit unsichtbar macht, das uns um alles bringt, was uns allein befriedigen kann.

Wir Menschen sehen zunächst alle nur den oberflächlichen Schein der Wirklichkeit, das Äußere. Hin und wieder blitzt uns aber ein Lichtstrahl auf von dem, was dahinter liegt. Manchmal ist es uns, als ob der Dunst zerflösse, und wir die Dinge sehen, wie sie wirklich sind. Und was wir dann sehen, wird uns von andern bestätigt, daß uns der Augenschein das wahre Wesen der Dinge verbirgt. Dann sucht man Fühlung damit zu gewinnen, um aus dem Wahn des Scheinbaren, Eitlen, Oberflächlichen, Vergänglichen herauszukommen und sein Leben auf das Wirkliche zu gründen. Aber immer wieder erhebt sich dagegen das Mißtrauen, daß das Verborgene, Hintergründige, Wesentliche nur eine Halluzination sei, und vielmehr der oberflächliche Wahn uns die Wirklichkeit wiedergebe. Und dieser Zweifel bannt uns immer wieder in den Dunst des Sinnenscheins und läßt die eigentliche Welt wie ein Schemen zerfließen. So reißt der Zweifel die Menschen hin und her und gibt sie aus Furcht vor Täuschung der Täuschung preis. Dieses ewige Hin und Her reibt den Menschen vollständig auf. Darum ist es kein Wunder, da sie mit dem Zweifel nicht fertig werden können, daß sie sich schließlich mit einer wahren Wut für alles Höhere und Tiefe blenden, um bewußt dem Augenschein und der Oberfläche, dem Eitlen und Vergänglichen zu leben. Aber dieser Gewaltakt ruft wieder den Zweifel des intellektuellen Gewissens hervor, ob es nicht doch etwas Verborgenes, Göttliches, Ewiges geben könnte, und so beginnt die Qual von neuem.

* * *

Wie werden wir von diesem Mißtrauen erlöst, das wie ein Fluch in unserm Leben waltet? Wir können es weder überwinden noch unterdrücken. Wenn wir einem Zweifel das Haupt abschlagen, so wachsen sofort zehn andere nach. Das kann jeder bezeugen, der darin Erfahrung hat. Der Kampf mit dem Zweifel verstrickt uns nur noch mehr darein. Aber auch der feste Widerstand gegen den Zweifel hilft nichts. Er kann seine Auswirkung im Leben zurückhalten, so daß wir ihm z. B. keinen Einfluß auf

unser Verhalten zu den Menschen gestatten, und leben, als ob wir volles Vertrauen zu ihnen hätten. Aber er wühlt dann um so heftiger im Innern und nährt sich von allen Enttäuschungen, Mißverständnissen und Mißerfolgen, die wir erleben, weil wir ihm nicht folgten. Er verhöhnt unser Verhalten als Wahn, Überspanntheit, Torheit, Verkehrtheit. Höchstens suggestiven Einflüssen gelingt es, ihn zeitweise zu lähmen. Aber sobald die Macht der Einwirkung erschüttert wird, ist der Zweifel wieder oben auf, und stärker als zuvor. Nein, es ist nichts zu machen: alle Lektüre, die uns gegen den Zweifel den Rücken stärken kann, Beschränkung des Verkehrs auf Gleichgesinnte, philosophische Erörterungen und religiöse Lehren, Erbauung und Gebet, nichts vermag uns vom Zweifel zu erlösen. Es gibt nur eine Rettung: daß wir die Ursachen wegschaffen, aus denen er entsteht. Wir müssen ihm auf den Grund gehen und dafür sorgen, daß er gar nicht aufkommen kann.

Die Entstehungsursachen des Zweifels sind aber sehr mannigfaltig, und sein Ursprung ist bei den einzelnen Menschen nicht nur verschiedenartig, sondern auch kompliziert, d. h. es können verschiedene Ursachen zusammenwirken, wie eine Quelle aus verschiedenen Wasseradern entspringt.

Der Zweifel ist vor allem die Folge einer Schwäche der Empfindung und der daraus entstehenden Unsicherheit. Haben wir von etwas einen starken Eindruck, so sind wir davon überzeugt. Ist er nur schwach, so wissen wir nicht, woran wir sind, und bleiben zweifelhaft. Die Stärke des Eindrucks hängt aber nicht nur von der Mächtigkeit dessen ab, was wir erleben, sondern auch davon, wie empfänglich wir dafür sind, und wie oft wir es erleben. Wir werden immer das in Zweifel ziehen, wofür wir keinen Sinn haben, und ungewöhnlichen Erlebnissen gegenüber uns leicht mißtrauisch verhalten Wir vertrauen nur dem, womit wir vertraut sind. Schwäche der Empfindung ruht also auf mangelndem Erleben nach seiner objektiven und subjektiven Seite.

Das sehen wir gleich bei dem Mißtrauen an uns selbst.

Denn es entspringt nur einem Mangel an Selbstgefühl. Je stärker und klarer die Empfindung ist, die wir von uns selbst haben, um so weniger werden wir von Zweifeln an uns selbst geplagt werden. Wir halten dann vielleicht gar nicht viel von uns, weil wir nicht danach sind, aber wir wissen ganz genau, woran wir mit uns sind. Wir sind nicht unsicher über uns selbst, sondern wissen, was wir uns zutrauen dürfen, denn wir kennen unsre Leistungsfähigkeit und ihre Grenzen, unsre Energie und ihre Lebensbedingungen, die Vorzüge und Nachteile unsres Temperaments. Wir wissen, wo wir auf uns rechnen können und wo wir versagen.

Wer aber kein deutliches Selbstgefühl hat, das ihm unmittelbare Kunde von sich selbst gibt, der ist auf die Gedanken und Träume über sich angewiesen, denen er nachhängt. Ist er oben auf, so glaubt er daran, aber im Gedränge des Lebens fängt er an zu zweifeln. Oder er folgt der Losung: erkenne dich selbst. Da es aber unmöglich ist, durch Selbsterkenntnis sich selbst zu finden, weil unsre Selbstbetrachtung und Untersuchung immer an der Oberfläche und am Einzelnen haften bleiben muß, so bleibt man immer unklar über sich selbst, unsicher und mißtrauisch. Das steigert die Bemühungen, sich selbst zu erkennen, und damit wächst die Unruhe der Unsicherheit, und das Mißtrauen wird nur noch genährt.

Nicht die Selbsterkenntnis, sondern die Selbstempfindung führt uns zur Gewißheit über uns selbst. Nur wenn wir ganz unmittelbar und überwältigend unsrer selbst inne werden, können wir an uns glauben. Denn Glaube ist ursprüngliche Empfindung. Nur wenn wir unter dem klaren und starken Eindruck von unserm eigensten Wesen, von unsrer Lebenskraft und unserm geistigen Fonds, von unsrer Lebenskennerschaft und Tapferkeit stehen, können wir uns vertrauen. Diese Empfindung entspringt aber nicht aus Selbstbetrachtung, sondern aus Selbsterfahrung. Nur durch leben kommt heraus und damit uns zum Bewußtsein, was an uns ist. Deshalb ist der Zweifel an uns selbst eine Schwäche der Empfindung unsrer selbst und ein Mangel am Erleben unsrer selbst, und

er verschwindet nur dadurch, daß wir uns stärker empfinden und mehr erleben.

Die meisten Menschen kennen einzelne Höhepunkte ihres Lebens, wo einmal ihr ganzes Wesen in Glut und Wallung geriet und sich mit eruptiver Gewalt äußerte. Da waren sie voll von sich selbst und erstaunt über die verborgene Gewalt ihres Wesens. Aber im allgemeinen sind sie bei ihrem Leben gar nicht recht innerlich dabei. Während ihr Selbst in Träumen schlummert oder von irgend welcher Wollust narkotisiert wird oder sich in Sorgen und Vorwürfen erschöpft oder in der Arbeit entseelt wird, leben sie nur halb bewußt dahin, wie es die Verhältnisse und Ereignisse mit sich bringen. Kein Wunder, daß sie dann an sich zweifeln und sich nichts zutrauen. Gerade weil sie an den Höhepunkten ihren gewöhnlichen Tiefstand ermessen können, sind sie so niedergeschlagen über sich selbst und von einem unüberwindlichen Mißtrauen ihrem Sein und Können gegenüber erfüllt. Es hilft dann kein Zureden und Versichern. Denn man kann nicht auf das Wort eines andern hin an sich glauben. Sondern allein das hilft: daß die Menschen anfangen persönlich zu leben. In dem Maße als sie dazu kommen, verschwindet ihr Mißtrauen ganz von selbst, weil sich dadurch ihr Selbst immer mehr entfaltet, sich offenbart und von ihnen erlebt wird.

Unser Selbstvertrauen ruht weder auf unsern Gedanken von uns noch auf unsern Stimmungen über uns, sondern auf unsern Leistungen, so weit sie Werke und Schöpfungen von uns sind, auf unserm Können, das sich im Leben und Wirken offenbart. Das Selbstbewußtsein, das sich auf Erfolge gründet und erst nach dem Gelingen einstellt, ist hohl, weil der Erfolg immer mehr von den zuträglichen Umständen abhängt als von uns selbst. Nur das Bewußtsein ist sicher und fest, das in der unmittelbaren Empfindung der Leistungsfähigkeit, des schöpferischen Könnens, der Lebensvollmacht beruht. Ob sich das dann mit oder ohne Erfolg, in Glück oder Unglück bewährt, ist ganz gleich. Unsers Selbst und seines Vermögens werden wir in jedem Falle froh und gewiß, wenn es

sich machtvoll äußert, und wir wissen dann ganz genau, daß wir uns unter allen Umständen, wie es auch geht, auf uns verlassen können.

Ebenso stammt das Mißtrauen gegen die andern Menschen zum Teil aus schwachem Empfinden und geringem Erleben der andern. Die Menschen kennen sich im allgemeinen untereinander nur an der Oberfläche, sie urteilen nach einzelnen Eindrücken und Äußerungen. Das, was dahinter liegt, was sich dahinter verbirgt, spüren sie nicht. Man kommt nicht hinter die Menschen, und deshalb mißtraut man ihnen. Aber man kommt nur deshalb nicht dahinter, weil man keine Empfindung für das hat, was hinter der Außenseite und konventionellen Lebensweise und hinter der Oberfläche der Unarten und Seltsamkeiten liegt, weil man das eigentliche Wesen der andern nicht durchfühlt und deshalb keine unmittelbare Fühlung mit ihnen gewinnt. Solange wir uns dem andern gegenüber nur an die Oberfläche halten, an sein Verhalten uns gegenüber und im Leben überhaupt, sind wir unsicher, auch wenn wir ihm daraufhin ganz vertrauen könnten. Denn wir haben gar keine Bürgschaft für alles das, was er nicht äußert, oder wir nicht sahen, keine Gewißheit, wie er sich in Zukunft verhalten wird, und keine Sicherheit, wie er eigentlich im Innersten zu uns steht. Je größer aber unser Interesse an ihm ist, umsomehr werden wir dann immer wieder von dem Mißtrauen heimgesucht werden, ob er eigentlich der ist, für den wir ihn halten, und ob er eigentlich so zu uns steht, wie wir es wünschen. Wer kennt nicht diese Qual vieler Freundschaften und anderer persönlichen Beziehungen!

Erst wenn wir das verborgene Wesen des andern durchwittern und mit feinem Unterscheidungsvermögen seine Qualität durchschmecken, erst wenn wir unmittelbare Fühlung mit ihm gewinnen und ihn uns dadurch erschließen, erfassen wir ihn, wie er wirklich ist und zu uns steht. Dann wissen wir, woran wir mit ihm sind, und daß Mißtrauen ist unmöglich geworden. Denn alles, was sonst unsern Zweifel erregt haben würde, verstehen wir

jetzt aus unsrer inneren Fühlung mit ihm, und was wir nicht verstehen, kann uns nicht anfechten, weil wir gegenüber etwaigen ärgerlichen Einzelheiten immer an dem Gesamteindruck festhalten werden, auf dem unser Vertrauen ruht. Wir sind darin nun überhaupt nicht mehr von seinem Verhalten abhängig, weil unsre Gewißheit über ihn nicht darin beruht, was er sagt und tut, sondern darin, was er ist.

Das gilt aber allgemein: wenn wir ursprüngliche Empfindung für den guten Kern in allen Menschen haben, werden wir unter allen Umständen an die Menschen glauben, so vorsichtig wir ihnen gegenüber solange sein mögen, bis wir durch nähere Bekanntschaft darüber klar werden, inwieweit ihr eigentliches Wesen in ihnen eine lebendige Macht geworden ist und im Leben den Ausschlag gibt.

Diese unmittelbare Empfindung für die andern ist eine allgemeine menschliche Anlage. In allen Kindern ist sie lebendig. Aber sie kann einerseits durch Entartung des Menschen zerstört oder vergiftet werden und muß andrerseits ebenso geübt werden, wie etwa der Sinn für Musik oder irgend eine angeborene Fähigkeit, wenn sie zunehmen soll. Der Egoismus stumpft sie ab, und das Mißtrauen vergiftet sie, wie wir sahen. Es verwandelt die reine Empfindung für die Menschen in eine argwöhnische Empfindlichkeit ihnen gegenüber. Deshalb wird man mit Recht fragen: wie kann diese Empfindung das Mißtrauen überwinden, wenn sie selbst durch das Mißtrauen gestört wird?

Aber es ist möglich, wenn wir unser Gefühl für die andern vor unserm eingewurzelten Mißtrauen gegen sie schützen. Wir müssen ihm Widerstand leisten, daß es uns nicht von vornherein befangen macht. Und das geht bei gutem Willen, solange wir keinen Anlaß zu Mißtrauen haben, weil die Scheu, dem andern Unrecht zu tun, unsre Widerstandskraft stärken wird. Dadurch gewinnt der Spürsinn für unsre Mitmenschen die Möglichkeit, sie ungestört zu empfinden. Und noch eins. Im Mißtrauen liegt auch ein Urteil: der Mensch ist verdächtig. Jedes Vorurteil hat aber

die Wirkung, die ursprüngliche Empfindung zu trüben, wenn nicht auszuschalten. Denn damit lähmen wir alle weiteren Eindrücke durch eine vorgefaßte Meinung, wenn wir damit nicht überhaupt schon mit dem Menschen fertig sind. Wollen wir also unsern angeborenen Spürsinn nicht beeinträchtigen, so müssen wir jedes Urteil zurückhalten und uns vielmehr fragend, suchend, forschend zu den Menschen stellen.

Dem Egoismus aber, der das Gefühl für die andern abstumpft, begegnen wir am besten, wenn wir anfangen, uns für die Menschen uneigennützig zu interessieren. Auch der Egoist interessiert sich für die andern, aber nur so weit sie für ihn und seinen Vorteil in Betracht kommen. Das objektiv gerichtete Interesse, das sie an sich interessant findet und seine Befriedigung darin sucht, ihnen gerecht und ihrer Eigenart froh zu werden, kennt er nicht. Darum bleibt er für sie verschlossen und befangen, und sie bleiben ihm fremd und unvertraut. Schließen wir uns ihnen aber auf und gehen auf sie ein, um das Problem zu lösen, daß sie alle für uns sind, so wird die Empfindung für sie in uns auf das lebhafteste angeregt und sucht die Menschenrätsel durch unmittelbare innere Fühlung zu lösen.

So können wir unserm angeborenen Empfinden für die Mitmenschen zum Leben verhelfen, und indem wir ihm die Gelegenheit geben sich zu betätigen, üben wir es. Denn auch hier ruht die Schwäche des Empfindens zum guten Teil in dem Mangel am Erleben. Wer sich der Einsamkeit ergibt, verliert das Gefühl für die andern und wird mißtrauisch. Der Verkehr dagegen nimmt den feinen Spürsinn fortwährend in Anspruch und übt ihn dadurch. Freilich nur dann, wenn wir mit den andern nicht bloß umgehen, sondern tief persönlich leben, d. h. so mit ihnen leben, daß jede Berührung einen persönlichen Kontakt herstellt, daß jeder Eindruck von unserm Innersten heraus aufgenommen wird. Wir müssen ganz dabei sein, so daß jede Äußerung unser Selbst offenbart. Dann ist der Nerv der ursprünglichen Empfindung belebt, und seine unmittelbare Empfänglichkeit steigert sich durch fort-

gesetztes Erleben. Auf diese Weise kommen wir zu einem gemeinschaftlichen Leben, in dem es kein Mißtrauen gibt.

Ebenso entsteht der Zweifel an Gott aus Schwäche der Empfindung und unzulänglichem Erleben seiner lebendigen Wirklichkeit, um nicht zu sagen aus der Stumpfheit gegenüber der Lebensmacht des Alls und dem Mangel jeder Erfahrung ihres Waltens. Die Überzeugungen von den religiösen Tatsachen sind bei den meisten Menschen eine aus Gründen des Verstandes oder Gefühls mit Willen angeeignete und festgehaltene Lebensanschauung, der keine Erfahrung entspricht. Deshalb sind sie ein künstliches geistiges Gemächte und bleiben es. Auch wenn man in ihnen lebt, alles von ihnen aus versteht und sich religiöse Erlebnisse einbildet. Das einfache Bewußtsein des Menschen, das sich unmittelbar aus seinem tagtäglichen Leben ergibt, muß dann nach Art und Inhalt in schneidenden Widerspruch dazu geraten, und aus diesem Widerspruch entspringt ein unüberwindliches Mißtrauen gegen die religiöse Wirklichkeit. Der Zweifel ist der schrille Ton der Dissonanz zwischen Anschauung und Erfahrung, der das ganze Leben der theoretischen Christen durchdringt. Auch wenn man nur zuweilen unter ihm leidet, wird doch das ganze Leben von ihm getragen und bestimmt werden, soweit es nicht absichtlich unter Selbstüberwindung nach der religiösen Theorie umgebogen wird. Sobald man unmittelbar lebt, lebt man nicht aus Glauben, sondern aus Zweifel, so wenig der dabei zum Bewußtsein zu kommen braucht. Man verläßt sich z. B. auf seine Gesundheit, sein Geld, die geordneten Staatsverhältnisse usw., so sehr man in der Idee Gottes vertraut.

Dagegen hilft nur einigermaßen die radikale Kur, daß man das einfache natürliche Bewußtsein, das aus dem Erleben strahlt, zugunsten der künstlichen religiösen Theorie vernichtet und sich daran gewöhnt, alles sofort mit religiösem Raffinement aufzufassen und nur aus religiöser Reflexion heraus zu leben. Dadurch wird schließlich der Zweifel gebannt, wenn der lebendige Mensch ganz in dem theoretischen Gedankentum untergegangen ist. Aber er

flammt sofort mit furchtbarer Gewalt wieder auf, wenn einmal in dem Frommen der Mensch wieder durch Schicksalsschläge oder Todesnot geweckt wird. Dann heißt der Zweifel Anfechtung.

Hier überall ist der Zweifel die Stimme der Wahrheit und des intellektuellen Gewissens, die solange im Recht ist, als es eine innere Unwahrheit und ein Opfer des Verstandes bleibt, an Dinge zu glauben, die man nicht erlebt. Der Glaube ist ursprüngliche Empfindung Gottes, oder er heißt nur Glaube und ist in Wahrheit Einbildung. Die Einbildung kann nun wohl zur Autosuggestion, aber niemals zu echter, lebendiger Gewißheit führen, denn eine wirkliche und unerschütterliche Gewißheit gibt es nur auf Grund von Erfahrung. Darum ist der Zweifel im Theoriechristentum ebenso unüberwindlich als die Wahrheit. In dem Maße als man die Einbildung nährt, schürt man den Zweifel. Solange also das Christentum die Menschen Gott nur glauben, aber nicht erleben läßt, sät es mit jeder theoretisch angeeigneten und nicht aus Erfahrung gewordenen Überzeugung den Zweifel aus. Das Leben aber und das Gewissen sorgt dafür, daß er aufgeht. Im ursprünglichen Christentum gab es diesen Zweifel nicht, weil hier der Glaube nur das Bewußtsein der Erfahrung war, weil die Erkenntnis durchaus auf dem Erleben ruhte. Solange aber wie heute im Christentum der Intellektualismus herrscht, wird es unter dem Fluche der Einbildung und des Zweifels stehen und leiden.

Unter diesen Umständen gibt es nur eine Erlösung vom Zweifel: alles, was nicht Erfahrung ist, fallen lassen und die Wahrheit zu erleben suchen. Das ist aber nach der jahrhundertelangen Herrschaft der Theorie furchtbar schwer. Denn die innerlich unwahren, weil ohne das innere Recht der Erfahrung angeeigneten Überzeugungen von Gott haben die Witterung für die lebendige Wirklichkeit, die wir mit dem Wort Gott andeuten, ebenso abgestumpft und verwahrlost, wie die geistige Selbstblendung des Atheismus und Materialismus. Die Nachempfindung und Einbildung läßt den ursprünglichen Spürsinn für das Weben und Walten Gottes in Natur und Geschichte, im Leben und in uns selbst ver-

kümmern. Man empfindet nicht mehr ursprünglich, geschweige elementar und überwältigend „Gott in Christus", weil man ihn vorher in Jesus hineinzukonstruieren lernte. Man spürt nicht unmittelbar sein väterliches Walten im eigenen Leben, weil man von vornherein alles geschäftsmäßig religiös betrachtet. Man vernimmt nicht in den täglichen Ereignissen und Ansprüchen des Lebens sein lebendiges Reden mit uns, weil man gewohnt ist, sich seinen Willen nur aus der Bibel herauszureflektieren. Man besitzt nicht mehr die innere Elastizität für die Schwingungen des göttlichen Geistes, daß diese sich unmittelbar in Bewegungen unsers persönlichen Lebens umsetzen könnten, weil man ganz in Begriffen und Theorien lebt. Man ist für das Werden und Aufleuchten der Wahrheit stumpf und blind, weil man die Wahrheit zu haben meint und innerlich unwahr ist.

In dieser Not gibt es nur einen Rat: Aufrichtigkeit muß die Leidenschaft unsers Lebens werden, vor allem die Aufrichtigkeit vor uns selbst. Das Unmittelbare in unserm persönlichen Leben müssen wir pflegen und nach der rechten und reinen Verfassung unsers Wesens trachten. Ringen wir nach unserm eigentlichen Leben aus der Sehnsucht nach unserm ursprünglichen Wesen heraus, so wird unser Innerstes lebendig, das für die Strahlen des göttlichen Wesens empfindlich und empfänglich ist, und suchen wir auf den Spuren Jesu Gott zu finden, so werden wir über kurz oder lang in lebendige Fühlung mit ihm geraten. Man muß suchen und warten können, spüren und werden lassen, dann gelingt es, Gottes habhaft zu werden. Sobald wir ihn aber ursprünglich empfinden, erschließt sich uns ein steigendes Erleben, bis unser ganzes Sein auf der dauernden Erfahrung Gottes ruht. Sobald uns die Sehnsucht danach wirklich erfüllt, quält uns schon der Zweifel nicht mehr, weil wir aufrichtig warten, was wird. Wenn wir es aber erleben, sind wir von ihm erlöst.

Dieses Erlebnis hebt aber gleichzeitig den Zweifel an dem Geistigen in der Welt und seinen Naturgesetzen, am Sinn des Lebens und unsrer Befähigung, ihn zu erfüllen, weil wir nicht Gott

erleben können, ohne seiner schöpferischen Strahlenfülle inne zu werden. Auch hier erlöst nur das ursprüngliche Verspüren und das überwältigende Erleben von dem Mißtrauen, das aus der Befangenheit im Schein, aus den Widersprüchen der Theorien und aus der scheinbaren Unverträglichkeit einzelner Vorgänge, Erscheinungen und Verhältnisse mit diesen verborgenen Wahrheiten entspringt.

Es ist kein Wunder, wenn dieser Zweifel immer wieder die Menschen anficht. Völlig eingeschlossen in die Welt der Sinnlichkeit und des Augenscheins hat sich der Mensch dadurch als das erhabene Wesen, das er ist, zu behaupten, daß er andauernd als „nicht von dieser Welt" lebt, weil er Geist ist und das Körperliche nur seine Erscheinungsform und sein Vermittlungsorgan bildet. Nur solange ist er eigentlich Mensch, als jede Lebensbewegung aus dem Übersinnlichen in ihm quillt, und er das Übersinnliche in allem Sein und Geschehen erfaßt. Wenn er diese Seinweise verliert oder verläßt, wird er ein Lebewesen wie die andern. Sobald er aber als sinnliches Lebewesen im Sinnenfälligen lebt, verliert er allenthalben die Fühlung mit dem, was dahinter liegt, und ist infolgedessen ihm gegenüber voll instinktiven Mißtrauens. Das ist der tiefste Grund des Zweifels an der höheren Welt unsers Daseins. Die Empfindung für das Verborgene und Unsichtbare schwindet und stumpft sich immer mehr ab. Man gerät außer Beziehung damit und erlebt es nicht mehr. Hört man dann davon reden, so muß man natürlich daran zweifeln. Deshalb haben die Propheten des Materialismus so leichten Stand, weil die meisten Menschen materiell geworden sind und nichts mehr von der Souveränität ihres Geistes und von dem Walten der geistigen Macht im Dasein verspüren.

Wird aber durch persönliches Leben die Fühlung mit dem Wesen der Erscheinungen und dem verborgenen Sinn in allem Sein und Geschehen, mit dem Organismus des geistigen Lebens, der hinter dem äußerlichen mechanischen Gefüge der Vorgänge liegt, hergestellt, so zerfließt das Mißtrauen wie ein Nebel, der

uns unsre Welt verhüllte. Man kann dann theoretisch noch Materialist sein, weil der Verstand nicht mit dem unbegreiflichen Geheimnis des Geistes fertig wird, aber man lebt als überlegener Geist und widerlegt mit seinem Leben seine Weltanschauung. Erwacht der Mensch in sich selbst und empfindet er die Entfaltung seines ursprünglichen Wesens, so kann er nicht mehr an seinem übersinnlichen Wesen und an seiner verborgenen Herrlichkeit zweifeln. Kommt jemand auf diesen metaphysischen Grund seiner Selbständigkeit gegenüber der Last seiner Vergangenheit und dem Einfluß seiner Umgebung, dann zweifelt er nicht mehr an der Befähigung und Bestimmung des Menschen zur Freiheit, solange es auch noch dauern mag, bis er theoretisch mit dem Determinismus fertig wird. Zeugen in uns ursprüngliche sittliche Empfindungen von den Gesetzen wahrhaftigen menschlichen Lebens, so kann uns niemand mehr an der Wahrheit der sittlichen Grundsätze irre machen. So ist es überall das Erlebnis, was den Zweifel verdrängt. Denn der Zweifel ist ja nur der Widerstand unsers bisherigen Erlebens gegen Auffassungen, die wir nicht erlebten.

* * *

Wenn aber allenthalben sowohl in Bezug auf uns selbst wie auf unsre Mitmenschen, auf Gott und das Geistige in der Welt der Zweifel auf Schwäche der Empfindung und Mangel an Erleben zurückgeht, so liegt auf der Hand, daß alles, was die Empfindung hemmt und trübt und die reine Empfänglichkeit des Erlebens beeinträchtigt, unvermeidlich die Entstehung des Zweifels begünstigt.

Das ist vor allem der Subjektivismus. Je subjektiver man gerichtet ist, um so unsicherer fühlt man sich, je objektiver, um so sicherer, denn um so weniger ist die Empfindung geschwächt und getrübt. Wer ganz in sich eingesponnen ist, kann nicht aus sich herausgehen, anderes in seiner besonderen Art tief erfassen und sich desselben gelassen und sachlich vergewissern. Er sieht alles nur subjektiv gedämpft, gefärbt und verkürzt, während bei dem objektiv gerichteten Menschen das sachliche Interesse die subjektive

Trübung immer mehr aufhellt, so daß er immer klarer erkennt. Der subjektiv gerichtete macht sich sofort ein Bild davon und beruhigt sich dabei. Der objektiv gerichtete kann warten, bis er klar wird. Er macht sich kein Bild, sondern er wird innerlich ganz Empfänglichkeit, damit das Objektive über ihn kommt und er es völlig erlebt. Und indem er es überwältigend erlebt, wird er des Erlebten gewiß. Subjektivismus ist Befangenheit. Gewiß sind wir alle subjektiv befangen. Aber es gibt verschiedene Grade der Befangenheit, und in manchen Menschen lebt ein bewußtes Drängen nach Unbefangenheit. Je unbefangener wir aber werden, um so stärker werden wir empfinden, was wir erleben. Je mehr wir aber solchermaßen „glauben" können, um so weniger werden wir zweifeln.

Befangenheit macht mißtrauisch, nicht nur die Befangenheit gegenüber den Menschen, sondern auch gegenüber den Ereignissen. Wer subjektiv versponnen ist, fühlt gegen alles Fremde einen unwillkürlichen Argwohn. Das typische Beispiel dafür ist der Egoist. Der kann an keinen Menschen glauben. Genau so werden aber auch alle, die bei jedem Erlebnis von dem Eindruck des Angenehmen und Unangenehmen benommen bleiben, niemals eine unbefangene Fühlung mit ihm gewinnen, geschweige daß sie hinter die Bedeutung kämen, die es für sie hat und haben soll. Weil das subjektive Behagen oder Unbehagen vorwaltet, empfinden sie das Ereignis an und für sich, den Lebensanspruch, den es darstellt, und die Lebenslösung, die es ihnen bringen will, viel zu wenig, um auch zu einem Unglück Vertrauen gewinnen zu können. Denn sie empfinden nur sich dabei und wie es sie berührt. Das macht sie so befangen, daß sie das Erlebnis in seinem Lebenswert nicht erkennen. Ist das richtig, dann leuchtet auch ohne weiteres ein, daß die subjektive Befangenheit uns die lebendige Wirklichkeit Gottes wie ein Nebelschleier verhüllt, so daß wir ihn nicht schauen. Denn der Sinn dafür ist unempfindlich gemacht. Nur der objektiv gerichtete Mensch spürt die unsichtbaren Strahlen Gottes.

Deshalb ist der Subjektivismus das Lebenselement des Zweifels,

denn weil er die ursprüngliche Empfindung lähmt, macht er jeden Eindruck zu einem Erreger des Mißtrauens. Am deutlichsten wird das im Verkehr mit Menschen. Sobald wir sie nicht unbefangen ansehen, sie verstehen, ihnen gerecht werden, auf sie eingehen können, wird uns das meiste, was wir beobachten, anstößig erscheinen, und dann ist der Argwohn da. Ist er aber erst einmal aufgegangen, dann entfaltet er in der subjektiven Atmosphäre eine geradezu tropische Vegetation. Genau so geht es aber auch dem Ichchristen mit seinem Gott. Weil er nur an sich denkt und an sein Behagen, wird ihm alles, was Gott ihm schickt, zu einer Anfechtung seines Glaubens. Wer dagegen „am ersten nach dem Reich Gottes trachtet" und dadurch ganz objektiv gerichtet ist, der weiß von vornherein, daß ihm alles zum besten dienen muß, weil er seinen Lebenswert sofort kraft ursprünglicher Empfindung herausspürt, und kann dann in seinem Glauben durch nichts mehr angefochten werden.

Neben dem Subjektivismus ist es das reflektierte Wesen, was den Zweifel fördert, weil es die unmittelbare Empfindung stört. Das ist eine Erfahrung, die wir heute auf allen Gebieten machen. Die Menschen von heute kennen so wenig „Erlebnisse" der Schönheit und der Wahrheit, der Kraft und des Werdens, weil sie sich von vornherein alles durch ihr Reflektieren vom Leibe halten oder im Keime töten. Sie können nichts, was in ihnen knospet, aufblühen lassen, sondern blättern es auf und zerpflücken es. Sie sind zu tiefem Empfinden, unmittelbarem Aufnehmen und instinktivem Verständnis unfähig, weil ihre Gedanken, die sich bei jeder Berührung sofort wie ein Schwarm Geier auf die Erscheinung stürzen, es gar nicht zu einem Innewerden kommen lassen. Es wird gleich alles, ohne erst einmal innerlich aufgenommen zu werden, zersetzt und zerfetzt, rubriziert und abgetan. Infolgedessen ist man voller Zweifel, weil man mißtrauen muß, wenn man keine lebendige Fühlung gewinnt.

Die Bedenken aber, die das Mißtrauen aufjagt, veranlassen dann wiederum nicht zur Zurückhaltung des Urteils und zu ge-

sammeltem Erleben, sondern zu neuen Reflexionen, unter denen sich die Zweifel vermehren und verstärken. Man denke daran, wie heutzutage eine neue Erscheinung in der Öffentlichkeit behandelt wird: immer stört sofort die Kritik, der Klatsch, die Reklame das Innewerden, — wie die Menschen einem neuen Problem begegnen, das in ihrem Leben auftaucht: es wird ohne weiteres theoretisch abgeschlachtet, statt es aus ursprünglichem Empfinden zu lösen, — wie man neue Menschen in der Gesellschaft behandelt: sie werden gleich beurteilt und besprochen, statt erst einmal kennen gelernt zu werden. Kein Wunder, daß sich immer Zweifel ergeben, weil man nur aus Zweifeln lebt.

Wer unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden lebt, besitzt eine instinktive Sicherheit des Lebens: er ist seiner selbst und seiner Sache gewiß, er weiß, woran er mit den Menschen und seinen Erfahrungen ist, wie er den Ereignissen zu begegnen und sein Leben zu führen hat. Wer aber darüber grübelt, wird unsicher, weil dadurch die Unmittelbarkeit gestört wird. Denn wo die Unmittelbarkeit gestört ist, faßt der Zweifel Fuß. Die Naivität kennt keine Zweifel. Aber das Reflektieren macht mißtrauisch gegen sich selbst und die Menschen, gegen die Ereignisse und Aufgaben des Lebens.

Alle wirkliche Gewißheit ist unmittelbar. Infolgedessen muß das Reflektieren immer die eigentliche Gewißheit zerstören und durch Zweifel unterminieren. Gewiß kann man auch so mit ihnen fertig werden und sich der Sache verstandesmäßig vergewissern. Aber die Gewißheit, die wir uns konstruieren, wird immer brüchig bleiben und wieder vom Zweifel angegangen werden.

Man sieht das am deutlichsten bei der Beziehung des Menschen zu Gott. Wenn wir erst einmal anfangen über das zu grübeln, was wir nur unmittelbar erfassen und festhalten, erleben und ausleben können, fangen wir an zu zweifeln. Deshalb dient die Theologie immer mehr dem Zweifel als dem Glauben, weil sie Unfaßbares zu fassen und Unmittelbares zu vermitteln sucht. Und der Katechismusunterricht regt viel mehr Zweifel als Glauben an,

weil er die Kinder erkenntnismäßig Begriffe traktieren läßt, statt sie zu ursprünglichem Empfinden zu führen; indem er das aber tut, bestellt er gleichzeitig das Feld für den Zweifel, den er aussät, weil die religiöse Reflexion, die er übt, das unmittelbare Empfinden stört und lähmt.

Ferner wird die Empfindung außerordentlich durch Unruhe und Zerstreutheit geschwächt. Zu tiefem Innewerden gehört Sammlung und Gelassenheit. Ohne Ruhe und volle persönliche Gegenwärtigkeit keine Vergewisserung. Deshalb gedeiht der Zweifel in der heutigen Zersplitterung und Zerstreutheit, in der Aufregung und Unruhe unsers Lebens so außerordentlich. Aber vor allem ist es die Unruhe der Seele, die uns mißtrauisch macht. Deshalb ziehen immer Schwärme von Zweifeln im Gefolge der Furcht und der Sorge, und es ist unmöglich, sie los zu werden, solange wir nicht die innere Überlegenheit gewinnen, die uns von der Furcht und der Sorge erlöst.

Endlich ist die Oberflächlichkeit ein hauptsächlicher Anlaß von Mißtrauen, weil sie uns nicht zu starkem und tiefem Empfinden und zu gründlichem Erleben kommen läßt. Fänden wir uns nicht so oberflächlich mit den Lebensfragen und Lebensansprüchen ab, so würde der Ertrag unsrer Erfahrungen schon ganz von selbst eine feste Lebensgrundlage darstellen. Aber so wie die Menschen gewöhnlich leben, werden sie durch ihre Erfahrungen nicht des Lebens mächtig, sondern nervös, ängstlich, unsicher, mißtrauisch. Ebenso macht die Oberflächlichkeit der gegenseitigen Berührung und Beachtung im Verkehr eine unmittelbare Fühlung der Menschen untereinander unmöglich. Ohne sie kann aber keiner dem andern wirklich trauen. Gewiß hängen sich auch oberflächliche Menschen aneinander, aber das ist kein Vertrauen, sondern Leichtfertigkeit, das verhält sich zueinander wie Glaube zur Einbildung, und auch hier hat die Einbildung immer Enttäuschung und damit Mißtrauen im Gefolge.

Den Menschen mit Tiefgang der Empfindung schaden Enttäuschungen und Mißerfolge nichts, weil sie den Enttäuschungen

auf den Grund gehen, und weil sich ihr Bewußtsein nicht auf äußere Erfolge gründet. Aber die oberflächlichen Menschen werden dadurch erschüttert. Wenn ihnen etwas mißglückt, beginnen sie an sich zu zweifeln, und bleibt der Erfolg ganz aus, so verzweifeln sie oft an sich selbst. Wer oberflächlich ist, hat kein Zutrauen zu sich, weil er keinen tiefen Eindruck von sich hat. Er wird den Ansprüchen des Lebens gegenüber leicht verzagt, weil nur aus der starken Empfindung der Aufgabe die Kraft der Lösung quillt. Zwischen Oberflächlichkeit und Ohnmacht besteht ein innerer Zusammenhang. Das Gefühl der Ohnmacht aber löst sich aus in Zweifeln.

Oberflächliche Menschen müssen auch an Gott zweifeln, weil sie nirgends dazu kommen ihn ursprünglich zu empfinden, denn dazu haben sie mit allem, worin er sich offenbart, zu flüchtige Beziehungen. Ihr Glaube ist Meinung und Nachempfindung. Infolgedessen geraten sie bei jedem Eindruck und Einwand, der ihrem Glauben widerspricht, in Zweifel. Tiefe Menschen geraten durch Widersprüche nicht in Verwirrung, weil sie das eine wie das andere, was sich in ihrer Erfahrung widerspricht, viel zu tief erfaßt haben. Infolgedessen sind sie imstande, ihre Widersprüche zu ertragen und zu warten, bis sie die Lösung in der höheren Einheit erleben. Sie werden durch Widersprüche nicht zu Zweifeln verführt, sondern nur zu tieferem Erleben und gründlicherem Forschen veranlaßt. Tiefe Menschen wachsen an den Widersprüchen in der Wahrheit, oberflächliche werden durch Widersprüche an der Wahrheit irre.

* * *

Eine weitere Quellader des Zweifels ist der Geist, der stets verneint. Wer bejaht und aus dem Ja lebt, der glaubt oder ist auf dem Wege zu dem Glauben, auf dem Gewißheit ruht. Wer eine negative Stellung einnimmt und aus ihr lebt, der glaubt nicht, sondern erhebt Zweifel und wird vergeblich nach Sicherheit suchen. Um das zu verstehen, muß man sich den Gegensatz ganz deutlich machen.

Der positiv gerichtete Mensch geht darauf aus, anzuerkennen. Er ist erfüllt von dem Respekt vor der Wirklichkeit. Darum trachtet er bei allem, was ihm begegnet, das herauszufinden, was er bejahen kann, aus dieser positiven Stellung heraus Beziehung dazu zu gewinnen, es zu verstehen und ihm gerecht zu werden. Dann fragt er sich, was es für einen Lebenswert für ihn hat und sucht ihn auszuschöpfen. Der negativ gerichtete Mensch geht auf Verneinung aus. Er läßt zunächst nichts gelten und ihn interessiert vor allem das, was er leugnen, tadeln, verurteilen kann, um es dann von sich abzuweisen. Er sieht immer nur das Häßliche, Gemeine, Schädliche und sucht sich dagegen zu wehren.

Wer aus dem Ja lebt, bejaht sich vor allen Dingen ganz rückhaltlos selbst, so wie er ist, nicht um sich dabei zu beruhigen, sondern um davon auszugehen, damit zu wirtschaften und von da aus weiter zu kommen, um das Vorhandene zu entfalten und zu erfüllen. Wer aus dem Nein lebt, sieht an sich nur, was er beklagt, und mißachtet infolgedessen, was er anerkennen und fruchtbar machen sollte. Jener wird infolgedessen immer Zutrauen zu sich haben, in sich fest sein und gewisse Tritte tun, dieser wird sich immer mißtrauen, verzagt sein und von Zweifeln an sich selbst geplagt werden. Jener ist selbstgewiß, dieser in sich selbst erschüttert. Jener verankert sein Selbstbewußtsein, dieser unterminiert es. Es ist hier nicht der Ort, das Verhängnis der Verneinung weiter zu verfolgen, sondern nur zu zeigen, wie man sich damit den Zweifeln preisgibt.

Der positiv gerichtete Mensch hat in aller erster Linie dafür Auge und Sinn, wo sein Gegner recht hat, und sucht davon Nutzen zu haben. Wo der andere irrt, interessiert ihn gar nicht, weil er nichts davon haben kann. Der negativ gerichtete dagegen sieht nur, wo der andere irrt, und nicht wo er recht hat. Infolgedessen stellt er dann seinen Wert und seine Wahrheit überhaupt in Zweifel und geht der Förderung dadurch verlustig.

Der Mensch des Ja vertraut den andern zunächst und gewinnt dadurch Fühlung mit ihnen. Der Mensch des Nein mißtraut zuerst und will sich erst von ihnen durch sorgfältige Prü-

fung überzeugen. Infolgedessen gewinnt er überhaupt keine Fühlung zu ihnen, weil ihn die erregten Zweifel nicht zu unmittelbarem Erleben kommen lassen.

Der positiv gerichtete Mensch sucht zu verstehen: infolgedessen verhält er sich fragend. Der negativ gerichtete sucht zu kritisieren: infolgedessen verhält er sich zweifelnd. Der positive sieht das Anziehende und glaubt, der negative sieht das Anstößige und mißtraut. Der positive sieht das Gute und wird zutraulich, der negative sieht des Schlimme und wird argwöhnisch. Der positive geht auf die andere Art ein und wird ihrer froh, der negative verschließt sich davor, und traut ihr nicht. Der positive läßt sich überzeugen, der negative bleibt skeptisch.

Genau so geht es uns aber mit unsern Verhältnissen, in denen wir uns befinden, mit den Ereignissen, die wir erleben, und mit den Ansprüchen, die das Leben an uns stellt. Wer aus dem Ja lebt, erkennt seine Verhältnisse an, rechnet mit ihnen und hat das feste Zutrauen, daß er nicht nur mit ihnen auskommt und ihnen gewachsen ist, sondern auch, daß er auf dem, was vorhanden ist, sein Leben aufbauen kann. Er nimmt sie, wie sie sind und behauptet sich darin. Wer aus dem Nein lebt, findet sie immer ungenügend, unzuträglich und hemmend und leidet darunter, er mißtraut ihrer Tragfähigkeit, ist argwöhnisch, wie es gehen soll, und zweifelt, daß aus ihm etwas werden kann, solange sich seine Verhältnisse nicht ändern. Wer aus dem Ja lebt, schöpft ohne weiteres aus allen Erlebnissen Lebenswerte, indem er sie sich zum besten dienen läßt. Wer aus dem Nein lebt, zweifelt von vornherein an dem Lebenswert, wenn ihm etwas passiert. Wer aus dem Ja lebt, sucht jeden Lebensanspruch zu erfüllen. Wer aus dem Nein lebt, tritt ihm von vornherein argwöhnisch entgegen, wehrt sich nach Möglichkeit und findet sich dann notdürftig damit ab. Er wird niemals seines Lebens froh, weil er an allem mäkelt und zweifelt, was ihn erfreuen könnte. Er sorgt und ängstigt sich, weil er immer am Gelingen zweifelt. Seine ganze innere Stellung zum Leben muß sich immer in Argwohn äußern.

Kein Wunder, daß der Geist, der stets verneint, nichts von Gott spürt. Nicht allein, weil ihm seine innere Haltung gegen alles Höhere skeptisch macht und ihn von vornherein für alles, was dahinter liegt, verschließt, nicht allein, weil ihm sein ewiges Negieren kleinlich und widerspenstig macht, so daß sich ihm sein inneres Auge für Gott trübt, sondern noch aus einem ganz andern Grund: Gott ist die positive Lebensmacht schlechthin, die in allem Sein und Geschehen waltet. Wer aus dem Ja lebt, ist innerlich auf ihn gerichtet und für seine Offenbarung disponiert. Wer aus dem Nein lebt, ist auf das Negative in allem Sein und Geschehen gerichtet und für seine Offenbarung aufgeschlossen. Deshalb müssen die Menschen des Nein an Gott zweifeln und an das Böse glauben.

Sie werden Pessimisten. Wenn der Mensch durch fortgesetztes Verneinen im Leben in den Bann dieser negativen Stellung zum Leben gerät, wird sie zu seinem Bewußtsein, zu seiner Gesinnung, zu seinem Lebensprinzip. Dann ist er ganz vom Pessimismus durchdrungen und gerät völlig in die Herrschaft der Zweifel, die nicht ruhen, bis sie ihn zur Verzweiflung gebracht haben.

Darum sorgen wir, daß wir nicht vom Geist der Verneinung besessen werden, wenn uns unser Leben lieb ist! Denn nur wenn wir zu allem eine positive Stellung gewinnen, kommen wir überhaupt erst zu wirklichem Leben. Nur Menschen des Ja leben, denn sie schöpfen aus allem Leben und schaffen in allem Leben. Menschen des Nein zerfallen in sich und mit dem Leben, und der Zweifel ist das Verwesungsferment, das sie zur Auflösung führt.

* * *

Endlich ist eine Hauptquelle des Zweifels der Zwiespalt in unserm Innern und in unserm Leben: die zwei Seelen in der Brust, das widerspruchsvolle Verhalten, die Halbheit und Willkür in unserm Leben. Daraus ergeben sich Erschütterungen nicht nur in unserm Selbstbewußtsein, sondern auch in unsern Beziehungen, nicht nur in unsrer Haltung, sondern auch in den Grundlagen

unsers persönlichen Lebens. Und aus der Erschütterung quillt der Zweifel.

Wenn man uneins ist in sich selbst, so zweifelt man. Der Zweifel ist nicht die Uneinheit, sondern ergibt sich daraus. Er ist der subjektive Reflex der objektiv in unserm Wesen und Leben vorhandenen Zerrissenheit, Gegensätzlichkeit und unverträglichen Mischung fremdartiger Elemente in unserm Bewußtsein, das Schillern der Widersprüche unsers persönlichen Bestandes in unsrer Auffassung. Er ist die Unsicherheit des Blicks, das Schwanken im Bewußtsein, das sich aus der Unklarheit des Wesens und aus der Unstimmigkeit des Lebens ergibt.

Wo Einheit in der persönlichen Verfassung ist, und innere Notwendigkeit im persönlichen Leben herrscht, da leuchtet das Bewußtsein des Menschen in Klarheit und Gewißheit. Da können Zweifel vielleicht von außen hervorgerufen werden, aber nicht von innen heraus entstehen, und auch die Erschütterungen von außen werden nicht das Selbstbewußtsein stören, sondern es nur zur Auseinandersetzung mit den Anstößen treiben. Wenn Zweifel Fuß fassen sollen, brauchen sie Risse in dem Gefüge des inneren Lebens, in dem sie Wurzel schlagen können. Deshalb ist es ein Zeichen, daß die einheitliche persönliche Verfassung brüchig geworden ist, wenn durch die Brandung des Lebens in das Innere Zweifel geworfen werden und zum Aufgehen kommen. Wo aber statt der Einheit der persönlichen Verfassung und der inneren Notwendigkeit des Lebens Zwiespältigkeit und Willkür herrscht, da ist das Bewußtsein dauernd unklar und unsicher, da entsteht der Zweifel von innen heraus durch die Reibung und Spannung der unverträglichen Gegensätze und Widersprüche.

Infolgedessen wird jeder, der sich selbst untreu wird, von Zweifeln an sich selbst gequält werden. Auch wenn er den inneren Zusammenhang nicht ahnt. Die objektive Erschütterung seines Innersten, die dadurch eintritt, daß er anders handelt, als er eigentlich sollte, zieht sein Bewußtsein von sich selbst in Mitleidenschaft: sie erschüttert es mit. Darum kann es uns nicht wundern,

daß z. B. Menschen, deren Lebensäußerungen fortwährend durch allerlei Rücksichten gebrochen werden, immer außerordentlich unter Zweifeln an sich selbst leiden, denn das eine hat das andere zum Gefolge. Wo keine innere Notwendigkeit herrscht, herrscht Unsicherheit, und diese Unsicherheit hat rückwirkende Kraft auf das Selbstbewußtsein.

Dieselbe Wirkung hat der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis in unserm Leben, der heute so allgemein herrscht. Wer an diesem Zwiespalt leidet, wird niemals seiner selbst froh und gewiß werden, sondern fortwährend an sich selbst zweifeln. Nicht nur weil er sich infolgedessen ohnmächtig und unehrlich fühlt und sich doch außer stande sieht, daran etwas zu ändern, sondern er weiß ja gar nicht, woran er mit sich selbst ist. Steht er nun eigentlich hinter der Anschauung oder hinter dem Leben? Keine Ahnung. Denn hier wie dort ist er innerlich dabei. Was ist er denn nun eigentlich, was will er denn, was kann er denn? Keine Ahnung. Er ist vollkommen unklar über sich. Das ist ein furchtbares Leiden, und alle die vergeblichen Versuche, diese innere Zerrissenheit zu überwinden, vermehren und verstärken nur den Zweifel an sich selbst.

Genau so ist es bei dem Zwiespalt zwischen Bewußtsein und Bestand, zwischen Einbildung und Können. Es ist eine Täuschung, daß die Mißerfolge Zweifel an sich selbst verursachen: sie veranlassen sie nur. Die eigentliche Ursache ist der Widerspruch zwischen Meinung von sich selbst und dem wirklichen persönlichen Bestand und Vermögen. Auch wenn man sich diese Kluft zwischen der Idee, die man von sich hat, und der Wirklichkeit, die man ist, nicht eingesteht, fühlt man sie doch, denn sie geht wie ein Riß durch das Innere, und aus ihr steigen immerfort Zweifel an sich selbst hervor, die man wohl verbergen, aber nicht unterdrücken kann. Das ist die heimliche Qual alles überspannten Wesens. In Wirklichkeit läßt sich eben nichts überspannen, sondern es reißt und bricht, und dann vernehmen wir sofort die Stimme des Zweifels.

Ebenso entsteht sofort Mißtrauen gegen unsre Mitmenschen,

wenn unser Verkehr mit ihnen zwiespältig wird. Die unmittelbare Vertraulichkeit mit den andern ist sofort hin, wenn wir zu ihnen ins Gesicht anders sind als hinter ihrem Rücken. Aus dieser Zwiespältigkeit löst sich ohne weiteres ein Unbehagen ihnen gegenüber, das Unbehagen des bösen Gewissens. Damit ist die innere Fühlung gestört und das Mißtrauen greift Platz, so wenig uns Anlaß dazu gegeben ist. Das scheint unlogisch, aber es ist wahr: wir haben die Treue gebrochen und aus diesem Bruch quillt der Zweifel ohne Rücksicht auf Vernunft und Logik. Ebenso muß jede Freundschaft, die von einer Seite als Last empfunden wird, sofort durch Zweifel gelockert werden, einfach weil durch die konträre Empfindung ein Zwiespalt in unsrer Gesinnung entsteht. Vielleicht mißtrauen wir dann dem andern nicht, aber wir zweifeln an der Echtheit der Freundschaft, und damit ist die unmittelbare Gewißheit und tiefe Gemeinschaft dahin, auf der sie ruht.

Das Mißtrauen in der Ehe ist gleichfalls eine unwillkürliche Auswirkung der gestörten Einheit in der Ehe und des Zwiespalts zwischen vertrautem Zusammenleben und innerem Auseinandersein. Wo die Einheit vorhanden ist und kein Riß durch die Hingabe und das Leben des einen für den andern geht, da herrscht absolutes Vertrauen, da ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Man ist gegen die Anfechtung der Eifersucht gefeit. Aber sobald in der Verfassung der Ehe ein Zwiespalt klafft, erhebt sich der Zweifel an dem andern und an seiner Liebe, und tritt jemand dem andern nahe, so ist die Eifersucht da.

Am wenigsten wird aber diese Ursache des Zweifels auf religiösem Gebiete erkannt, und infolgedessen leiden wir hier unter einer jämmerlichen Hilflosigkeit, sich seiner zu erwehren. Man meint, Zweifel entstünden aus dem Widerspruch von Glauben und Wissen. Das ist eine Folge des herrschenden Intellektualismus auf religiösem Gebiete. Denn wenn der Glaube wesentlich Weltanschauung mit entsprechender Gemütsstimmung und Willensrichtung ist, dann muß er für immer im Widerspruch mit der Weltanschauung stehen, die man sich ausschließlich auf Grund der wissen-

schaftlichen Forschung bildet, da ihr das metaphysische Gebiet auf ewig unzugänglich bleiben wird. Ist er aber eine neue Art Leben, die aus der Fühlung mit dem quillt, was hinter aller Erscheinung liegt, und es uns dadurch zum Bewußtsein bringt, dann ergänzt die übersinnliche Erfahrung des Glaubens die sinnliche Erfahrung der Wissenschaft, und wir sind der Einheit und Verträglichkeit der beiden Wirklichkeiten, die wir erleben, gewiß, so unverträglich uns manche Erkenntnisse auf beiden Gebieten einstweilen vorkommen mögen. Der Widerspruch erschüttert uns nicht, weil er nicht im Objektiven, sondern nur in unsrer subjektiven Auffassung vorhanden ist. Er treibt uns vielmehr zu immer gründlicherem und umfassenderem Erleben und Erkennen. Ebensowenig wie sich die Geschichtswissenschaft durch die Naturwissenschaft anfechten läßt, sondern nur zu tieferem Forschen getrieben wird, ebensowenig kann das Bewußtsein der ursprünglichen Empfindung der Lebensmacht des Alls und der Erfahrungen, zu denen sie führt, durch Naturerkenntnisse angefochten werden.

Wenn es trotzdem allgemein geschieht, so ist das ein Beweis, daß die Zweifel anderswo entspringen und sich nur aus der Wissenschaft die Waffen holen. Und so ist es auch. Sie entspringen nicht aus einem Zwiespalt außer uns, sondern in uns. Entweder ist der Glaube der Menschen nur eine Theorie, der keine Erfahrung entspricht. Dann sind die Zweifel eine notwendige Folge des Zwiespalts zwischen Anschauung und Erleben. Oder der Glaube ist wirklich einem Erlebnis entsprungen, dann entstehen die Zweifel aus einem Zwiespalt in unserm persönlichen Leben, der entsteht, wenn es sich nicht einheitlich aus dem Glauben entfaltet.

Wenn die innere Einheit des neuen Lebens gestört wird, wenn wir trennen wollen zwischen der Herzenssache des Glaubens und dem profanen Leben, wenn wir einander Fremdartiges und Unvereinbares verbinden wollen und nach zwei verschiedenen Seiten hinken, wenn wir in Halbheiten und Kompromisse geraten, schaffen und schüren wir selbst die Zweifel. Denn wir erschüttern damit das neue Wesen in seinen Grundfesten. Wir sind innerlich aus-

einander und können einfach nicht mehr glauben, weil wir nicht festhalten können, was wir fortwährend verleugnen. Wir müssen den Boden des ewigen Grundes unter den Füßen verlieren, wenn unser Schwerpunkt im Vergänglichen liegt. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." „Wie könnt Ihr glauben, wenn Ihr Ehre von einander nehmt?" Eins hebt das andere auf. Was wir leben, ist ein Mißtrauensvotum, das wir dem Glauben ausstellen. Der Zweifel ist nur das Gefühl der Erschütterung unserer persönlichen Haltung und des Risses in unsrer persönlichen Verfassung, das uns nicht verläßt, bis wir wieder „fest im Glauben stehen", und unser persönliches Leben in der lebendigen Stellung mit Gott aufs neue einheitlich verfaßt ist.

Wir können dann aber auch noch aus einem andern Grunde nicht glauben: weil uns dadurch die Empfänglichkeit für Gott zerstört und die innere Bewegung auf ihn zersplittert wird. Wir sind von dem befangen, wovon wir beherrscht werden, und unsre Sehnsucht nach Gott muß verlöschen, wenn in uns Ehrgeiz, Habgier, Wollust lebt. Dann hört die ursprüngliche Empfindung Gottes auf, weil wir stumpf und ihm abgewandt sind, und das Verspüren der Lebensmacht des Alls verwandelt sich in Zweifel und Mißtrauen. Das weltläufige Treiben der Oberfläche macht uns gefühllos und verstockt gegen die Lebensimpulse, dem unser Leben dauernden Widerstand leistet. Dadurch schwächen sich aber die Eindrücke immer mehr ab und werden fragwürdig.

Wird die Einheit des persönlichen Lebens gestört, dann können wir Gott nicht mehr wahrnehmen, denn das Organ, das seine Lebensschwingungen empfindet, ist die Lauterkeit und Einfachheit unsers inneren Sinns. Geht sie verloren, so werden wir blind für seine Strahlen. Jede Untreue gegen uns selbst, jede Verfehlung gegen die innere Stimme, jede Willkür in unserm Leben wirkt zurück auf unser Bewußtsein: sie beraubt es der Klarheit, macht es unrein, zwiespältig, unaufrichtig, heuchlerisch und verlogen. Man merkt das gewöhnlich gar nicht, sondern ist von der Klarheit seines geistigen Auges fortgesetzt überzeugt. Aber man geht

ahnungslos der Fähigkeit Gottes inne zu werden verlustig. Je weniger man aber die Entartung des inneren Sinnes merkt, um so leichteres Spiel hat dann der Zweifel, der sich erhebt, wenn man Gott nicht mehr wahrnimmt. Denn man wähnt nach wie vor, klar zu sehen, und doch ist das Auge trügerisch geworden und täuscht uns über die Wirklichkeit. So zweifelt man an Gott, weil man ihn mit seinem vermeintlich klaren Auge nicht mehr wahrnimmt.

Erst dieser unwillkürliche Zweifel, der aus der Zwiespältigkeit unsers Bewußtseins und Lebens quillt, ist das Lebenselement der Bedenken, welche theoretischen Schwierigkeiten und Widersprüchen entspringen, und gibt ihnen ihre durchschlagende Kraft. Er ist es, der uns von ihnen überzeugt und uns hindert, sie in ihrer Nichtigkeit zu erkennen.

Wenn nun die zwei Seelen in der Brust zum Wesen des Menschen gehörten, wenn der Dualismus zwischen Selbstbestimmung und Herrschaft fremder Einflüsse in unsrer Natur begründet wäre und uns zu einem fortwährenden Hin und Her, zu einem Leben des inneren Widerspruchs verdammte, wenn wir inkonsequent, halb und charakterlos sein müßten, dann wäre der Zweifel eine notwendige Begleiterscheinung unsers inneren Lebens. Aber alles, woraus er entsteht, ist nicht unser Wesen, sondern unser Unwesen, unsre Unnatur, Unart, Unmenschlichkeit. Man verstehe mich nicht falsch: daß wir straucheln und fallen, von fremden Gewalten eingenommen werden, willkürlich und charakterlos leben, liegt nicht bloß in unserm Willen, sondern viel mehr in unserm Geschick, mit unserm Wesen und Leben in die Sinnlichkeit eingeschlossen und in eine Welt fremder Einflüsse gestellt zu sein, in der wir uns zu behaupten haben. Aber es liegt nicht in unserm Wesen und Leben selbst, nicht in unsrer inneren Verfassung und ihrer Lebensbetätigung als solcher. Unsre Bestimmung und Wahrheit ist die innere Einheit und Klarheit, die Vollmacht, unser Selbst lauter und durchdringend im Leben zur Geltung zu bringen, etwas Ganzes zu sein und aus innerer Notwendigkeit zu leben. Der Zwiespalt in unserm

Wesen und die Zerrissenheit, Verworrenheit und Verkehrtheit in unserm Leben ist somit ein Anzeichen dafür, daß wir noch nicht Menschen geworden sind und noch nicht auf der Höhe unsrer Bestimmung leben.

Darum werden wir von diesem Zweifel in dem Maße frei, als unser ursprüngliches Wesen unser Unwesen überwindet, als wir innerlich einheitlich in unsrer Wahrheit verfaßt werden, und alles, was wir leben, die in sich notwendige Äußerung unsers Wesens wird. Dann gibt es keinen Zwiespalt mehr, keinen inneren Widerspruch, keine Halbheit und keine Unstimmigkeit und darum auch keinen Zweifel.

Blicken wir zurück auf die verschiedenen Quellen des Zweifels: die Schwäche des Empfindens und das subjektive und reflektierte Wesen, die Unruhe, Zerstreutheit und Oberflächlichkeit, auf die das unzulängliche Erleben zurückgeht, ferner die negative Sinnesrichtung und die gestörte innere Einheit, vergegenwärtigen wir uns, daß wir allein dadurch vom Zweifel erlöst werden können, wenn diese Unzulänglichkeit, Verkehrtheit und Gestörtheit unsers Lebens gehoben wird, so ergibt sich, daß die unmittelbare Gewißheit, die keinen Zweifel kennt, weil er gar nicht mehr entstehen kann, eine naturnotwendige Folge des persönlichen Lebens ist. Denn das persönliche Leben führt zu ursprünglichem Empfinden und tiefem Erleben, weil in ihm das Selbst lebendig wird und alle Erfahrungen aus der Tiefe der Seele erfaßt. Das persönliche Leben zerstreut die subjektive Befangenheit, weil es den Menschen aus sich heraus und über sich hinaus führt, es erlöst ihn vom reflektiertem Wesen, weil es ihn unmittelbar leben läßt, es schafft ihm Ruhe, Sammlung und Gelassenheit, weil er fest in sich beruht und allem Getriebe überlegen ist, und es behütet ihn durch seinen Tiefgang und seine Intensität vor der Oberflächlichkeit. Das persönliche Leben geht durchgängig aus dem Ja und niemals aus dem Nein. Das persönliche Leben führt zu der einheitlichen persönlichen Verfassung und zu der inneren Notwendigkeit aller Lebensäuße-

rungen, die keine Risse und Brüche kennt und keinen Zwiespalt aufkommen läßt, aus dem der Zweifel entstehen könnte. Die Hemmung des Lebens wird nur durch das wahre Leben überwunden.



Aus Briefen

3. Etwas über Nächstenhilfe

Ihr Brief brachte mich in die größte Verlegenheit. Denn was soll ich tun? Ich bin jetzt selbst nicht in der Lage, Ihren Freunden zu helfen, und kann auch nicht für sie bitten gehen. Denn alle meine Bekannten würden mir sagen, Sie haben wohl Ihren Aufsatz vergessen: „Wer ist denn mein Nächster?" Den habe ich aber nicht vergessen, und deswegen müßte ich leider Ihre Bitte auch ablehnen. Sie glauben nicht, wieviel ich Briefe bekomme, in denen man Geld von mir für sich oder andere geschenkt oder geliehen haben will, und ich habe doch selbst nichts, als was ich mir verdiene. Aber gesetzt, ich hätte mehr, als ich brauchte, und als Schloß Mainberg braucht, so könnte ich doch nicht fortwährend ins Blaue hinein nach allen Richtungen an lauter unbekannte Menschen Geld schicken. Denn das wäre nicht in der O r d n u n g. Deswegen muß ich Sie bitten, daß Sie den Aufsatz im 5. Band noch einmal genau lesen und dann den vorliegenden Fall unter diesem Gesichtspunkt behandeln.

Fragen Sie sich einfach: wer ist der Nächste dazu, um Ihren Freunden zu helfen? und wenden Sie sich zuerst an diese. Das sind wahrscheinlich Verwandte und Freunde, Sie selbst vielleicht mit inbegriffen. Wenn Sie sich an die vergeblich gewandt haben, und da vielleicht weder Wille noch Mittel vorhanden sind, so fragen Sie sich einfach, wer dann der Nächste ist dazu. Das sind dann entschieden, lange ehe ich oder meine Freunde inbetracht kommen, Menschen, die Ihre Freunde persönlich kennen oder mindestens

in derselben Stadt wohnen oder ihn persönlich kennen lernen können, wenn sie wollen. Aber gleich nach den Verwandten und allernächsten Freunden kommt meines Erachtens in erster Linie auch das neue Geschäft inbetracht, in das der Mann eintreten soll. Das könnte ihm doch wirklich so viel vorschießen, damit er seine hauptsächlichsten Schulden decken kann und ihm später den Betrag am Gehalt nach und nach abziehen. Schließlich wäre doch auch irgend ein Arrangement mit dem Gläubiger zu treffen. Ihr Freund könnte ihm handbrieflich und notariell seine Möbel verpfänden, ohne daß sie direkt mit Beschlag belegt zu werden brauchten, und er an der Abreise gehindert würde. Im schlimmsten Falle müßte er die Möbel eben dort lassen und einstweilen allein nach seinem neuen Wohnort gehen, bis er sich so viel verdient hätte, um die Möbel auszulösen. Seine Familie könnte ja unterdessen irgendwo bei Verwandten bleiben, um auch dadurch das baldige Abtragen der Schuld zu unterstützen.

Mir widerstrebt es eigentlich, Ihnen das alles so zu schreiben. Denn das sind alles für Menschen, die einen großen Teil ihres Lebens mit bitterster Not gekämpft haben, so naheliegende Mittel und Wege, daß eigentlich nur die nicht darauf kommen, die zeitlebens in Hülle und Fülle lebten. Wenn man aber weiß, wie erzieherisch ein derartiges Ringen mit der Not wirkt, so findet man es noch weniger in der Ordnung, auf das Blaue hinein unbekannte Menschen ihrer Not zu entledigen, die sie vielleicht zur Selbsterziehung dringend bedürfen.

Aber vergessen Sie nicht, daß das Gedankengänge eines Menschen sind, der die Personen und die Verhältnisse gar nicht kennt, also gar nicht beurteilen kann, was hier zutrifft. Aber eben deshalb fehlt das innere Recht sich hineinzumischen. Ich hoffe, Sie verstehen mich und nehmen mir meine Zeilen nicht übel.





Eine Pfingstrede.

Es ist vielleicht vorläufig das letzte Mal, daß Schloß Mainberg Pfingsten eröffnet wird. Aber das würde mir nichts ausmachen, wenn wir dafür hier Pfingsten erlebten. Denn es gibt kaum einen besseren Ausdruck für unser Suchen und unsre Sehnsucht, die sich hier verkörpert, als Pfingsten. Darum ist es angebracht, und wir brauchten nicht erst durch das heutige Fest daran erinnert zu werden, wenn wir uns gerade bei unserm ersten Zusammensein vergegenwärtigen, was Pfingsten bedeutet.

Die Christenheit feiert Pfingsten als das Fest des heiligen Geistes. Aber was ist der heilige Geist? Die dritte Person der Gottheit, sagt das Dogma. Aber das ist keine Auskunft, denn uns ist die Vorstellung, die es uns zumutet, nicht mehr möglich. Wir können das Alleine nicht zerteilen. Aber eine theoretische Antwort genügt uns überhaupt nicht mehr, sondern nur eine aus dem Leben heraus, die uns wenigstens eine Ahnung von der Wirklichkeit gibt, die mit dem Worte „heiliger Geist" angedeutet wird.

Das ist ja das Verhängnis des Christentums, daß man alle möglichen Vorstellungen hat, aber keine Ahnung von dem, was sie eigentlich ausdrücken, worauf sie hindeuten, was in der Wirklichkeit den theologischen Begriffen entspricht. Es ist mit unsern Be-

griffen wie mit dem Geld. Geld repräsentiert Arbeitsleistung und erhält seinen Wert nur von dem, was es ausdrückt. Nun kann man aber Geld einnehmen und ausgeben, sich damit alles mögliche erwerben und das Leben verschönen, ohne zu wissen, was es eigentlich bedeutet: z. B. wenn man sich das Geld nicht selbst verdient hat und nur mit dem Kaufwert rechnet, den es hat. So stellen die religiösen Begriffe Lebenswerte, Lebenskräfte, Wirklichkeiten, Vorgänge dar. Aber auch mit ihnen kann man rechnen und wirtschaften, ohne eine Ahnung davon zu haben, was sie eigentlich ausdrücken. Die meisten kümmern sich nur darum, was sie sich „dafür kaufen können". Von den Wirklichkeiten, die ihnen erst die reale Bedeutung geben, ahnen sie nichts. Sie stellen Gott in Rechnung und begleichen damit ihre Schulden, aber sie haben nicht die Spur eines lebendigen Eindrucks von der Macht, die dieses Wort nur andeutet. So ist es auch mit dem heiligen Geist: sie feiern ihn und gratulieren sich dazu, ihn zu besitzen, aber wissen nicht, was heiliger Geist ist. Heute wird in allen christlichen Kirchen von dem heiligen Geist wie von einer bekannten Größe gepredigt, aber es ist sehr die Frage, ob man ihn überhaupt kennt.

Was ist heiliger Geist? Glauben Sie denn, ich könnte Ihnen das sagen? Sie werden es nie erfahren, bis Sie ihn haben. Ich kann Ihnen höchstens ein paar Andeutungen geben, aber dafür glaube ich sorgen zu können, daß Ihnen der heilige Geist ein lebendiges Problem und eine leidenschaftliche Sehnsucht wird.

Wie war es doch mit dem Kommen des heiligen Geistes? Jesus erschien unter den Menschen als eine Quelle der Offenbarung Gottes, des lebendigen. Göttliche Wirkungen gingen von ihm aus und belebten die Menschen. Wer dafür empfänglich war, fühlte sich zu ihm hingezogen und trat unter den Einfluß seines Lebens und seiner lösenden und schöpferischen Kraft. Aber diese Erlebnisse hingen alle von der persönlichen Erscheinung Jesu ab, denn sie gingen nur von ihr aus. Noch sprangen die Quellen dieser göttlichen Lebensflut nicht in den Menschen selbst auf. Das Feuer, das Jesus auf Erden anzünden wollte, brannte noch nicht.

Er sah es und wurde sich klar, daß er erst durch die Taufe des Todes hindurchgehen müsse, dann werde es aufflammen, dann werde sein Geist über die Menschen kommen. Das versprach er seinen Jüngern.

Dieser heilige Geist ist also nichts anderes als die Lebensmacht, die in Jesus war und waltete. So lange er lebte, war sie in ihm beschlossen. Dann aber durchbrach sie die Schranken seiner endlichen Persönlichkeit und wurde zum eigenständigen Erlebnis vieler, ja sie sollte zum selbsteigenen Erleben aller werden. Dieses Ereignis stellt Pfingsten dar. Da wurden die Jünger Jesu in dem neuen Wesen, dessen Einfluß sie bis dahin unmündig und unverständig erfahren hatten, selbständig. Sie erlebten Gott und seine treibenden Kräfte ursprünglich in den Tiefen ihres Selbst. Seit der Meister von ihnen genommen war, hatten sie sich von Gott verlassen gefühlt. Aber nun waren sie seiner überschwenglich inne geworden, noch ganz anders als je zuvor. Von nun an spürten sie das Walten einer objektiven Macht in ihrem Innern, die ihr Wesen schuf und ihr Leben führte.

Heiliger Geist ist also das ursprüngliche, durchdringende und belebende Empfinden der Lebensmacht des Alls, mit der jemand persönliche Fühlung gewonnen hat. Dieses Verspüren als Regung ist Glaube im eigentlichen und vollen Sinn. Man wird nun begreifen, warum es Glaube im eigentlichen Sinn vor der Ausgießung des Geistes noch nicht geben konnte, warum Jesus seinen Jüngern, die doch gewiß an ihn glaubten, sagen mußte: wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, d. h., wenn ihr nur ein Minimum von Glauben hättet. Heiligen Geist dagegen nennen wir die Fülle von Klarheiten, Impulsen, Kräften und Bewegungen, die aus dem ursprünglichen Empfinden Gottes quellen. Natürlich setzt aber dieses Emporquellen göttlichen Lebens in den Tiefen unsers Selbst ein tatsächliches Erleben der objektiven Lebensmacht des Alls voraus. Gefühle, die wir mit dem Begriff Gott verbinden, religiöse Stimmungen, die sich an dem Gedanken des Unendlichen entzünden, sind ganz etwas anderes.

Wie sehr die ersten Christen dieses neue Lebenselement als eine objektive Macht empfanden, die über sie kam, sie erfüllte, durchdrang und sich in ihrem Leben auswirkte, geht aus der materialistischen Vorstellungsform hervor, die das neue Testament vom heiligen Geist hat. Man sieht in ihm förmlich ein göttliches Fluidum, das in den Menschen hinein gegossen wird. Mit dieser Vorstellungsform können wir natürlich nichts anfangen, wir, die wir Geistiges nicht materialistisch auffassen können, weil wir davon durchdrungen sind, daß der Geist etwas wesentlich anderes ist als der Körper. Darum suchte man andere Vorstellungsformen für die eigentümliche Erscheinung heiliger Geist. Aber man hielt dabei nicht fest, daß die ersten Christen den heiligen Geist als eine reale, überwältigende, fast körperlich spürbare Macht empfanden, sondern entleerte und verflüchtigte diese außerordentliche Erscheinung im inneren Leben der Menschen, weil man sie nicht mehr kannte. Man verstand den heiligen Geist in der apostolischen Zeit als „urchristlichen Enthusiasmus". Den eigenen heiligen Geist aber, der so gar nichts mehr von enthusiastischer Gewalt an sich hatte, faßte man als Geist Christi in dem Sinn, wie man auch vom Geiste Goethes reden kann, oder als die Gesinnung und Willensrichtung Jesu oder als den Geist des Christentums, wie er in seinem Kultus und Lehren zum Ausdruck kommt. Es ist aber keine Frage, daß die Apostel etwas wesentlich anderes als heiligen Geist erlebten. Denn sonst hätten sie ihn ja bereits bei Lebzeiten Jesu gehabt, wo sie auch schon von der Lebensanschauung Jesu erfüllt waren und in der Richtung seines Lebens wandelten.

Wäre der heilige Geist nichts weiter, dann hätte allerdings unser Christentum ohne weiteres den heiligen Geist, weil es der christlichen Weltanschauung und Moral huldigt. Aber der heilige Geist ist etwas ganz anderes. Er ist nicht ein christlich durchdrungenes Bewußtsein und ein christlich bestimmter Wille, sondern die schöpferische Kraft einer ganz neuen Art Leben, die aus verborgenen Tiefen im Menschen quillt und alles im Menschen neu macht. Der heilige Geist ist nicht eine subjektive, sondern eine ob-

jektive Lebensmacht im Menschen, unabhängig von unserm Bewußtsein und Willen, die wir ersehnen, aber nicht hervorbringen können, sondern erleben müssen, die wir nicht in der Hand haben, sondern die uns ergreift und schafft.

Daß unser gegenwärtiges Christentum diesen heiligen Geist habe, daran erlaube ich mir zu zweifeln, weil ich nirgends etwas davon spüre. Wenn Sie an die Worte Jesu vom heiligen Geist denken: „Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster (an meiner Stelle) geben, daß er ewig bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht kann empfangen, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht; ihr aber werdet ihn kennen, denn er bleibt bei euch und wird in euch sein . . . . der Tröster, der heilige Geist, den mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch erinnern alles dessen, was ich euch gesagt habe . . . . der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir, der wird euch in alle Wahrheit leiten; denn er wird nicht von ihm selber reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, das wird er verkündigen", wenn Sie an die Worte des Paulus denken, „wo der Geist ist, da ist Freiheit", eine Freiheit des Werdens von jedem äußeren Gesetz, „welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder" — so müssen Sie sich sagen: das ist eine Wirklichkeit, die wir nicht kennen, wenn man auch glaubt, sie zu kennen, denn die Erfahrung spricht dagegen.

Ich las eben eine Pfingstbetrachtung in einem christlichen Blatte, in welcher ausgeführt wird, wie herrlich es wäre, solch einen heiligen Geist in uns und in der Menschheit zu haben, wie ihn Jesus verheißen. Und dann wird fortgefahren: „Und siehe da, wir haben ihn!"

Nein, wir haben ihn nicht. Mit dieser leichtfertigen Annahme ihn zu haben wird es nicht erreicht, und die Tatsache, daß er uns fehlt, nicht ins Gegenteil gekehrt. Wo haben wir denn den Geist, der uns Zukünftiges verkündigte, der uns zum lebendigen Verständnis dessen führte, was uns Jesus sagt? Wo ist der heilige Geist, der in der Christenheit trotz aller verschiedenen Auffassungen

eine innere Gemeinschaft des Lebens schafft und walten läßt? Wo ist die Macht, die uns in alle Wahrheit leitet? Ich merke nichts davon. Kennen wir denn überhaupt ein Wachstum der Wahrheit? Wo ist die Freiheit dieses Geistes, welche die innere Notwendigkeit in der Äußerung und Entfaltung des neuen Wesens ist? Sind nicht unsre Christen geistig geknechtet? Wenn sie nicht von Lehren und Lebensformen beherrscht werden, dann sind sie von Menschen geknechtet, an die sie sich hängen müssen, um überhaupt zu wissen, was sie glauben und wie sie leben sollen; denn von selbst wissen sie es nicht. Ich empöre mich nicht darüber, daß wir den heiligen Geist nicht haben, sondern nur darüber, daß man behauptet, ihn zu haben, und hat ihn nicht. Diese Grundlüge, auf der unser ganzes heutiges offizielles Christentum beruht, ist der Fluch, der auf ihm liegt, der es zur Unfruchtbarkeit verdammt. Darum ist die Frage berechtigt: was ist eigentlich heiliger Geist?

Lassen Sie es mich Ihnen von unserm Suchen und Sehnen aus verständlich machen, nicht von Gott aus wie vorhin, sondern von uns aus, wo und wie wir des heiligen Geistes inne werden. Ich möchte sagen: der heilige Geist ist die Welt und die Macht der ursprünglichen Empfindungen im Menschen, der Empfindungen unsers ursprünglichen Wesens. Ich hoffe, Sie werden das verstehen. Denken Sie einmal an das Wort Zeitgeist. Damit bezeichnen wir die Gesamtheit der einer Zeit eigentümlichen Empfindungen, unmittelbaren Vorstellungen und andern Bewußtseinselemente, die in ihr leben und herrschen. Inhaltlich verschieden von diesem Zeitgeist ist in vieler Beziehung der Geist des Christentums, d. h. das Bewußtsein, das von der christlichen Weltanschauung erfüllt und organisiert ist. Aber wesentlich verschieden von dem einen wie von dem andern ist ein andrer Geist, den wir ahnen, weil er sich zu regen beginnt. Das ist die Fülle der Empfindungen im Menschen, die lebendig werden, sich Geltung verschaffen und auswirken, wenn in einem Menschen sein ursprüngliches Wesen keimt und zur Entfaltung kommt.

Zunächst haben wir alle nicht die ursprünglichen, echten, lauteren menschlichen Empfindungen, sondern wir leiden an konträren Empfindungen, die unserm eigentlichen Wesen fremd und unnatürlich sind. Denken Sie an das instinktive Widereinander unter den Menschen, an die egoistische Befangenheit, an den Wahn des Haben- und Scheinenwollens, an den Geist, der stets verneint. Das sind allgemeinmenschliche Empfindungen, aber nicht Empfindungen der menschlichen Wahrheit, sondern der menschlichen Unwahrheit. Von Millionen werden sie für das eigentliche Wesen des Menschen gehalten gegenüber dem, was man moralisch daraus zu machen sucht. Wir aber sehen darin seine verhängnisvolle Entartung, und uns verlangt sowohl gegenüber diesem barbarischen Unwesen wie gegenüber jeder sittlichen Kultivierung der eingesessenen Barbarei darnach, daß wir wiedergeboren werden zu der Wahrheit unsers ursprünglichen Wesens, daß der unantastbare ewige Kern im Menschen, der regungslos im Bann seiner Unmenschlichkeit liegt, zum Keimen kommt, jeden Bann sprengt, sich entfaltet, alles Unwahre ausscheidet, alles Verkümmerte ausheilt und so ein reines Gebilde unsrer Persönlichkeit schafft und uns zu dem wahren Leben führt, das dem Menschen eigentlich zukommt. Das ist das Problem der „Grünen Blätter", des Schlosses Mainberg, das ist das heilige Land, in das uns die Bergpredigt den Weg weist.

Damit sind wir aber auf der Spur des heiligen Geistes. Der Mensch hat den heiligen Geist, in dem die lauteren Empfindungen seines ursprünglichen Wesens lebendig geworden sind und ihn erfüllen.

Denn das ist der Geist Gottes. Wir sind uns doch ganz klar geworden, daß schon die Unruhe des Suchens und der Sehnsucht eine Lebensschwingung Gottes in uns ist. Ebenso ist das Erlebnis des neuen Werdens in uns nichts anderes als eine Wirkung göttlichen Schaffens. Menschwerdung ist Schöpfung Gottes. Was in uns aber dann lebendig wird und zur Entfaltung kommt, ist der ewige Kern des Menschen, das Göttliche in uns. Darum

sind die Empfindungen, die sich dann äußern, diese göttliche Lebensfülle im Menschen Geist Gottes, Offenbarung der Lebensmacht des Alls in uns, die treibt und werden läßt, gestaltet und erleuchtet, läutert und verklärt, wo sie von der Sehnsucht empfangen wird.

Das ist der Geist der Wahrheit. Sie wissen, die Wahrheit ist weder Theorie noch Begriff, sondern Wahrheit ist Leben. Darum sagte Jesus: „Ich bin die Wahrheit." Er offenbarte sie, weil er sie war. Wir werden Wahrheit, wenn unser gebundenes und befangenes, verwirrtes und verdorbenes ursprüngliches Wesen erlöst wird und zum Leben kommt, sich entfaltet und auswirkt. Und die Empfindungen und Triebe, die dann aufwachen und uns erfüllen, das ist der Geist der Wahrheit, der in uns in dem Maße herrscht, als sie in uns wird.

Ich glaube, daß wir damit die Größe heiliger Geist richtiger andeuten, wenn wir sie natürlich auch damit noch lange nicht ganz erfassen, geschweige ausschöpfen. Aber es kommt mir hier nur darauf an, Sie aufmerksam zu machen, worum es sich handelt.

Daß ich Sie damit nicht auf einen falschen Weg des Verständnisses leite, sehen Sie daraus, daß von diesem Geist der ursprünglichen Empfindungen alles gilt, was Jesus und das Neue Testament vom heiligen Geist sagt. Er ist unser Tröster, der uns darüber tröstet, daß Jesus nicht mehr unter uns ist. Wenn Jesus für die Menschen der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, dann befinden wir uns zunächst in einer trostlosen Lage, weil er nicht mehr unter uns weilt. Aber wenn wir in uns die Erlösung erleben, d. h. die Entbindung unsers eigentlichen Wesens aus der Sünde und der Todesstarre, wenn wir merken, daß das Ursprüngliche in uns zu keimen und sich zu entfalten beginnt, daß in uns Wahrheit auflebt, die von Tag zu Tag stärker werden und in unserm Leben in Erscheinung treten kann, dann sind wir nicht mehr trostlos, weil wir wissen, daß Jesus in uns Gestalt gewinnt. Dann haben wir ihn, weil er im tiefsten Grunde das ist, was in uns lebt, die Wahrheit des Menschen, so daß Paulus sagen konnte: „der Herr ist der Geist." Aber darin erschöpft sich der

Trost des heiligen Geistes nicht. Wenn wir in den lauteren Empfindungen des ursprünglichen Wesens das Göttliche in uns treibend verspüren, dann fühlen wir uns in der persönlichen Nähe Gottes völlig geborgen. Wir sind wohl noch in der Welt, aber nicht mehr von der Welt, sondern in das neue Reich des Lebens hineinversetzt und allen Gefahren und Schicksalschlägen, dem ganzen ungeheueren Wirrwarr und Gefitz der gegenwärtigen verfahrenen Verhältnisse überlegen und vor allem Übel behütet. So erleben wir den Geist als unendlichen Trost.

Wo dieser Geist ist, da ist aber auch Freiheit, da ist man nicht mehr an irgend welche äußeren Satzungen, ob es dogmatische Lehren oder sittliche Gesetze sind, noch an feste Formen des Lebens und des Kultus gebunden, sondern man ist innerlich verfaßt in der Wahrheit, die in einem wird, und trägt die Gesetze des neuen Lebens in sich, „das Gesetz des Lebens Jesu", wie Paulus sagt. Das macht sich dann unmittelbar geltend; wir spüren seine Impulse mit der Macht, wie wir andere Instinkte spüren. So wenig, wie man einem Menschen zu sagen braucht, daß er sich selbst erhalten muß, so wenig braucht einem, in dem das ursprüngliche Leben aufgewacht ist, gesagt zu werden, was er im einzelnen tun muß. Denn er wird es ohne weiteres tun kraft einer inneren Notwendigkeit, die in ihm lebendig waltet. Das ist das Treiben des Geistes der Wahrheit, der in ihm lebt.

Daß uns aber dieser Geist alles lehrt, das erleben wir ja gerade im Gegensatz zu der Lehre, wie sie sonst im Schwange geht. Im offiziellen Christentum lehrt nicht der Geist, der in ihnen aufwacht, die Menschen, sondern die Dogmen lehren, die Bekenntnisschriften, die Theologen mit ihren wissenschaftlichen und populären Büchern, mit ihren unendlichen Begriffsketten und Begriffsnetzen, die Bibel lehrt, die Kirche lehrt: also lauter äußere Instanzen, aber nicht der Geist. Wenn dagegen in einem Menschen das Werden der Wahrheit beginnt, so ist das ein fortwährendes Erleben der Wahrheit. So wie sie wächst, leuchtet sie in uns auf. Denn es gibt keine Lebensoffenbarung ohne Wahrheitsoffenbarung. Wenn

wir in der Gnade Jesu Christi wachsen, wachsen wir auch in seiner Erkenntnis. Wir spüren unmittelbar, was sein muß; wir werden instinktiv dazu getrieben. Wir schauen, was uns aufgeht, und erkennen dann im einzelnen deutlich, was vor uns aufleuchtet.

So wird uns der Geist in alle Wahrheit leiten. Jesus konnte den Jüngern noch nicht alles sagen, weil sie nicht alles vertrugen. Aber wenn die lauteren Empfindungen des ursprünglichen Wesens im Menschen die Offenbarungen Gottes vernehmen und die Klarheiten und Kräfte ins Leben treten lassen, die er mitteilt, dann wird die Wahrheit nach allen Seiten in Erscheinung treten.

Ebenso wird er uns an alles erinnern, was Jesus gesagt hat. Es ist ganz ausgeschlossen, daß wir die Worte Jesu verstehen, wenn nicht dieser Geist in uns lebendig wird. Man kann natürlich die Evangelien sehr gut wissenschaftlich und theologisch auslegen, auch ohne den Geist zu haben, aber lebendig, gegenwärtig und persönlich werden sie für uns nur, wenn das neue Wesen in uns lebt, das damals Ausdruck gewann. Wir können Jesus nur verstehen auf Grund eines gleichartigen Erlebens. Die Wahrheit, die er war, muß in uns keimen und lebendig werden, dann ist die Grundlage der gleichartigen Erfahrung vorhanden, ohne die es nirgends in der Welt ein Verständnis gibt.

Er wird uns Zukünftiges verkündigen. Denn aus dem, was in uns wird, geht in uns die Ahnung dessen auf, was werden soll. Das erleben schon einzelne Menschen in sich selbst. Aber wievielmehr wird das geschehen, wenn erst der heilige Geist in einer Gemeinschaft gleichen Wesens eine Macht wird, wenn erst die ursprünglichen Empfindungen in den Menschen eine Macht werden. Jetzt sind sie das ja noch so wenig, daß man überall auf Widerspruch stößt, wenn man sie bezeugt. Sagt man z. B., daß der Sinn und das Interesse für den andern dem Menschen eigentümlich ist, dann stehen die Nichtchristen auf und sagen: nein, das ist dem Menschen fremd; er ist ein reiner Egoist. Und die Christen stehen auf und sagen: dazu muß er sich erst selbst überwinden.

So wenig ist heute die Welt der ursprünglichen Empfindungen in uns eine Macht, daß man sie noch gar nicht kennt. Ich sprach nur von einer ursprünglichen Empfindung, aber so gibt es eine ganze Welt ursprünglicher Empfindungen, und erst wenn diese Empfindungswelt in uns eine Macht wird, erst dann können wir davon reden, daß der heilige Geist unter uns waltet.

Das wäre aber alles nur Theorie, was ich Ihnen sage, wenn wir nicht diese ursprünglichen Empfindungen des neuen Wesens in uns spürten. Wir müssen vielleicht klagen, daß der heilige Geist in uns noch nicht die ausschlaggebende Macht geworden ist, aber wir können wenigstens sagen, daß er sich in uns regt. Einige von uns können das sagen, weil sie erlebt haben, wie ihr eigentliches, ursprüngliches Wesen lebendig geworden ist und sich ganz impulsiv gegenüber dem fremden Wesen äußert, das wir zunächst haben. Und weil wir das in uns spüren, deshalb verstehen wir z. B. die Worte Jesu lebendiger und tiefer als andere, in denen sich diese ursprünglichen Empfindungen nicht regen. Damit überheben wir uns nicht über die andern, sondern wenn jemand von uns in diese glückliche Lage gekommen ist und das erlebt hat, so ist das nicht unser Verdienst, sondern Schicksal, Geschichte, Gnade, eine Gnade, die uns mit tiefem Ernst verpflichtet, uns ganz dieser schöpferischen Lebensmacht hinzugeben, die uns aber auch die Freudigkeit gibt, davon zu zeugen, was heiliger Geist ist.

Damit ist nun aber das Wesen des heiligen Geistes noch lange nicht erschöpft, sondern wir haben uns nur deutlich gemacht, wie es in uns in Erscheinung tritt. Aber das ist auch gar nicht notwendig, daß wir ihn in der Tiefe seines Wesens erkennen, sondern es kommt nur darauf an, daß wir ihn in steigendem Maße erleben. Je mehr wir ihn erleben, um so mehr werden wir dahinter kommen, was für eine Macht mit ihm in unser Dasein tritt.

Aber freilich, die Geschichte von der Ausgießung des Geistes hat auch für uns noch ihre besondere Wahrheit. Das erleben

wir heute, wenn wir merken, daß durch das innere neue Werden die Entwicklung des Reiches Gottes und der Neuordnung aller Dinge in den Menschen und unter den Menschen doch unheimlich langsam vor sich geht. Sie wissen, daß ich im vorigen Herbst das Buch über die Bergpredigt hinausschickte und sagte, das ist der Weg, den jeder gehen kann Aber ich habe immer mehr den Eindruck gewonnen, wie ungeheuer mühsam und langsam es auf diesem Wege vorwärts geht, selbst für die ehrlichsten und aufrichtigsten Menschen. Immer mehr ist mir klar geworden, daß es noch ganz besonderer Erweisungen Gottes bedarf, damit das, was werden kann, auf diesem Wege in Kraft und Fülle wird. Es ist ungefähr so wie bei dem Keimen der Pflanzen. Die wachsen und entwickeln sich ja schließlich durch die Kraft der Feuchtigkeit, die im Erdboden vorhanden ist. Aber wenn es gar nicht regnet, wird doch das Wachstum und die Entfaltung sehr dürftig bleiben. So verhält es sich auch mit unserm Suchen und Werden. Wenn es nicht eine besondere Befruchtung und Begnadung von oben gibt, oder um einmal die Begriffe des Diesseits und Jenseits auszuschalten, wenn nicht die Lebensmacht des Alls, die wir in uns treibend spüren, noch in besonderer eruptiver Weise in uns überquillt, wird es doch immer ein klägliches Gewächs bleiben. Ein Gewächs ist es immerhin und kein Gemächte, aber kläglich wird es bleiben. Darum warten wir auf eine Ausgießung des Geistes, auf ein mächtiges Überwallen des Göttlichen im Innersten der Menschen, das in außerordentlicher Weise ursprüngliches Wesen und die neue Art Leben schafft und offenbart.

Aber solche Durchbrüche sind erst zu erwarten, wenn sich in einer Anzahl von werdenden Menschen das Treiben des neuen Geistes als eine objektive Macht göttlichen Lebens regt. Vorläufig ist die Macht des alten Wesens in uns noch wie eine zurückdämmende Erdschicht. Nur leis und dünn sickert hier und da etwas von der zurückgehaltenen verborgenen Lebensflut Gottes hindurch. Aber je mehr durchsickert, um so mehr rieseln die Wasserfäden, bis auf einmal der Damm zusammenbricht, überflutet

wird und sich der Strom neuen Lebens mächtig ausbreitet und das verdorrte Land in ein Paradies verwandelt.

So wird es kommen, wenn das Dasein einen Sinn und die Geschichte der Menschheit ein Ziel hat. Der heilige Geist in uns ist es, der uns dies Zukünftige verkündigt.

Nachwort.

Die größte Anstrengung, die es für mich gibt, ist das fortwährende Ringen, von den Menschen verstanden zu werden. Ich leide unter der Erfahrung, und das ist keine Täuschnng, daß ich von vielen überhaupt nicht verstanden werde, d. h. sie verstehen meine Äußerungen, aber ich möchte sagen, sie verstehen sie auf einer andern Fläche, die mit der Fläche, auf der ich mich mit meinen Reden bewege, keine Schnittlinie hat. Ich rede für mich; die Leute verstehen es für sich. Was wir meinen ist etwas wesentlich Verschiedenes.

Ich rede z. B. vom heiligen Geist, und dabei steht vor mir eine elementare lebendige, schöpferische Macht, und die Zuhörer denken an den heiligen Geist, und dabei steht vor ihnen ein theologischer Begriff, ein religiöses Symbol, eine gewaltige Idee. Das sind zwei ganz verschiedene Flächen. Da kann man herüber und hinüber reden, so viel man will, es hat keinen Sinn, denn man steht und redet in verschiedenen Welten. Die einen befinden sich in der Welt einer bestimmten Theorie, in der sie sich bewegen wie ein Pferd, das im Zirkus zu allerlei Kunststücken herumgetrieben wird. Die andern befinden sich in der Welt des praktischen Erlebens und Lebens, wobei ihnen die Vorstellungen als solche eine furchtbar gleichgültige Sache sind. Ihnen handelt es sich nur um Lebensmöglichkeiten, und daß diese Wirklichkeit werden und perpersönliches Ereignis für sie selbst. Jenen sind die Gedanken

Werte, diesen nur Worte, so lange sie nicht unmittelbar aus persönlichen Erlebnissen aufleuchten.

Diese Empfindung, mißverstanden zu werden, hatte ich auch, als ich neulich vom heiligen Geiste sprach. Ich merkte, daß manche von Ihnen dabei dachten: die Auffassung des heiligen Geistes als die lebendige Macht ursprünglicher Empfindungen ist eine großartige Idee. Ich pfeife aber auf alle Ideen, denn ich finde, die Ideen sind ganz unfruchtbar für das Leben. Nicht Ideen und Ideale, sondern Lebensvorgänge und Ziele interessieren mich. Mir handelt es sich also auch, wenn ich vom heiligen Geist spreche, um ein ganz praktisches Lebensproblem, das genau so ein Problem des Lebens ist wie die Ausnutzung der Kohle, die Entdeckung des Nordpols oder die Heilung des Krebses und der Lungenschwindsucht. Wenn nun da einer mit schönen Theorien und Vorstellungen über den heiligen Geist kommt, so macht das auf mich denselben Eindruck, wie wenn sich ein Ingenieur mit Versuchen zur stärkeren Ausnutzung der Kohle beschäftigt, und es kommt ein Dichter zu ihm und liest ihm lyrische Ergüsse über die Bedeutung der Kohle für die Menschheit vor. Ich weiß nicht, was der dann tun würde, aber jedenfalls würde er seiner Empfindung Ausdruck geben, daß sie sich in zwei verschiedenen Welten befinden.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas aus meinem Leben dazu erzähle. Vielleicht geht Ihnen daran das Verständnis dafür auf, in welchem Sinn ich das alles meine. Als ich vor 22 Jahren anfing zu studieren, ging ich einmal die Straße entlang neben zwei hohen Semestern, die schon ihre akademischen Grade hatten. Der eine war Dr. Chotzky, der andere ein Freund von ihm, ein andrer, übrigens ausgesprochen orthodoxer Theolog. Ich ging nebenher und hörte schweigend der Weisheit der gelehrten Herren zu. Worum sich sonst die Unterhaltung drehte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß die Frage fiel: Hast Du schon einmal einen Menschen gesehen, der wirklich anders geworden ist? und daß ohne Bedenken die Antwort kam: Nein, das gibt es nicht; der

Mensch bleibt im Grunde immer derselbe. Ich war von dieser Antwort einfach wie vom Blitz getroffen und habe kein Wort dazu gesagt. Die beiden wissen gar nicht, daß diese Unterhaltung eine ungeheuere Bedeutung in meinem Leben gehabt hat; denn mir stürzte damals mit einem Schlage das ganze System Christentum zusammen. Es wurde mir fragwürdig. Ich war erst zwanzig Jahre alt, aber das war mir klar, daß es sich im Christentum nur um eine Frage dreht, die wenigstens von Christus als die ausschlaggebende hingestellt wird: wie werden wir von neuem geboren? Denn er sagt ja, wenn wir nicht von neuem geboren werden, können wir das Reich Gottes nicht einmal sehen, geschweige hinein kommen. Alles andere, worum es sich im Christentum handelt, erhält erst von diesen Vorgängen der Umschöpfung des Menschen aus seine Bedeutung. Nun hörte ich von zwei Männern, vor denen ich den größten Respekt hatte, die hoch über jedem Verdacht „liberaler" Anwandlungen standen: das gibt es ja gar nicht, daß jemand ganz anders wird.

Später habe ich mich oft gefragt, was geworden wäre, wenn ich damals meinem Erstaunen Ausdruck gegeben hätte. Wahrscheinlich hätten die beiden dann gesagt: Lieber Freund, von neuem geboren sind wir natürlich alle, die wir glauben. Das ist ganz etwas anderes. Das ist eben ein Glaube, von neuem geboren zu sein, eine religiöse Gewißheit, innerlich erlöst zu sein. Aber im praktischen Leben, wenn wir alle die religiösen Beleuchtungen weglassen, müssen wir doch sagen, daß eigentlich kein Mensch anders wird, als er immer war, daß jeder bleibt, so wie er ist.

Verstehen Sie nun, was ich meine? Mir geht es um ein wirkliches praktisches Lebensproblem, und der Religion, dem Christentum, der Kirche geht es im Grunde genommen auch um dieses Lebensproblem, aber ich habe den Eindruck, daß man hier aus Unfähigkeit, es zu lösen, darauf verzichtet hat, es zu lösen, und deshalb für dieses Leben alles in die Theorie, in den Glauben geschoben hat und eine Verwirklichung nur in jenem Leben erwartet. Manche glauben gewiß, daß sie mit der Taufe oder mit

der Bekehrung neu geboren sind. Aber da kommen sie mir ungefähr vor wie die Schwindsüchtigen, die im letzten Stadium vor dem Tode auch alle der festen Überzeugung sind, sie würden jetzt gesund. Ich möchte wirklich einmal den wesentlichen Unterschied wissen zwischen dieser Einbildung eines Schwindsüchtigen und dem Glauben eines Christen, daß er neu geboren sei, der sich mit der Selbstverständlichkeit verträgt, daß im Grunde kein Mensch anders wird.

Mir ist seitdem diese Frage das Problem meines Lebens geworden, aber nicht ein Problem des Nachdenkens. Das habe ich bald aufgegeben. Was wollen wir denn mit Nachdenken erreichen? Wenn wir darüber nachdenken, wie wir den Nordpol entdecken können, erreichen wir ihn niemals, so lange wir nicht Nordpolfahrten unternehmen. Und mit allen andern Problemen ist es genau so. Deshalb hat es auch keinen Sinn, über die Wiedergeburt nachzudenken, wenigstens wenn wir sie erleben wollen, sondern wir müssen Forschungen anstellen und Versuche machen, ob es Mittel und Wege gibt, wie ein Mensch in sich ganz anders werden kann. Das Problem ist kein religiöses allein, geschweige ein spezifisch christliches, sondern ein allgemein menschliches. Wir haben es nur zuerst im religiösen und dann erst im allgemeinen Leben entdeckt. Denn die Frage nach einer wahren Kultur des Menschen oder nach der Wahrheit des Menschen oder nach dem Übermenschen ist im letzten Grunde nichts anderes als die Frage: wie können wir ganz anders werden? Aber der Sozialismus und die Nietzschlinge sind ebenso auf die Fläche der Theorien geraten wie die Kirche.

Nun erkennen Sie wohl das große Mißverständnis. Wenn ich von irgend etwas spreche, verstehen das sehr viele Hörer auf der Fläche der religiösen Theorien und denken, ich bringe Ihnen neue Gedanken. Aber neue Gedanken sind eine ganz unfruchtbare Sache; uns helfen nur neue Erlebnisse. Darum werden Sie auch Ihr Mißverständnis erst ganz verstehen, wenn Sie erleben, was einmal ein Pfarrer in die Worte faßte: „ich kam hierher, um

eine neue Theologie kennen zu lernen, und ich fand ein neues Leben". Andere denken, ich wollte die Kirche angreifen und ihren Glauben. Fällt mir gar nicht ein. Ich will nur das Problem aufstellen: wie gewinnen wir unser ursprüngliches Wesen? Ich rege mich allerdings zuweilen darüber auf, wenn ich sehe, daß die Theologen gar nichts von diesem Problem spüren, selbst dann nicht, wenn es ihnen so drastisch vor Augen geführt wird, wie in meinem Buch über die Bergpredigt, oder wenn sie sich mit einem kühnen Saltomortale über das ganze Problem hinwegschwingen und behaupten, sie hätten das alles. Tatsächlich haben sie es nicht, und darum können sie auch nicht ohne Bedenken und religiöse Heuchelei für möglich halten, daß ein Mensch von Grund aus ganz anders werden kann. Das ist immer der springende Punkt.

Heute liegt die Sache so, daß man sogar die Möglichkeit bestreitet, daß ein Mensch seine Fehler ablegen könne. Aber wenn ein Mensch seine Fehler ablegt, ist er noch lange nicht innerlich anders geworden. Seine Fehler kann man ablegen, das ist weiter gar nichts. Aber wie man z. B. aus einem reflektierten Menschen ein unmittelbarer Mensch werden kann, das ist eine andere Sache. Aber nur wenn das möglich ist, kann einer ganz anders werden, von neuem geboren werden, erst dann ist die Vorbedingung da. Dann kann das neue Werden überhaupt erst beginnen. Gelöst aber wird das Problem erst, wenn sich in einem Menschen das ursprüngliche Wesen regt und zu keimen beginnt, das durch die ganze bisherige Vergangenheit gebunden, erdrückt und verdorben war. Wenn das erlöst und zu freier Entfaltung entbunden ist, dann erst ist jemand von neuem geboren.

Von dieser praktischen Frage aus sind mir alle Anschauungen gleichgültig geworden. Denn ich weiß genau, daß keine Vorstellung und Überzeugung das Problem löst, sondern daß es nur durch objektive Vorgänge im persönlichen Leben gelöst wird, genau so wie keine Krankheit dadurch geheilt wird, daß der Arzt dem Kranken einen Vortrag über die Krankheit hält, sondern nur dadurch, daß auf irgend welche Weise heilende Vorgänge im Körper hervorge-

rufen werden. Genau so ist es bei dem Wesen des Menschen. Wenn hier keine heilenden und regenerierenden Vorgänge eintreten, bleibt es unter allen Umständen immer beim alten. Dann kann man alle möglichen Vorstellungskostüme tragen: christliche, buddhistische, theosophische, materialistische, spiritistische; man bleibt dann immer unter diesem Kostüm der alte Mensch, der im Grunde nicht anders werden kann. Wenn es sich darum handelt, daß man ein neuer Mensch wird, sind alle Kostüme gleichgültig. Deshalb bekommt man einen wahren Haß gegen dieses affektierte Kostümwesen, das mit dem Anspruch auftritt, den Menschen helfen zu können. Aber andrerseits ist man natürlich ganz wehrlos, wenn alle Äußerungen, die man über das ursprüngliche Wesen des Menschen macht, lediglich als Beiträge zur Kostümkunde aufgefaßt werden.

So sind auch die Anschauungen, die wir über Jesus haben, vollständig ohne Belang. Es handelt sich einfach um die Frage: können wir durch diese geschichtliche Persönlichkeit in der Richtung gefördert werden, daß wir wahre Menschen werden? Das ist nun von vornherein sehr wahrscheinlich, da er ja dieses Problem mit einer Schärfe aufgestellt hat wie kein Mensch je zuvor und des öfteren erklärt hat, daß sein ganzes Vorhaben darauf hinausgehe, die Menschheit zu erlösen, ihr das Leben und volle Erfüllung ihrer Bestimmung zu bringen. Das ist unser Problem. Und weil wir sehen, daß er es nicht nur ganz klar aufgestellt hat, sondern auch in seiner Person gelöst und Wirkungen unter den Menschen entfaltet hat, die für sie zur persönlichen Lösung dieses Problems führten: deshalb müssen wir uns zu ihm wenden. Sonst würden wir uns gar nicht um ihn kümmern, wenigstens die von uns nicht, die kein Interesse an religiösem Kultus haben. Das werden immer gewiß Millionen mit ihm verüben, aber wir, deren ganzes Leben, Streben und Sehnen sich immer wieder in der einen Empfindung auslöst: wenn ich nur nicht sterbe, ehe mein ursprüngliches Wesen entbunden und zur Entfaltung gekommen ist! — wir ergreifen ihn, so wie wir ihn in den Evangelien finden, um von

ihm den Weg, die Wahrheit und das Leben zu haben. Aber alle Anschauungen über ihn sind uns gleichgültig. Wir versuchen nur, ob wir mit Hilfe der Andeutungen, die er uns gibt, zu den heilenden und erlösenden Vorgängen und zu dem neuen Werden und eigentlichen Leben in uns gelangen.

Wenn wir dann davon sprechen, wird uns von rechts und links Beifall geklatscht. Bald sagt der eine, bald der andre: das stimmt ganz mit meinen Anschauungen überein. Aber dafür habe ich nur ein Achselzucken, denn ich meine im Grunde etwas ganz anderes. Aber es nutzt nichts, das auszusprechen, denn dieses Problem kennt kein Mensch, der es nicht in sich selbst erlebt, der nicht aus tiefer Unruhe über sich selbst immer wieder diese Frage quälend empfindet. Und nur der löst es, der in sich ein neuer Mensch wird. Deshalb wollen wir einmal das ganze Geklapper der Vorstellungen und Theorien bei Seite lassen und uns einfach auf das eine beschränken, das not tut. Und nur der soll ein Recht haben, sich zu äußern, der sich persönlich praktisch mit diesem Problem beschäftigt hat.

Da wendet man dann ein: „aber die zwei Jahrtausende Christentum, hat es denn da keine neuen Menschen gegeben?" Ich weiß es nicht, aber jedenfalls hilft das uns heute nichts. „Und der großartige Bau der Kirche!" Wundervoll, aber er interessiert mich ebensowenig wie der Kölner Dom. Dadurch werde ich kein neuer Mensch, daß ich in den Kölner Dom hineingehe. Die Tätigkeit der Kirche ist gewiß erstaunlich. Aber sie geht auf religiös-sittliche Zucht des barbarischen Wesens hinaus und nicht auf Entbindung des ursprünglichen. Sie ist der breite Weg, auf dem die Menschen die enge Pforte der Wiedergeburt nicht finden. „Aber die christlichen Lehren und Bekenntnisse!" Ich finde sie großartig. Sie sind ein herrliches System. Aber das macht für die Frage: wie werde ich grundanders? gar nichts aus. Ich glaube auch, daß sie ungefähr die Wahrheit enthalten, wenn auch in einem fremden Vorstellungsstil. Aber das ist für das Ereignis der Wiedergeburt ganz ohne Belang. Höchstens, daß sie irre-

führen, wenn sie lehren, daß der Mensch durch die Taufe oder die Bekehrung wiedergeboren werde. Denn das ist einfach nicht wahr. Ich bin jedenfalls durch die Taufe nicht wiedergeboren worden und andre auch nicht. Und ich bin mit vielen Bekehrten zusammengekommen. Aber ich sah in keinem ursprüngliches Wesen, die Verfassung der Wahrheit und eine neue Art Leben, sondern ich sah Karikaturen von Menschen, Frömmigkeitstypen, affektiertes Wesen; ich sah keine Freiheit, sondern Gebundenheit in religiösen Vorstellungen und frommer Konvention, ich sah keine Unmittelbarkeit, sondern unbewußte Heuchelei zur Ehre Gottes, die von einer geradezu raffinierten religiösen Reflexion getragen wurde.

Sieht man dann ebenso auf der andern Seite Menschen trunken von Nietzschescher Schwärmerei taumeln und sich als Übermenschen gebärden, obwohl sie nur zuchtlose Barbaren sind, so wird man immer gewisser, daß Theorien und Vorstellungen ganz belanglos sind. Überzeugungen ändern im Grunde nichts, aber wenn jemand z. B. von irgend etwas frei wird, was ihn bindet und hemmt, so ist das ein Zeichen, daß er anders wird. Freilich gibt es auch hier eine verschiedene Freiheit: die Freiheit des Sklaven, der die Fesseln bricht, bei der der Mensch trotz seiner Empörung doch Sklave bleibt und nur aus einer Abhängigkeit in eine andere gerät, und die g e b o r e n e Freiheit, die in einer unmittelbaren inneren Überlegenheit und Unantastbarkeit besteht; zu der kommt niemand ohne Erlösung und Entbindung seines ursprünglichen Wesens. Wenn einer z. B. die Furcht überwindet, dann ist er der Sklave, der die Fesseln bricht; wenn einer aber innerlich so gefeit ist, daß er sich gar nicht fürchten kann, dann ist er ein Freigeborener. Nun müssen wir aber nicht nur von der Furcht erlöst werden, sondern ebenso von der Sorge, der Trauer, der Willkür, der Trägheit, von allen Abhängigkeiten (vom Geld, von unserer Umgebung und Vergangenheit) und Befangenheiten, von unsern Gewohnheiten, Überzeugungen und Fremdstoffen in uns, von der Sünde und Bosheit, von der Verwirrung und Entartung unsrer Instinkte.

Das ist aber nur die negative Seite des Problems, die auf der Oberfläche liegt. Der Kern ist unser ursprüngliches Wesen. Wie kommt das zum Keimen und Leben, was uns ganz verborgen ist? Das können wir nicht machen; denn wir kennen es gar nicht. Wir lernen es erst kennen, wenn es sich durch seine Entfaltung offenbart. Dafür haben wir kein Vorbild, das wir kopieren könnten; denn es ist ein Original, was werden soll. Die Entbindung und Entfaltung des ursprünglichen Wesens in uns, die organische Bildung seiner Verfassung und die neue Art Leben, die ihm eigentümlich ist, dieses Wunderbare, das Jesus von neuem geboren werden nennt, ist aber weder eine Idee, noch ein Ideal, noch ein Glaube, noch ein sittliches Werk, sondern ein Erlebnis des schöpferischen Waltens Gottes, ein Vorgang der Erlösung, des Keimens und Werdens, der Umwandlung und Ausgestaltung, den wir nur erreichen, wenn er sich in uns vollzieht.

Ob man nun versteht, was ich meine?!



Vom neuen Werden.

II.

Lukas erzählt V. 33 ff. von den Pharisäern und Schriftgelehrten weiter:

Sie aber sprachen zu ihm: Warum fasten des Johannes Jünger so oft und beten so viel, desselbigen gleichen auch der Pharisäer Jünger, aber deine Jünger essen und trinken? Er sprach aber zu ihnen: Könnet ihr die Hochzeitsleute zum Fasten bringen, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird: dann werden sie fasten.

Auch hier sehen wir im Grunde wieder, wie die anbrechende Menschwerdung mit der Macht des Beharrens und ihren Lebens-

ordnungen in Spannung und Reibung gerät. Die Schriftgelehrten bleiben in ihrem Mißverständnis befangen, daß Jesus nur eine Befestigung der vorhandenen Gottesordnung und eine Steigerung der Frömmigkeit vorhaben könne. Darum sind sie aufs äußerste betreten, daß sich seine Jünger ganz ungeniert davon emanzipieren. Sie fasten nicht und verrichten keine Gebete! Das war doch das mindeste, was man erwarten durfte, wenn es jemand mit dem Glauben ernst meinte. Und nun mußten sie sehen, daß die nächste Umgebung des Gottesmannes und er selbst wohl auch aß und trank, als ob es gar keine Gebote der Enthaltsamkeit gäbe, und sie sich wie die Gottlosen nicht um die vorgeschriebenen Gebete kümmerten. Seine Jünger ließen sich gehen und lebten ja darauf los wie die Weltkinder! Wo blieb da Gesetz und Frömmigkeit? Und die sprachen immer vom Kommen des Reiches Gottes!

Die Antwort Jesu ist als solche äußerst interessant und verdient es, näher angesehen zu werden. Er stellt dem Vorwurf gegenüber ganz einfach und positiv das Ereignis ins helle Licht, dessen Folge das Verhalten seiner Jünger ist, und führt damit seine innere Notwendigkeit vor Augen. Das ist die eigentümliche Verteidigung Jesu. Er gibt nicht weitläufige Erklärungen, um den Fragern das Anstößige erkenntnismäßig zu vermitteln, sondern das unmittelbare Verständnis soll ihnen aus der Situation aufgehen, in die er sie mit lebhafter Anschaulichkeit versetzt. Nur auf die Naturnotwendigkeit des anstößigen Verhaltens macht er aufmerksam: nun findet euch damit ab. Er will sagen: daß meine Jünger nicht fasten, ist nicht Willkür, das muß vielmehr so sein, und deshalb ist es recht. Ob es zu euern Vorstellungen und zu den alten Ordnungen paßt, ist ganz gleichgültig. Er gibt sich keine Mühe, es damit in Einklang zu bringen, sondern sucht die Geärgerten durch seine einfache Darstellung zu dem Erlebnis des Neuen zu führen, das sich so äußern muß.

Dazu gebraucht er aber ein Bild. Denn das Gleichnis verhüllt mehr, als es erklärt. Den theoretisch Befangenen wird es

zum Rätsel, den unmittelbar Erlebenden zur Offenbarung. Das ist die Art Jesu zu antworten. Damit schützt er die lebendige Wahrheit, die aus dem Leben und Geschehen strahlt, davor, daß sie von der Theorie ergriffen und von ihr begrifflich entseelt und lehrhaft vergewaltigt wird.

Jesus will ihnen zu Gemüte führen: ebensowenig wie ihr Hochzeitsleute fasten laßt, wenn der Bräutigam erschienen ist, ebensowenig könnt ihr jetzt meine Jünger zum Fasten treiben. Denn jetzt ist die hohe Zeit gekommen, und der längst Erwartete ist da. Wie durchbrechende Sonnenstrahlen mußte den Hörern dieses Wort das neue Geschehen, das sie erlebten, und Jesum selbst mitten darin, von dem alles ausging, erleuchten. Das hätte ihnen die Augen öffnen können, wenn sie nicht zu den „Gerechten" gehört hätten. Jetzt ist die Zeit der Erfüllung. Jetzt in der Art der bisherigen Zeit zu fasten und zu beten, würde sich nicht zu dem Erleben und Empfinden derer reimen, die von dem großen Geschehen ergriffen und getragen werden. Die Fasten, die angeordnet wurden, waren ein Ausdruck der Trauer und Entbehrung. Wie können die Jünger sie weiter halten, wenn sie von Gnade überströmt werden und von Freude strahlen! Wie können sie Gebetsübungen verrichten, wenn sie Gott überschwenglich erleben!

Alles hat seine Zeit. Was in der Zeit der Not und Entbehrung, der Sehnsucht und der Erwartung am Platze und in der Ordnung war, hat sich überlebt und wird überflüssig, wenn die Erlösung und Erfüllung eintritt. Denn die Äußerungen des Erlebens sind anders als die Äußerungen der Erwartung.

Man darf natürlich den Vergleich nicht überspannen. Jesus hat nicht sagen wollen, daß von nun an überhaupt nicht mehr gefastet und gebetet würde, denn er hat zu dem einen wie dem andern wiederholt angeregt, sondern daß jetzt die Fastenzeiten und Gebetsübungen veraltet seien. Es handelt sich hier nicht um die freien und ursprünglichen Lebensäußerungen des Fastens und Betens, zu denen man sich unter Umständen getrieben sieht, sondern um die festgefügten Kultusordnungen und um die

bestimmte religiöse Disziplin. Das sind vorläufige Maßregeln und Ordnungen des alten Wesens, die dann vergehen, wenn das neue Wesen ihre Bedeutung und Aufgabe erfüllt. Diese Erfüllung brachte Jesus, und weil seine Jünger sie an ihm erlebten, deshalb fühlten sie sich frei von den Elementen der vergangenen Zeit.

In den Worten Jesu ist also eigentlich nur die positive Folgerung aus seinem Grundsatz gezogen, daß er nicht gekommen sei, aufzulösen, sondern zu erfüllen, und daß nicht das Geringste vom Gesetz hinfällig werden soll, bis alles geschehe. Das erfüllende Geschehen, das Jesus verkörperte und brachte, hob seine Jünger über die religiösen Ordnungen hinaus, denn es versetzte sie in das Bereich einer ganz neuen Art Leben, das dieser Ordnungen nicht mehr bedurfte. Oder wie es Paulus zurückblickend ausdrückte: „Da aber der Glaube kam, wurden wir frei vom Gesetz."

Bei dem vorliegenden Zusammenstoß zwischen Jesus und den Schriftgelehrten stand also im tiefsten Grunde Religion und werdendes Reich Gottes, Institutionen und göttliches Geschehen, Frömmigkeit und eine ganz neue Art Leben einander gegenüber. Beides geriet damals in schärffster Weise aneinander, wie es nicht anders sein konnte. Denn die organisierte Religion ist eine festgefügte Einrichtung für geordnete Gottesverehrung, Heilsübermittlung und Erziehung des Menschengeschlechts. Eruptive Äußerungen und Umwälzungen der Lebensmacht des Alls kennt sie nur am Anfang und am Ende ihrer Existenz, etwa wie die Menschheit von der letzten geologischen Veränderung der Tertiärzeit weiß und einmal eine Endkatastrophe des Erdballs erwartet. So hatte auch das Judentum auf dem verloschenen Krater der Prophetie seinen gewaltigen Tempel aufgebaut mit dem Kultus der erhabenen Idee Gottes und der strengen Herrschaft des Gesetzes.

Als nun Jesus auftrat, bewegten sich auf einmal die Grundfesten dieser Einrichtungen. Es brach eine völlige Umwälzung auf dem Gebiete des menschlichen Wesens an, ein schöpferischer Vorgang, der die Wahrheit menschlichen Seins heraufführen wollte.

Damit wurden ohne weiteres alle religiösen Ordnungen als ein Gebilde der vergangenen Epochen antiquiert. Die Epoche der Religion ging zu Ende, und die Epoche der Menschwerdung brach an. Die zuchtmeisterlichen Maßregeln verloren ihre Geltung, sobald die Menschen mündig wurden. Aber die Schriftgelehrten begriffen weder dieses Ereignis noch seine Folgen.

Sie spürten vielleicht, daß Jesus eine unerhörte Erscheinung war, die nicht in ihr System paßte, daß von ihm aus erlösendes Leben, umwälzendes Geschehen und schöpferische Vorgänge ausgingen, die sie nicht in ihre Ordnungen fassen konnten. Darum war er ihnen unheimlich und ein Ärgernis, das sie mit Angst für ihre heilige Religion erfüllte, zumal wenn sie die Folgen der „verhängnisvollen Mißverständnisse" bei seinen Jüngern bemerkten, die sich ganz dem kirchlichen Leben entfremdeten. Mit seinem Gleichnis von der Hochzeit sucht ihnen nun Jesus auf grund ihrer Erlebnisse zum Verständnis zu bringen, daß die Entwicklung der Zeit in ein neues Stadium eingetreten sei, welches notwendigerweise Veränderungen mit sich bringe. Der Sinn des Gleichnisses ist: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, wo die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Das war allerdings für die Vertreter der Religion etwas Unerhörtes, daß sich in der ruhenden Welt der Religion mit dem gleichmäßig ablaufenden Uhrwerk ihrer Ordnungen etwas ereignen könnte, was mit einem Schlage alles änderte. Die Religion war ihnen nachgerade etwas Zeitloses geworden, und nun hieß es: jetzt ist die hohe Zeit der Erfüllung, wo man beim besten Willen nicht mehr fasten und beten kann, wo man vor göttlichem Erleben nicht mehr zum Kirchegehen kommt. Es mögen aber wieder Zeiten der Ebbe göttlichen Geschehens kommen, wo sich die lebendigen Wasser verlaufen, dann wird die Religion wieder Notdurft und Hilfsdienst werden.

Und so ist es auch gekommen. Der Flut folgte eine neue Ebbe. Der Bräutigam wurde tatsächlich genommen, so sehr man ihn als Begriff und Kultusgegenstand festhielt, und die Folge war

die Restauration der Religion. Das geschah ganz unwillkürlich und ohne Ahnung der Zusammenhänge mit naturgesetzlicher Notwendigkeit: je mehr sich gegen Ende der Apostelzeit die Flut des großen Geschehens verlief und die Menschwerdung aufhörte, umsomehr organisierte sich die Religion wieder und baute sich aus. Die Menschheit kam wieder unter den Zuchtmeister, der sie jetzt nur nicht mehr jüdisch, sondern christlich erzog. Die Erlösung und Neuschöpfung als Vorgang stockte; sie wurde erfahrungsloser Glaube und jenseitige Hoffnung. An Stelle des neuen Werdens trat wieder die ruhende Institution. Das geschah so gründlich, daß die Theologen und Kirchenleute bis heute gar nicht auf den Gedanken kommen, daß wieder einmal eruptive Gewalten aus der Tiefe göttlichen Lebens eine Neuschöpfung der Zeit in Gang bringen könnten, die uns über das ganze Christentum hinaus in das Reich einer ganz neuen Art Leben emporheben könnte. Sie kennen vielleicht eine „Fortentwicklung der Religion", aber die Möglichkeit, daß das Reich Gottes wirklich einmal kommt und uns von der Religion erlöst, kennen sie nicht.

Deshalb merken sie auch heute nichts davon, daß der Bräutigam kommt, und sind außer sich darüber, daß viele Kirche Kirche sein lassen, um ihm entgegen zu gehen. Sie streiten um Dogmen und Kirchenordnungen, regen sich für und wider die Verpflichtung der Pastoren auf die Bekenntnisse auf, über den Gebrauch des gemeinsamen Kelches beim Abendmahl, über staatliche Kirchenpolitik, kämpfen um die Herrschaft der Religion in der Schule, suchen die Entfremdeten wieder für die Kirche zu gewinnen und merken gar nichts von der tiefen Unruhe, die sich der Menschen bemächtigt, weil sie den Anbruch eines neuen Werdens verspüren. Sie entrüsten sich über die Menschen, die für keine Kirche irgend welcher Art aus dem Grunde mehr zu haben sind, weil sie die ganz neue Art Leben haben wollen, welche die Sehnsucht aller Religionen nach Erlösung erfüllt. Sie halten die für Schädlinge und Abtrünnige, die zu dem religiösen Betrieb vor göttlichem Erleben nicht mehr kommen.

Aber all ihre Vorwürfe können uns nicht anfechten. Mögen sie nur weiter ihre religiösen Pflichten erfüllen und der Kirche dienen. Aber ich sehe nicht ein, wie wir nach den vorgeschriebenen Riten beten oder fasten sollen, wenn wir unter dem Eindruck stehen, daß die neue Zeit kommt und anbricht, wenn uns die Menschwerdung ergreift und in das Reich der Erfüllung führt. Neulich sagte mir jemand: „Ich kann nicht so froh sein wie Sie, denn ich kann mich schließlich doch nur auf den Himmel freuen. Bei Ihnen verstehe ich es, denn Sie sehen ein großes Ziel vor sich, das ist die Quelle Ihrer Freude; aber ich kann nicht daran glauben.“ Das trifft den Nagel auf den Kopf. Wenn wir in dem Erleben drin stehen, daß etwas ganz Neues kommt, daß wir mit Riesenschritten auf die Erfüllung losgehen, so muß man sein Herz der ungeheueren Fülle Sonne erschließen, die uns daraus entgegenströmt, und sie auf alle ausstrahlen lassen, die mit uns in Berührung kommen. Wenn man in diesem Erleben steht, kann man keine Erbauungsbücher lesen und Andachten halten. Man kommt einfach vor Leben nicht dazu. Man kann nicht Gebete abhalten. Die Lebensfreude ist das Dankgebet und die leidenschaftliche Sehnsucht unser Flehen. Und man kann nicht asketisch leben, wenn man alles im Sonnenschein des Vaters sieht und aus allem Leben schöpft. Sobald uns der Glaube offenbart wird, empfinden wir die kirchliche Regulierung des Glaubens ebenso absurd und unerträglich wie etwa feste Formen und konventionelle Äußerungen für die Naturgewalt der Liebe, die in zwei Menschen zu einander aufflammt. Wer das Leben hat, wird von Gott gelehrt und von seinem Geist getrieben.

Aber wer nicht kraft seines Erlebens und des neuen Werdens in sich herausgeführt wird, so daß er ganz impulsiv so leben muß, der emanzipiere sich ja nicht von der Religion. Bis alles geschieht, was Jesus vorhatte, gehören wir unter den Zuchtmeister. Wer erst aus der Bibel seine Freiheit von dem religiösen Betrieb rechtfertigen muß, der ist nicht wirklich frei, sondern will sich nur empören. Jesus beruft sich den Schriftgelehrten gegenüber nicht

auf Bibelsprüche, sondern auf das Erlebnis seiner Jünger: wie können sie fasten, wenn der Bräutigam da ist! In dem ruhenden Gefüge der Religion und ihrem regelrechten Betrieb gilt die Erfahrung nichts. Wer sich darauf beruft, ist ein bedenklicher Subjektivist und ein gefährlicher Schwärmer. Sobald aber das neue Werden den Menschen von Gott aus ergreift und ihn von Grund aus umwandelt, offenbart es eine neue Art Leben, das sich durch seine Existenz rechtfertigt und keiner Begründung seiner Äußerungen bedarf, weil es die Gesetze seiner Entfaltung in sich trägt, die sich ganz unmittelbar geltend machen. Dann gilt aber die Rechtfertigung Jesu: es muß so sein, es ist naturnotwendig, darum ist es recht, eher aber nicht.

Darum hebt eure Häupter empor, denn eure Erlösung naht. Und wenn der Bräutigam kommt und die neue Zeit euch ergreift, dann wird es euch genau so gehen, wie den Jüngern Jesu damals.

Aber kann man denn nicht beides vereinigen, das neue Werden und die alten Einrichtungen, Reich Gottes und die Religion, das ursprüngliche Wesen und die alte Frömmigkeit? Nein, denn:

> Niemand reißt einen Lappen aus einem neuen Kleid und flickt ihn auf ein altes; sonst zerreißt er das neue, und zum alten wird der Lappen vom neuen doch nicht passen.

Der Gegensatz von Zeiten der Erfüllung und Erwartung, der Befriedigung und Entbehrung, der sich in der Entfremdung der Jünger Jesu vom kirchlichen Leben zeigte, wird in diesem Worte abgelöst durch den Unterschied von Altem und Neuem. Die neue Art Leben, welche das bisherige Leben erlöst, erfüllt und veralten läßt, ist unvereinbar mit der alten Art Leben. Sie ist durch und durch anderer Art, keine Ausbesserung und Ergänzung des alten Wesens, kein Stückwerk und Flickwerk, sondern etwas durchaus Anderes, Ganzes und Einheitliches. Altes und neues Leben paßt nicht zusammen, denn es ist wesentlich von einander verschieden. Man kann nicht ein Stück Verhalten der neuen Art Leben herausnehmen und in die alte Art einfügen, denn dadurch würde es ent-

arten. Es würde aus dem inneren Zusammenhang des Neuen herausgerissen und verlöre sein Leben.

Das neue Leben, das Jesus offenbarte, ist das Werden des eigentlichen Wesens im Menschen und des unmittelbaren Lebens aus ursprünglichem Empfinden. Das ist durch und durch eigenartig, anders, neu. Es beruht in einer lebendigen einheitlichen Verfassung des Menschen und dem daraus entspringenden persönlichen Leben. Es äußert sich in einer höheren Sittlichkeit, in einer besonderen Lebensführung und in einem unerhörten gemeinschaftlichen Leben mit den andern. Das merken auch die sehr bald, die es nicht haben, und möchten dies und das auch können. Aber es ist ganz unmöglich, irgend etwas davon, etwa eine eigentümliche Lebenshaltung oder eine besondere Lebensweise herauszunehmen und dem alten Wesen einzuverleiben. Denn dadurch verlöre es ebenso Leben und Gestalt, wie ein Zweig, der abgebrochen und irgendwo angesteckt wird. Was im alten Wesen nach der Art des neuen getan wird, ist dann nicht geworden, sondern gemacht, keine ursprüngliche Lebensäußerung, sondern eine sittliche Anstrengung, nichts Echtes, sondern Abklatsch und Künstelei, nichts Lebendes, sondern äußeres Getue. So wird das neuartige Verhalten altes Wesen, wenn es dem alten Wesen eingefügt wird, und paßt doch nicht dazu, weil es ein entseeltes und verwestes Stück neuen Werdens ist.

So kann man z. B. die neue Art Verhalten gegenüber den andern, die dem unwillkürlichen Füreinander unter den neuen Menschen entspricht, dem alten Wesen aufpfropfen, das aus dem instinktivem Widereinander der Menschen untereinander lebt. Man kann eigentlich niemand befehlen, jemand, geschweige seine Feinde zu lieben, wenn er überhaupt noch nicht lieben kann. Tut er es aber doch, so ist es niemals das elementare überströmende Leben der ursprünglichen Liebe, sondern ein gewaltsames, herausgequältes Interesse für die andern. Man kann nicht jemandem zumuten, am ersten nach dem Reiche Gottes zu trachten, wenn sein Schwerpunkt in seinem Vermögen ruht. Will es aber jemand doch leisten,

so dient er eben Gott **und** dem Mammon. So kann man alles dem neuen Wesen Eigentümliche nachmachen, aber es wird dann ganz etwas andres, als es ursprünglich ist.

Aus dieser Lage der Dinge heraus sagte Jesus hier sein Gleichnis, denn die Schriftgelehrten nahmen die neuen Weisen zu leben, die er offenbarte, als Flicken zur Ausbesserung ihres religiös-sittlichen Gewandes, und waren deshalb sehr entsetzt, daß er dieses selbst offensichtlich zerfallen ließ. Sie sollten merken, daß es hier um eine ganz neue Art Leben geht, um eine andere, bessere Gerechtigkeit, um die Seinsweise im Reiche Gottes. Diese „neue Schöpfung" haben aber außer Paulus und Johannes auch die Apostel nicht verstanden, sondern sie flickten neue Lappen auf das alte Kleid der jüdischen Frömmigkeit, und die Kirche hat die Flickarbeit weiter getrieben. Vielleicht war das zur „Zeit, als der Bräutigam von ihnen genommen war", nicht anders möglich. Denn da wurde nicht ursprüngliches Wesen, und darum mußten sich die Menschen mit dem alten Gewand behelfen, so gut es ging, und es immer wieder ausbessern. Aber in einer Zeit neuen Werdens wird immer wieder das Gleichnis Jesu für alle lebendige Bedeutung gewinnen, die es erleben.

Darum wollen wir es uns gesagt sein lassen. Die übliche christliche Frömmigkeit ist ein großes Flick- und Stückwerk. Die Lebenswinke Jesu sind die Flecken von dem neuen Gewand, das man nicht hat noch kennt. Aber man ist eifrig bemüht, immer etwas von dem neuen auf das alte zu flicken. Das Neue wird als unerreichbares Ideal gefaßt, das man im Alten nachzubilden sucht. Wo man an seinem sittlichen Gewand etwas Faules bemerkt, sucht man es durch tägliche Reue und Buße auszuschneiden und durch vorschriftsmäßiges Verhalten einen neuen Lappen aufzuheften. Damit wird aber nie etwas Neues. Wenn wir nicht von Grund aus ganz anders werden, werden wir nirgends wesentlich anders, sondern bleiben immer die alten.

Und niemand tut neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißt der Wein die Schläuche, und er wird verschüttet, und die

Schläuche werden verdorben. Sondern neuen Wein muß man in neue Schläuche tun.

Das neue Wesen braucht neue Formen und Fassungen des Lebens. Die alten geschichtlich gewordenen und erstarrten Ordnungen und Einrichtungen sind nicht elastisch genug für die gährenden Bewegungen des großen Geschehens und die Fülle seiner Triebe. Sie würden gesprengt werden, und das neu Gewordene ginge ungefaßt zu grunde. Deshalb gehört zu dem neuen Leben eine neue Gestalt, zu der neuen Verfassung neue Formen ihrer Äußerungen.

Das gilt umso mehr, wenn das Neue etwas wesentlich Anderes ist als das Alte. Wenn Jesus nur eine Reformation der jüdischen Religion, nur eine Vertiefung und Verinnerlichung der pharisäischen Frömmigkeit und Sittlichkeit gebracht hätte, so wären die alten Ordnungen und Gestaltungen kein Hindernis für die innere Erneuerung gewesen, sondern sie wären dadurch wieder lebendig geworden. Aber was er brachte, war ja vielmehr die Neuschöpfung des verdorbenen Wesens, die Erlösung von dem Banne der Sünde, die Erfüllung aller quälenden Unzulänglichkeiten, die sich zu dem bisherigen Zustand wie der Kosmos zum Chaos, wie Harmonie zum Wirrsal, wie innere Notwendigkeit zur äußerlich gebändigten barbarischen Willkür verhielt, und eine neue Art Leben, welche im eigentlichen Sinne Leben gegenüber dem bisherigen Verfallen und Verlorengehen war. Das konnte einfach nicht in die Ordnungen und Formen, in denen man das menschliche Unwesen religiös-sittlich zu erziehen suchte, gezwängt werden, sondern mußte sich neue Gebilde seiner Erscheinung schaffen.

Auch das ursprüngliche Wesen braucht Lebensformen und das wahrhaftige gemeinschaftliche Leben eigentümliche Ordnungen und Weisen seines Austauschs. Aber sie sind ebenso wesentlich neu, wie das Leben, das sich in ihnen ausdrückt und äußert. Sie sind lebendig und befinden sich in der dauernden Wandlung alles Lebendigen. Sie haben keine selbständige Existenz und Bedeutung, sondern werden von der plastischen Kraft des persönlichen Lebens

geschaffen und entwickelt, gebildet und gewandelt. Alles Lebendige bringt seine Form selbst hervor, indem es in Erscheinung tritt. Nur dem Material prägt man feste Formen auf. Und der werdenden und wandelbaren Gestalt der lebendigen Formen entspricht der individuell und verhältnismäßig mannigfaltige Ausdruck des Lebens, der jeder Verschiedenheit der Menschen und ihrer Verhältnisse gerecht wird. Nur diese ihm gleichartigen Fassungen können das ursprüngliche Wesen und sein eigentümliches Leben bewahren, sonst geht es zu grunde.

Überall in der Geschichte des Christentums, wo in dem Gebilde der Religion einmal Reich Gottes werden wollte, gährte der neue Wein in den alten Schläuchen. Dann mißbrauchte man aber entweder die ursprüngliche Lebensbewegung, um die alte Frömmigkeit und das kirchliche Wesen neu zu beleben, und ihre schöpferische Kraft wurde umgesetzt in eine konservierende Macht. Oder man zersprengte die alten Formen und suchte neue zu finden. Aber das Verhängnis war, daß man nie wesentlich neue, d. h. lebendige Fassungen sich bilden ließ, sondern nur neue Formen der alten Art schuf, wie z. B. in der Reformationszeit. Auf diese Weise erstarb immer wieder das Leben in der Form, und der Buchstabe tötete den Geist.

Gerade im Lichte der Geschichte können wir darum die Bedeutung dieses Wortes Jesu erst ermessen. Auch heute, da sich im Verborgenen wieder einmal ein neues Werden regt, will man seine lebendige Kraft mißbrauchen, um Unhaltbares zu erhalten und Erstarrtes zu beleben, oder man sucht die anbrechende Lebensbewegung neu zu organisieren. Aber das ursprüngliche Wesen und die neue Art Leben verträgt keine Organisation, sondern braucht organische Gebilde, die es von selbst schafft, indem es sich entfaltet. Also warten wir, was wird, und wir können das mit Gewißheit und Geduld; denn wir merken schon, wie es wird.



Goethes Briefe.

Wohl bei keinem Menschen der vergangenen Jahrhunderte finden wir das Ringen nach persönlichem Leben so bewußt, so andauernd und so alles andere beherrschend wie bei Goethe. Es ist ganz erstaunlich zu beobachten, wie klar und streng er von vornherein alles zur Entfaltung und Ausbildung seines Wesens verwertete und es danach allein einschätzte, wie bei ihm der Mensch ganz den Dichter überwog, wie sein Selbstbewußtsein nicht in seinen Leistungen und Schöpfungen beruhte, sondern in dem, was er als Mensch war und wurde. Darum überragt auch seine Bedeutung als Mensch bei weitem seine Bedeutung als Dichter, und was er uns als persönliche Erscheinung durch sein Empfinden und Leben lehrt, übertrifft an Lebenswert um vieles den Genuß, den uns seine Schöpfungen gewähren.

Deshalb ist es außerordentlich anregend, Goethe als Mensch zu suchen und zu beobachten. Nun finden wir ihn als solchen zweifellos am gewaltigsten in seinen Schöpfungen, denn bei keinem unter allen großen Gestalten war so alles Dichten nur eine Wiedergabe des innerlich Erlebten und Überwundenen als bei Goethe. Aber am unmittelbarsten erblicken wir ihn doch in seinen Briefen. Das sind die reinsten Spiegelungen seines Wesens, seines Empfindens und inneren Verhaltens, seines Suchens und Werdens, die intimsten Dokumente seines Lebens und seiner Selbstkultur.

Darum ist uns tatsächlich in Goethes Briefen, die in den letzten 10 Jahren von dem Goethearchiv herausgegeben worden sind, ein ganz wunderbarer Schatz von seltenem Werte gehoben worden. Aber wer kann die stattliche Reihe von mehr als 30 Bänden durchlesen, ohne in der Fülle äußerlicher geschäftlicher Korrespondenz zu ermüden! Denn hier ist alles zusammengetragen und chronologisch geordnet aneinander gereiht, was Goethe jemals an briefartigen Mitteilungen von sich gegeben hat. Deshalb wird uns dieser Schatz erst wirklich durch eine Auswahl gehoben, welche das Edelmetall aus dem mehr oder weniger wertlosen Erz löst.

Solch eine Auswahl, die uns einen ganz konzentrierten Extrakt aus Goethes Briefen gibt, ist soeben unter dem Titel: „Alles um Liebe (Aufschrift von Goethes Petschaft), Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens, herausgegeben von Ernst Hartung" im Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt, Düsseldorf, erschienen. Man kann sich denken, was für ein wundervolles Buch uns damit geschenkt ist. Die Briefe sind zeitlich geordnet und durch Lebenslinien unter einander verbunden, so daß das Ganze wie eine aus Briefen gewobene Selbstbiographie Goethes erscheint. Dieser reiche Schatz (448 Seiten) wird dem deutschen Volke in vornehmer Ausstattung zu dem beispiellosen Preise von 1,80 Mk. (leicht gebunden) und 3 Mk. in Leinenband geboten. Möchte das Buch wirklich Allgemeingut werden. Namentlich aber wünschte ich es jedem Leser der „Grüne Blätter" in die Hand.

Ich kann es nicht besser empfehlen, als daß ich eine Reihe beherzigenswerter Worte, die mir beim Lesen besonders auffielen, zum Abdruck bringe. Aber diese Sentenzen sind nicht das Wesentliche und Wertvollste, sondern der unmittelbare Eindruck von Goethes Persönlichkeit und von seinem inneren Leben, den wir erhalten, wenn wir uns in die Briefe versenken. Aber das ist etwas, was sich weder beschreiben noch wiedergeben läßt: das muß man erleben.

Aus Goethes Briefen:

Sonderbar, dass da man glauben sollte ie älter der Mensch wird, desto freyer er werden sollte von dem was irrdisch und klein ist. Er wird immer irrdischer und kleiner.

*

Wenn ich dich künftig frage so antworte mir — es kann all gut seyn was du dir denckst und wähnst, aber wenn ich frage musst du nie Weibern antworten. Wie man auch dem nie schreiben soll als dem mit dem man gelebt hat und nur im Maas als man mit ihm gelebt hat. (An Lavater.)

*

Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräfftiget alles. Der Abwesende kommt mit seiner Sprüzze wenn das Feuer nieder ist.

*

Es bleibt ewig wahr: Sich zu beschränken, Einen Gegenstand, wenige Gegenstände, recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen.

*

Stündlich seh ich mehr dass man sich aus diesem Strome des Lebens ans Ufer retten, drinne mit allen Kräfften arbeiten, oder ersaufen muss.

*

Da hab ich einen Einfall: mir ists als wenn das Zeichnen mir ein Saugläppgen wäre, dem Kind in Mund gegeben, dass es schweige, und in eingebildeter Nahrung ruhe.

*

Einen Rath verlangt ihr! Aus der Ferne ist schweer rathen! Aber der sicherste, treuste, erprobteste, ist: bleibt wo ihr seyd. Tragt diese oder iene Unbequemlichkeit, Verdruss, Hintansezzung usw. weil ihrs nicht besser finden werdet wenn ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf eurem Plazze. Fest und treu auf Einem Zweck, ihr seyd ia der Mann dazu, und ihr werdet vordringen durchs bleiben, weil alles andre hinter euch weicht. Wer seinen Zustand verändert verliert immer die Reise- und Einrichte-kosten, moralisch und ökonomisch, und sezzt sich zurück. Das sag ich dir als Weltmensch, der nach und nach mancherley lernt wie's zugeht.

*

Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe! die man die niedre nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beysammen, Beschränckheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in un — — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.

* * *

(Von der Harzreise.)

In meiner Verkappung seh ich täglich wie leicht es ist ein Schelm zu seyn, und wieviel Vortheile einer der sich im Augenblick verläugnet, über die harmlose Selbstigkeit der Menschen gewinnen kann. Niemand macht mir mehr Freude als die Hundsfütter, die ich nun so ganz vor mir gewähren, und ihre Rolle gemächlich ausspielen lasse. Der Nuzzen aber den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehn die ein bestimmtes, einfaches, daurendes, wichtiges Geschäfft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung, wieder zu einem neuen kräfftigen Leben zusammenzieht.

. . . Solang ich im Druck lebte, solang niemand für das was in mir auf und abstieg einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbaarkeiten scheel ansahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen — Es lässt sich nicht so sagen, ich müsste ins Detail gehn — da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen. Jetzt ists kurios besonders die Tage her in der freywilligen Entäuserung, was da für Lieblichkeit für Glück drinne steckt.

Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spas — Summa Summarum es ist die Prätension aller Prätensionen keine zu haben. . .

Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens, aber den rechten leckern Geschmack davon kann er doch nicht haben, er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu etwas Abenteuerlichen zu machen, statt daß es einem erst wohl thut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird.

*

Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen.

Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Grosen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.

Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Cautelen nicht, man muß recht fleisig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen würcklich Elenden erleichtern heißt.

*

Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Würcklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Ängstlichkeit wegraisonniren läßt.

*

Jetzt leb ich mit den Menschen dieser Welt und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang.

*

Ich habe alles was ein Mensch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus Vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat.

*

Wann werden wir lernen uns der eingebildeten Übel zu entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen!

*

. . . . Wir sind in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu seyn, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er würckt Genuss im Würcken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmercksamkeit, trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern mögt ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freylich nicht müssig wie iezt. Etwas zu arbeiten haben, und Abends wieder zusammen lauffen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht meynt man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im moralischen wie mit einer Brunnen Cur, alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf in was für einem sittlichen Todt wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott dass unter mehr grosen Vor-

theilen auch dieser uns nach Hause begleite, dass wir unsre Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. Könnt ich euch mahlen wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen. Indess bin ich auch schon wieder bereit, dass uns der Sirocko von Unzufriedenheit, Widerwille, Undanck, Lässigkeit und Prätension entgegen dampfe. — —

*

Im Stillen Krafft und Fähigkeit (das heißt Gewalt) zu sammeln, zu halten, und auszuarbeiten und auf Glück zu warten wo das mögte zu brauchen seyn!!

*

Ordnung, Präzision, Geschwindigkeit sind Eigenschafften von denen ich täglich etwas zu erwerben suche.

*

Mir mögten manchmal die Knie zusammenbrechen so schweer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Überzeugung dass Glaube und Harren alles überwindet. Es könnte ia tausendmal bunter gehn und man müsste es doch aushalten.

*

. . . Wir wollen uns lieb und werth behalten, meine Beste. Denn des Lumpigen ist zuviel auf der Welt, und wenig zuverlässig, obgleich dem Gescheuten alles zuverlässig seyn sollte, wenn er nur einmal Stein für Stein und Stroh für Stroh nimmt. Es ist aber nichts schwerer, als die Sachen zu nehmen für das, was sie sind. . . .

*

Die grössten Menschen die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demüthig und wussten, was sie stufenweis zu schäzen hatten.

*

Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich obenaus zu sein oder zu thun, als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele?

*

Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermanichfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und, sie zu betreten, fähig werden, es sey nun hier zeitlich oder dort ewig.

*

Ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse um freygebig seyn zu können es sey mit Geld oder Gut, Leben oder Todt.

*

Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für andre. Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen. Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir: es wird werden. Für andre arbeit ich mich ab und erlange nichts, für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Küssen überreicht.

*

Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Bachs in einem Thal anvertraut wäre, es ist ihnen nur drum zu thun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe, sie ziehen Dämme quer vor und stemmen das Wasser zurück, zu einem feinen Teiche.

Wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch, und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort. Man sollte Wunder denken, was es für ein Strom wäre, bis zuletzt der Vorrat ausfließt und ein jeder zum Bache wird, groß oder klein, hell oder trüb, wie ihn die Natur hat werden lassen, und er seines gemeinen Weges fortfließt. Verzeih mir das lange Gleichnis. Gilt es doch auch von der strengen Privaterziehung.

*

Wenn der Kopf weis was er will und das Herz nicht nötig hat, ausheimisch zu seyn, daß es ihm wohl werde, so gehts ia wohl.

*

Ich verlange nicht mehr von den Menschen als sie geben können, und ich dringe ihnen wenigstens nicht *mehr* auf als sie haben wollen, wenn ich ihnen gleich nicht *alles* geben kann, was sie gerne mögten.

*

Die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt iemehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt.

*

Der Mensch hat viele Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermasen sicher wird.

*

So viel kann ich Sie versichern daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bey aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedancken nicht meine Gedancken sind.

*

Dir geht es in der Wirthschafft, wie mir manchmal in Geschäfften, man sieht nur die Sachen nicht weil man die Augen nicht hinwenden mag und sobald man die Verhältnisse recht klar sieht haben die Dinge auch bald ein Interesse. Denn der Mensch mag immer gerne mitwürcken, und der Gute gern ordnen, zurechtlegen und die stille Herrschafft des rechten befördern.

*

Ich habe so oft bemerckt daß wenn man wieder nach Hause kommt die Seele statt sich nach dem Zustand den man findet einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite aus der man kömmt ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, so sucht man doch so viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemercken ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde nur zu Hause bin, hab ich mich vor diesem Übel, oder wenn Sie wollen vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können.

*

Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung andrer, auch der geringsten auslässt, muß es widrig auffallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andre zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal Preis giebt. Wer auf sich etwas hält scheint dem Rechte entsagt zu haben andre gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle daß wir uns viel erheben dürfen.

*

Aus Verbindungen, die nicht bis ins innerste der Existenz gehn, kann nichts kluges werden.

*

Es ist nichts groß als das Wahre und das kleinste Wahre ist groß. Ich kam neulich auf einen Gedancken, der mich sagen ließ: auch eine schädliche Wahrheit ist nützlich, weil sie nur Augen-

blicke schädlich seyn kann und alsdann zu andern Wahrheiten führt, die immer nützlich und sehr nützlich werden müßen, und umgekehrt ist ein nützlicher Irrthum schädlich, weil er es nur augenblicklich seyn kann und in andre Irrthümer verleitet die immer schädlicher werden. Es versteht sich dieses im grosen Ganzen der Menschheit betrachtet.

*

Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind weil sie ganz sind, auch der Geringste wenn er ganz ist kann glücklich und in seiner Art vollkommen seyn, das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kanns, wenigstens weiß ich wo es liegt und wie es steht.

*

Ohne den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merck ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist. . . .

Aus Briefen

1. An einen Vegetarier und Abstinenten.

Ich verstehe in gar keiner Weise Ihr Erstaunen über den Weinprospekt, den ich dem letzten Heft der „Grünen Blätter" beigelegt habe. Es überschreitet doch entschieden die zulässigen Grenzen, wenn man sich zum Maß für die andern Menschen macht. Ich habe doch auch nichts dagegen einzuwenden, daß Sie Vegetarier und Abstinent sind, so viel ich dagegen einzuwenden hätte. Sondern ich lasse Sie ruhig leben, wie Sie wollen, und meinetwegen auch für Ihre Lebensweise so viel Propaganda machen, wie Sie wollen. Dieselbe Toleranz habe ich aber doch von Ihnen zu erwarten. Das ist eine einfache Forderung des Respekts, den wir

vor jedem selbständigen Menschen haben sollen. Aber es ist leider eine allgemeine Beobachtung, daß der Eifer für ihre Sache viele Vegetarier und Abstinenten zu einer ganz unglaublichen Anmaßung verführt, mit der sie andre Menschen bevormunden wollen.

Ich bin aus Überzeugung nicht Vegetarier und nicht Abstinent und muß dringend darum bitten, diese Überzeugung respektieren und mich mit Ihrem Spotte verschonen zu wollen. Denn was dem einen ernst ist, hat der andre kein Recht lächerlich zu machen. Mir ist es noch niemals im Leben eingefallen, mich über Abstinenten lustig zu machen.

Ich verkenne gar nicht die großen Vorzüge der vegetarischen Lebensweise, halte auch zeitweilige Beschränkung auf Pflanzenkost für ungemein gesund, bin aber durch Erfahrungen zu dem Ergebnis gekommen, daß für mich und meine Tätigkeit die Pflanzenkost nicht ausreicht. Ich war einmal ein Jahr lang Vegetarier und habe es später auch noch einmal versucht, aber es geht nicht auf die Dauer. Es würde nur gehen, wenn ich meine ungemein anspannende geistige Tätigkeit aufgeben würde. Der verstorbene Lahmann, der jahrelang streng vegetarisch gelebt hat, ist für seine Person zu demselben Resultat gekommen und deshalb auch zur gemischten Kost übergegangen; er hat mir selbst einmal gesagt: für Menschen, wie wir beide, die so angestrengt geistig arbeiten müssen, ist die vegetarische Lebensweise nichts.

Etwas anders verhält es sich mit dem Alkohol. Ich bestreite gar nicht, daß ich sehr bequem ohne Alkohol leben könnte. Ich bestreite auch gar nicht, daß die ganze Menschheit gesünder sein würde, wenn sie ohne Alkohol lebte, und ich werde immer zur Vorsicht gegenüber dem Alkohol mahnen und niemals dazu veranlassen. Deshalb schrieb ich in die Mitteilungen des letzten Heftes, ich wollte mit meinem Weinangebot „einigen eine Freude machen, aber niemand verführen". Aber ich bin kein Abstinent und werde wohl niemals ein Abstinent werden. Selbst für den Fall, daß ich ganz auf Alkoholgenuß verzichten müßte, würde ich nie ein Abstinent aus Überzeugung werden, sondern nur ein zufälliger Ab-

stinent und mich gar nicht scheuen, gelegentlich doch ein Glas Bier oder Wein zu trinken. Ich bin ein Gegner des Abstinententums auf allen Gebieten. Ich trete überall für die Enthaltsamkeit als Mittel zum Zweck ein, aber nirgends für die Enthaltsamkeit aus Grundsatz. Viele körperlichen und geistigen Genüsse sind für den Menschen ebenso gefährlich und können es werden, wie der Alkohol. Der Mensch ist aber nicht dazu geboren, sich deshalb aller dieser Dinge zu enthalten, sondern sie zu vertragen, sie überlegen zu seinem Besten zu gebrauchen. Nun mag es gewiß Tausende von Menschen geben, die außer stande sind, den Alkohol zu ihrem Besten zu gebrauchen, weil er *ihnen* eben *immer* schadet. Die sollen dann aufhören, ihn zu sich zu nehmen. Aber ebenso gibt es Tausende von Menschen, die hier und da einmal einige Glas Bier oder eine Flasche Wein trinken können, ohne daß es ihnen schadet, und die sollen es tun, wenn es ihnen Freude macht. Sie wissen besser als ich, daß das Schädigende beim Alkohol der *regelmäßige* Alkoholgenuß ist. Gegen die Regelmäßigkeit der Alkoholaufnahme bin ich deshalb ganz entschieden. Aber ebenso energisch wende ich mich dagegen, wenn man wir wehren will, ein gutes Glas Bier oder Wein zu trinken, wenn ich Appetit dazu habe und es mir Freude macht. Nur durch das Übermäßige wird die Quelle dieser Lebensfreude unrein. Da ich aber nun prinzipiell niemals das Kind mit dem Bade ausschütte, so trage ich dieser Tatsache nicht dadurch Rechnung, daß ich mir diese Quelle überhaupt verschließe, sondern dadurch daß ich sie in den Grenzen gebrauche, die nötig sind, damit die Freude daran lauter bleibt.

Damit sage ich nun meinerseits gar nichts gegen die Abstinenzbewegung als solche. Im Gegenteil, ich habe außerordentliche Sympathien für sie. Denn ich halte diese Bewegung für ein gegenwärtig dringend notwendiges Unternehmen, das wir brauchen, um den Alkoholismus zurückzudämmen. Ich freue mich außerordentlich darüber, wenn sich Hunderttausende diesem Unternehmen freiwillig widmen und damit ein Werk der Rettung an unserm

Volk vollbringen. Aber ich vergesse nie, daß das nur ein zeitweiliges unumgängliches Werk der Not ist, das seine Aufgabe erfüllt haben wird, wenn es unser Volk zur Mäßigkeit und zur persönlichen Überlegenheit über materielle Genüsse zurückgeführt hat. Ich sehe also das Ziel des Abstinententums nicht in der vollständigen Ausschaltung alkoholischer Getränke aus unserm Volksleben. Ich verstehe, daß die Masse der Abstinenten dieses Ziel als treibende Kraft für ihre freiwillige Tätigkeit braucht. Ich verstehe auch, daß es die größere agitatorische Schlagkraft hat. Ich werde deshalb nie das Abstinententum bekämpfen, sondern es immer anerkennen. Aber ich werde mir auch nie ausreden lassen, daß das menschenwürdige Dasein nicht in Abstinenz besteht, sondern in der Freiheit des gesunden Gebrauchs.

Vielleicht verstehen Sie nun auch, daß ich mich weder persönlich, noch sachlich berufen fühle, mich an der Abstinenzbewegung zu beteiligen. Persönlich nicht, weil mir die Enthaltsamkeit aus Prinzip wider das Gefühl geht, und weil für mich ein Glas guten Weins wirklich eine Quelle der Freude ist — nicht auf grund der Wirkung, die es hat, sondern auf grund des Geschmacks, den es hat. Sachlich nicht, weil meine Lebensaufgabe darin besteht, von innen nach außen zu wirken, d. h. also in diesem speziellen Fall, Menschen innerlich aufzuwecken und ihr ursprüngliches Wesen zur Entfaltung zu führen, wodurch sie dann befähigt werden, alle Genüsse überlegen zu beherrschen und gesund zu gebrauchen, und weil ich durch eine Beteiligung an der Abstinenzbewegung eine Unmenge Menschen den Lebensanregungen, die ich zu bringen versuche, verschließen würde.

Ich gebe mich nicht der Hoffnung hin, daß Sie meine Stellungnahme zu würdigen vermögen. Der eigentümliche Fanatismus, den jede Abstinenz aus Prinzip im Gefolge hat, wird Sie daran hindern. Aber Sie werden mir doch auf alle Fälle zugeben, daß der Grund, warum ich den Weinprospekt beigelegt habe, nicht lediglich der ist, daß ich den Wein, den ich baue, los werden muß, sondern daß dieses Angebot an meine Leser in voller Harmonie zu

meiner inneren Stellung zur Alkoholfrage steht. Ich habe viel mehr den Eindruck, daß ich mit diesem Angebot den Menschen eine Wohltat leiste, indem ich ihnen die Gelegenheit gebe, statt gepanschten Zeugs wirklichen Wein zu trinken. Wenn wir alle Menschen zur Rückkehr zu natürlichem Wein zu bringen vermöchten, dann wäre die Alkoholfrage gelöst, denn dann würde die relativ geringe Quantität Wein, die natürlich wächst, dafür sorgen, daß der Wein nur ein Festtags- und Freudentrunk wäre. Können Sie sich gar nicht vorstellen, daß es mir eine ganz besondere Freude ist, den Lesern der „Grünen Blätter", die Sinn für den Genuß des Weins haben, die Möglichkeit zu schaffen, reinen Wein zu trinken? Bitte sehen Sie es doch auch einmal von dieser Seite an, wenn Sie nicht zu einseitig dazu sind.

2. Von der Gnade Gottes.

Sie haben mich gründlich falsch verstanden, wenn Sie aus der „Bergpredigt" herausgelesen haben, daß wir neu geboren werden müßten, um bei Gott Gnade zu finden. Das wäre allerdings zum Verzweifeln. In der „Bergpredigt" handelt es sich aber nicht um den Weg, wie wir die Gnade Gottes erlangen können, sondern wie wir auf grund der Gnade ganz anders werden können. Alle Menschen stehen von vornherein in der Gnade Gottes, und keiner ist davon ausgeschlossen. Die Bürgschaft und Verkörperung dafür ist Jesus, die Mensch gewordene Gnade Gottes, die ganz unverdient in der Menschheit erschien. Aber wir müssen uns ihrer erschließen, wenn wir ihrer Wirkung teilhaftig werden wollen. Sobald das geschieht, wirkt sie sich von selbst schöpferisch in unserm Leben aus.

Hier setzt nun die Bergpredigt ein, indem sie uns zeigt, welche Menschen für die schöpferische Wirkung der Gnade Gottes aufgeschlossen sind: die Armen im Geiste, die Suchenden. Was Sie also als Ziel der Bergpredigt ansehen und meinen, daß ich die Menschen dazu führen wolle, das setze ich ebenso wie die Bergpredigt voraus. Sie leiden immer noch an dem Wahn, daß man

sich die Gnade erst irgendwie verdienen müsse, und weil Sie sich das nicht zutrauen, deswegen glauben Sie nicht, daß Sie in Gnaden sind. Aber ein Mensch kann sich ebensowenig die Gnade Gottes verdienen, wie er sich den Sauerstoff verdienen kann, den er zum Leben braucht. Die Gnade ist vielmehr ebenso wie der Sauerstoff die Voraussetzung zum Leben und Werden, Wirken und Frucht bringen.

Indem Sie sich aber immer noch erst die Gnade zu verdienen, bezw. der Gnade würdig zu werden suchen, verschließen Sie sich ihr. Denn nur der Mensch erschließt sich ihr, der sich ganz positiv zu ihr stellt und sie so aufnimmt, wie sie ist, d. h. ohne alles Verdienst und Würdigkeit, rein als Gnade. Das ist die Eigentümlichkeit der Armen im Geiste. Die sind so absolut von ihrer grenzenlosen Bedürftigkeit durchdrungen, daß sie auch gar nicht einmal auf den Gedanken kommen, sie könnten Gott etwas dafür bieten. Und deshalb preist sie Jesus glücklich, denn deshalb wird in ihnen Reich Gottes, weil sie die überströmende Gnade Gottes ganz ungehemmt und ungetrübt durch ein Bewußtsein von eigenem Verdienst und Würdigkeit in sich aufnehmen und in sich wirken lassen.

Die Folgerung daraus für Sie selbst werden Sie selbst ziehen können. Hören Sie doch einmal auf, darüber zu jammern, daß Sie in sich gar keinen Vertrauensgrund für die Würdigkeit der Gnade Gottes finden, und vertrauen Sie ganz allein Gott und seiner Gnade. Das gehört auch mit dazu, wenn wir uns positiv zu allem stellen wollen. Ihr ewiges Blicken auf Ihre Armseligkeit hindert Sie, Ihr Auge voll und ganz auf die Gnade Gottes zu richten. Das ist aber eine negative Stellung dazu, so wenig sie damit die Gnade Gottes leugnen möchten, denn Sie glauben ja gegen mich für sie eintreten zu müssen. 20 10 66.





Suchet in den Schriften.

Eine Rede über Buddha, Goethe, Nietzsche und Jesus mit einem Nachwort.

Jesus sprach zu den Schriftgelehrten: „Suchet doch in den Schriften, da ihr meint, das ewige Leben darin zu finden, sie sind es ja, die von mir zeugen. Und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet!"

Das ist ein Wort aus der Zeit, wo der Kampf zwischen Jesus und den Schriftgelehrten an Leidenschaftlichkeit die Höhe gewann. Es war wirklich tragisch. Die Schriftgelehrten und Pharisäer meinten wirklich und wollten das Beste. Deswegen saßen sie immer über der Bibel, auf die Bibel beriefen sie sich, und mit der Bibel in der Hand bekämpften sie Jesus. In einem solchen Augenblick ruft ihnen Jesus dieses Wort zu. Nun gut, wenn ihr euch immer auf die Bibel beruft, sucht doch endlich einmal in der Schrift, da ihr meint, ihr habt das ewige Leben darin: sie ist es ja, die überall von mir zeugt. Ich will hier nicht darauf weiter eingehen, d. h. auf die damalige Lage, wie Jesus alles das erfüllte, was in dem alten Testament, in Moses und den Propheten als Ahnung und Ansatz, Sehnsucht und Vorentwicklung vorhanden war. Das habe ich im 7. Bande der Blätter in einem Aufsatz über die Entwicklungseinheit zwischen dem alten und dem neuen

Testament gründlich nachgewiesen. Heute interessiert uns vielmehr das, was uns das Wort sagt.

Auch heute haben wir den Gegensatz Jesus und die Schriften. Das alte Testament war damals die gesamte Literatur des Volkes Israel, und das Judentum war in seinem geistigen Leben ebenso literarisch bedingt und befangen wie wir heute. Deshalb wußten sie mit Jesus nichts anzufangen, als ihnen in ihm etwas ganz Neues unmittelbar lebendig entgegentrat, sondern sie wehrten sich gegen die Eindrücke des Lebens, die ihren Gedanken so fremd waren. Heute haben wir es nun nicht bloß mit solch einem beschränkten Schrifttum zu tun, wie es damals das Alte Testament war, sondern mit einer Weltliteratur. Darum ist die literarische Abhängigkeit und Befangenheit der geistig lebendigen Menschen heutzutage noch viel weitergehend als damals. Eine ungeheure Fülle geistiger Nahrung aus allen Zeiten und Zonen bietet sich den Menschen, um den Hunger ihrer Seele mit großen und schönen Gedanken zu stillen. Kein Wunder, wenn sie in ihrer Gedankensucht und in ihrer literarischen Feinschmeckerei befremdet und mißtrauisch sind, wenn ihnen eine neue Art Leben ganz unmittelbar entgegentritt und ihnen ohne Zusammenhang mit ihrer Weisheit und ohne theoretische Vermittlung ein neues Werden zumutet, das ihre Sehnsucht rein durch Erleben, durch Leben Gewinnen und Entfalten erfüllen will. Diese Entwertung ihrer großen Denker und ihres eignen literarischen Wesens können sie nicht vertragen. Darum berufen sie sich auf die geistigen Werte bedeutender Männer und auf ihre literarische Bildung, um sich gegen die Eindrücke des ganz Neuen zu wehren und ihm die Gefolgschaft zu verweigern. Unter diesen Umständen gilt aber für sie genau dasselbe, was Jesus damals den Schriftgelehrten sagte.

Darum glauben Sie ja nicht etwa, daß ich Sie in der heutigen Lage auf die Bibel weisen will. Warum denn die andern Schriften ausschließen? Nein im Gegenteil. Ich sage Ihnen allgemein: suchen Sie doch in den Schriften, wenn Sie meinen, Sie finden die Quellen des Lebens darin, in allen Schriften,

in den Schriftdenkmälern der ganzen Welt. Wenden Sie sich an die bedeutenden Persönlichkeiten und ihre literarische Hinterlassenschaft, von denen Sie glauben, Sie könnten von ihnen das Leben haben. Sie zeugen ja alle von Jesus. Ich will keinen von Ihnen verleiten, irgendwo ausschließlich das Leben zu suchen, ich sage nur: suchen Sie doch das Leben, und Sie werden finden, daß Sie überall schließlich auf Jesus gewiesen werden.

Nehmen wir Buddha an. Kein Mensch ist neben Jesus jemals so davon durchdrungen gewesen, daß die Menschheit eine Erlösung brauche. Kein Mensch hat sich außer Jesus so selbst für die Erlösung der Menschheit eingesetzt wie Buddha. Wir finden in der ganzen Weltgeschichte kein einziges Erlösungsunternehmen neben der Schöpfung Jesu als den Erlösungsversuch Buddhas. Nun suchen Sie doch dort das Leben, wenn Sie für Buddha begeistert sind! Suchen Sie gründlich, und Sie werden finden, daß Buddha allerdings den Menschen zu einer Erlösung führt, daß aber diese Erlösung nichts andres ist als eine Selbstvernichtung, ein Schwinden des Selbst, ein Auflösen des ganzen inneren, persönlichen, geistigen Lebens des Menschen in ein Nirwana, in ein Aufhören zu denken und zu empfinden, in ein Aussetzen des gesamten Bewußtseins. Wenn wir so hinter die Reden gekommen sind bis auf den letzten Grund des Buddhismus, dann wird gerade Buddha der gewaltigste Hinweis auf Jesus, der gegenüber dieser negativen Erlösung eine wirkliche, positive Erlösung gezeigt und offenbart hat, die hinausgeht auf eine Entbindung und Befreiung unsers eigentlichen Wesens und auf eine schöpferische Entfaltung und Vollendung des Selbst, die darauf hinausgeht, daß der Mensch wirklich sich selbst gewinnt, daß alles das herauskommt, was in dem Menschen und an dem Menschen ist. Gerade von Buddha aus bekommen wir Blick dafür, wie Jesus die Menschheit auf ein ganz andres Niveau des Seins führen will, und daß diese Höhe menschlichen Seins wirklich Erlösung des Menschen ist.

Oder wenden Sie sich doch zu Goethe. Studieren Sie Goethe,

und dann werden Sie schließlich vor dem Ergebnis seines Strebens und Lebens stehen:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Und es gehört doch eine groteske Befangenheit dazu, wenn man da nicht sofort an Jesus erinnert wird, der gesagt hat, „ihr müßt von neuem geboren werden".

Oder wenden Sie sich doch an Nietzsche. Das ist ja nicht eine bloße Ansicht von mir, daß Nietzsche alle Unbefangenen, die ihm wirklich auf den Grund gehen, zu Jesus führt. Diese Erfahrung haben doch außer mir noch andre Männer gemacht. Ich kann Ihnen jedenfalls nur versichern: je mehr man sich mit Nietzsche beschäftigt, wirklich ernstlich beschäftigt, mit dem ganzen Nietzsche und nicht bloß seelische Genüsse und Sensationen in seinen prophetischen Ergüssen sucht, sondern dahinter zu schauen und das Ringen zu erfassen sich bemüht, das in diesem Menschen nach Ausdruck und Verwirklichung drängte, kurz je mehr man die Probleme des Lebens, um die es ihm geht, praktisch zu lösen sucht, um so mehr wird man dann nicht nur durch ihn in der eigenen Sehnsucht bestärkt, daß sie in uns aufflammt wie ein mächtiges Feuer, sondern man wird immer stärker dazu geführt, daß wir über ihn hinaus müssen, und je deutlicher wir ihn ansehen, umsomehr kommt man dahinter, daß alles, was Nietzsche eigentlich will, verwirklicht werden kann allein durch Jesus. Ich habe jedenfalls nach einigen Jahren der Beschäftigung mit Nietzsche den überwältigenden Eindruck gewonnen, der so tragisch ist, daß dieser Wahrheitsucher ohne gleichen wie ein Geblendeter an den Mauern des Reiches Gottes herumgreift und seine Gestalt von außen in vieler Beziehung wunderbar erfaßt und schildert, aber nicht den Zugang dazu finden kann. Damit stimmen auch die merkwürdigen Worte überein, in denen er unwillkürlich und ahnungslos von diesem Sachverhalt Zeugnis ablegt: „Wenn eine Religion alt

wird, hat sie alle die zu Gegnern, die ihre leidenschaftlichsten Anhänger am Anfang gewesen wären.“ Sehen Sie Nietzsche ist der leidenschaftlichste Gegner des Christentums, aber es ist keine Frage, daß, wenn er eine Ahnung gehabt hätte von dem, was Jesus eigentlich wollte, er sein leidenschaftlichster Anhänger geworden wäre.

Ich könnte weiter fortfahren, ich könnte ebenso von Bismarck reden, wohl als Mensch die bedeutendste Persönlichkeit des vergangenen Jahrhunderts. Auch er würde Sie auf diese letzte Quelle seiner Kraft, seiner Kraft persönlichen Lebens verweisen. Oder denken Sie doch an alle die literarischen Größen, von denen jetzt so viel die Rede ist: Carlyle, Emerson, Tolstoi, Chamberlain, alle weisen Sie darauf hin.

Und dann beschäftigen Sie sich mit allen, die Jesus ablehnen und den Menschen neue Lebenswerte bringen wollen. Vielleicht schwelgen Sie eine Zeit lang in den raffinierten Genüssen und Reizen, die ihnen da geboten werden, oder wühlen sich wollüstig in die Stimmungen und Sensationen, mit denen man hier die Leser hinreißt und hypnotisiert, oder begeistern sich für die neuen Ideale, die man heute vielfach im Namen der Wissenschaft und Kultur ausruft: durch Kunst zum Leben, Kultus der Persönlichkeit, Monismus, und wie sie alle heißen. Aber schließlich wird sie überall der Überdruß packen, und alle die herrlichen Luftspiegelungen zerfließen in der grauen Öde des Eitlen, Nichtigen, Törichten. Dann wenden sich die Menschen von einem zum andern, um immer neue Enttäuschungen zu erleben. Läßt sich aber Ihre Sehnsucht nach Wahrheit und Leben durch keine Enttäuschungen verlöschen, sondern treibt Sie aus allen Vorspieglungen und Verirrungen immer wieder nach dem einen, das wirklich Ihr Schmachten und Ahnen erfüllt, dann werden Sie unfehlbar über alle großen Geister der Welt und die Reiche ihrer Gedanken hinaus getrieben, um schließlich den einen zu ergreifen, der das Leben geben kann, weil er es hatte und es in uns schaffen kann.

Also suchen Sie doch überall in den Schriften, wo Sie meinen

das Leben zu finden. Alles zeugt im letzten Grunde positiv oder negativ, bewußt oder unbewußt, direkt oder indirekt von Jesus.

Aber sehen Sie, den Vorwurf kann ich manchen von Ihnen nicht ersparen, daß Sie eben nicht suchen. Wenn ich den Eindruck von Ihnen hätte, daß Sie wirklich Suchende wären, dann würde mich Ihr Widersprechen und Ablehnen nicht kümmern, aber ich habe vielmehr den Eindruck, daß Sie nur Schmecker sind. Sie schmecken herum. Sie sind erpicht auf großartige Gedanken und geistreiche Ideen. Sie naschen wie Feinschmecker an allen seltsamen und raffinierten Geistesgenüssen, um sich dadurch innerlich etwas anzuregen und die verborgene Unruhe zu befriedigen. Sie ververlangt es nach Sensationen der Empfindung, nach seelischer Erbauung, nach Berauschung, nach einem narkotischen Mittel oder sonst wer weiß etwas, was sie über diese Not und jene Schwierigkeit hinwegbringt. Aber Sie suchen nicht das Leben, weil Sie meinen, Sie hätten das Leben.

Wenn Sie wirklich suchten, dann wäre ich beruhigt, denn dann wüßte ich bestimmt, daß Sie, wenn Sie z. B. bei Nietzsche das Leben suchen, über ihn hinaus getrieben werden. Sie können nicht dabei bleiben, weil er Ihnen nicht das Leben gibt. Er gibt Fernblicke, Sehnsüchte, Halluzinationen einer neuen Art Leben, aber er führt Sie nicht dazu. Das ist ja meine Erfahrung. Ich habe es bei Nietzsche gesucht, jahrelang, aber weil ich mich bei nichts beruhigte, sondern das Leben unbedingt haben wollte, deswegen wurde ich über ihn hinaus getrieben. Und deswegen ist es mir so furchtbar, zu sehen, wenn Menschen in Nietzsche untergehen.

Gut, sagen Sie meinetwegen: Zarathustra ist meine Bibel. Aber dann machen Sie doch ernst mit dem Worte, „wir aber wollen, daß der Übermensch werde". Machen Sie doch ernst damit und sehen Sie zu, ob Sie Spuren und Wege bei Nietzsche finden, wie der Übermensch werden kann. Machen Sie doch ernst mit dem Worte: „Der Mensch ist ein Übergang und muß ein Untergang werden, damit der Übermensch werde." Wenn Sie damit ernst machen, müssen Sie mich doch verstehen wenn ich

neulich sagte: es kommt darauf an, daß wir von dem Niveau der höheren Affen auf das Niveau der wahren Menschen kommen. Sehen Sie doch zu, wie Sie das erreichen.

Aber Sie suchen nicht. Wer wirklich sucht, kann sich nicht mit dem Gemeinplatz abfinden: „warum Jesus? Alle großen Menschen können uns vorwärts bringen.“ Nach meiner Beobachtung ist dieser Satz eine geradezu typische Entgegnung des literarischen Bildungsphilisters, der durch die Behauptung, daß Jesus allein der Weg zu wahrhaftigem Leben sei, seine Bücherbildung entwertet sieht. Und lesen, unterhalten, sehen und sich besprechen lassen ist angenehmer als suchen und leben, als von neuem geboren werden. Diese Entgegnung ist nur eine Ausflucht, um sich um den Ernst des Problems herumzudrücken.

In dem Worte Jesu liegt eine furchtbare Ironie: Ihr sucht in den alten Scharteken herum, und vor Euch steht das Leben. Dort in den alten Schriften sucht Ihr das Leben, und hier habt Ihr das Leben. Ihr spürt Eindrücke, Schläge, Bewegungen des Lebens, nicht nur in den Wirkungen, die von meiner Persönlichkeit ausgehen, sondern persönlich bis in euer Innerstes. Aber ihr schiebt Moses und die Propheten vor, um euch um die Forderungen herumzudrücken, die sich daraus ergeben.

Von dieser Ironie empfinde ich etwas, wenn die Menschen hier in Mainberg mit Buddha, Goethe und allen möglichen andern kommen, die sie meistens gar nicht wirklich kennen. Was haben Sie denn von Nietzsche gelesen? Zarathustra, mehr nicht. Was haben Sie von Buddha gelesen? Eine Auslese aus seinen Worten, mehr nicht. Was kennen Sie von Goethe? Seine großen dichterischen Werke, vielleicht noch die Gespräche mit Eckermann, mehr nicht. Nun kommen Sie nach Mainberg, und da haben Sie (ich sage das ohne Selbstüberhebung) das Glück, einmal einen Menschen zu treffen, der mehr als 15 Jahre seines Lebens daran gesetzt hat, um dahinter zu kommen, ob es einen Weg der Menschwerdung gibt, und wo dieser Weg ist, der bei allen jenen großen Männern angeklopft und sie durchstudiert hat, der überall geforscht hat

mit heißen Augen der Sehnsucht. Statt daß Sie sich nun das Ergebnis seiner Erfahrungen zu Nutze machen, kommen Sie mit Ihren paar Eindrücken, die Sie bei Buddha oder Goethe oder Nietzsche gehabt haben.

Sie kommen hierher nach Mainberg und spüren hier einen Hauch von Gott und den Wundern, die daraus hervorgehen — einige von Ihnen haben es ja mit eigenen Augen gesehen, wie hier Menschen anders werden und vorwärts kommen, wie sie erlöst werden im wirklichen, konkreten Sinne von so und so viel Gebundenheiten und Befangenheiten — Sie empfangen hier Eindrücke des Lebens, eines Lebensstroms: aber statt einzutauchen in diesen Lebensstrom und aus ihm zu schöpfen, werfen Sie sich ebenso wie die Schriftgelehrten und Pharisäer auf die alten Scharteken und sagen: das ist mein Leben. Ich wünschte, Sie würden sich alle der ungeheueren Verantwortung vor sich selbst bewußt, hierher zu kommen und nichts von hier mitzunehmen für ihr Ziel. Was ist das für ein erschütternder Vorwurf von Jesus „und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet"!

Und wir müssen das heute wieder sagen: die Menschen wollen einfach nicht. Jesus bringt das Leben, diese einzige Art Leben, gegenüber dem alles andere Leben nur Verwesen, Vergehen, Verkümmern ist. Er will den Menschen Leben und volles Genüge geben. Aber man geht ihm aus dem Wege. Ich möchte Sie fragen: wie können Sie solche Worte hören wie die, „Wen dürstet, der komme zu mir und trinke; wer an mich glaubt, von dem werden Ströme lebendigen Wassers fließen", wie können Sie das hören, ohne nur den Versuch zu machen, von ihm Leben zu nehmen. Wenn Sie sagen könnten, ich habe mich eben mit Jesus schon so lange und tief vergeblich beschäftigt! Aber das ist ja der Vorwurf, den ich Ihnen machen muß, daß Sie sich mit allen andern beschäftigen, nur nicht mit Jesus. Ihre Beschäftigung mit Jesus liegt im besten Fall in Ihrer Kinderzeit. Jesus ist Ihnen durch den Religionsunterricht vielleicht verekelt worden. Aber wann haben

Sie denn einmal so Jesus gesucht im Neuen Testament, wie Sie Nietzsche im Zarathustra suchten, daß Sie seine Worte immer bei sich haben, daß das Evangelium nachts unter Ihrem Kopfkissen liegt, wann haben Sie das getan?

Sie werden mir vielleicht sagen: ja, das ist eben ihre Befangenheit, Sie verlangen von uns, daß wir uns weder bei Buddha noch Nietzsche, noch Goethe beruhigen sollen, nur bei Jesus. Fällt mir gar nicht ein. Sie sollen sich gar nicht bei Jesus beruhigen, Sie sollen bei ihm das Leben suchen. Das ist ebenso schlimm, wenn sich jemand bei Jesus beruhigt: „Jesus hat mich erlöst, ich beschäftige mich mit seinen Worten und suche darnach zu leben, nun ist es gut." Das ist eben so schlimm. Sie sollen sich nicht beruhigen dabei, sondern danach ringen, daß in Ihnen das Leben, wird, von dem in Ihnen eine Ahnung vorhanden ist. Wenn Sie aber das bei ihm gefunden, dann sollen Sie sich erst recht nicht dabei beruhigen, sondern Sie sollen trachten, daß Sie es immer mehr haben.

Glauben Sie, daß ich mich jemals hätte bei ihm beruhigen können? Das ist ein fortwährendes Werden und Wachsen im inneren Leben, ein Werden und Wachsen im Erleben der Wahrheit. Wie lange ist mir trotz eifriger Beschäftigung mit Jesus die Bergpredigt ein verschlossenes Buch gewesen. Sie ist mir dann aufgegangen in dem Maße, als ich auf dem Wege war. Je mehr ich auf dem Wege vorwärts schreite, je weniger beruhige ich mich dabei, sondern suche in der Gnade immer mehr Wurzel zu schlagen und zu wachsen. Jesus hat selbst gesagt, daß er uns über seine Worte hinausführen wolle. Der Geist, den er den Menschen senden will, „wird uns in alle Wahrheit leiten". Nicht so ist es, daß Sie sich da auf einem Ruhekissen niederlassen sollten, sondern daß Sie durch Jesus in ein Werden gesetzt werden, das niemals ein Ende nimmt, das Sie auf ein anderes Niveau menschlichen Seins und Lebens hinaufführt, das Ihnen *das* Leben bringt.

Was ist *das* Leben? Das ist nicht zu schildern. Das kennt, erfährt, erlebt nur jeder in dem Maße, als er es gewinnt. Aber

haben Sie nicht eine Ahnung, wie es sein könnte, sein müßte? Wissen Sie nichts von der Kümmerlichkeit Ihres Selbst? Leiden Sie nicht darunter? Wissen Sie nichts von dem barbarischen Chaos in sich selbst? Leiden Sie nicht darunter? Wissen Sie nichts von innerer Befangenheit und Gebundenheit unter verdorbenen Instinkten und schlimmen Neigungen? Leiden Sie nicht darunter? Ist Ihnen nicht der Gedanke gekommen, daß Ihr eigentliches Wesen wie ein unkenntliches Kleinod in Ihnen ruht, wie ein verschütteter Keim wunderbaren Lebens, der sich nicht entfalten kann? Ist Ihnen noch nicht die Sehnsucht aufgewacht, daß dieses ursprüngliche Wesen herauskommen möchte, die Oberhand gewinnen möchte in Ihrem Leben, daß Sie dann ganz unmittelbar aus den Empfindungen dieses ursprünglichen Wesens leben könnten, und daß dann Ihr ganzes Leben eine Offenbarung dessen in Ihnen würde, was „nicht von dieser Welt" ist? Freilich, wenn Sie davon keine aufblitzende Ahnung und danach keine aufflammende Sehnsucht haben, dann ist von Ihnen nicht zu erwarten, daß Sie Suchende werden, daß Sie von dem Hunger nach diesem wahrhaftigen Leben durchschüttelt werden und nicht ruhen, bis Sie es finden.

Aber sehen Sie, ehe das werden kann, brauchen wir eben eine Erlösung, eine wirkliche tatsächliche Erlösung von der Macht unsrer Vergangenheit, von der Übermacht der Einflüsse um uns, von dem Erbfluch, der auf uns liegt; ich meine die erbliche Belastung. Ohne eine wirkliche konkrete Erlösung davon kann sich überhaupt unser eigentliches Wesen gar nicht entfalten, können wir unsre Wahrheit gar nicht gewinnen. Nun gut, wenn Ihnen das praktisch klar geworden ist, sehen Sie doch zu, ob Buddha Sie erlösen kann, ob Sie auf den Spuren Goethes oder Nietzsches erlöst werden können, und wenn Sie schließlich zu dem Ergebnis kommen, daß kein Mensch Ihnen helfen kann, dann wenden Sie sich doch einmal an Jesus, und sehen Sie zu, ob er Sie nicht erlösen kann.

Ohne eine Erlösung ist es schlechterdings ausgeschlossen, daß Sie Menschen werden können. Ohne diese Erlösung bleiben Sie

immer ein Medium der Lebenseinflüsse, der Lebensregungen in Ihnen und der Lebenseindrücke um Sie. Ohne diese Erlösung sind Sie immer gebunden, ohne sie gibt es keine Freiheit des Wollens. Sie wissen ganz genau, wenn Sie sich jemals mit der Frage des freien Willens beschäftigt haben, daß auch wenn der Mensch sich noch so sehr gegen die Einflüsse von außen und die Anregungen von innen wehrt, wenn er auch gar nichts passieren läßt in seinem Innern, ohne selbst zu entscheiden, daß er dann doch immer entscheidet und entscheiden muß, um einen Ausdruck v. Hartmanns zu gebrauchen, auf Grund der charakterologischen Anlage, d. h. auf Grund seines Charakters, wie er durch sein bisheriges Leben geworden ist. Von dem, wie wir geworden sind, müssen wir aber eben erlöst werden, wenn unser eigentliches Wesen entbunden werden soll. Wird aber dann unser ursprüngliches Wesen lebendig, der metaphysische Kern unsers Wesens, dann haben wir einen Punkt, außerhalb unsrer gegenwärtigen Verfassung, wie sie in unsrer Vergangenheit geworden ist, von dem aus wir unsre innere und äußere Welt aus den Angeln heben können. Dann gibt es eine Freiheit, eher aber nicht.

Dazu wollte Jesus die Menschen führen. Das meinte er, wenn er sagte: ihr müßt von neuem geboren werden, sonst könnt ihr die neue Verfassung des Menschen, die Neuordnung aller Dinge auch nicht einmal sehen, geschweige erleben, nicht einmal verstehen, was das ist. Merken Sie, worum es sich handelt? Nur in dem Maße als wir von neuem, von oben geboren werden, nur in dem Maße als die Lebensmacht des Alls in uns Reflexbewegungen ihres Waltens auslöst, und diese Schwingungen unsre eigentlichen Lebensbewegungen werden, nur in dem Maße wird unser ursprüngliches Wesen lebendig.

Sehen Sie, das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. Was haben Sie für eine Ahnung von Jesus, seinem Vorhaben, von dem Weg, den er gezeigt hat! Sie haben sich ja gar nicht einmal mit dieser Frage beschäftigt. Ich glaube, niemand von den gestrigen Widersachern hat sich einmal tiefer mit den grünen Blättern be-

schäftigt, die diesen Weg klarzustellen suchen, hat „die Bergpredigt“ gelesen, in der ich zu zeigen versuche, daß hier der Weg zu diesem Leben geoffenbart ist, geschweige, daß Sie versucht hätten, auf den Spuren Jesu das Leben zu gewinnen. Aber urteilen tun sie alle.

Wo fehlts denn da? Ist das eine Befangenheit des Blicks oder eine Beschränktheit des guten Willens oder ein Mangel an Ehrlichkeit und Gründlichkeit oder ein Defekt im Gewissen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist es doch ein Zeichen von Überhebung, wenn man über etwas urteilt, was man gar nicht kennt, geschweige versteht. Und deswegen möchte ich Ihnen zurufen: überheben Sie sich doch nicht so sehr, Sie könnten sich sonst verheben und einen Knax fürs Leben davon tragen. Überhebung schickt sich nicht für suchende Menschen. Suchen Sie, spüren Sie, lassen Sie nicht ab, dann mögen Sie suchen, auf welchem Wege Sie wollen, Sie werden schließlich finden. Dann will ich auch gerne zusehen, daß Sie das, was Ihnen hier geboten wird, verachten. Denn dann werden Sie schließlich doch dazu kommen, wenn es auch schade ist um die Lebensmöglichkeiten, die Sie unterdessen verlieren und vergeuden. Aber bleiben Sie Suchende.

Man könnte noch zum Schluß die Frage aufwerfen, was ist eigentlich der Grund, warum die Menschen immer vor der Person Jesu scheu werden, warum sie auf alles andere hereinfallen, aber Jesu gehen sie aus dem Wege. Das kommt doch wohl daher, daß ihnen keine Persönlichkeit der ganzen Weltgeschichte so auf Nerven und Gewissen geht wie Jesus. Mit allen andern Persönlichkeiten können sie sich schließlich bei ihrem gegenwärtigen Zustand abfinden, aber mit Jesus nicht. Darum ist er auch ein Prüfstein dafür, ob ein Mensch entschlossen ist, alles dran zu setzen, um das Leben zu gewinnen. Er hat selbst gesagt, das Reich der Ursprünglichkeit ist wie eine kostbare Perle, die jemand fand, und um diese kostbare Perle zu gewinnen, verkaufte er alles, was er hatte und kaufte sich die Perle. Wenn Sie sich nicht selbst dran geben mit allem, was Sie haben, mit Ihrem ganzen Bewußtsein von sich selbst, wenn Sie nicht ganze Menschen sind, die sich bei keiner Ver-

schleierung, bei keiner Halbheit beruhigen, sondern den Dingen auf den Grund gehen und das Wesentliche wollen, dann werden Sie nie Jesus finden. Finden Sie ihn aber, dann werden Sie auch von ihm das Leben haben. Daß Sie das haben möchten, das wünsche ich Ihnen allen.

Nachwort.

Verschiedene Unterhaltungen, die ich über den letzten Vortrag hatte, veranlassen mich, noch einmal auf ihn zurückzukommen und den springenden Punkt noch schärfer herauszustellen. Denn mir liegt sehr daran, daß gerade hier keine Mißverständnisse Platz greifen.

Meine Behauptung, daß Jesus der einzige Weg zur Menschwerdung sei, ist vielfach so verstanden worden, als ob andere bedeutende Persönlichkeiten der Weltgeschichte keinen Lebenswert für uns hätten. Das habe ich natürlich nicht sagen wollen. Im Gegenteil. Alle Lebensäußerungen großer Männer, die als Menschen hervorragten, ihre persönliche Haltung und heroische Lebensführung, die Kraft und Tiefe ihrer Empfindungen, und die Klarheiten, die sie aus ihren Erfahrungen gewannen, und die Fortschritte, die sie darstellten, haben für uns den größten Lebenswert. Das sind die geistigen Nahrungsmittel der Menschheit, von denen sie lebt. Es ist mir also gar nicht eingefallen, die Bedeutung eines Luther, Goethe, Nietzsche, Bismarck u. s. w. anfechten zu wollen.

In dem Vortrag kam die Frage, wie und wovon wir uns geistig nähren sollen, gar nicht in Betracht. Sie stand gänzlich außerhalb der Erörterung. Denn uns beschäftigte ein andres Problem. Wenigstens mich. Mir handelte es sich, wenn ich von der Unumgänglichkeit Jesu sprach, lediglich um die Frage, wie wir Menschen werden können, oder anders ausgedrückt, wie wir unser ursprüngliches Wesen gewinnen, daß es in unserm Leben zur Herrschaft, in unsrer Entwicklung zur Entfaltung und in jeder Äußerung unsers Selbst zur Offenbarung kommt.

Unter ursprünglichem Wesen verstehe ich aber nicht etwa die unverbildete und unverkümmerte urwüchsige Natürlichkeit und Eigen-

art, nicht das, was wir wirklich sind, etwa im Gegensatz zu dem, was das Leben, die Kultur, die Konvention und die persönliche Verlotterung aus uns gemacht hat. Das ursprüngliche Wesen ist nicht unsere Wirklichkeit, sondern unsere Wahrheit. Es ist der ewige Kern in uns, das, was nicht von dieser Welt ist, was erst dadurch, daß es in uns Gestalt gewinnt, aus Lebewesen Menschen macht. Ich verstehe unter ursprünglichem Wesen die göttliche Idee und Bestimmung jedes Einzelnen, die wie eine ruhende Kraft und Anlage in jedem, der geboren wird, verborgen liegt, und auf ihre Verwirklichung wartet.

Dazu kann uns allein Jesus führen. Denn kein Mensch in der ganzen Welt hat jemals dazu einen Weg gewußt. Alle „schossen sie nur Pfeile der Sehnsucht nach dem jenseitigen Ufer". Aber keiner konnte sich oder andern hinüberhelfen. Nur Jesus. Das war meine Behauptung.

Da handelt es sich also gar nicht um geistige Ernährung, sondern um die Geburt des Menschen als Menschen, nicht um Lebensmittel, mit denen wir uns erhalten, sondern wie wir überhaupt erst einmal das Leben gewinnen, nicht um Anregung und Aufklärung, sondern um das Werden und Wachsen der Wahrheit in uns. Das aber, was wir eigentlich sind und werden können, das eigenartig Einzigartige in uns, von dem wir im besten Falle zunächst nur eine dunkle Empfindung haben, die eine unsagbare Sehnsucht entzündet, erreichen wir niemals dadurch, daß wir uns von den Lebensäußerungen bedeutender Persönlichkeiten nähren, geschweige mästen, sondern nur dadurch, daß wir uns einer gründlichen Regenerationskur unterwerfen, die imstande ist, unser Blut zu erneuen und uns von allen Fremdstoffen zu befreien, unsern inner· Organismus in Ordnung zu bringen und das reine Gebilde unsers Selbst zu schaffen.

Eine solche Regenerationskur, auf deutsch: Wiedergeburt, finden wir nur bei Jesus. Sind wir aber durch sie neu geboren und im eigentlichen Sinne Menschen geworden, dann werden wir nicht auf die geistigen Nährwerte, die wir bei bedeutenden Männern

finden, verzichten, sondern sie in uns aufnehmen, so weit wir sie brauchen. Dann erst werden sie uns auch wirklich zum Leben dienen, und nicht mehr zu allerlei Erkrankungen des Stoffwechsels führen, weil wir dann erst imstande sind, die für uns gedeihlichen Nahrungsmittel mit gesundem Instinkte herauszufinden und wirklich zu verdauen.

Sie spielen dann allerdings eine andre Rolle als vorher. Die meisten suchenden Menschen glauben zunächst, sie könnten mit der geistigen Anregung, die sie in den Schriften großer Männer finden, ihren Hunger nach Leben stillen, der ihnen vielleicht selbst unbewußt nichts andres ist als die Sehnsucht, daß der Mensch der Wahrheit in ihnen werde. Daher der Heißhunger nach literarischer Förderung, daher die Unmasse geistiger Nahrungsmittel, die heutzutage der Buchhandel aus allen Zeiten und Zonen zusammenschleppt und für das Suchen der Zeit auf den Markt wirft. Das ist aber eine Täuschung. Es ist derselbe Irrtum, wie wenn Menschen meinen, durch möglichst viel und gut Essen und Trinken gesund werden zu können. Sie werden nur noch kränker dadurch.

Alle Schätze der Weisheit der ganzen Welt sättigen die Seele nicht, die sich zu regen beginnt. Sie hungert weiter, bis sie das Leben und ihre Wahrheit gewinnt. Deshalb gilt von allen, aber auch wirklich allen Worten und Werken genialer Menschen das Wort Jesu: „Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird nimmer dürsten. Sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm eine Quelle werden, der ewiges Leben entspringt."

Hat also die Seele durch die Neuschöpfung des ganzen Wesens das Leben, was ihr zukommt und eigentümlich ist, gewonnen, dann wird sie den Durst nicht mehr kennen, der sie früher rastlos von einem Brunnen der Weisheit zum andern trieb. Sie wird also nicht mehr Bücher über Bücher verschlingen, als ginge es um ihre Existenz; denn die hat sie gewonnen. Sondern sie wird überlegen nehmen, was sie für die Förderung ihres inneren Wachstums gebrauchen kann.

Mit andern Worten: wir sind dann nicht mehr für unsre Existenz abhängig von Literatur und Kunst. Wir sind selbständig in unserm ursprünglichen Wesen, das eine Kraftquelle für sich ist, und wir leben von unserm Erleben. Unsre Erfahrungen und Beobachtungen, die Ansprüche, die das Leben fortwährend macht, die Eindrücke, die auf uns eindringen, die Ereignissprache, die Gott tagtäglich mit uns redet, sind unsre nächstliegenden Lebensmittel. Sobald wir nicht mehr Lebewesen sind, hören wir auch auf Lesewesen zu sein. Wir kommen vor Leben nur noch im beschränkten Maße zur Unterhaltung mit großen Geistern. Aber zweifellos werden sie uns Anregung und Handreichung zur inneren Verarbeitung unsrer Erlebnisse bieten können. Aber auch hier wieder Jesus mehr als irgend ein anderer, weil er das Leben hatte, was den Durst unsrer Seele stillte, als wir es gewannen.

Der Wille und das Werden.

Wenn Sittlichkeit ein Leben nach sittlichen Grundsätzen ist — die alte Sittlichkeit —, dann ist sie eine Sache des Willens. Wenn sie aber ein Leben aus sittlichen Empfindungen ist — die neue Sittlichkeit —, dann ist sie nicht mehr eine Sache des Wollens, sondern des Könnens; denn unsre Empfindungen haben wir nicht in der Hand. Empfindungen erleben wir; sie springen durch Eindrücke angeregt in uns auf. Sie werden durch Berührungen in uns ausgelöst. Wir können sie nicht mit Willen hervorrufen, wenn die Anlässe sie nicht ganz von selbst in uns wecken. Was wir hervorrufen können, sind Nachempfindungen. Das ist aber etwas ganz anderes als die ursprünglichen Empfindungen, die unmittelbar in uns entspringen.

Ursprüngliche Empfindung ist nach allen Seiten (auf dem Gebiete der Forschung und der Kunst ebenso wie im persönlichen und

sittlichen Leben) eine Fähigkeit, die in uns entstehen muß, wenn wir sie gewinnen wollen. Sie ist also eine Sache des Werdens und nicht des Wollens. Ursprüngliche sittliche Empfindungen setzen daher ein sittlich Werden unsers Wesens voraus. Das ist aber etwas anderes als sittliche Gesinnung. Denn die sittliche Gesinnung ist nur die Herrschaft sittlicher Grundsätze in unserm Bewußtsein und steht immer im Gegensatz zu unsern Instinkten, solange diese nicht mitsamt unserm Wesen sittlich geworden sind. Ist das aber eingetreten, so können wir der sittlichen Grundsätze entraten, weil wir dann in der rechten Weise unmittelbar aus sittlichen Empfindungen leben.

Darum ist die Voraussetzung der Sittlichkeit aus ursprünglichen Empfindungen das Erlebnis der Wiedergeburt, d. h. die Erlösung und Entbindung unsers ursprünglichen Wesens, das lauter ist und wahr empfindet. Ist aber dieses Erlebnis nicht eine Wirkung des Willens, sondern der Gnade, so fragt es sich, ob dabei trotzdem der Wille eine Bedeutung hat und welche. Es ist nämlich eine eigentümliche Erscheinung, daß dieselben Menschen, die emphatisch erklären, daß kein Mensch sich selbst erlösen könne, trotzdem alles vom guten Werk des Willens erwarten und sich damit um das Erlebnis der Erneuerung bringen; ein besonderer Fall des allgemeinen Zustandes im Christentum, daß man theoretisch alles von Gott erwartet, praktisch aber alles aus eigener Kraft zu stande zu bringen sucht.

Andrerseits gibt es Menschen, die von der Notwendigkeit eines neuen Werdens so durchdrungen sind, daß sie meinen, alle Willensanstrengungen nach dieser Richtung hin ausschalten zu können und zu müssen. Deshalb soll einmal Klarheit geschaffen werden über den Willen und das Werden.

* * *

Das wahrhaftige Wesen und die neue Art Leben des Menschen ist durchaus ein neues Werden. Das ist ganz zweifellos.

Es ist nicht etwas, was wir an uns machen, formen, ausbilden können, es ist nicht das Ergebnis einer folgerechten dauernden sittlich-religiösen Arbeit an sich selbst, nicht die Frucht einer Gewöhnung des Lebens nach Vorschriften und Idealen, sondern es ist das Keimen des ursprünglichen Wesens und die Entfaltung seines eigentümlichen Lebens. Das kann gar nicht scharf genug betont werden. Um mit den Ausdrücken der Bergpredigt zu reden, sobald wir etwas machen wollen, wird es die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer. Nur wenn wir von neuem geboren werden, entsteht die neue Schöpfung unsers eigentlichen Wesens, und wir gewinnen die neue Sittlichkeit, die ihm eigentümlich ist. Aber zu dem Neuwerden kommt es nicht ohne ein bestimmtes Verhalten des Menschen, das ihn für die Erlösung und Erneuerung seines Selbst befähigt, d. h. für das schöpferische Wirken Gottes empfänglich macht, und wenn das neue Werden sich entfalten soll, muß es von einem bestimmten Verhalten des Menschen begleitet sein, das ihm kongenial ist, sonst geht es zu grunde. Die innere Umwandlung ist und bleibt ein Vonselbstwerden, ein wachstümlicher Vorgang, aber der hat unerläßliche Vorbedingungen für seine Entstehung und Entwicklung in einem entsprechenden Verhalten des Menschen. Und das ist Sache des Willens.

Das neue Werden im Menschen wird aus einer tiefen inneren Unruhe des Suchens und der Sehnsucht nach Erlösung, nach der Wahrheit des Menschen, nach Erfüllung seiner Bestimmung, oder wie wir es nennen wollen, geboren. Man hat keine bestimmte Vorstellung des Ziels. Man fühlt sich nur unwiderstehlich nach etwas Unsagbarem, Erlösendem, Erfüllendem getrieben, was man nicht kennt. Diese drängende Lebensbewegung ist die Empfänglichkeit für die göttliche Befruchtung, welche eintritt, wenn ein schöpferischer Eindruck, ein lebendiges „Wort Gottes" die Seele trifft. Von dem Lebensanstoß Gottes geht das schöpferische Werden aus. Aber wo nicht die Empfänglichkeit der Sehnsucht, des Suchens und des drängenden Verlangens entgegenkommt, da kann nichts wer-

den, da fällt „der Same des göttlichen Wortes" in das Herz hinein und geht nicht auf.

Wohlgemerkt: nur wenn diese Sehnsucht ursprünglich in uns lebt, sind wir für den schöpferischen Lebensanstoß und das neue Werden empfänglich. Es gibt nämlich auch eine anreflektierte und nachempfundene Sehnsucht, die man mit heißem Bemühen zu ganz respektabler Höhe steigern kann. Man hört oder liest, z. B. in den Grünen Blättern von dieser Sehnsucht und fühlt sich so hinein, daß ein theoretisches Verlangen entsteht. Aber es erwacht keine gährende Unruhe, die unwillkürlich im Innern wühlt. Dann regt der Ruf zu neuem Leben nur an, kraft sittlicher Anstrengung das theoretisch erfaßte Ideal in sich nachzubilden. Aber es schlägt nicht das ursprüngliche Wesen aus, das sich ganz von selbst aus sich heraus, d. h. aus den göttlichen Tiefen entfaltet, in die es Wurzel treibt. Nur wo die Sehnsucht in einem Menschen ursprünglich als eine Lebensbewegung waltet, die er nicht hervorzubringen braucht, ist die Empfänglichkeit für das schöpferische Erleben vorhanden; nur da gibt es wirklich neues Werden als einen objektiven Vorgang im persönlichen Leben des Menschen.

Davon kann sich jeder leicht überzeugen. Wer nichts von einem neuschaffenden Werden in sich spürt, sondern sich auf sittliche Kraftanstrengungen angewiesen sieht, wenn er vorwärts kommen will, wird als entsprechende Erscheinung immer das andere finden, daß er sich immer wieder in die Sehnsucht hineindenken, sich suchend stimmen, sich zu der Vorwärtsbewegung nach dem Ziele aufraffen muß. Wer aber von dem heiligen Feuer der Sehnsucht durchglüht ist, das ihn nicht zur Ruhe kommen läßt und ihm alles verleidet, was andern das Behagen und den Reichtum ihrer Seele ausmacht, wer unter dieser Unruhe leidet, die unabhängig vom Bewußtsein in ihm vorhanden ist, durch jedes Erlebnis neu erregt wird und das ganze Selbstgefühl durchzittert: der wird die Erfahrung machen, daß in ihm ein neues Werden beginnt, sobald seine ursprüngliche Empfänglichkeit von positiven Lebensanstößen befruchtet wird, sei das nun das Evangelium der Menschwerdung oder persön-

liche Erscheinungen der neuen Art Leben. Dann regt sich in ihm das ursprüngliche Wesen, und seine Schöpfung kommt in Gang.

*   *   *

Der Ursprung des neuen Werdens ist also ganz und gar kein Werk des Willens, sondern durchaus „unverdiente Gnade“, ein Erlebnis in uns, für das uns die ursprüngliche Sehnsucht empfänglich macht. Und doch ist der Wille stark dabei beteiligt. Er kann das heilige Feuer nicht entzünden, aber er kann zum Teil für die Vorbedingungen sorgen, aus denen es von selbst aufflammt, wenn ein Lebensfunke zündet, und die Hemmungen beseitigen, die es zu ersticken versuchen.

Wir werden niemals das Geheimnis enthüllen, warum unter scheinbar gleichen inneren und äußeren Voraussetzungen bei dem einen nach einer Beunruhigung des Herzens die Sehnsucht die treibende Kraft des Lebens wird, bei dem andern das Sichgehenlassen und die Gleichgültigkeit wieder die Oberhand gewinnt. Aber entscheidend dafür ist zweifellos in erster Linie, ob einer seinen Willen dafür in die Wagschale wirft und seine ganze Energie dafür einsetzt. Zwei Menschen hören wie aus weiter Ferne noch ganz undeutlich und verschwommen einen Ton wie aus einer andern Welt. Der eine sagt: wie schön und freut sich der wundersamen sehnsüchtigen Stimmung, die ihn erfaßt, und der andere springt auf: da muß ich hin! Als Jesus das Evangelium verkündigte, ließen die einen alles im Stich und zogen ihm nach bis in die Wüste, um des Heils teilhaftig zu werden, die andern aber „gingen hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollust dieses Lebens und erstickten“. Und so ist es auch heute: der eine setzt alles daran und ruht nicht, bis er es erfaßt hat — „ich gehe einfach nicht eher fort, bis ich dahinter gekommen bin“ oder „und wenn ich zwanzig Sommer nach Mainberg kommen sollte, ich muß es haben“ —, der andere trägt das Vernommene angeregt heim, und es wird eine Reliquie, die er nach des Tages Last und Hitze

verehrt. Heute scheitern die meisten, die gern das Leben haben möchten, daran, daß sie weder den Willen noch die Energie es durchzusetzen haben, einmal alles zu lassen, bis sie mit der neuen Lebensbewegung Fühlung gewonnen haben. Sie wollen nicht Jesu in die Wüste nachgehen. Geschäft, Familie, Gesundheitssorge und die Gewohnheiten ihres Lebens halten sie gefangen. Nie erfüllte sich das Wort Jesu so unausgesetzt wie heute: Wie oft habe ich euch zu mir gerufen, aber ihr habt nicht gewollt.

„Die Gewalt anwenden, reißen das Reich Gottes an sich." Der Wille muß der Sehnsucht Luft schaffen, daß sie nicht unter andern Interessen erstickt, der Wille muß sie zur Seele des Lebens machen, indem er mit rücksichtsloser Energie durchgreift: eins ist Not. Der Wille muß die vollständige Wendung und Umwälzung des Lebens durchführen, die das leidenschaftliche Verlangen nach dem Neuen zur Folge hat.

Jesus sagt: wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Die Umkehr ist die Vorbedingung des Kind Werdens. Die Umkehr aber ist Sache des Willens. Gewiß wendet die Sehnsucht von selbst den Sinn, aber der Wille muß die Sinneswendung im Leben durchführen und mit eiserner Energie allen Schwierigkeiten und Rücksichten zum Trotz durchsetzen. Die ganze Art unsers inneren und äußeren Lebens ist verkehrt. Das Kind in uns ist daran zu Grunde gegangen. Das spüren heute viele und möchten wieder Kinder werden. Aber wie können sie es, wenn sie in der landläufigen Art weiter leben! Das muß gewiß von selbst werden, von innen heraus. Aber so lange du nicht entschieden und durchgreifend in diesem Leben umkehrst, daß es knackt und kracht, solange du nicht in deiner Lebensrichtung mit hörbarem Ruck kehrt machst, deine Lebenshaltung umstülpst und unter Aufbietung aller Kräfte gegen den Strom schwimmst, wird niemals das Kind in dir wieder lebendig werden. Man muß zur Einfachheit, Wahrheit, Gradheit, Gesundheit und Natur zurückkehren, wenn man unmittelbar werden will. Man muß die Dinge nehmen wie sie sind, auf alle Aspira-

tionen verzichten, unscheinbar und ganz dem Augenblick leben. Man muß den Theorietrödel aus seinem Innern hinauswerfen, die Gedankensucht sich abgewöhnen und das reflektierte Wesen zertreten. Wenn das nicht geschieht, dann verhilft uns alle unsere Sehnsucht höchstens zu einem affektiert kindlichen Gebahren, aber nicht zu unmittelbarem Wesen. Doch heute macht man sich wohl klar, was solch eine Umkehr für Pharisäer und Schriftgelehrten damals bedeutete, aber daß wir genau so unser ganzes verrenktes und entartetes äußeres und inneres Leben umbrechen und anders einrichten müssen, wenn wir wie Kinder werden wollen, daran denkt niemand.

Zu der Einfalt der innersten Lebensbewegung, die wir Unmittelbarkeit nennen, gehört aber unerläßlich Kraft und Tiefe des Empfindens als Vorbedingung eines neuen Werdens. Je stärker die Wehen, um so leichter ist die Geburt unsers ursprünglichen Wesens. Das oberflächliche und flüchtige Empfinden ist die Ursache der unfruchtbaren Wehen, über die heute so allgemein geklagt wird. Diese Herzschwäche des persönlichen Wesens kann Anlage sein oder Folge unsers Lebens, aber in jedem Falle kann sie nur durch die zähe Energie eines zweckdienlichen Verhaltens gehoben werden. Man vergegenwärtige sich, was sie verursacht und befördert, und was wir in unserm Leben ändern und bekämpfen müssen, um sie zu kurieren, wie ich es eingehend in dem Aufsatz über den Zweifel dargelegt habe,*) dann wird man einsehen, daß es hier einer rastlosen Wachsamkeit und lebendigen Tatkraft des Willens bedarf, um das feine und starke Empfinden wieder zu gewinnen, das man verlor. Wer sich hier mit der Sehnsucht danach begnügen will und auf ein von selbst Werden wartet, der kann warten, bis er schwarz wird. Gerade hier muß alle Energie aufgeboten werden, um alles, was die Empfindung hemmt und trübt und die reine Empfänglichkeit des Erlebens beeinträchtigt, zu beseitigen: die subjektive Befangenheit, das Grübeln und Träumen, die innere Un-

---

*) Hemmungen des Lebens S. 164—183.

ruhe, Zerstreutheit und Oberflächlichkeit, den Geist, der stets verneint und den Zwiespalt in unserm Leben.

Noch viel mehr aber wird der Wille in Anspruch genommen, sobald wir wirklich Jesu nachfolgen wollen, um auf seiner Spur in das Reich des ursprünglichen Wesens einzudringen; negativ und positiv. Jesus sagt: wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und wiederum: wer nicht absagt allem, das er hat, der kann nicht mein Jünger sein. Wie radikal und leidenschaftlich das geschehen muß, kann gar nicht schneidender gesagt werden als mit dem schrecklichen Wort: So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester und dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Dazu gehört eine Energie, die imstande ist, sich von allem loszulösen und sich selbst aufzugeben: ein eiserner Wille und eine zähe, unerschütterliche Tatkraft. Denn es handelt sich ja nicht bloß um einen einmaligen Akt, der schließlich im Affekt gelingt, sondern um eine dauernde Haltung, um eine unausgesetzte kraftvolle Gegenbewegung gegen alle Einflüsse, um ganz unbeeinträchtigt und ununterbrochen die schöpferische Wirkung Jesu in uns und in unserm Leben walten zu lassen.

Was heißt Selbstverleugnung? Ich habe schon wiederholt darüber gesprochen. Aber jeder muß schließlich selbst dahinter kommen. Ich will hier nur das sagen: wir müssen alles, was gegenwärtig unser Leben erfüllt und ausmacht, verleugnen, alles, was in uns lebt und uns belebt, aufgeben, alles, was uns beeinflußt und befriedigt, ausschalten. Ich meine das im vollen, wirklichen und eigentlichen Sinne. Alle unsere Liebhabereien, Gewohnheiten, Eigenheiten, Interessen sollen wir unterdrücken, bis zu den lieben Tagesgepflogenheiten, Besuchen, Stammtisch, Zeitunglesen, Rauchen, gut Essen und Trinken. Wovon wir abhängen, ob es Menschen oder Geschäfte, Güter oder Bestrebungen sind, davon sollen wir uns losreißen, bis unsre Abhängigkeit und Befangenheit darin gebrochen ist. Uns selbst und unser Leben, unser Glück und Behagen, unsere Stellung und Zukunft sollen wir für nichts

achten. Das alles muß geschehen, um ganz frei, beweglich, empfänglich und unbefangen zu werden für das, was Jesus von uns will. Um das aber wirklich in jeder Beziehung, nach allen Seiten und gegenüber dem ganzen Gehalt unsers Lebens durchzusetzen und ohne Schwanken durchzuführen, dazu gehört eine geradezu verzweifelte Entschlossenheit und ein inneres Zusammennehmen, das alle Kräfte in uns zu explosiver Wucht zusammenballt, damit wir alles, was uns gehört und uns selbst in die Luft zu sprengen imstande sind.

Aber das negative Werk des Willens bricht nur die Bahn für die positive Lebensbewegung: tun, was uns Jesus sagt. Ich bitte darüber in dem Aufsatz: Wie finden wir uns selbst?*) nachzulesen. Dann wird man einsehen, daß dazu alle Kraft des Willens gehört, eines Willens, der von der Sehnsucht nach dem neuen Wesen zu glühender Leidenschaft entflammt ist. Da werden nun manche einwenden: das können wir aber doch gar nicht, und andere: das wäre ja ein Nachmachen, ein äußerliches Getue, so lange es nicht ganz von selbst in uns wird und unmittelbar aus uns heraustritt. Und beide haben Recht. Aber das entbindet uns nicht von der Pflicht, mit allen Kräften Jesu Willen zu tun, soweit wir es können. Wir müssen ihm unbedingt gehorchen bis an die äußerste Grenze unsrer Kraft und Leistungsfähigkeit.

Also, wenn du deinen Nächsten noch nicht lieben kannst wie dich selbst, so interessiere dich doch wenigstens für ihn, soweit du irgend kannst. Wenn du deinen Feinden gegenüber noch Abneigung empfindest, so unterdrücke sie doch und suche deine Widersacher zu verstehen. Beschäftige dich innerlich mit ihnen. Dann wirst du wenigstens Mitleid mit ihnen haben, und bald wird sich ein warmes Gefühl für sie von selbst einstellen. Nur darfst du dir dann nicht einbilden, daß das Liebe sei, geschweige das überströmende Leben, das Jesus meint — das ist göttlicher Sonnenschein, dein mitleidiges Wohlwollen ist vorläufig nur ein schwacher mondscheinartiger Ab-

---

*) Siehe 4. Bd. und „Von den Quellen des Lebens".

glanz davon — noch daß du diese wirkliche ursprüngliche Liebe durch deine sittlichen Kraftanstrengungen hervorbringen und herauspressen könntest. Auch der vollkommenste Gehorsam gegenüber dem Willen Jesu kann nur die Quelle erschließen, aber nicht schaffen. Wenn wir ihm nachfolgen, räumen wir Hemmungen hinweg und bohren in die Tiefe. Aber entspringen kann sie nur aus dem lebendig Werden des ursprünglichen Wesens, aus dem Werden und Wachsen der Wahrheit in uns.

Darum ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht. Es ist im Anfang und Fortgang ein unermüdliches leidenschaftliches Ringen, Eindrängen, Gewalt brauchen, sich Einsetzen. Wir müssen mit aller Macht unmittelbar aus unsrer Sehnsucht heraus leben. Je energischer wir aber allen Anforderungen gehorchen und die Aufgaben der Stunde erfüllen, um so mehr wird unsre Sehnsucht geläutert, gestärkt, vertieft. Und je mächtiger sie die Seele unsers Wollens wird, um so kräftiger wird unser Wille, alles zu tun, was not ist, und uns den Weg zu bahnen, den wir gehen müssen. Darum: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Niemand kann sich selbst erlösen. Aber wer sich nicht mit der ganzen Kraft seiner Seele rastlos strebend bemüht, der Stimme der Wahrheit zu gehorchen, der wird niemals erlöst werden. Niemand kann sich selbst von Grund aus umwandeln. Aber wer nicht radikal umkehrt, sich selbst zum Besten des neuen Werdens aufgibt und darnach ringt, zielgemäß zu leben, der wird niemals von neuem geboren werden. Nur die leidenschaftliche Wendung zur Wahrheit, die unerbittliche Verleugnung unsers bisherigen Wesens und Treibens und der unbedingte Gehorsam gegen Jesus ermöglicht es, daß unser ursprüngliches Wesen, das sich unter der weckenden Stimme Gottes regt, keimen kann, und daß wir immer mehr den schöpferischen Bewegungen der göttlichen Lebensmacht aufgeschlossen werden.

* * *

Wenn sich nun aber das ursprüngliche Wesen in uns irgendwie regt, stößt es sofort auf Gegensatz und Widerstand. Denn das neue Werden, das anbricht, und die neue Art Leben, zu der es drängt, geht in einer andern Richtung als das bisherige Wesen und Leben. Es entsteht die Spannung zwischen unsrer Wahrheit und unsrer Wirklichkeit. Und aus der Spannung entbrennt ein Befreiungskampf des treibenden ursprünglichen Wesens gegen das alte Wesen, das es wie ein verfilztes Gewebe unsrer vergangenen Äußerungen und Eindrücke umschließt. In dieser Lage kommt nun alles darauf an, daß das, was wir in uns werden, keimen, drängen, sprossen spüren, in jedem Momente persönliche Tat des Menschen wird, daß wir uns im Leben energisch zu den lebendig gewordenen Trieben der Wahrheit bekennen und ungebrochen leben, was wir ursprünglich empfinden. Hier ist also ein Schauplatz äußerster Entschlossenheit, Geistesgegenwart und handelnder Tatkraft.

Wodurch unterscheidet sich am ersten das persönliche Leben von dem unpersönlichen Vegetieren? Unpersönlich leben wir, wenn wir uns gehen lassen, d. h. uns treiben lassen von der eingesessenen Trägheit, von dem Beharrungsstreben, das in uns herrscht, wenn wir gelebt werden von unsern Neigungen und Gewohnheiten, von den Einflüssen des Herkommens und Übereinkommens, der Rücksicht und des Nachahmungstriebs. Die Widerstandslosigkeit gegen alle andringenden Eindrücke und auftauchenden Reize ist das Kennzeichen der unpersönlichen Lebewesen.

Sobald sich aber unser ursprüngliches Wesen geltend macht, erhebt sich unser Selbst gegen diesen Strom, in dem wir zunächst treiben, und gegen die Mächte, die ihn beherrschen. Darum ist das persönliche Leben, das sich dann regt, Schwimmen gegen den Strom, gegen den bisher gewohnten innern und äußern Gang unsers Daseins. Gegen den Strom kann man aber nicht von selbst schwimmen, sondern nur unter Aufbietung aller Kraft. Der Wille muß alle unsre Muskelkraft zur äußersten Anstrengung sammeln und zum Stoße führen. Sonst reißt uns die Strömung wieder mit fort.

Gewiß hat das neue Wesen eine unwillkürlich lähmende Wirkung auf die Energien des alten Wesens, solange es tätig treibt und sich entfaltet. Aber zunächst ist sie doch nur schwach und gegenüber den Instinkten und Gewohnheiten ohnmächtig, die unausgesetzt durch alle Eindrücke und Reize des Lebens lebendig erhalten werden, wenn nicht das Selbst unter Aufbietung aller Kraft die Antriebe der Wahrheit in uns zum Siege führt. Nur zu leicht kommt nach dem ersten Aufschwung der Hang der Trägheit wieder zum Durchbruch, und die süße Wollust, sich gehen zu lassen, bestrickt, ermüdet und verführt das Selbst zu dem alten Treiben.

Deshalb gibt es sofort, sobald sich im Menschen das ursprüngliche Wesen regt, einen verzweifelten Kampf ums Dasein. Wer kennt nicht die ergreifende Schilderung, die Paulus davon im 7. Kapitel des Römerbriefs (V. 15ff.) gegeben hat, die in dem erschütternden Ruf ausgeht: „Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?" Unser ganzes verdorbenes inneres Wesen mit seinen Verwesungsfermenten erhebt sich gegen das ursprüngliche Leben mit seinen innewohnenden Gesetzen, das in uns angebrochen ist, und sucht unausgesetzt wie mit magischer Gewalt das Selbst wieder in das verlorene Treiben hineinzuziehen.

Das Unwesen, gegen das wir bis aufs Blut kämpfen müssen, finde ich am treffendsten in Schillers bekanntem Wort gekennzeichnet:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Nur müssen wir uns dabei gegenwärtig halten, daß es nicht nur in uns sitzt: in unsern Instinkten und Gedanken, in unsrer Phantasie und Reizsamkeit, in unsrer Lebensweise und Lebensumgebung, sondern in dem gesamten allgemeinen Leben und Verhältnissen der Menschheit und in den darin waltenden Mächten. Wir stehen darin wie in einer Brandung, und alle Wellenschläge, die uns treffen, setzen sich unwillkürlich um in Lebensbewegungen unsers eignen alten Wesens und reißen dann das Selbst nur zu leicht mit fort, wenn es nicht unerschütterlich Widerstand leistet.

Darum heißt es: alle Kraft dran setzen und gegen den Strom! Wer nicht beständig mit ihm kämpft, wird immer wieder in das Gemeine und Verkehrte hineingezogen. In dem Maße aber, als wir wieder hineinkommen, stockt die neue Schöpfung in uns. Der treibende Säftedrang des ursprünglichen Wesens, der aus den Urquellen der Lebensmacht des Alls emporsteigt, tritt zurück. Die Keime und Sprossen des neuen Wesens, die in uns aufbrachen, verwelken. Das alte Wesen gewinnt wieder die Oberhand. Es fällt ein Reif in der Frühlingsnacht.

Dann kommt wieder ein Lebensanstoß. Die Sehnsucht nach dem wahrhaftigen Leben entzündet sich an irgendwelchen Erlebnissen aufs neue. Sofort brechen wieder neue Keime und Sprossen hervor. Und wir fangen wieder an zu kämpfen, bis wir vielleicht wieder erlahmen und erliegen. Daß das vorkommt und vielleicht vorkommen muß, das liegt an der Übermacht des Alten. Aber das darf nicht der dauernde Zustand bleiben. Der Wechsel von Aufschwung und Niederbruch muß zu bleibender und dauernder Entfaltung des neuen Wesens führen. Trotz aller Winterfröste, die noch hereinfallen, es muß doch Frühling werden.

Und das wird es auch. Denn „der in uns ist, ist stärker als der in der Welt ist", und die Kraft der ursprünglichen Empfindungen ist mächtiger als das Reich des Gemeinen und der Trägheit. Aber ohne heißen und zähen Kampf gibt es keinen Sieg.

* * *

Sobald sich aber unser ursprüngliches Wesen in uns rührt, spüren wir seine eigentümlichen Lebensregungen, die durch unser Erleben veranlaßt werden. Es sind feine Empfindungen und leise Antriebe, die wir gegenüber den schlimmen Reizen und Instinkten, die sich vordrängen, wie die Stimme unsers Genius vernehmen, wie wundersame Laute aus einer andern Welt. Da kommt nun alles darauf an, daß wir der Stimme unsers Genius gehorchen und die Impulse unsers ursprünglichen Wesens sofort in persönliches Leben

umsetzen. Dazu bedarf es wieder des Willens, geistesgegenwärtiger Entschlossenheit und lebendiger Tatkraft.

Wir müssen ganz unmittelbar, grade heraus, rücksichtslos und mit ganzer Seele aus diesem ursprünglichen Empfinden leben. Es gibt Menschen des Genießens, die sich nicht losreißen können, den Lauten der Wahrheit in sich zu lauschen, und ihre Melodien sich immer wieder durch den Sinn ziehen lassen, so daß sie sich nicht im Leben auswirken. Sie lassen in Stimmungen ausschwingen, was Gestalt gewinnen soll. Die kommen nicht vorwärts, sondern geraten in ästhetisches Träumen und Sinnieren. Was nicht zur Tat wird, geht zu Grunde. Deshalb müssen wir den Klängen der Wahrheit, die in uns laut werden, mit aller Kraft zum Leben verhelfen.

Vor allem durch persönlichen Widerstand gegen die konträren Empfindungen, die sich auf der Stelle dawider erheben, gegen die Triebe unsrer eingesessenen Widernatur und das Drängen der Mächte, in deren Banne wir waren, und unter deren Einfluß wir trotz aller Lossagung und Loslösung immer noch stehen. Da muß der Wille dem neuen Leben Bahn brechen. Das Selbst muß der Wahrheit die Ehre geben. Unser Lebensdrang muß sich zu den lauteren Empfindungen des ursprünglichen Wesens bekennen, ihnen Geltung verschaffen und sie sich auswirken lassen.

Das ist aber nicht nur ein Kampf um die Oberhand, sondern vor allem ein Ringen darum, daß die Regungen der Wahrheit in unserem Leben Gestalt gewinnen. Denn trotz der bildenden Kraft, die in jeder ursprünglichen Empfindung lebt, geht das nicht von selbst, sondern es kostet Mühe und Arbeit wie überall, wo im menschlichen Leben etwas gestaltet werden soll, wie überall wo etwas geboren werden soll. Die unmittelbar wirkende Lebenskraft und die bewußte Energie muß zusammenwirken, um zu schaffen, was die innere Stimme ins Leben ruft.

Das ist ein Ringen, wie es jeder Künstler kennt, der von einer schöpferischen Idee erfaßt mit dem Ausdruck ringt, der, was er innerlich erschaute, so vollkommen wie möglich zu gestalten sucht.

Die Ideen, die Einfälle, die Bilder fliegen dem Künstler zu. Aber die Darstellung ist immer nur eine Frucht der Energie, die nicht nur den Eindruck lebendig erhält, sondern erst seine ganze schöpferische Kraft erschließt und ihn zur Erscheinung in einem lebendigen Gebilde zwingt. Skizzieren ist keine Kunst, sondern Ausführen, Vollenden.

Genau so ist es im Leben. Du fühlst dich zu etwas getrieben: sofort erhebt sich die Frage: wie läßt sich das machen, wie kann ich das durchführen? Wer da stockt und erlahmt, der lähmt das neue Werden. Jede ursprüngliche Empfindung ist eine Empfängnis und die Frucht muß ausgetragen werden. Die ganze persönliche Kraft wird dadurch in Anspruch genommen. Jeder Antrieb der Wahrheit ist ein Problem, das wir lösen, eine Aufgabe, die wir mit Aufbietung aller Kraft erfüllen müssen. Was dazu gehört, kann sich jeder selbst sagen: nicht weniger als alles, was wir an Geistes- und Gemütskräften haben. Wobei nicht zu vergessen ist, daß die eigentliche schöpferische Keimkraft immer nur aus der ursprünglichen Empfindung dessen, was werden soll, selbst stammt, also: aus der Wahrheit, die sich regt, aus dem ursprünglichen Wesen, aus dem Geiste Gottes.

Kann sich das neue Werden nicht in unserm Leben auswirken und Gestalt gewinnen, so tritt es zurück. Genau so wie in der Natur: der Sproß, der sich nicht entfalten kann, verkümmert, der Säftedrang stockt daselbst. Dagegen steigert jede Entfaltung die Lebenskraft und regt den Stoffwechsel an. Denn genau in dem Maße, in dem wir auswirken und schöpferisch gestalten, treiben wir Wurzeln in die Tiefe. Je stärker das ursprüngliche Wesen in unserm Leben zur Geltung kommt, um so lebendiger wird es sich in uns entfalten. Je treuer wir der Wahrheit gehorchen, um so klarer werden wir ihre Stimme vernehmen.

Endlich müssen wir dem Werden der Wahrheit in uns Raum schaffen durch ein Verhalten, das ihr entspricht. Mit einem Wort: wir müssen unser Leben in dem Kurs nach unserm Ziel steuern und uns gegen alles wehren, was uns davon abbringen will. Die

Direktiven dafür finden wir zur Genüge in den Worten Jesu. Aber dazu gehört wieder der Wille, der es sich nicht nur vornimmt, sondern auch durchsetzt.

Ringe z. B. darnach, immer und überall aus dem Ja zu leben Richte dich innerlich ganz darauf. Dadurch fördern wir das schöpferische Werden, weil wir das hemmende Neinwesen zurückdrängen. Ferner, gib dir das Gelübde, alles was du genießest und tust, nach seinem Lebenswert zu fragen und nur das zu tun, was wirklich Lebenswert hat. Gib dir das Gelübde und halte es durch, koste es was es wolle. Dann wirst du etwas von inneren Lösungen und Aufspringen von Quellen in dir erleben. Solche Direktiven gibt es aber noch viele. Suchet, so werdet ihr finden.

Oder du weißt, wie es werden muß, aber du kannst es noch nicht, weil es noch nicht aus dir quillt: dann lebe mit aller Kraft so, wie es der Richtung des Ziels entspricht. Du kannst noch nicht Menschen lieben, dir dir unsympathisch sind: gut, dann wende dich wenigstens nicht ab, sondern suche, forsche, horche, fühle, wenn du mit ihnen zusammen bist. Zur Liebe kann sich niemand zwingen, sondern nur zur Heuchelei, aber die Liebe wird eher aufwachen, wenn wir uns den Menschen zuwenden, als wenn wir ihnen den Rücken kehren.

Es gehört schließlich alles hierher, was ich so eingehend im 2. Band der Blätter in der Aufsatzreihe Persönliches Leben unter dem Titel die Grundsätze der Selbsterhaltung und Selbstgestaltung geschildert habe. Da ist ganz genau beschrieben, was von uns aus geschehen muß und kann, damit dem neuen Werden in uns und in unserm Leben Luft geschafft wird. Namentlich die Forderungen: sei wahr, fest und frei, die dort bis in alle Zweige des Lebens verfolgt werden, sind Sache des Willens und einer unermüdlich ringenden Tatkraft.

So muß also der Wille über dem Werden wachen und alles ihm untertänig machen. Sonst wird nichts. Wer hat aber von vornherein die Wachsamkeit, Nüchternheit, Gewandtheit und Geistesgegenwart, die Schlagkraft des Entschlusses und die Wucht der per-

sönlichen Bewegung, die dazu gehört? Niemand. Diese Tugenden schafft erst der Kampf und stählt sie. Darum wird es oft lange Zeiten immer wieder vorkommen, daß der Mensch erschlafft, und das neue Werden stockt, weil der Wille erlahmt oder nicht die Muskelkraft besitzt, um durchzuführen, was geschehen muß. Das ist natürlich ein Unglück, aber wir brauchen es nicht so tragisch zu nehmen, wie es in der Kirche zuweilen angesehen worden ist, wenn man meinte, daß der Mensch damit aus der Gnade falle, die Fühlung mit Gott verliere, das neue Leben ersterbe, und man erst wieder aufs neue ins Leben gerufen werden müsse. Davon kann gar keine Rede sein.

Wo überhaupt das ursprüngliche Wesen einmal lebendig geworden ist und ausgeschlagen hat, kann es nie wieder ganz zurückgehen. Es kann wohl verkümmern, aber wenn die Lebensanstöße wieder kommen, schlägt es immer wieder aus. Und die kommen immer wieder. Denn kein Mensch fällt aus der Gnade Gottes heraus, sondern unser Vater im Himmel läßt jeden Tag wieder seine Sonne, die schöpferische Strahlenflut seiner Lebenswellen, aufgehen über Böse und Gute. Dann regen sich immer wieder unermüdlich die Sprossen des ursprünglichen Lebens, so oft sie auch wieder welken, erfrieren oder zertreten werden. Aber keiner, der die Sehnsucht kennt, wird sich dabei beruhigen, daß die Wahrheit in ihm nicht tot zu kriegen ist, wenn sich einmal die Keimkräfte seines ursprünglichen Wesens regten, sondern leidenschaftlich danach verlangen, ein neuer Mensch zu werden, durch und durch, ganz und gar, nach allen Seiten. Ewig auf dem alten Flecke zu bleiben ist für einen lebendigen Menschen die unerträglichste Lage, die es gibt. Darum werden wir uns immer wieder aufraffen und mit aller Kraft schaffen, was dem Leben in uns dient.

Aber andrerseits wollen wir uns nie durch Rückfälle und Niederbrüche entmutigen lassen. Alles Straucheln und Erliegen, alle Schwächeanfälle und Überrumpelungen sollen nur unsre Sehnsucht steigern. Bei den meisten Menschen gewinnt sie erst durch die Enttäuschungen an sich selbst ihre ganze Reinheit und Kraft.

Wir wollen immer wieder aufspringen, wenn wir gefallen sind, und uns zusammennehmen, wenn wir das Notwendige unterließen, und mit neuem Ansturm vorwärts dringen, bis unsre persönliche Muskelkraft stahlhart wird, bis unsre Gewandtheit und Energie keine Schlaffheit mehr kennt, bis unser Wille Werk wird.

* * *

Unter dieser Spannung des Suchens und der Sehnsucht, unter den kraftvollen Stößen gegen den Strom der Gewohnheit und des Gemeinen, unter dem unermüdlichen Ringen, die empfundene Wahrheit in unserm Leben zum Ausdruck zu bringen und dem neuen Leben durch gedeihliches Verhalten Bahn zu brechen, wächst das neue Werden in uns ganz von selbst. Wir bringen es nicht dadurch hervor, sondern wir unterstützen es nur und schaffen die günstigen Bedingungen für das, was von selbst werden muß, weil es etwas ganz ursprüngliches ist. All unser Tun ist Fürsorge, aber nicht Bewirken. Sobald die Arbeit an uns selbst das neue Wesen hervorbringen will, wird es keine neue Schöpfung, sondern ein elendes Gemächte aus altem Wesen. Und dieses Machwerk bahnt nicht das Neue an, sondern tötet seine Keime.

Hier gilt das Wort Jesu: „Vor allen Dingen hütet euch vor dem Sauerteig der Schriftgelehrten und Pharisäer, welches ist die Heuchelei", d. h. das äußerliche Wesen, das mit sittlicher Kraftanstrengung im Verhalten nachmachen will, was nur ganz ursprünglich von innen heraus werden kann. Deshalb wird auch Luther für alle Zeiten gegen jüdisch-römische Gerechtigkeit recht behalten, daß das neue Wesen ganz allein aus Glauben, d. h. aus ursprünglicher Empfindung entspringt, und niemals durch gute Werke gebaut werden kann.

Früchte kann man nicht machen, sondern muß sie reifen lassen. Das gilt aber von allen Stadien des Wachstums und der Entfaltung. Doch muß man innerlich ganz mit Sehnsucht und Sammlung dabei sein, mit Willen sich und sein ganzes Dasein dafür zur

Verfügung stellen und mit glühender Energie alles tun, was das neue Wesen fördern kann. Aber dann heißt es alles werden lassen und warten, was wird, statt sich vorzustellen, was werden soll, und es nachzumachen. Deshalb sind die am besten daran, die ohne Theorie und Ideal von dem Neuen auf die Erfüllung ihrer Sehnsucht harren.

Selbst die Erlösung von dem alten Wesen ist nicht ein Werk unsers Kampfes dagegen, denn kein Mensch kann sich selbst erlösen, sondern ein unwillkürliches Freiwerden durch die Übermacht des ursprünglichen Wesens, das in uns wird. Aber andrerseits würde sich das Neue in uns nie zu dieser Übermacht entfalten können, wenn wir nicht von Anfang an allen Einflüssen des alten Wesens in uns hartnäckig Widerstand leisteten und seine Herrschaft zu brechen suchten. Im Schutze des Widerstands gegen die Unwahrheit erstarkt die Wahrheit in uns.

So werden wir, wenn die Regungen des neuen Wesens in uns zur Geltung kommen, unausgesetzt im heißesten Kampfe mit den Mächten stehen, in deren Abhängigkeit wir uns befinden, sei es Gewohnheit oder Konvention, Ehrgeiz oder Habgier, Hoffahrt oder Wollust. Aber dadurch werden wir nicht von ihnen frei, sondern durch den inneren Widerstand schaffen wir nur der Entfaltung des ursprünglichen Wesens in uns Luft und Raum. Gerade die Energie unsers Kampfes ist ein Zeichen, wie abhängig wir noch sind, auch wenn sie uns immer zum Siege führt. Denn wer von einer Abhängigkeit frei ist, braucht sich nicht mehr dagegen zu wehren. Entwickelt sich aber das neue Wesen in uns und wandelt es unsern inneren Menschen, dann erleben wir es oft zu unsrer Überraschung, daß der Kampf nachläßt, weil die Anfechtungen verschwinden, und an Stelle der Notwehr gegen das Gemeine eine positive Erfüllung der Wahrheit tritt, die uns ganz darüber erhebt.

Unser Kampf mit dem Ehrgeiz bringt es vielleicht so weit, daß wir über uns selbst erröten, wenn wir uns nur dabei ertappen, wieder auf Anerkennung aus zu sein. Aber die Erlösung vom Ehrgeiz besteht in einer ganz impulsiven Neigung zur Unschein-

barkeit und Verborgenheit. Unser Widerstand gegen den Wiedervergeltungstrieb führt uns vielleicht zu einer gelassenen Geduld, die sich zurückhalten und sich alles ruhig gefallen lassen kann. Aber aus dem neuen Wesen entspringt Erbarmen und Liebe zu allen unsern Widersachern. Das Ringen mit der Habgier macht uns vielleicht freigebig bis zur Verschwendung. Aber wenn das in uns erstarkt, was nicht von dieser Welt ist, stehen wir vollständig darüber, so daß wir Geld und Gut unbefangen gebrauchen können. Und so ist es überall. Erst „die Wahrheit wird euch frei machen", wenn sie in euch Gestalt gewinnt.

Aber dieses neue Werden wächst im Verborgenen. Schon deswegen können wir nicht direkt mit Hand anlegen. Aber auch seine Keime und Sprossen dürfen wir nicht aufblättern oder künstlich gestalten wollen, sondern seine Regungen müssen im innersten Fürsichleben unberührt zur Reife ausgetragen werden. Ich brauche in dieser Beziehung nur auf das hinzuweisen, was in der „Bergpredigt" (3. Teil des 4. Kap.) eingehend geschildert ist. Aber ebensowenig können wir aus demselben Grunde den Fortschritt des inneren Lebensprozesses immer verfolgen und kontrollieren. Jedenfalls ist unser Bewußtsein davon kein Gradmesser dafür.

Das Werden offenbart sich uns in seinen Auswirkungen, in der Kraft und Klarheit der Empfindungen des ursprünglichen Wesens. Aber wenn sich zu Zeiten kein Fortschritt zeigt, so ist das noch lange kein Zeichen dafür, daß das neue Werden stockt, sondern es wächst vielleicht um so mächtiger im Verborgenen. Es bereiten sich neue Fortschritte vor. Es bilden sich neue Sprossen und Fruchtknospen. Auch das neue Werden hat seine Jahreszeiten, und ohne Winter gäbe es keinen Frühling. Ebensowenig wie die Lebensbewegung der Pflanzen im Winter ruht, ebensowenig steht unser neues Werden in Zeiten der Dürre und Abgespanntheit, der Ohnmacht und Mutlosigkeit still, sondern es sammelt sich nur, indem es scheinbar zurückgeht, zu neuem Aufschwung. Wie oft werden wir nach Zeiten der Niedergeschlagenheit, wo wir meinten es ginge rückwärts, ganz unvermutet von Fortschritten überrascht,

von denen wir nichts ahnten! Es wurde wieder Frühling, und auf den Frühling folgte der Sommer.

Darum muß sich unsre Sehnsucht mit der Geduld vermählen, damit wir in Zeiten, wo wir nichts merken, doch den Kurs festhalten und warten können. Sonst erschüttert die Unruhe der Ungeduld die tiefe Gelassenheit der Seele, in der die Säfte ewigen Lebens emporsteigen und die befruchtenden Lebenseindrücke sammeln. Nur wenn der Ebbe keine Flut folgt, sondern wenn es immer Ebbe bleibt, dann ist es schlimm. Dann sieh zu, wodurch das neue Werden unterbunden ist, und sammle die Elektrizität deiner Willenskräfte zu einem reinigenden Gewitter.

Aber durch den Wechsel der Jahreszeiten in unsrer inneren Entwicklung wird der Wille nicht entlastet. Er muß zu allen Zeiten immer auf der Wacht sein und seine Tatkraft entfalten. In allen Stadien des Werdens hat er seine unerläßlichen Aufgaben zu erfüllen. Keine Reife des ursprünglichen Wesens bringt es mit sich, daß alles unwillkürlich von selbst, spielend und leicht vorwärts geht. Das Ringen hört nie auf. Gewiß ist das innere Werden immer ein von selbst Werden und wachstümliches sich Entfalten, im Anfang wie im Fortgang. Aber alles, was wir tun müssen, um es zu schützen, zu fördern und auszuwirken, ist immer eine gewaltige Anstrengung und bleibt es. Mensch sein heißt Kämpfer sein, und Mensch werden heißt immer mehr Kämpfer werden.

Das Ringen unter Anspannung aller Kraft hört nie auf. Aber was uns heute schwer ist, wird uns morgen leicht sein. Denn durch Übung und Anstrengung wächst unsre Muskelkraft. Was wir anfänglich kaum fertig brachten, gegen den Strom zu schwimmen, wird uns Lust und Leidenschaft werden. Aber wenn uns etwas leicht und spielend gewinnt, wird es schon andere Aufgaben wieder für uns geben, die wieder schwer werden. In dem Maße als wir sie lebendig und tatkräftig anpacken und durchführen, werden sie uns bald immer leichter werden. Die Früchte des neuen Werdens aber fallen uns in den Schoß. Die unmittel-

baren Äußerungen der werdenden Wahrheit, die lautern Empfindungen und Triebe des ursprünglichen Wesens sind quellendes Leben, und wir werden immer den Eindruck haben, daß sie Gnade sind, die über uns kommt wie ein Geschenk, die uns überrascht, beseligt, erhebt.



Das Geheimnis der Lebensfreude.

Wenig Menschen kennen die Lebensfreude, die echte, reine, ursprünglich quellende Lebenslust. Aber alle haben eine Ahnung davon und sehnen sich danach, auch wenn sie sich noch niemals von Herzen freuen konnten. Ist es die noch nicht ganz verklungene Erinnerung an das verlorene Paradies unsrer Kindheit, oder ist es die dunkle Kunde von einem verborgenen Paradies, das wir vergeblich suchen, oder ist es der Frührotschein einer herrlichen Zukunft, der wir warten und entgegengehen? Ich glaube an ein verborgenes Paradies, das überall ist, wo wir selbst sind. Aber wenige sind es, die es finden, weil ihnen nicht die Augen dafür aufgehen. Wir aber, die es fanden, wollen davon zeugen, daß es unter uns ist. Denn dieses Paradies muß die Zukunft der Menschheit werden.

Was ist Lebensfreude? Es sind die Schwingungen der Lebensbewegung in uns, der Lebenskraft und des Lebensdranges, die uns durchdringen und unser Bewußtsein wie eine Lichtflut erfüllen. Lebensfreude ist also die ganz ursprüngliche und unmittelbare Empfindung des Lebens, das in uns pulsiert, die Strahlen des Lebensgefühls, die unsre Seele erleuchten. Sie ist die elementarste Selbstempfindung, denn sie strömt von unserm Sein und Wesen als solchem aus.

Darum wird sie zunächst auch gar nicht bewußt, sondern ganz unmittelbar empfunden wie ein Leuchten, das in uns strahlt, wie

ein Brausen des Lebens, das uns durchzieht, wie ein Klingen und Singen im tiefen Brunnen der Seele. Wir atmen berauscht und entzückt im Sonnenschein der Lebensfreude die wundervolle Luft unsers Daseins, ohne uns bewußt zu sein, daß es die Ausstrahlungen unsers glühenden Lebens sind, die wir empfinden, die uns die Luft zum Labsal macht.

Aber nicht jede Selbstempfindung strahlt Freude aus. Nur das Leben mit kräftigem Pulsschlag, lebhafter Bewegung, starkem Säftedrang, hoher Spannung, innerlichem Tiefgang und lebendiger Empfindung. Das blutarme, schwächliche, schlaffe, schleichende, oberflächliche und stumpfe Wesen, das unter Schwächezuständen und Verdruß, unter Hemmungen und Befangenheiten seine Tage fristet, löst sich in Unlust aus. Das kann wohl freudig erregt werden, wenn es unter Eindrücken, die es angenehm berühren, sich selbst vergißt. Aber sobald es sich selbst wieder empfindet, ist die Lust dahin, und die Niedergeschlagenheit, der Überdruß und die Lebensmüdigkeit breiten sich aus. Niemand, der am Leben in sich leidet, kann sich seines Lebens freuen. Die Freude, die aus den Rinnsalen erfreulicher Anlässe zusammenfließt, ist keine Lebensfreude und versiegt bald, wenn der Zufluß aufhört. Nur die Lust, die unerschöpflich aus unsrer inneren Lebensbewegung quillt, hört nie auf.

Die echte Lebensfreude hat keinen Grund und Anlaß. Denn sie ist die Wärme, die unser Wesen, das Licht, das unser Leben, der Duft, den unser Selbst ausströmt. Sie hängt an sich nicht von unsern Verhältnissen und Erlebnissen ab, so sehr sie dadurch gesteigert und gehemmt werden kann. Im Grunde ist sie überlegen über alles, was uns passiert. Denn sie entspringt aus unserm Wesen und seiner Lebenstätigkeit. Sobald das gesund und in Ordnung ist, dann ist sie da. Und je stärker das Leben, je kräftiger das Wesen ist, um so mächtiger wird die Lebensfreude in uns walten.

Jede Steigerung des Lebens erhöht die Lebensfreude, jede Schwächung dämpft sie. Darum werden alle Lagen und Erlebnisse, welche die innere Spannung und Lebenskraft erhöhen, die

Empfindungsfähigkeit steigern und die Lebensvollmacht fördern, die Lebensfreude auslösen und aufflammen lassen, während alles, was uns zersplittert, verflacht, entnervt, abspannt und innerlich schwächt, sie dämpft und erstickt. Das sind aber nicht auf der einen Seite die angenehmen und auf der andern die unangenehmen Verhältnisse und Erlebnisse. Im Gegenteil. Die guten Tage und die glänzenden Verhältnisse können die Lebensfreude auslöschen, wenn sie das innere Leben ruinieren, und die dunkeln Stunden und schweren Erlebnisse können die Lebensfreude entzünden oder zu gewaltiger Glut anfachen, wenn sie das Leben wecken oder mächtig steigern.

Furchtbare Schicksalsschläge und übermächtige Aufgaben drängen die Lebensfreude nur scheinbar zurück, wenn sie vorhanden ist. Sie verschwindet nicht, wenn wir sie auch eine Zeit lang nicht bewußt spüren, sondern nur eine fast schmerzhafte Spannung aller unsrer Kräfte und Lebensgeister empfinden. Sobald aber unser innerer Mensch den Druck durch Gegendruck überwindet, und das Selbst die Oberhand gewinnt, ist auch die Lebensfreude wieder da und breitet ihren Sonnenschein auch über Gräber und Trümmerfelder aus.

Darum stört auch das tiefe Unbefriedigtsein der Seele, das den Werdedrang in uns hervorruft und uns zum Suchen treibt, nur die Freude, die ihre Quellen außer uns, in unsern Leistungen und Gütern, in Erlebnissen und Verhältnissen hat. Aber die echte Lebenslust, die aus unserm Leben als solchem quillt, wird durch die Sehnsucht nur erhöht. Es sind ja die Wehen eines höheren Lebens, die wir spüren. Nur wo die Sehnsucht unfruchtbar bleibt und bloß zehrt, schwindet die Lebensfreude dahin.

* * *

Was das Wachstum und die Blüte unsers Wesens fördert und die Kraft, die Lebhaftigkeit und die Fülle unsers persönlichen Lebens steigert, verbreitet Lebensfreude in uns. Was nur unser Lebensgefühl erhöht, ohne Lebenskraft und Lebensfreude zu ver-

mehren, ruft nur eine wertlose und vergängliche freudige Stimmung in uns hervor, die keine Lebensfreude ist. Denn es ist kein Leuchten unsers Wesens und Lebens, sondern nur ein Phosphoreszieren unsers Bewußtseins.

Nicht nur der Wein erfreut in dieser Weise des Menschen Herz, sondern es gehören alle materiellen und geistigen Genüsse hierher, welche direkt auf die Gemütsstimmung wirken, aber das Leben in uns nicht heben, sondern oft sogar hemmen und herabsetzen. Aber es sind keineswegs bloß Genüsse, die nur das Lebensgefühl erregen ohne das Leben zu erhöhen, sondern es gehört noch alles mögliche hierher, z. B. der Erfolg als solcher, das Ansehen, das man genießt, und alle Ehrungen, die öffentliche Anerkennung, die man für sein Wirken findet, Lob und Auszeichnung, Verkehr mit berühmten und hochstehenden Menschen, sich unersetzlich fühlen und vieles andere. Alles das erhöht nur das Lebensgefühl, aber schwächt das Leben und spannt es ab. Deshalb verbleichen auch diese Freuden wie alle Stimmungen, während die Lebensfreude eine seelische Schwingung ist, welche bleibt und sich auswirkt, auch wenn wir nichts erfreuliches um uns haben.

Es gibt also nur eine wirkliche Quelle echter Lebensfreude, das kreisende, treibende und sich auswirkende innere Leben unsers Wesens, aber viele Quelladern, von denen sie gespeist wird. Das sind alle die Eindrücke und Erlebnisse, welche diese Lebenstätigkeit anregen und stärken. An ihnen kommt uns darum auch die in uns schwingende Lebensfreude zum Bewußtsein; denn von ihnen wird sie ausgelöst. Sie geben der Lebensfreude ihren gegenständlichen Gehalt. Was unser Leben anregt, des freuen wir uns.

Vor allem ist das die Empfindung unsrer selbst und unsers Seins, das Atmen des Lebens. Darum freuen wir uns vor allen Dingen unsers Daseins. Merkwürdig, wie wenig Menschen das kennen, und doch ist das die primärste Lebensfreude: dieses immer wieder Überschauertwerden von der Wonne des Daseins, dieses Erfülltsein davon, was das für ein erstaunliches, unausdenkbares Wunder ist, daß wir existieren, *bewußt* existieren, in dieser wunder-

vollen Welt, daß wir uns selbst spüren und fortwährend eine Welt erleben, daß es so etwas gibt wie wir, Wesen, die imstande sind, alles förmlich in sich aufzusaugen und wieder auszuströmen in Leben!

Ich kann das nur andeuten, aber nicht beschreiben. Wer diese Lust des Lebens, diese Empfindung nicht kennt: solange man lebt, ist die Welt aller Freude voll, solange ist noch die blühende goldene Zeit, sind noch die Tage der Rosen, dem kann ich nicht helfen. Tatsache aber ist es, daß es Menschen gibt, die so empfinden, von dieser Empfindung getragen werden und getragen worden sind durch die dunkelsten Täler des Daseins.

Aus dieser Lustempfindung des Lebens, d. h. einfach aus dem Leben und Erleben als solchem heraus, strömt dann das Überquellen der Freude, der Enthusiasmus des Lebens, was Nietzsche die dionysische Freude nennt. Er hat recht, wenn er sagt, daß diese Freude nicht durch die Tragik unsers Daseins niedergedrückt und ausgelöscht werden könne. Vielmehr entspringt unter der Tragik unsers Daseins der tragische Enthusiasmus, der uns schließlich über alles erhebt, was uns geschehen kann.

Diese Lust da zu sein und zu leben ist die ursprünglichste Lebensfreude, die eigentlich zu jedem gesunden Menschen gehört.

Dann quillt die Lebensfreude weiter aus unserm tätigen Leben, aus jeder Leistung unsers Lebens. Wenn wir am Abend unser Tagewerk hinter uns haben, wenn wir etwas geleistet haben, löst sich unser Lebensgefühl aus in Lebensfreude. Aber im Grunde lebte sie in uns schon den ganzen Tag, sie kam uns nur nicht so zum Bewußtsein, weil unsre Empfindung ganz von der Arbeit in Anspruch genommen war. Vergleichen wir Tage, wo wir nichts getan haben, und Tage, wo wir etwas von der Stelle brachten, dann finden wir, daß wir nach schwerem Tagewerk am Abend voller Freude waren.

Das gilt aber nicht bloß von der äußeren Arbeit des Berufs, von dem, was wir schaffen, es gilt auch von dem Werke unsers Lebens. Alles persönliche Leben und Vollbringen löst Freude in uns aus. Denn alles Vollbringen ist eine Lebensäußerung unsers

Selbst, des tiefsten Wesens in uns. Jede derartige Offenbarung und Auslösung des Selbst erfüllt uns mit Schwingungen der Lebenslust. Je stärker die Auslösung des Selbst ist, um so stärker ist die Lebensfreude. Es ist dann gleichgültig, ob wir den Tag verbracht haben etwas Großes zu vollbringen oder mit einem Menschen zusammen gewesen sind, dem wir kraft dessen, was wir sind, etwas Außerordentliches waren. Die Lebensfreude ist genau dieselbe.

Ist sie echt, dann quillt sie aber nicht aus der Erhöhung des Selbstgefühls, welche die Genugtuung über unsre Leistung, die Selbstbefriedigung und Selbstverherrlichung unsers Bewußtseins mit sich bringt, d. h. aus der unkeuschen Selbstbefriedigung des gemeinen egoistischen Instinkts, sondern ganz unmittelbar aus der Lebenstätigkeit als solcher. Die ist es, welche die Lebensfreude hervorbringt, ebenso wie die Sonne, indem sie glüht, ihren Schein wirft. Der Glanz unsers Lebens, der Duft unsrer Blüte, der von uns ausgeht, das ist unsre Lebensfreude.

Aber das ganze Leben, die ganze Welt ist voll Quelladern der Freude. Denn alles regt uns an, alles hat Lebenswert für uns, wenn wir es recht aufnehmen und uns gehörig dazu stellen. Überall, wohin wir sehen, ist Licht, und was uns entgegenleuchtet, ob es das Grün eines Blattes oder das Blau des Himmels ist, strahlt Freude in unser Herz hinein. Wer kann nur vors Haus gehen und etwa einen Grasfleck sehen mit seinen Halmen, Blumen und Sträuchern, und es dann fertig bringen, sich nicht zu freuen! Das Größte und das Kleinste in der Welt ist aller Freuden voll. Und alles, was wir erleben, das Schöne und das Schlimme setzt sich in Lebensenergie um und erhöht die Lebenslust. Nur wer blind und stumpf dafür ist, erlebt es nicht wirklich und erfreut sich nicht daran.

Vor allen Dingen die Menschen! Es gibt nichts Herrlicheres in der Welt als die Menschen. Was sind alle Schönheiten der Natur und der Kunst, alle Tiefblicke der Wissenschaft und Schöpfungen der Kultur gegenüber dem Menschen! Sobald wir nur mit Menschen

zusammen kommen, werden wir überströmt wie mit einer Lebensflut. Wenn das nicht eintritt, so ist das nur ein Beweis, daß wir keine innere Fühlung mit ihnen gewinnen. Dann reibt und stößt, verletzt und verwundet man sich und läßt sich kalt. Aber sobald der lebendige Kontakt eintritt, und der Funke des ursprünglichen gegenseitigen einander Empfindens von Auge zu Auge blitzt, sobald ein Wesen dem andern sich erschließt und entgegenströmt, dann löst sich die Gemeinschaft in überquellende Lebensfreude aus. Denn nichts steigert so die Kraft, die Lebhaftigkeit und die Fülle unsers inneren Lebens, als wenn sich Menschen einander unmittelbar geben. Dann ist alles Anstößige, Äußerliche, Kleinliche keine Hemmung mehr. Es liegt wirklich nur an unsrer Trägheit, Oberflächlichkeit, Stumpfheit und Unnatürlichkeit, wenn wir so wenig von den Menschen haben und so wenig Freude an ihnen empfinden. Was soll ich aber sagen von der Liebe, nicht bloß von der zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern Freunden, nein auch von jeder Liebe der Menschen untereinander! Sind das nicht unerschöpfliche Quellen der Lebensfreude!

Und nun erst das Leben! Ich höre so viele Menschen voller Enthusiasmus von dem Meer reden oder von ihren Hochtouren im Gebirge, und ich stimme ihnen 'gerne bei. Aber wo finden wir solche Stürme und Fluten wie im Leben? Wo gibt es solch gefährliche, anstrengende und genußreiche Hochtouren wie im Leben. Da gibt es Erlebnisse und Aufgaben für jeden von uns, wo wir auch stehen, die tausendmal schwieriger sind als alle Hochtouren und tausendmal mehr imstande sind uns scheinbar ohnmächtig hin und her zu werfen als irgendwelche Stürme auf dem Meer. Vielmehr noch als Seefahrt und Bergsteigen ist das Leben die Schule persönlicher Tatkraft. Je stärker, gewandter, überlegener wir aber durch das Ringen mit dem Leben werden, je mehr es unsre innere Lebenstätigkeit steigert und entfaltet, um so mehr werden wir erfüllt mit Lebensfreude.

Wer natürlich von jeder Welle wie ein armseliges Gestell ans Ufer geworfen wird, daß er zusammenbricht, wer keinen

Schritt nach der Höhe tun kann ohne vor Schwindelanfällen das heulende Elend zu kriegen, der trägt nicht Lebensfreude, sondern Niedergeschlagenheit davon. Aber das liegt nur an dem Menschen. Man muß leben können, wenn man sich des Lebens freuen will.

* * *

Die Lebenfreude ist die ganz ursprüngliche Empfindung des Lebens, das in uns pulsiert. Alles, was dieses Leben anregt, erhöht und entfaltet, löst Freude aus. So strahlt sie von der starken Bewegung des Lebens aus. Aber indem sie ausstrahlt und unser Bewußtsein erfüllt, belebt, beschwingt, hebt und fördert sie in ihrer Rückwirkung und Auswirkung wieder unser Wesen und Leben in ganz wunderbarer Weise. Das ist der Kreislauf zwischen bewußtem und unmittelbarem Leben.

Die Lebensfreude hat in unserm Leben genau dieselbe Bedeutung wie der Sonnenschein in der Natur. Ohne sie liegt alles im Dunkel, im Schatten, im eintönigen Grau. Ohne sie ist uns alles fremd, kalt, farblos, leblos, öde, gleichgültig, und wie vieles nehmen wir überhaupt gar nicht wahr! Erst die Lebensfreude taucht alles in Licht und Leben und gibt ihm den persönlichen Glanz und Wert für uns. Denn ihre schwingende Empfindung allein verspürt die Lichtstrahlen und Lebenswellen, die von allem, was existiert und von uns erlebt wird, auf uns einströmen. So führt die Lebensfreude uns erst den leuchtenden Tag herauf und erschließt uns die Welt. Sie lehrt uns sehen und hören, spüren und schmecken. Alle Fähigkeiten in uns werden von ihr belebt. Niemand weiß, was Leben ist, ohne Freude.

Die Lebenslust ist unsre Lebensluft. Die Trauer ist Stickstoff, die Freude ist Sauerstoff des persönlichen Lebens. Nur wer Freude atmet, lebt auf und bleibt gesund. Dann weitet sich die Brust, der Puls schlägt stärker, der Kopf wird frei und das Herz ist voll Schwung und Hochgefühl. Wir sind von Strahlen umwoben, im Sonnenschein gebadet. Das Leben wird eine Lust, und es geht vorwärts.

Die Lebensfreude regt das ganze innere Leben an, sie elektrisiert uns. Ihr Sonnenschein weckt alle schlafenden Keime und schlummernden Kräfte. Sie regt das Werden an, läßt unser Wachstum gedeihen und lockt das Persönliche aus uns heraus, daß es jede Lebensäußerung durchglüht. Sie schließt den Menschen auf, an sich und für andere, sie entfaltet, was in ihm ist, und läßt die Seelen sich ineinanderfalten, wenn sie sich in Freude begegnen. So läßt die Lebensfreude Knospen erblühen und Früchte reifen.

Sie ist die Quelle aller Schönheit im Menschen und in seinem Leben. Denn sie beseelt jede Bewegung und gibt jedem Ausdruck, ob Blick oder Wort oder Tat, Anmut und Leuchtkraft. Sie taucht alles in Herrlichkeit. Wie verwandeln sich die Menschen, wenn die Lebensfreude in ihnen erwacht! Wie schön werden sie alle! Es ist, als ob der Glanz des Paradieses auf ihnen läge und seine Wonne von ihnen ausströmte.

Es ist ein erstaunliches Lebenswunder, wenn die Freude in einem Menschen einzieht. Das ist wie ein Erhobenwerden über sich selbst: als ob ein neues Leben anginge und das eigentliche Wesen erst erschlossen würde. Und das wird es auch. Man lebt auf und geht aus sich heraus ohne Scheu. Das Verborgene wird offenbar, das Kernhafte keimt und sproßt, als ob es Frühling wird. Es ist ein Treiben und Drängen und die ganze Welt voll Wiederhall der Freude.

Die Lebensfreude hat für uns etwas Lösendes und Erlösendes. Sie sprengt Hemmungen und weckt uns aus manchem Bann. Sie schützt uns vor dem Reif der Enttäuschungen, der auf unser keimendes Leben fällt. Sie hüllt uns in eine lebenbejahende Atmosphäre ein gegenüber dem Geist, der stets verneint. Sie lehrt uns Geduld und Vertrauen. Sie lockt die andern Menschen aus sich heraus, daß sie sich ohne Scheu uns geben. Sie belebt den Spürsinn in uns für alles Gute und Schöne in den andern und fällt wie Sonnenschein in ihre Herzen, daß es ihnen warm und wohl bei uns wird. Wie hoch geht das gemeinschaftliche Leben zwischen Menschen, wenn Lebensfreude durch sie flutet! Das ist

ein Klingen und Rieseln in den Herzen, wie wenn im Frühling die Quellen aufspringen.

Wenn die Lebensfreude in einem Menschen aufwacht, dann ist es eine Lust zu leben. Dann hilft sie ihm schließlich über alle Nöte und Kümmernisse hinweg und befähigt ihn, auch scheinbar unbezwingliche Aufgaben zu bewältigen. Sie lehrt uns alles leicht nehmen und tanzend durchs Leben zu gehen. Denn sie gibt uns Überlegenheit und Elastizität, Beweglichkeit und Geistesfrische. Wer die Freude nicht kennt, nimmt alles schwer und tragisch, wird leicht müde und verdrossen, geht mühselig und keuchend durch das Leben. Aber die Lebensfreude befähigt uns dieselben Schwierigkeiten, die andere fast erdrücken, spielend zu überwinden.

Atmen wir Lebensfreude, dann wachsen unsre Kräfte. Wir werden von der Spannung eruptiver Lebensmacht und von Leidenschaft des Lebens erfüllt. Denn die Freude ist ja schwingende Lebenslust, und diese Energiequelle ist keineswegs davon abhängig, daß alles angenehm um uns herum liegt, sondern sie ist immer da. Sie gibt uns das Gefühl der Unabhängigkeit von äußeren Umständen. Mögen sie sich wie ein Druck auf uns legen, die Lebenslust wird ihn heben und die Last emporsprengen. Sie läßt sich niemals auf die Dauer unterkriegen. Tapferkeit, Wagemut, Sinn für große Aufgaben, Tatkraft, Lebensübermut, Hingabe an andere: alles gedeiht wunderbar im Sonnenschein der Lebensfreude. Nur freudige Helden sind wahre Helden.

* * *

Wenn nun aber die Lebensfreude zu unsrer Natur gehört, wenn wir sie wie den Sonnenschein zum Leben brauchen und wenn die Welt aller Freuden voll ist, woran liegt es denn dann, daß sie so selten ist unter den Menschen?

Die Lebensfreude wird mit uns geboren. Nicht sofort, aber bald. Sobald und in dem Grade als dem jungen Menschenwesen der Kreislauf von Leben und Erleben und das Keimen seines Wesens

darunter zur Empfindung kommt, wacht sie auf. Darum sind alle gesunden Kinder voll Lebensfreude. Sie freuen sich ihres Daseins. Und diese Freude bleibt, wenn das persönliche Wesen in demselben Grade wie das Erleben wächst, und alles Erleben nur das innere Leben steigert. Sobald ihnen aber das Erleben nicht mehr zum Leben dient, sondern zum Verkümmern, sobald sie anfangen unter dem Leben zu leiden, schwindet die Lebensfreude dahin.

Behalten wir das im Auge, dann wird es begreiflich, warum es so wenig echte Lebensfreude unter den Menschen gibt. Die Lebensfreude ist ein Zeichen von Gesundheit, von Lebensfähigkeit, von Wachsen, Erstarken, Zunehmen am Leben, von der Erfüllung unsrer Bestimmung. Denn sie ist die unmittelbare Empfindung davon, die unser Bewußtsein durchzittert. Sie ist nichts, was für sich angeeignet und festgehalten werden kann. Sie steht nicht in unsrer Hand und in unserm Willen. Sie muß uns überschauern und durchfluten. Dann haben wir sie, sonst nicht. Demnach hängt ihr Sein und Nichtsein durchaus und ausschließlich von der objektiven Verfassung ab, in der sich unser Wesen und Leben befindet. Die Lebensfreude ist der subjektive Reflex davon in unserm Bewußtsein, wenn es gut damit steht, Ödigkeit dagegen, Launen und alle Verstimmungen, wenn es schlecht damit steht.

Wer also innerlich krank ist, kann sich nicht wirklich freuen. Körperliches Leiden hemmt natürlich auch die Lebensfreude, weil es unsre Lebensfähigkeit beeinträchtigt. Sobald wir uns aber über die Krankheit persönlich überlegen fühlen und ihre Hemmungen innerlich überwunden haben, scheint auch die Sonne wieder über unsre Schmerzen und Gebrechen. Naturnotwendig, denn dann hat ja das Leiden nur unsre Lebensfähigkeit gesteigert. Darum sind so viele Menschen, die leiden und dahin siechen, durch ihre Lebensfreude ein Sonnenschein für ihre Umgebung, weil ihr inneres Leben wächst, während ihre Körperkräfte zusammensinken und vergehen.

Auf die innere Gesundheit kommt es an. Wenn unser Wesen kernfaul, unsre persönliche Verfassung nicht in Ordnung und unser Leben verkehrt ist, können wir uns unmöglich unsers Lebens freuen.

Da gibt es keine Ausnahmen und Gegenmittel. Den Beweis liefern wir uns selbst und alle andern Menschen. Millionen ringen mit aller Kraft nach Lebensfreude und möchten alles aufopfern, um sie sich zu verschaffen. Aber sie bringen es nicht fertig. Sie erwischen höchstens ein Zerrbild der Lebensfreude: Zerstreuung der Öde und Verstimmung, Vergnügen und Lustigkeit. Aber den Sonnenschein können sie sich nicht verschaffen, weil sie in sich und in ihrem Leben entartet, geschwächt, gebunden und entseelt sind.

Sobald Zwiespielt im Menschen ist und in seinem Leben waltet, löst das Leben keine Lebensfreude in uns aus. Wir können uns dann höchstens freuen, solange wir uns vergessen. Sobald aber die Harmonie eintritt, ist die Lebensfreude augenblicklich da. Das gilt ebenso von dem Einzelnen, wie von der Ehe und Familie, wie von jeder Gemeinschaft unter Menschen. Die geringste Regung des Gegensatzes und der Eifersucht trübt sofort den Himmel der Ehe und zwar gleichzeitig beiderseits. Ist aber die Spannung gelöst, scheint gleich wieder die Sonne der Liebe in alter Pracht. Ist ein Familienleben harmonisch, dann strahlt das ganze Haus von Lebensluft, von dieser eigentümlichen sonnigen Familienatmosphäre. Reibt sich in einem Kreis von Menschen alles untereinander, lebt man in einer Gesellschaft aus dem Widereinander statt aus dem Füreinander, dann ist keine Lebensfreude möglich. Aber berühren sich alle gegenseitig lebensvoll, und strömt im Verkehr das persönliche Leben herüber und hinüber, dann waltet sie in der Gemeinschaft mit schöpferischer Kraft.

Jede Unordnung verstimmt, nicht nur das ungeordnete Wesen, sondern auch unklare und verwirrte Verhältnisse. Ebenso Spannungen, Unsicherheiten und Mißtrauen in unsern persönlichen Beziehungen. Alle inneren Abhängigkeiten, in denen wir uns befinden, Habsucht, Ehrgeiz, Eitelkeit, Gebundenheit durch Vorschriften und Konvention lähmen die Lebensfreude, weil sie die Selbstentfaltung unmöglich machen. Nur wahrhafte freie und überlegene Menschen können sich von Herzen freuen. Darum dämpft auch die Unruhe der Sorge und Unsicherheit, der Schüchternheit und

Ängstlichkeit die Lebensfreude, weil sie das Leben in uns stört, bannt und erschüttert.

Jede Unwahrheit im Menschen, in seiner inneren Verfassung und in seinem Leben, verscheucht die Lebensfreude. Ob wir uns ihrer bewußt sind oder nicht, ist gleichgültig. Das böse Gewissen tötet sie entschieden, aber auch die unbewußte Unwahrheit in unserm Verhalten und in unsern Verhältnissen läßt sie nicht aufkommen. Jede Überanstrengung macht den Menschen müde, verdrießlich, gereizt, aber nicht froh, denn sie ist eine innere Unwahrheit. Man wird nun begreifen, warum man im Zeitalter der Überanstrengung so wenig die Freude kennt. Und da hilft nicht, daß wir es beklagen, sondern nur daß wir es ändern. Nur wer innerhalb der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bleibt, kann sich seiner Arbeit und seines Daseins freuen. Das sollten sich viele gesagt sein lassen. Überanstrengung und Pessimismus hängt innerlich zusammen.

Alles Leben über seine Verhältnisse verjagt die Lebensfreude aus dem Haus. Alles Scheinwesen, alles äußerliche Getue, alle Hoffahrt und Selbstüberhebung bringt uns darum. Deshalb ist zum Beispiel das heutige Leben der Menschen untereinander so unerquicklich. Nur wenn sich alle einfach, harmlos, unmittelbar einander geben, wacht die Lebensfreude in einer Gesellschaft auf. Sobald erheuchelte Liebenswürdigkeit, aufgedrehtes Wesen, Schauspielerei Platz greift, ist für die Freude kein Raum mehr.

Erst recht beraubt uns alles, was wider die Natur und ihre Forderungen ist, der Lebensfreude, alles uns Unangemessene und Unpassende, alles für uns Verkehrte und Schädliche in unserm Leben. Wer in seinem Beruf oder in seiner Lage nicht am Platze ist, wird immer ein unfrohes Leben führen. Wer seine Spur verliert und auf Abwege gerät, ist unglücklich. Wer sich auf etwas kapriziert, was ihm fremd oder schädlich ist, wird sich bedrückt und unbehaglich fühlen. Darum sind unsre heutigen Schulen keine Quellen der Lebensfreude für die Jugend und können es niemals werden. Darum schließen heute so viele Menschen durch ihre Ehen

die Freude aus ihrem Leben aus, weil sie nicht aus Liebe heiraten, oder weil andere unerläßliche Voraussetzungen (z. B. Gesundheit, innerliche Ebenbürtigkeit) fehlen. Darum werden immer Unzählige den inneren Sonnenschein entbehren, weil sie nicht leben, wie es ihnen entspricht und nötig wäre, sondern wie die andern es tun, wie es allgemein üblich ist. Wir brauchen nur in das Leben hineinzuschauen und zu beobachten, wie die Menschen tun und treiben, was ihnen unzuträglich ist. Dann werden wir uns nicht mehr wundern, daß es nur selten echte Lebensfreude gibt. Alle unsere Fehler und Sünden, schlimme Gewohnheiten und Verschuldungen lassen ohne weiteres die Lebensfreude ersterben, denn sie zerstören unser inneres Leben und sind wider unsre eigentliche Natur und Bestimmung.

Vergessen wir aber auch unsre Stellung zum Leben nicht. Ist sie verkehrt, so ist unser Leben lichtlos. Wenn wir aus dem Ja leben, ist die Lebensfreude da. Wenn wir aus dem Nein leben, ist sie weg. Wenn wir verstehen aus allen Ereignissen unsers Lebens, mögen sie noch so sehr nach Unglück aussehen, Lebenskräfte zu schöpfen, sind wir voll Lebensfreude. Wenn wir alles beklagen, benörgeln, befürchten, ist es aus damit. Wenn wir uns den Lebensumständen preisgeben, kommt sie niemals auf. Wenn wir sie beherrschen und gestalten, waltet in uns ein freudiger Geist.

So ist es auch mit den Menschen unter einander. Warum können sich so wenige an den andern freuen? Weil sie immer nur das Häßliche und Unangenehme sehen. Wie sollen sie sich denn dann an ihnen freuen! Wenn wir aber durchschauen und nicht ruhen, bis wir die verborgene Schönheit, Wahrheit und Güte entdecken, dann ist die Freude da. Bei jedem Menschen gibt es einen Anhaltspunkt der Freude. Wer da Beispiele vorbringen will, wo es nicht der Fall ist, der täuscht sich. Es ist ihm nur vorläufig noch nicht möglich, ihn zu finden. Das sind Dinge, die geübt sein wollen. Wenn wir erst einmal die Brille unsrer Befangenheit absetzen, dann wird sich zeigen, daß unsre Augen

wieder kräftig werden und wir uns lernen an den Menschen zu freuen.

So ist es aber überall. Wir sahen, daß uns von allen Seiten her Anregungen zur Freude wie Lichtstrahlen treffen. Wenn freilich einer nirgends das Licht sieht, kann er sich über nichts wirklich freuen. Darum ist die letzte, aber nicht die geringste Ursache der allgemeinen Freudlosigkeit die Stumpfheit der Menschen, ihre Gleichgültigkeit und Blasiertheit. Sie sind empfindungslos geworden. Sie können nichts mehr ursprünglich erleben. Sie geraten nicht mehr in Schwingung, weder unter dem Pulsieren des eignen Lebens noch unter den Anregungen der Freude, die von außen kommen. Das Leben hat sie abgestumpft, seine Last und Mühe, seine Unruhe und Abspannung, Schicksalsschläge und Enttäuschungen, Selbstverwüstung und Verwahrlosung, Vergnügungen und Zerstreuungen. Schwielen machen empfindungslos, von Schlägen wird man benommen. Wer mit dem Leben nicht fertig wird, verliert die Genußfähigkeit. Wer seine Empfindungen durch künstliche Reize abspielt, der wird seine Lust an nichts mehr ursprünglich finden. Raffinierte Genüsse verderben den Geschmack für die einfache Schönheit.

Wie viele Menschen haben entweder so „sehr gelebt“ oder so viel erlebt, d. h. es erlitten, ohne es innerlich zu überwinden, daß sie nicht mehr lebendig und fein empfinden können. Dann leben sie in einer freudlosen Welt. Pessimisten und Lebensverächter sind kein Beweis dagegen, daß „die Welt aller Freuden voll“ und „das Leben doch schön“ ist, sondern nur ein Beweis, daß sie es nicht empfinden, weil ihre Empfindungsfähigkeit zugrunde gegangen, oder weil ihr inneres Leben abgespannt, gehemmt, faul ist.

* * *

Die Lebensfreude ist selten und wird bitter vermißt. Denn wir können eigentlich nicht ohne sie leben. Deshalb sucht man sie sich unter allen Umständen zu verschaffen. Das ist aber nicht so

leicht und einfach, ja für viele wird es ganz unmöglich sein, wenn sie nicht ganz neue Menschen werden.

Darum hat man einen Ersatz gesucht. Da man die ursprüngliche Lebenslust nicht kennt, noch zu finden weiß, pflegt man die Lustigkeit. Man weckt und verbreitet eine unechte Lebensfreude. Da einem das eigene Dasein und das Leben kein Vergnügen macht, werden besondere Vergnügungen geschaffen, um das verlorene ursprüngliche Behagen durch zeitweilige Behaglichkeit zu ersetzen. Da man von dem, was in einem pulsiert und was man erlebt, nicht erquickt wird, so sucht man sich durch künstliche Entzückungen über die Öde und Freudlosigkeit hinwegzutäuschen. An Stelle des Sonnenscheins treten elektrische Lichteffekte.

Die echte Lebenslust löst sich von selbst aus dem schwingenden Leben in uns, das durch Selbstempfindungen oder Eindrücke von außen angeregt wird. Versagt der Mensch dafür, gerät er nicht dadurch in Schwingung, so gebraucht er künstliche Mittel, um sich in Stimmung zu versetzen. Dahin gehört alles, was scheinbar das Lebensgefühl stärkt: materielle und geistige Genüsse, sich lustig machen über andere oder sie verkleinern, sich den Hof machen oder verehren lassen, sich irgendwie auszeichnen oder Aufsehen erregen, sich berauschen und amüsieren. Dann fühlt man sich wohl und genießt, so lange es dauert, eine schnell verbleichende Lebensfreude. Je vergänglicher sie aber ist, um so öfter muß sie angeregt werden, und schließlich dient das ganze Leben und Treiben, soweit es nicht der Beruf in Anspruch nimmt, immer wieder dazu, uns aus Moll nach Dur umzustimmen. Unser Kunstbetrieb und sein Niedergang, das gesellige Leben und der Verkehr der Menschen untereinander, die herrschende Scheinsucht, der blödsinnige Ehrgeiz und das affektierte Wesen, die Neugier und die Leidenschaft für alles Sensationelle, die Jagd nach Vergnügungen und reizvollen Unternehmungen, kurz, die ganze Art und Weise, wie heute Menschen leben, ist ein Haschen nach scheinbaren Freuden, weil man die Lebensfreude nicht kennt.

Abgesehen von dieser oberflächlichen Erhöhung des Lebensgefühls wird die Lustigkeit gepflegt als Liebhaberei und Unterhaltung.

Da man die wahre Lebenslust nicht kennt, die sich wie ein Duft von unserm Leben löst, wird mit allen Lustgefühlen, die in uns wohnen, gespielt. Namentlich mit den ästhetischen und erotischen. Aber auch mit allen andern wollüstigen Instinkten. Da man für die einfache Empfindung abgestumpft ist, pflegt man den Kitzel. Man kitzelt sich gegenseitig in der Unterhaltung. Der Witz, das Überraschende, Paradoxe, Groteske wird gesucht. An Stelle der unmittelbaren Eindrücke des Lebens treten die Pointen der Darstellung. Aber das sind keine Freuden, sondern Kitzel.

Diese Lustigkeit ist gemacht und hat weder Dauer noch Lebenswert. Sie verlischt ebenso schnell wie ein Lichteffekt und ist flüchtiger wie das Minenspiel. Kaum hervorgezaubert wird das Lächeln schon zur Grimasse, und das Gewaltsame und Gequälte der Lust spiegelt sich im Gesicht. Narreteien kann man nicht festhalten, ohne sich selbst erbärmlich zu finden. Darum täuscht die Lustigkeit die Menschen nur einen Augenblick über die Misere ihres Daseins, um sie dann das graue Elend um so schlimmer empfinden zu lassen. Das Surrogat taugt nichts, sondern es schadet nur. Denn man muß es immer häufiger und in steigenden Dosen nehmen. Und dann ruiniert es den Menschen.

Darum müssen wir die wahre Lebensfreude suchen. Und die können wir finden, wenn wir eingedenk bleiben, was sie ist und woraus sie quillt, wo ihre Quelladern liegen, und wodurch sie getötet wird. Dann werden wir nach intensivem Leben ringen und alles tun, um es Tiefe, Kraft und Weite gewinnen zu lassen. Wir werden suchen, was das Leben in uns steigert und bereichert, und vermeiden, was es beeinträchtigt und verarmen läßt. Dann muß es fest erfaßt, einheitlich geführt und harmonisch gestaltet werden. Wahr, fest, frei und ganz leben, uns treu bleiben und unsre Bestimmung erfüllen, die rechte Stellung zum Leben einnehmen und frisch darauf los leben, das schafft der Lebensfreude Luft. Das Leben mit seinen Eindrücken und Anregungen löst sie dann schon aus.

Allerdings müssen wir uns dem Leben erschließen und wieder Empfindung für seine Lichtstrahlen bekommen. Nur wenn wir

wieder unter der Schönheit und Lebensfülle der Welt und unsers Daseins in starke Schwingungen persönlichen Lebens geraten, nur dann wird die Lebensfreude aus uns strahlen. Wir müssen von unsern Trübungen und Befangenheiten des Blicks frei werden, wieder hören und sehen lernen. Wir müssen Geschmack und neues Interesse am Leben gewinnen. Wir müssen einfach, harmlos und unmittelbar werden wie die Kinder, um uns wieder wie Kinder des Lebens zu freuen. Dann können wir nichts erleben, ohne daß unser Inneres stark darauf reagiert und Lebensfreude aus uns leuchtet.

Je ernster, tiefer und ehrlicher wir das Leben nehmen, um so sonniger wird die Heiterkeit in uns erblühen. Dann findet die Lebensfreude auch ihre besonderen Ausdrücke und Ausbrüche, die Widerspiele der Wahrheit gegenüber den verzerrten Erscheinungen der Lustigkeit. Vor allem meine ich den goldenen Humor, die überlegene Stimmung, die mit den Dingen ihr neckendes Spiel treibt, dann den Scherz, das übermütige Kosen der Wellen unsrer Lebensflut im Sonnenschein der Lebensfreude und endlich die Ausgelassenheit, die eruptive Äußerung der überschäumenden Lebenslust.

Wenn die Ausgelassenheit kein künstlicher und absichtlicher Rausch ist, sondern ein unmittelbares Überquellen der Begeisterung des Lebens, dann wird sie niemals in peinliche Scham und graue Elendstimmung umschlagen wie die Ausgelassenheit derer, die sich selbst darunter vergessen wollen, sondern wird immer unser inneres Leben anregen, beschwingen, steigern, genau so wie das Leuchten des Humors und das Glitzern des Scherzes. Diese Wellenspiele und Springfluten der Lebensfreude haben auf uns vielmehr ungefähr die Wirkung der Musik, wenn sie die Schwingungen unsrer Seele stärker anschwellen läßt. Wenn der Enthusiasmus des Lebens über uns kommt, dann fühlen wir eine förmliche Hochspannung der Kräfte, einen leidenschaftlichen Drang, intensiv zu leben und viel zu leisten. Wir spüren das heroische Temperament unsers ursprünglichen Wesens. Liebe zu

allen Menschen quillt aus uns wie überströmendes Leben. Alles Kleinliche und Klägliche liegt unter uns. Wir empfinden groß, wachsen über egoistische und subjektive Beschränktheit hinaus und geben uns ungestüm dem Ganzen hin, dessen Glieder wir sind.

Wer kann die Macht der Freude ermessen! Wer sie kennt, hat einen starken Eindruck ihrer Bedeutung für das Leben und möchte darum vor allem mithelfen, sie zu verbreiten. Aber wie können wir das, wenn die Lebensfreude eine ursprüngliche Schwingung des Lebens ist, das im Menschen pulsiert? Vor allem ganz unmittelbar dadurch, daß wir uns selbst unsers Daseins freuen. Lebensfreude steckt an. Bebt unser ganzes Wesen vor Lebenslust, so werden dadurch Menschen, die sich mit uns innerlich berühren ohne weiteres in Schwingung versetzt. So kann bei ihnen mancher innere Bann, manche Starrheit gehoben werden, die sie nicht zu diesem schwingenden Leben kommen läßt. So lockt man viele aus sich heraus und an das Licht der Sonne, die im Schatten verkrochen frieren. Dann fangen sie an sich aufzuschließen und zu entfalten. Der Puls des inneren Lebens schlägt kräftiger. Wie ein Frühlingshauch kommt es über sie, und sie fangen an zu leben. Dann versag ihnen nicht die Hilfe am Werden und die Handreichung zum Leben, wenn sie danach verlangen, so wird sich bald die Lebensfreude in ihnen zu regen beginnen.

Man hat die Lebensfreude lange vernachlässigt, weil die Lustigkeit mit ihrem zweideutigen Gefolge sie kompromittierte, von der man sie nicht unterschied. Aber wir brauchen sie wie das Tageslicht. Und wenn die Sonne aufgeht, läßt man ganz von selbst die Lichter und das Leben der Nacht hinter sich und hüllt sich in ihre Strahlen. Darum laßt uns das Leben suchen, das wahrhaftige, gesunde und urkräftige, dann werden wir die Lebensfreude haben, und ihre Sonnenkultur wird uns das Paradies wiederbringen.



Ein offenes Wort an meine Leser.

Die Grünen Blätter würden viel fruchtbarer wirken, wenn sich ihre Leser gründlicher mit ihnen beschäftigen würden. Nicht von den Gleichgültigen rede ich, die sie sich nur zur Bereicherung ihres literarischen Komforts halten, sondern von denen, die ein wirkliches persönliches Interesse an ihren Problemen, eine Sehnsucht nach Leben zu ihnen getrieben hat, wie ich ihnen in Mainberg und unterwegs so zahlreich begegne. Wie oft stellt sich da heraus, daß man nicht dazu kommt, die Aufsätze zu lesen, geschweige ihre Aufklärungen und Anregungen innerlich zu bewegen, die ausgestreuten Samenkörner in sich aufgehen und Frucht bringen zu lassen! Allgemein werden nur die Mitteilungen auf dem Umschlag gelesen und was sonst etwa die Neugier erweckt, wie z. B. die oratio pro domo im vorigen Band. Aber in viele Aufsätze guckt man oft nur hinein. Um sie in sich aufzunehmen, ist man zu beschäftigt, zu abgespannt. Es fehlt die Zeit und Ruhe dazu.

Aber daß wir selbst leben und uns nicht leben lassen, zeigt sich doch vor allen Dingen darin, daß wir uns unter allen Umständen die Muße schaffen, die wir für den Menschen in uns brauchen, damit er nicht im Getriebe erstickt. Wenn das wirklich unmöglich wäre, hätte man daher den handgreiflichen Beweis, daß man gelebt wird. Und müßte dann nicht diese Erfahrung jeden so entsetzen, daß die Bestürzung darüber wie ein Sprengstoff wirkte!

Aber es ist möglich. Für seine Gesellschaften, Jagden, Konzerte, Besuche, Stammtische und Liebhabereien schafft man sich doch die Zeit. Alles davon ist doch nicht etwa erholend, sondern das meiste mehr oder weniger ebenso angreifend wie einen Aufsatz zu lesen. Wahrscheinlich mehr und es kostet auch mehr Zeit. Was man aber im Dienste seiner Neigungen und Gewohnheiten fertig bringt, sollte das nicht zum Besten des Menschen in uns möglich sein!

So wird dieses Verhalten den Grünen Blättern gegenüber zum praktischen Beispiel, daß man im Grunde für sein eigentliches Wesen und Leben nichts wirklich tun, nichts drangeben und

dran setzen will. Ich habe zuviel vor, ich bitte dich, entschuldige mich, sagt man zu seinem Selbst. Seines Magens wegen lehnt man Einladungen ab, aber seiner Seele wegen — das geht doch nicht.

Dann soll man sich aber auch nicht wundern, wenn man auf dem alten Fleck und im alten Dreck stecken bleibt, und mache nicht den Grünen Blättern den Vorwurf, daß sie einem auch nicht vorwärts helfen. Das Halten allein tut es nicht. Sie sind kein Amulett, das man nur umzuhängen braucht.

Nicht einmal das Lesen genügt. Die Blätter zeigen eine Fährte für Suchende. Darum wird nur der vorwärts kommen, der nicht bloß ihre Fingerzeige in Gedanken verfolgt, sondern auch selbst danach sucht im eigenen Leben seine persönliche Spur zu finden. Sich bloß über die Tatsachen und Naturgesetze, die hier gelten, orientieren zu lassen, hat gar keinen Wert. Ja man wird einen Aufsatz erst wirklich verstehen, wenn man im eigenen Leben seine Richtlinien ausprobiert hat. Deshalb müßten manche Aufsätze wiederholt gelesen werden. Denn man versteht sie nur aus dem Erleben heraus. Das haben mir schon viele bezeugt.

Und das hat seinen Grund. Denn die Aufsätze sind L e b e n s-äußerungen. Sie teilen Beobachtungen, Erfahrungen und Entdeckungen mit, nicht Gedankengebilde. Theorien und Ansichten kann man sich ohne weiteres aneignen, wenn sie einleuchten. Denn sie enthalten ja, was sie sagen. Aber Lebensverhältnisse und Vorgänge kann man nicht mitteilen, sondern nur andeuten, und der Leser muß sie erst selbst erleben, wenn er sie verstehen will. Darum können alle, die in den Grünen Blättern oder in der „Bergpredigt" Theorien suchen, nichts mit ihnen anfangen. Sie verstehen die Sprache des Lebens und ihre Bedeutung nicht, sondern mißverstehen alles theoretisch und schieben einen ganz andern Sinn unter, soweit es ihnen überhaupt möglich ist.

Was die Grünen Blätter enthalten, muß also unbedingt gelebt werden, um erlebt zu werden. Daß es so ist, hat sich immer wieder in Mainberg gezeigt. Hier fanden manche das Erleben von dem, was sie bis dahin nur gelesen hatten, und dann waren

sie jedes Mal ungemein überrascht, wie sie nun alles überhaupt erst wirklich verstanden.

Dazu braucht man aber nicht nach Mainberg zu gehen. Das kann man überall, wenn man nur will. Ein Beispiel: in dem Aufsatz „der Wille und das Werden" sage ich unter anderm, um dem Werden der Wahrheit in uns Raum zu schaffen, sollten wir nur das genießen und tun, was wirklich Lebenswert im eigentlichen Sinne (für uns oder andre) hat. Also nimm dir einmal vor, ein par Wochen ganz streng in allem und jedem bis ins Kleinste und Äußerlichste diesen Prüfstein anzuwenden. Dann wird man etwas ganz Erstaunliches erleben von innerem Freiwerden und Keimen des ursprünglichen Wesens. Hat man nun diese Erfahrung selbst gemacht, dann wird man erst verstehen, was es heißt, Raum für das Werden der Wahrheit schaffen, und was für ein Zusammenhang zwischen diesem Verhalten und dem neuen Werden in uns besteht. So meine ich leben, was man liest, und es durch Erleben verstehen.

Schafft man sich aber zu solcher praktischen experimentellen Beschäftigung mit dem Inhalt der Blätter die Zeit und lebt das, was sie sagen, so wird man die Erfahrung machen, daß sich die aufgewandte Zeit und Mühe vielseitig rentiert, und auch dort, wo wir sie uns nahmen.

Zum Nachdenken.

Man redet wieder einmal vom „Verblühen des Christentums". Mag sein, daß das Christentum verblüht, aber das Reich Gottes kommt. Die Blume muß verblühen, wenn sie Frucht treiben soll. Vielleicht muß das Christentum verblühen, damit das Reich Gottes kommen kann.

*

Wenn man von Gott etwas spüren will, muß man vor allem groß denken lernen. Alles kleinliche Wesen und Gebahren beschränkt und verkürzt uns den Blick für ihn.

*

Wenn wir Kleines groß ansehen lernen, finden wir auch in den unscheinbarsten Erscheinungen die großen Probleme des Daseins wieder.

*

Nichts, weder Trennung, noch Schicksale, noch Wandlungen des Lebens, noch Zerwürfnisse löst die Menschen wirklich und so gründlich von einander, als wenn die innere Entwicklung auseinander geht, wenn z. B. der eine stehen bleibt, während der andre fortschreitet. Denn dann wird man sich fremd, und keine gemeinschaftliche Vergangenheit ist imstande, die innere Fühlung zu erhalten. Denn nur das Lebendige verbindet.

*

Geistreichigkeit verblendet immer, und Einbildung macht beschränkt.

*

(Die häufigste Frage.) „Wie denken Sie sich das eigentlich?“ — Antwort: „Ich denke mir das gar nicht, sondern bin sehr gespannt zu sehen, wie es wird.“

*

Sobald wir unsre Art absichtlich pflegen, betonen, durchdrücken wird Unart daraus. Wer seine Art offenbaren will, wird sie verzerren. Wer aber nichts von seiner Art weiß, wird sie offenbaren. Nur die unbewußte Schönheit blüht auf. Sobald sie ihrer bewußt wird, wird sie welk.

*

Man sollte dem Menschen nicht ansehen, was er gelitten, sondern nur was er überwunden hat.

*

Wer sein Geld nicht halten kann, ist ebenso abhängig vom Mammon, wie wer es nicht lassen kann. Frei ist nur, wer die Vollmacht hat, seinen vergänglichen Daseinsmitteln Lebenswert zu verleihen, seinem zufälligen Vermögen Sinn zu geben, seinen ungerechten Mammon durch treue Verwaltung als anvertrautes Gut zu rechtfertigen. Denn wer das kann, beweist seine Überlegenheit und Unbefangenheit gegenüber dem Geld. Der Verschwender dagegen gehorcht ebenso den Reizen des Geldes wie der Habsüchtige.



Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

Zehnter Band



Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1907

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Inhalt





Menschen unter einander.

Erste Hälfte.

Die vergebliche Sehnsucht nach einander.

Die Menschen leben so dicht beisammen, daß sie sich kaum ausweichen können und vergehen doch fast vor Sehnsucht nacheinander. Sie stoßen sich fortwährend aneinander und finden sich doch nicht. Sie hungern nach Menschen, aber schon eine kleine Zahl wird ihnen schier unerträglich. Sie suchen sich nahe zu kommen, aber unsichtbare Zwischenwände hindern sie, sich zu ergreifen. Sie verkehren aufs lebhafteste miteinander, aber der Verkehr erlöst sie nicht von ihrer Einsamkeit. Sie treiben alles mögliche zusammen, aber jeder bleibt dabei für sich. Die Vereine sammeln die Menschen zu einem bestimmten Zweck, aber verbinden sie nicht. Sie werden nur für den jeweiligen Betrieb, für die Pflege gemeinsamer Interessen und Beziehungen vereinigt. Aber es entsteht kein persönlich vereinigendes Gewebe des Lebens.

Es gibt eine profane und eine religiöse Gemeinschaftspflege. Aber die eine führt nur zu einem oberflächlichen Verkehr, der ganz losgelöst ist von dem eigentlichen Leben der Menschen. Das will man ja gerade unter den andern Menschen vergessen. Davon sucht man sich durch die gesellige Unterhaltung zu erholen. Und die religiöse Gemeinschaft pflegt nur gemeinsame Gedanken, Gefühle und Vorsätze. Sie lehrt vielleicht gleichförmig leben, aber

nicht gemeinschaftlich leben. Man sitzt zusammen, hört zusammen, singt und betet zusammen und hält im öffentlichen Leben zusammen. Aber jeder lebt für sich und bleibt auf sich allein angewiesen. Man fühlt sich im Bewußtsein einer verborgenen Gemeinschaft. Aber im gewöhnlichen Leben wird sie keine lebendige Wirklichkeit. Man läßt sich nicht einmal gern helfen, geschweige daß ein Leib mit einheitlichem Leben entstünde, und jeder einzelne wie ein Glied für die andern aus dem Ganzen für das Ganze lebte.

Davon sind wir weit entfernt. Die meisten Menschen leben in sich verschlossen, in ihrem Sonderdasein eingekapselt, in ihrer Eigenart vertrocknet, durch die Gewohnheit verdumpft und durch das besondere Schicksal in sich verschüchtert, so unverschämt und aufdringlich sie sich auch zuweilen geben mögen. Jeder dreht sich um sich selbst und hat nur Auge für sich selbst. Aus Mangel an Lebensaustausch mit den andern sind sie in sich selbst verkümmert und in ihrem Unwesen verhärtet. Sie können weder aus sich herausgehen noch sich den andern aufschließen, geschweige auf sie eingehen. So haben sie keinen Teil an ihren Nebenmenschen, so eng sie mit ihnen zusammen leben mögen. Jeder sitzt auf seiner Säule und lebt für sich, so viel er Rücksicht nehmen mag.

Sie kennen sich nicht und verstehen sich nicht. Ihr Untereinanderleben ist ein Durcheinander von Reibungen und Mißverständnissen, Enttäuschungen, Erkältungen. Im Grunde bleiben sie sich unheimlich und fremd. Wenn sie miteinander sprechen, reden sie aneinander vorbei. Jeder hört nur sich und nimmt von dem andern nur das auf, was er für sich oder von sich bei ihm findet. Das gegenseitige Verstehen ist eine Illusion. In Wirklichkeit hat man keine Ahnung voneinander. Was befriedigt, ist nicht das Verständnis, das man sich einbildet, sondern die Aussprache, die man gehabt hat. Aber man verwechselt beides miteinander, weil man das Ineinanderfalten der Seelen nicht kennt.

Ebenso leben die Menschen nur für sich selbst und von sich aus, so sehr sie für die andern leben mögen. Sie setzen sich an des andern Stelle und behandeln ihn, als ob sie es wären. So

lieben sie ihn wie sich selbst. Daß er anders ist und andere Bedürfnisse hat, kommt ihnen nicht einmal in den Sinn. Er kommt nur als Objekt, nicht als Subjekt inbetracht. Ja man ist für ihn im Grunde nur so weit interessiert, als man sich selbst dabei fühlt. So sucht man nur sich selbst, d. h. Lebensreize und Lebensvorteile für sich selbst, wenn man die andern sucht, und die Hingabe an sie ist nur Selbstbefriedigung. Von alledem ahnen die meisten nichts, sondern schwelgen in ihrer uneigennützigen Menschenliebe. Aber in Wirklichkeit bleiben sie immer in sich selbst beschränkt, auf sich selbst gerichtet und darum für sich allein und vereinsamt. Das spüren sie alle in den stillen Stunden der Selbstbesinnung. Aber dann suchen sie die Ursache in den andern und wähnen, ihnen allein widerführe das, statt daran zu merken, daß uns gemeinschaftliches Leben noch verborgen ist.

Selbst in den Ehen und Freundschaften entsteht selten gemeinschaftliches Leben. Man liebt in dem andern nur die eigene Lust und das eigene Behagen, das man von ihm hat. Die andere Art freudig anerkennen, zumal wo sie einem entgegen ist, und dem andern unwillkürlich gerecht werden ist eine Seltenheit. Wenn sich nicht ein Teil von dem andern aufsaugen läßt, was ebensowenig gemeinschaftliches Leben ist, wie wenn sich sonst ein Mensch an den andern hängt, ist das eheliche Leben meist nur ein mühsamer Ausgleich der widerstreitenden Interessen und Wünsche, ein mehr oder weniger verborgener Kampf der Geschlechter. Man geht umeinander herum, aber jeder bleibt für sich. Die enge Verbindung führt infolgedessen durch Druck und Gegendruck wechselseitig zu Reibung und Widerstand, zu sich selbst Ueberwinden und Nachgeben oder sich selbst Durchsetzen und den andern Vergewaltigen. Im besten Fall verträgt man sich unter Spannung und Mißhelligkeit. Aber es ist keine Harmonie, kein gemeinschaftliches Leben. Es ist eine zusammengekoppelte Zweiheit, aber keine Einheit.

Und die Freunde interessieren sich meist nur für einander, soweit sich der andere für sie interessiert, soweit er ein lebendiges Echo ist, in dem sie sich selbst vernehmen. Darum ist

geduldig und teilnehmend zuhören können die beste Anlage zur Freundschaft. Denn darin ruht das Glück, das den andern befriedigt, während eingehendere Teilnahme oft schon peinlich empfunden wird. An der Oberfläche sieht es gewiß meist anders aus, und die Freunde bilden es sich anders ein. Aber in Wirklichkeit ist es so. Beobachte nur, wie es niemand ertragen kann, daß sich der Freund für einen andern Menschen lebhaft interessiert: sofort entsteht Unbehagen, Unbefriedigtsein, Eifersucht, Erkältung.

Die Beschränktheit in sich selbst und die Selbstsucht.

Überall beobachten wir also eine Beschränktheit des Seins und Lebens, des Sinns und Willens in sich selbst, die es zu keiner wirklichen unmittelbaren Fühlung mit dem andern kommen läßt. Man reflektiert nur auf den andern von sich aus. Aber man empfindet, erreicht und ergreift ihn nicht. Die Beschränktheit in sich selbst stumpft gegen ihn ab. Man spürt nicht, wie er ist sondern nur wie man sich bei der Berührung mit ihm fühlt. Man kann ihn weder unbefangen ansehen, noch unbefangen auf sich wirken und so sich selbst offenbaren lassen. Alle Strahlen seines Wesens dringen nicht ein oder doch nur subjektiv gebrochen und getrübt.

Andrerseits läßt dieselbe Beschränktheit die Menschen an sich selbst stumpf werden. Denn nur in lebendiger Wechselwirkung können sie sich entfalten. Sie werden in ihrem Empfinden verstockt und gefühllos, in ihrem Bewußtsein befangen, getrübt, geblendet, in ihrer Haltung steif, verdreht, absonderlich, in ihrem Urteil einseitig, kurzsichtig, überspannt, in ihrem Leben hilflos, dumm, verkehrt. Das innere Werden stockt. Denn die Stumpfheit lähmt die Empfänglichkeit für die Eindrücke, von denen wir leben, ebenso wie die Entfaltung des persönlichen Wesens. Alle in sich beschränkten Menschen schrumpfen immer mehr in sich zusammen. Sie können also für ein gemeinschaftliches Leben weder geben noch nehmen.

Diese Beschränktheit ist aber kein ruhendes Verhängnis, sondern wird durch den Lebenstrieb in uns zu einem mächtigen Hang und Drang ausgelöst, den wir alle als Selbstsucht kennen. Der landläufige naive und unwillkürliche Egoismus ist der Instinkt der menschlichen Beschränktheit in sich selbst. Er äußert sich in der Benommenheit von sich selbst, in dem Wahn sich in seinem Wohl von den andern absondern zu können und in der Gier alles für sich zu haben, im eigenen Interesse zu gebrauchen, nur für sich zu sorgen und sich ausschließlich zur Geltung zu bringen.

Dieser Egoismus ist ebenso wie die Beschränktheit, aus der er stammt, nicht unsere Natur, sondern unsere Unnatur, genau genommen die Ausschweifung und Entartung des Triebes, sich von den andern zu unterscheiden. Denn in Wahrheit sind wir keine getrennten Einzelwesen wie etwa ein Bündel Stäbe, sondern Zweige eines Stammes, Glieder und Lebensorgane eines Ganzen. In Wahrheit sind wir in unserm Sein und Gedeihen von den andern abhängig und untrennbar, durchaus auf sie angewiesen und bringen es nur in dem Maße an uns selbst zu etwas, als wir den andern dienen. Persönliches Werden ruht auf gemeinschaftlichem Leben. Das sind Naturgesetze des menschlichen Wesens, die wirksam bleiben, auch wenn alle Welt blind dafür wäre, und so lange sie nicht positiv zur Geltung kommen, gibt es kein Vorwärts für die Menschen. Das kann gar nicht scharf genug gegenüber den herkömmlichen Verdrehungen des Sachverhalts ausgesprochen werden, die den Egoismus als einen gesunden Naturtrieb des Menschen hinstellen.

Außerdem handelt es sich bei diesem krankhaften Instinkt gar nicht einmal um das Selbst des Menschen, das magnetartig alles an sich zöge, sondern vielmehr um die Summe der uns beseelenden und beherrschenden Neigungen, Gewohnheiten und Interessen, in deren Banne sich das eigentliche Wesen des Menschen gelähmt und bewußtlos befindet. Und der fieberhafte Drang dieser Triebe, von denen der Mensch besessen ist, sich rücksichtslos zur Geltung zu bringen, unterdrückt und entseelt immer mehr das wahre Selbst

des Menschen, so daß es weder zur Selbstempfindung noch zur Selbstentfaltung kommen kann.

Dieser fieberhafte Umtrieb eigentlich fremder Gewalten in unserm Innern reißt uns immer wieder weg von den andern und zerreißt alle Beziehungen, die das Leben fortwährend zwischen den Menschen bilden will. Immer wieder strecken die Menschen unwillkürlich die Fühler ihrer Sehnsucht nacheinander aus. Aber immer wieder entfremdet sie die Sucht sich zur Geltung zu bringen, die Leidenschaft nur an sich zu denken und der Trieb alles für sich auszunutzen, noch ehe sie sich wirklich nahe kommen. Fortwährend verbindet uns das Leben, wenn es uns aufeinander anweist oder Gemeinsames erleben läßt. Aber die Gleichgültigkeit und Überhebung der Selbstsucht stößt fortwährend voneinander ab. Hier liegen die Quellen der Enttäuschungen und Mißhelligkeiten, in deren Strudeln das Verlangen der Menschen nacheinander immer wieder untergeht.

Von diesem Ichkrampf werden wir aber nicht dadurch geheilt, daß wir uns selbst überwinden. Dadurch schränken wir nur sein Verhängnis ein. Auch der durch Selbstverleugnung und Rücksicht auf die andern gebrochene Egoismus ist im Grunde der Empfindung immer Egoismus und Beschränktheit in sich selbst. Die Benommenheit in sich selbst bleibt ebenso wie der Drehwahn um sich selbst und die Gier für sich selbst. Sobald man näher zusieht, entdeckt man, daß alle die scheinbar uneigennützigen Handlungen von einer feinen Selbstsucht getragen werden und an einer verborgenen Beschränktheit in sich selbst leiden.

Der gebrochene Egoismus ist darum einer unmittelbaren Fühlung und ursprünglichen Anteilnahme ebenso unfähig, so sehr er darauf ausgehen mag. Er kann nicht den andern Menschen durchspüren, geschweige auf ihn eingehen, auch wenn er sich noch so sehr darum bemüht. Es ist geradezu erschütternd zu beobachten, wenn ein naiver Egoist vergebliche Anstrengungen macht, einem andern, vielleicht seiner Frau, innerlich nahe zu kommen, und man sich doch sagen muß, es wird ihm ewig mißlingen, wenn er nicht von seiner Drehe um sich selbst erlöst wird.

Infolgedessen entsteht auch dadurch kein gemeinschaftliches Leben, daß wir die Selbstsucht verabscheuen, und wenn wir unser vermeintliches Ich mit Leidenschaft ans Kreuz schlügen. Selbst in der Wollust der Selbstaufopferung glüht noch ein perverses Selbstgefühl. Dadurch löst sich nicht die Befangenheit in sich selbst, und das eigentliche Wesen bleibt im Banne der Triebe, die man in ihrer Auswirkung bekämpft. Selbstzucht weckt ebensowenig die lebendige Empfindung für die andern wie Selbstpeinigung das ursprüngliche Wesen in uns. Es ist die alte Wahrheit: was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse!

Darum gibt es bei Menschen, die ihrem Egoismus Feind geworden sind, im Zusammenleben mit den andern genau dieselben Reibungen und Zusammenstöße, Enttäuschungen und Erkältungen, wie sonst allgemein. Wehe, wenn sie losgelassen, um „den andern etwas zu sein"! Ihre Liebe tut weh, und ihre Nächstenhilfe verletzt. Ihre Teilnahme wirkt taktlos, ihre Annäherung aufdringlich, ihr Mitleid macht scheu, ihr Zureden erkältet und ihr Trost beleidigt. Mit jeder Äußerung trampeln sie auf dem Empfinden des andern herum, von dem sie keine Ahnung haben. Ich übertreibe nicht. Denn ich habe es schon zu oft beobachtet, wie unerträglich solche überschwengliche Nächstenliebe von denen empfunden wird, auf die sie sich stürzt, um sie zu mißhandeln. Wie empört habe ich schon Menschen über das Mitleid gesehen, mit dem man sie verfolgte, über die Handreichung, die man ihnen aufdrängte, über die Teilnahme, in der so deutlich Neugier und Selbstgefälligkeit schillerte. Wenn sie uns doch in Ruhe lassen wollten!

Und was haben die Liebebeflissenen und Hilfsbereiten selbst davon, in denen der Egoismus sein Spiel treibt, so sehr er scheinbar unterdrückt ist? Doch nicht etwa eine Erlösung von ihrer Beschränktheit in sich selbst! Im Gegenteil eine Steigerung ihres Selbstgefühls, eine wachsende Eingenommenheit von sich selbst, die ganz gewöhnliche Selbstbefriedigung jeder egoistischen Machtentfaltung.

Es hilft also nicht zu gemeinschaftlichem Leben, wenn wir den

Egoismus überwinden, sondern wir müssen von ihm erlöst und von seiner Befangenheit geheilt werden.

Die vorgefaßte Meinung und das berechnende Verhalten.

Solange das nicht geschieht, können wir unmöglich mit unsern Mitmenschen grade heraus und gradeaus kraft unmittelbarer Fühlung leben, weil es die egoistische Befangenheit nicht dazu kommen läßt, sondern wir sind gezwungen, vorsichtig und zurückhaltend zu beobachten, um uns zu orientieren, wohlerwogen und sorgfältig angemessen ihnen zu begegnen, umsichtig und geschickt mit ihnen zu verhandeln. Und da Egoisten die Menschen nicht erleben, wie sie sind, sondern sich nur mehr oder weniger angenehm, aber immer ziemlich undeutlich von ihnen berührt fühlen, müssen sie sich nach unzulänglichen Eindrücken, unsichern Gerüchten und zufälligen Äußerungen einen Begriff von ihnen machen, der an Stelle des lebendigen Menschen der Gegenstand des Verkehrs wird. Da sie kein lebendiger Kontakt der Seele mit den andern vertraut macht, müssen ihre Gedanken verbindende Linien herüber und hinüber ziehen, um überhaupt in ein Verhältnis mit ihnen zu kommen.

Solange man noch nicht einigermaßen im Bilde ist und Beziehungen gewonnen hat, ist der Verkehr nur ein willkürliches, unbeholfenes, bald behutsames, bald fahriges Aufeinanderlostappen. Erst wenn „man weiß, woran man mit dem andern ist", d. h. wenn man sich einen deutlichen Begriff von ihm gemacht hat, vermag man eine bestimmte Haltung ihm gegenüber einzunehmen und sich angemessen zu äußern. Und je naiver man seine Meinung von dem andern für richtig hält, um so sicherer wird man sich ihm gegenüber fühlen. Das Verhalten ergibt sich dann also aus einer Theorie, die man sich von dem andern und der Stellung zu ihm gemacht hat. Aber die Theorie macht uns nur scheinbar mit ihm bekannt. In Wahrheit schiebt sie sich zwischen uns und seine lebendige Wirklichkeit und verhindert, daß er uns bekannt wird.

Diese theoretische Begründung des Verhältnisses zu den Mit-

menschen bringt es mit sich, daß sich alle Äußerungen aus der Meinung, die man von einem hat, durch Erwägungen ergeben. Rede und Handlung wird mehr oder weniger vorsichtig konstruiert. Es gibt nur reflektierte Äußerungen. Man muß sein Verhalten berechnen, es vorsichtig gestalten, diplomatisch verfahren und wie ein Schachspieler Zug um Zug genau überlegen.

Dieses berechnete, abgewogene, konstruierte Verfahren ist natürlich weder gewollt, noch deutlich bewußt, sondern ergibt sich ganz von selbst notgedrungen aus der Beschränktheit in sich selbst und dem Mangel einer lebendigen Fühlung mit den andern. Aber das Verhalten wird immer reflektiert, gemacht und abgezielt sein. Ob die gewissenhaften Menschen jedes Wort auf die Goldwage legen und jede Handlung behutsam erwägen, oder die leichtfertigen unbekümmert drauf losfahren, wie es ihnen gerade recht dünkt, die Art des Verhaltens ist hier wie dort dieselbe. Sie ist Gedankenwerk, aber keine direkte Auslösung unmittelbarer Fühlung zweier Menschen.

Darum sind alle Menschen dieser Lage zu Hintergedanken gezwungen, weil ihre Äußerungen reflektiert sind. Sie müssen sich anders geben, als sie empfinden, weil sie nicht aus ihren Empfindungen heraus unmittelbar leben können, sondern nach ihrer Meinung von den andern, nach ihren Auffassungen und Berechnungen handeln müssen. Sie verkehren mit den Nebenmenschen wie Kabinette mit fremden Mächten. So entsteht ein abgezirkeltes, von vorgefaßten Meinungen und unausgesprochenen Absichten getragenes Herüber und Hinüber zwischen den Menschen. Was ineinander greift und sich berührt, sind nicht die Bewegungen der Herzen und die Offenbarungen des verborgenen Wesens, sondern berechnete und angemessen gestaltete Äußerungen von Stimmungen, Gedanken und Urteilen. Es ist ein oberflächliches Geplänkel unter behutsamer Zurückhaltung des Herzens, das mehr fern hält als nahe bringt.

Das ist kein gemeinschaftliches Leben. Aber es führt auch nicht dazu. Man wird nicht vertraut. Kaum glaubt man es zu werden, so merkt man immer wieder, wie fremd man sich eigentlich ist. Denn das Bild, das man sich von dem andern gemacht

hat, will nie stimmen. Das Verhalten der Nebenmenschen zeigt immer wieder neue Züge. Dann ist man beunruhigt und enttäuscht. Aber niemand denkt daran, daß es die eigene vorgefaßte Meinung von dem andern ist, die uns täuschte und immer wieder täuschen muß.

Wer sich dann nicht verstockt, ändert seinen Begriff nach jeder neuen Erfahrung, aber immer wieder macht sich die Spannung zwischen Bild und lebendiger Wirklichkeit geltend und erschüttert die Beziehungen zu den Nebenmenschen. So werden gerade die Gutmütigen und Duldsamen, die nach jeder neuen Enttäuschung, Überraschung und Unbegreiflichkeit dem andern gerecht zu werden suchen, schließlich ganz unsicher und verzweifeln daran, jemals mit ihm vertraut und seiner gewiß zu werden. Und das kann ihnen auch nie gelingen, solange sie nicht jenseits von Bild und Meinung eine anschauliche Fühlung mit seinem Innersten gewinnen und aus ihr heraus leben.

Viel schlimmer aber wird es, wenn die naiven Egoisten rechthaberisch und empfindlich sind. Denn dann fassen sie jedes ihrer Vorstellung widersprechende Verhalten des andern als persönliche Beleidigung auf, aber halten doch hartnäckig an ihrer vorgefaßten Meinung von ihm fest. Die Züge in ihrem Bild werden nur immer mehr entstellt und verdunkelt. Denn was nicht damit stimmt, ist Lug, Trug und Bosheit, darauf berechnet, sie irre zu führen. Dadurch werden sie immer schlimmer für die Wirklichkeit des Menschen geblendet und verrennen sich immer mehr in ihrem Wahn von ihm. Da ist dann natürlich nicht einmal ein belangloser Verkehr mehr möglich. Wohl uns, wenn sie nichts mehr von uns wissen wollen, und wir ihnen aus dem Wege gehen können!

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser berechnende und künstlich gemachte Verkehr die Menschen mehr auseinander als zueinander bringt. Man weiß nicht, was der andere von einem hält, man spürt nur, wie alles einer vorgefaßten Meinung entspringt. Das ist höchst unbehaglich. Man kennt nicht die Hintergedanken und verborgenen Absichten, aus denen die Äußerungen

allein zu verstehen sind, und faßt sie infolgedessen falsch auf. Sobald wir reflektiert, diplomatisch, umständlich und vorsichtig miteinander verkehren, muß der persönliche Austausch eine einzige Kette von Mißverständnissen werden. Zum Teil kommen wir dahinter, dann kostet es Mühe genug sie aufzuklären. Oder wir merken sie gar nicht, dann führen sie zu den peinlichsten Irrungen und Verwirrungen, ohne daß wir ihren Ursprung ahnen. Wir haben es ja alle erfahren, wie die ewigen Mißverständnisse uns jeden näheren Verkehr mit den Menschen verleiden. Am liebsten läßt man sich mit niemand mehr ein, sondern findet sich so oberflächlich wie möglich mit ihnen ab.

Dazu kommt noch, daß die Vorstellung, die man von dem andern hat, immer unzutreffend ist. Es ist ja ein Bild, das dem gleich ist, der es sich gestaltet, gewoben aus Eindrücken, die durchaus von seiner Art aufgefaßt und aus seinem Denken verstanden sind. Infolgedessen treffen die Äußerungen auf Grund desselben immer daneben, und das Verhalten gerät immer verkehrt. Über dieses Verhängnis ist man sich aber auf beiden Seiten nicht klar, und so entstehen die verfahrensten Verhältnisse. Der Verkehr wird zur Qual.

Aber auch hier wird nicht viel geholfen, wenn wir jede vorgefaßte Meinung aufgeben und uns vornehmen, ganz grade heraus zu leben. Gewiß werden wir dann den andern eher gerecht werden, weil wir seinen Eigentümlichkeiten nachgehen und sie anerkennen, auch wenn sie uns befremden. Und der Verkehr wird wesentlich vereinfacht, wenn wir uns ganz unbedacht und harmlos geben. Aber solange wir in uns beschränkt und subjektiv verschlossen sind, leben wir, ob wir wollen oder nicht, immer nur mit unzutreffenden Begriffen von unsern Mitmenschen, statt mit ihrer leibhaftigen Wirklichkeit: der Verkehr bleibt ein unsichres Hinundhertasten, und die Verständigung ein elendes Radebrechen. Andrerseits kann ohne unmittelbare Fühlung der Seelen untereinander das unbedenkliche Drauflosfahren nur taktlos, anstößig und verletzend wirken. Man wird sich immer vergreifen und verhauen.

Denn die innerlich notwendigen Lebensäußerungen zwischen zwei Menschen können nur aus einer lebendig waltenden gemeinschaftlichen Beziehung heraus in jedem Augenblick unmittelbar hervorgehen. Fehlt sie, so geht es nicht ohne sorgfältige, umständliche und berechnende Vermittlung. Das ist aber dann nicht gemeinschaftliches Leben, sondern nur Austausch und Verkehr.

Das instinktive Widereinander.

Mit der einseitigen Vereinsamung der Menschen und ihrer selbstsüchtigen Beschränktheit hängt es weiter zusammen, daß ihr Leben untereinander von einem instinktiven Widereinander getragen wird. Weil man sich nicht mit den andern verbunden, geschweige einig fühlt, empfindet man sich gegensätzlich. Weil man mit ihnen nicht vertraut ist, sind sie fremd. Und alles Fremde ist dem Menschen in dem Grade unheimlich, als er sich auf sich allein angewiesen sieht und schwach fühlt. Der egoistisch Beschränkte glaubt sich aber nur auf sich verlassen zu können und empfindet sehr deutlich die Schwäche seiner Lage. Darum sind für ihn alle, die er kennen lernt, unwillkürlich bedenklich und fragwürdig. Er sieht in ihnen zunächst Gegner und Widersacher. Ja selbst wenn er sie für sich gewonnen hat, ist ihm ihre Liebe und Aufrichtigkeit immer zweifelhaft, weil ihn seine Beschränktheit verhindert, mit ihnen wirklich und im ursprünglichen Zusammenklang der Seelen vertraut zu werden.

In dem Maße als man egoistisch lebt, fühlt man sich von allen andern beeinträchtigt. Wer habgierig und eigennützig ist, gönnt den andern im Grunde der Empfindung nichts, so sehr er sich in Gedanken damit abgefunden hat, daß er nicht alles für sich haben kann, und deshalb ruhig zusieht, wenn den andern etwas zufällt und gelingt, solange es nicht für ihn inbetracht kommen kann. Aber die Ruhe ist nicht weit her, denn sie ist nur reflektiert. Die Verluste der andern berühren ihn immer angenehmer als ihr Glück. Mitleiden wird ihm leichter als sich mit zu freuen. Schadenfreude

hat für ihn etwas Wohltuendes, weil er sich schadlos fühlt. Dagegen quält ihn eine unwillkürliche Eifersucht, wenn er von dem Gelingen andrer hört und ihr Gedeihen sieht. Warum habe ich nicht das Glück? bohrt es in ihm. So entsteht der Neid.

Leidet man aber an dem dunkeln Gefühl, von jemand beeinträchtigt zu werden, so ist man ihm gegenüber immer unwillkürlich mißtrauisch. Darum ist auch der naive Egoist argwöhnisch, selbst wenn er sich dessen nicht bewußt ist. Er wittert überall Feindseligkeit und Bosheit. Er fühlt sich im Kampfe um sein Dasein und sieht seine Wohlfahrt von allen Seiten bedroht. Überall wo er beteiligt ist, wähnt er, daß es auf seine Kosten geht, daß er zurückgedrängt und in den Schatten gestellt wird. Jeder ist ihm im Wege und im Vorteil vor ihm. Er traut keiner Hilfe, die ihm zuteil wird. Geht es ihm gut, so fühlt er sich beneidet und vermutet geheime Nachstellungen, bösen Leumund hinter dem Rücken und alle möglichen dunkeln Machenschaften. Geht es ihm schlecht, so sind andere schuld. Darum glaubt er in allen persönlichen Beziehungen äußerste Vorsicht wahren zu müssen. Er nimmt sich peinlich in Acht und ist jedem Menschen gegenüber auf der Hut.

So ist das natürliche Verhältnis der Menschen untereinander, da sie zwar nicht geborene, aber fast alle gewordene Egoisten sind, Spannung, Reizbarkeit, Widersetzlichkeit, Mißgunst. Es gerät schon bei den geringsten Anlässen in Erregung und entlädt sich schließlich in leidenschaftlichen Ausbrüchen. Meist ganz ohne wirklichen Grund. Nicht die Bosheit der Menschen ist eigentlich die Ursache von all dem Zank und Streit und all dem Leiden untereinander, als vielmehr das an sich ganz törichte instinktive Widereinander das erst durch seine allgemeine Verbreitung eine gewisse Berechtigung gewinnt. Erst aus diesem verborgenen Widereinander entstehen unausgesetzt die Reibungen, Entzündungen und feindlichen Wallungen von Ärger, Zorn und all dem häßlichen Wesen, das erst den Menschen böse macht, und steigern sich bis zu dem Haß, der auch, wenn er sich zurückhält, den andern zu schädigen, ihn doch nicht ersehen kann, sondern ihn im Herzen immer wieder

aus dem Wege räumt. Darum ist das instinktive Widereinander unter den Menschen das eigentliche Verhängnis, was alle Verhältnisse vergiftet, alle Beziehungen zerreißt, die Menschen voneinander fern hält, gegeneinander aufbringt und einnimmt, fortwährend Zwietracht aussät und statt des gemeinschaftlichen Lebens den Kampf aller gegen alle hervorruft.

Das alles bleibt natürlich zum größten Teil unter der Hülle einer guten Erziehung und konventionellen Verträglichkeit verborgen. Es ist nicht anständig es zu zeigen, denn es ist eine Schwäche. Aber es wirkt aus der Verborgenheit heraus und durchdringt das Verhalten. Doch noch mehr, die meisten Menschen sind sich dieser inneren Verhältnisse und Zusammenhänge gar nicht bewußt. Wie viele werden bestreiten, daß sie ihren Mitmenschen gegenüber so empfinden! Das tun sie auch gar nicht deutlich. Denn das sind zumeist ganz verborgene Instinkte, dunkle Regungen des Unterbewußtseins, die ganz unmittelbar aus der Beschränktheit in sich selbst entspringen. Aber je weniger man sich über sie klar ist, um so stärker wirken sie sich aus, weil sie keine direkten Widerstände des Bewußtseins zu überwinden haben. Was ihnen an sittlichen Grundsätzen entgegentritt, kann nicht verhindern, daß sie sich in konträren Empfindungen auslösen. Und das Verhalten einer guten Erziehung läßt erst recht Spielraum genug, daß dieses Widereinander die Gesinnung vergiftet und die Aufrichtigkeit zerstört.

Daß aber dieses instinktive Widereinander wirklich ein Grundzug in den Menschen ist und zwar in allen, so weit sie bewußte oder unbewußte Egoisten oder auch nur beschränkte Subjektivisten sind, läßt sich leicht an einer Fülle von Symptomen feststellen. Warum leben die Menschen untereinander fast durchgängig aus dem Nein? Warum ist die Seele des Klatsches die Verkleinerungssucht? Woher die Neigung, sich auf Kosten von andern zu amüsieren? Warum verstehen so wenig Menschen einen Spaß? Warum fühlt man sich unbehaglich, wenn in der Abwesenheit von einem die Rede war? Das ist doch alles ein sichres Zeichen des herrschenden Mißtrauens und der bestehenden Gespanntheit

zwischen den Menschen. Es wird allgemein angenommen, daß alles, was hinter dem Rücken geredet wird, böser Leumund ist. Warum nimmt niemand an, bis er vom Gegenteil überzeugt ist, daß alles gut und ehrlich gemeint war? Warum ist man andrerseits allem gegenüber zweifelnd, was einem ins Gesicht gesagt wird, und läßt sich erst feierlich versichern, daß es wirklich so gemeint ist?

Warum führt weiter fast jede Auseinandersetzung zu persönlicher Erregung, auch wenn man sie zu unterdrücken sucht? Überhaupt wie charakteristisch ist der Hang alles Sachliche persönlich zu nehmen? Was besagt allein schon der Begriff Gegner bei Meinungsverschiedenheiten in gemeinsamen Unternehmungen? Warum interessiert man sich viel mehr für die Schwächen und Irrtümer des Gegners und greift sie an, statt vor allem seine Errungenschaften anzuerkennen und davon zu lernen? Warum veranlaßt jeder Vorhalt, den man macht, den andern sich besinnungslos zu verteidigen, statt sich zu fragen, ob er berechtigt ist. Oder warum beantwortet man so oft den Tadel mit einem persönlichen Angriff, der mit der gerügten Sache gar nichts zu tun hat? Und vor allen Dingen, woher erklärt sich das allgemeine Übelnehmen, selbst in den Familien, Freundschaften und Ehen, wenn nicht aus dem instinktiven Widereinander, das die Menschen beherrscht?

Meist tritt natürlich das innere Widereinander der Menschen nicht rein und grad zutage. Denn es ist gewöhnlich durch religiöse und sittliche Grundsätze umgebogen. Geht doch fast die ganze religiös-sittliche Kultur darauf hinaus, es zu überwinden und die Menschen in ein erträgliches Verhältnis miteinander zu bringen. Dann überwindet man sich selbst und handelt nach den Geboten der Nächstenliebe und Nothilfe. Aber die unwillkürliche innere Haltung und der Grundinstinkt wird dadurch nicht geändert.

Im besten Falle wird die Gesinnung anders, d. h. das sittliche Wollen. Man gewinnt wohl auch Geschmack an der sozialen Bedeutung des Lebens für die andern und an der Befriedigung, die es gewährt. Ich glaube sogar, daß unter der sittlichen Selbstzucht

und dem idealen Streben in vielen ein lauteres Interesse für ihre Nächsten erwacht und eine Fähigkeit der Hingabe, die auch dort nicht zaudert, wo man Opfer bringen und Nachteile in Kauf nehmen muß, die einem nahe gehen.

Aber das sind alles nur Veränderungen an der Oberfläche des Bewußtseins, Auswirkungen einer Lebensauffassung und Lebensgewöhnung, die gewiß auch das naive Empfinden beinflussen, aber es nicht von Grund aus umwandeln können. Die interesselose Nächstenliebe bleibt immer eine Nachempfindung und wird kein ursprünglicher Instinkt. Worauf der sittliche Wille und das klare Bewußtsein der Pflicht seine Herrschaft nicht erstreckt, da wuchert das Empfinden des Widereinander ungestört weiter und beweist, daß es der natürliche Grundzug des Innern geblieben ist.

Die Herrschaft der sittlichen Grundsätze hat aber immer ihre Grenzen, sogar ihre sehr eng gesteckten Grenzen. Bei vielen hört sie ja schon dort auf, wo der eigene Vorteil ernstlich in Frage kommt, bei allen aber am Horizont ihrer sittlichen Erkenntnis. Und die ist nun einmal, auch bei den erleuchtetsten Geistern, sehr kurzsichtig. Jenseits dieses Horizontes treiben die dunkeln Empfindungsgewalten ihr ungehemmtes Spiel, die sich aus der im Grunde verkehrten inneren Stellung erheben, die nie aufgegeben, sondern nur in ihrer Auswirkung anders bestimmt wurde.

Darum ist es kein Wunder, daß man fast alle die Symptome, die ich für das herrschende Widereinander angeführt habe, auch bei überzeugten Altruisten und Mustern der Frömmigkeit findet. Auch sie leben z. B. aus dem Nein mit ihren Mitmenschen, so sehr sie unausgesetzt ihr Bestes erstreben. Auch sie sind voll Mißtrauen und vermögen nicht ursprünglich an die Nächsten zu glauben, für die sie leben. Auch sie sind schadenfroh, verkleinern, reden Schlimmes und kehren alles zum Schlechten, sind ungerecht, eifersüchtig, wenigstens wenn sie sich gehen lassen und nicht grade an die entsprechenden sittlichen Verbote denken. Auch sie suchen das Ihre, natürlich aber nur außerhalb des Gebiets, wo sich ihre Nächstenliebe offiziell zu betätigen gewohnt ist.

Deshalb ist aber auch ihr Leben für die andern immer von dem unüberwundenen und verborgen treibenden Widereinander durchdrungen und vergiftet. Wer kennt nicht die Liebe mit der kalten Hand, die Nächstenliebe, die nicht an sich herankommen läßt, die Fürsorge, die mehr Abfindung ist, das persönlich gleichgültige Interesse an den andern, das gewohnheitsmäßige Wohlwollen, kurz die Routine für den andern zu leben, während man im Grunde widereinander empfindet. Und nun gar erst im Verkehr, wo es nichts zu helfen gibt! Da läßt sich das instinktive Widereinander unbekümmert gehen, ohne eine Ahnung davon, daß man fortwährend seinen sittlichen Grundsätzen ins Gesicht schlägt.

Darum ist es kein Wunder, daß alle sittliche Arbeit an sich selbst nicht zu dem wirklichen gemeinschaftlichen Leben führen kann, das so lange unmöglich ist, als das instinktive Widereinander in den Menschen lebt.

Der Standpunkt der Wiedervergeltung.

Die Menschen müssen aber miteinander leben, so sehr sie sich innerlich voneinander abgesondert haben und widereinander sind. Aber — und das bezeugt am stärksten die Ohnmacht aller sittlich religiösen Erziehung, diese Entartung zu überwinden — die Art und Weise des Verkehrs wird nicht durch die notgedrungene Rücksicht auf die andern, noch durch die handgreiflichen Motive, die zur Bekämpfung des Egoismus und der Gegensätzlichkeit zwischen den einzelnen treiben, wie z. B. das Wohl der Gesamtheit und die Daseinsmöglichkeit der Schwachen, geschweige durch die sittlich-religiösen Ideale, etwa der Nächstenliebe, bestimmt, sondern ausschließlich und ganz und gar durch den herrschenden Egoismus und das allgemeine Widereinander, und zwar auch dort, wo diese Instinkte scheinbar überwunden sind.

Das Verhältnis und der Verkehr der Menschen untereinander beruht auf Gegenseitigkeit und Wiedervergeltung. Wenn sich die Menschen als Sonderwesen fühlen, die eigentlich nichts miteinander

zu schaffen und gemein haben, aber doch aufeinander angewiesen sind, so ist der geregelte, berechnete und abgewogene Austausch von Lebensäußerungen die einzige Möglichkeit, die in das allgemeine Durcheinander der Interessen, Ordnung, Gleichgewicht und gedeihliche Bewegung bringt.

So gründet sich denn auch genau betrachtet das Zusammenleben der Menschen, wie wir es seit Jahrtausenden kennen, auf das stillschweigende Übereinkommen, das niemand anzufechten denkt: wie du mir, so ich dir. Es ist ein Austausch von Gütern und Leistungen, bei dem jedem Wert ein Gegenwert entspricht. Das Leben miteinander wird zum Handel mit Lebensbeiträgen. Man kann natürlich auch gelegentlich einmal etwas schenken, aber die Regel ist doch, daß alles mit Gegenleistungen bezahlt wird. Auf diesem unausgesprochenen Vertrag beruht die Verträglichkeit der Menschen. Klare Verhältnisse bedeuten nur klare Gegenseitigkeit und geregelten Austausch.

Was einem angetan wird, das wird heimgezahlt. Man nährt sich damit und wehrt sich damit. Auge um Auge, Zahn um Zahn, das ist die Waffe der Selbstbehauptung. Man schützt sich gegen die Angriffe durch Gegenstöße und sichert seine Stellung durch die drohende Vergeltung. Jede Schädigung verlangt Ersatz, Genugtuung oder Wiedervergeltung. Nur so können es die Menschen miteinander aushalten. Das Bewußtsein dieser Ordnung, vom Staate im Strafgesetz zum Recht erhoben und in ihrer Durchführung verbürgt, schützt die Menschen vor den gröbsten Ausschweifungen ihres Egoismus und beschränkt das Gebiet der gegenseitigen Schädigung außerordentlich, aber ändert das Verhältnis der Menschen untereinander durchaus nicht. Die Furcht vor Rache und Strafe macht nur vorsichtig. Man benachteiligt den andern nur, wo er wehrlos scheint.

Aber vergolten wird auf jeden Fall. Wenn nicht offen und gewalttätig, dann heimtückisch: durch Übelnehmen, Trotzen, Grollen, Sticheln und Nachtragen dessen, was man an Unrecht erlitten hat. Wendet man sich nicht für immer von einander ab, so kommt dann

einmal der Tag der Abrechnung, wo der Handel durch Genugtuung, und wäre es nur die Bitte um Verzeihung einerseits und Vergebung andrerseits, zum Ausgleich gebracht wird. Gewöhnlich gibt es dann auf beiden Seiten Aktiva und Passiva, die gegeneinander aufgestellt und gegenseitig ausgeglichen werden. Dann ist wieder Friede, hergestellt durch Wiedervergeltung.

So beruht also das ganze Zusammenleben der Menschen im Guten wie im Schlimmen auf Wiedervergeltung, auf Austausch, auf Bezahlung. Der persönliche Verkehr ist im Grunde ganz gleicher Art wie der wirtschaftliche Verkehr. Jedes Verhalten, jede Leistung hat ihren landläufigen Marktwert, der auf den verschiedenen Kulturstufen verschieden ist. Man zahlt in Geld oder Naturalien, je nachdem es üblich ist. Manche Hilfe, die man beansprucht, wird mit klingender Münze vergolten, manches Gute, das man erfährt, durch eine gesuchte Gegenleistung zurückerstattet. In andern Fällen muß man es schuldig bleiben und fühlt sich so lange verpflichtet, bis man es wiedervergelten kann. Solange das unmöglich ist, fühlt man sich dem Wohltäter gegenüber in Dankbarkeit abhängig. Man hat ihm seine Seele verpfändet, bis man sie wieder einlösen kann.

Die Tatsache, daß man im Leben sehr vieles, was man erfährt, schuldig bleiben muß, hat die Herrschaft der Wiedervergeltung nicht erschüttert. Die meisten Menschen finden sich damit ab wie Schuldner, die vergessen, was sie geliehen haben. Die feinfühligen aber leiden darunter und bezahlen ihre Schulden mit ihrer Freiheit. Sie stehen unter dem Verhängnis innerer Verpflichtung, die gegenüber dem Gläubiger erniedrigt, der Dankbarkeit, die abhängig macht, der Anhänglichkeit, die fremdem Einfluß unterwirft, und der Verehrung, die entwürdigt, weil sie die Ebenbürtigkeit verdunkelt. Und diesem Verhängnis entzieht man sich nicht aus Gewissenhaftigkeit, weil man im Wahn der Gegenseitigkeit und Wiedervergeltung steht.

Dankbarkeit, Anhängerschaft und Verehrung, Lob und Bekanntmachung der erfahrenen Wohltaten ist also auch nur eine Form

der Wiedervergeltung, mit der man den entschädigt, der sich für einen in Kosten gestürzt hat. Zweifellos die teuerste. Denn man zahlt dann nicht mit dem, was man hat oder leisten kann, sondern mit dem, was man ist, mit seiner Persönlichkeit.

Unter diesen Umständen beruht natürlich der Verkehr durchaus auf einer unwillkürlichen Schätzung des Wertes jeder Leistung. Sie muß berechnet werden, damit die Gegenleistung ausgerechnet werden kann. Und die Voraussetzung eines ungestörten Verkehrs ist die Einigkeit in der Abschätzung und die gleichmäßige Anerkennung der geltenden Zahlungsmittel. Denn dann stimmen die gegenseitigen Abrechnungen, und die Gegenleistungen befriedigen. Sobald man aber die Werte verschieden einschätzt, oder jemand gewisse Zahlungsmittel ablehnt oder gar manche Entschädigungen verweigert, wird der Verkehr eigentlich ebenso unmöglich wie der Handel mit schwierigen Zahlern, die den Marktpreis nicht anerkennen wollen oder nichts schuldig zu sein behaupten. Das wird dann je nach dem angenommenen Wert dessen, was jemand schuldig geblieben ist, mit Verachtung oder Lösung der Beziehung — vergolten.

Gewiß haben sich immer wieder Stimmen erhoben, die für das Höchste erklärten, Gutes zu tun, wo einem nichts dafür wird. Und Tausende haben die Tugend geübt um der Tugend willen und sich vielleicht nicht einmal mit dem Bewußtsein ihrer unberechneten Leistungen bezahlt gemacht. Aber das ganze Zusammenleben blieb immer in dem Grundgesetz der Wiedervergeltung verfaßt, und das wirkt sich auch dort aus, wo man infolge einer gegensätzlichen Lebensauffassung darüber zu stehen meint. Denn die objektiven Grundlagen und die unwillkürlichen Empfindungen sind stärker als alle Theorien.

Die Ehen sind doch fast durchgängig Vertragsverhältnisse auf Gegenseitigkeit, woran man auch bei vorkommenden Unstimmigkeiten ganz unbedenklich erinnert. Liebe erweckt nicht nur Gegenliebe, sondern erwartet sie auch. Man rechnet allgemein damit, daß die Gefühle, die man einem entgegenbringt, auch erwidert

werden. Welche Rolle spielt ferner die Wiedervergeltung in dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern! Was wird von den Kindern daraufhin verlangt, wie werden sie dadurch innerlich gebunden! Auch die Freundschaft ist eine Verbindung auf Gegenseitigkeit, und die Gewissenhaftigkeit der Wiedervergeltung nennt man Treue. Wie peinlich empfindet man es, wenn man in der Freundschaft mehr der nehmende als der gebende Teil ist! Man fühlt sich dann in der Schuld des Freundes, und das Unvermögen ausreichender Gegengabe bedrückt oft so, daß es die ganze Freundschaft erschüttern kann. Ebenso zerstört die Einseitigkeit der Aussprache die Vertrautheit zweier Menschen. Denn auch das Vertrauen verlangt eine Gegenleistung. Oder man denke daran, wie alle Welt im Verkehr darauf aus ist, sich zu „revanchieren", wenn man etwas empfängt, und wie unglücklich man ist, wenn man nicht weiß womit; wie ohne Scham und Scheu Ehre genommen und gegeben wird, auch unter den hervorragendsten und christlichsten Männern; wie sorgfältig Dank ausgedrückt und einkassiert wird; wie gewissenhaft man die Kinder zu dieser Wiedervergeltung erzieht. Jemandem im Leben etwas schuldig bleiben gilt als unanständig, selbst wenn es noch so unbezahlbar ist. Geschenke annehmen, auf die man kein Recht hat (etwa infolge von Verwandtschaft) gilt für schimpflich. Sie entwürdigen den Menschen und sind deshalb beleidigend.

Jeder tiefer empfindende Mensch fühlt, daß dieser Wurst-wider-Wurst-Standpunkt eigentlich unvornehm und gemein ist. Aber niemand kann sich seinem Einfluß entziehen. Im Gegenteil, je feiner man empfindet, um so peinlicher ist man auf persönliche Sauberkeit in dieser Beziehung aus. Die höhere Sittlichkeit hat eigentlich nur an Stelle des Rechtes auf Wiedervergeltung die Pflicht der Wiedervergeltung gesetzt. Aber an der alles beherrschenden Gegenseitigkeit, die das Leben der Menschen trägt, ist dadurch nichts geändert worden. Die Rücksicht auf die andern, mit der man den Egoismus in gewissen Schranken hält und das instinktive Widereinander verhüllt, und die Verzichte und Ver-

gleiche, durch die man die allenthalben entstehenden Konflikte zwischen den widerstreitenden Interessen beseitigt, sind auch nur ein notgedrungenes Abkommen auf Gegenseitigkeit. Wird es von der andern Seite verletzt, so fühlt man sich sofort der Verpflichtung dazu entbunden und beantwortet Rücksichtslosigkeit mit Rücksichtslosigkeit. Und das soziale Empfinden ist nur das Verlangen nach feinerem Abwägen der gegenseitigen Leistungen und gerechter Wiedervergeltung. Also zeigen auch die edelsten Blüten im bisherigen Leben der Menschen untereinander: Rücksicht und soziales Empfinden durchaus die Struktur dieses Lebens, die wir überall entdecken: eine zu Grunde liegende Getrenntheit und Gegensätzlichkeit, wo durch gegenseitige Verpflichtung und Wiedervergeltung ein geregelter Lebensaustausch ermöglicht wird. Solange aber die Menschen marktend, handelnd, berechnend und austauschend einander gegenüber leben, ist ein gemeinschaftliches Leben unmöglich.

Recht und Eigentum.

Am stärksten spricht sich aber die verhängnisvolle Stellung der Menschen zu einander in dem Anspruch der Einzelnen auf ein unanfechtbares Sonderrecht und auf ein unantastbares Eigentum aus. Es ist das solch ein unmittelbares Bewußtsein, daß man mit sittlichem Pathos den für einen Verrückten und Verbrecher, für einen Anarchisten und Auflöser der menschlichen Gesellschaft erklärt, der es bestreitet. Und doch ist es umgekehrt: das Reservatrecht des Individiums verrückt die Ordnungen der Natur und das Eigentumsbewußtsein veruntreut anvertrautes Gut, das Durchsetzen eines eingebildeten Rechtes schürt die Anarchie des allgemeinen Widereinander und macht gemeinschaftliches Leben ganz unmöglich.

Die Beschränkheit in sich selbst muß sich im Selbstgefühl des Menschen notwendigerweise als unmittelbares Bewußtsein des Rechts auf unabhängige und selbstherrliche Existenz äußern. Ich gehöre ganz mir selbst, und was ich bin, geht niemand etwas an, das ist

eine elementare Grundempfindung des Menschen. Aus der Spannung zwischen diesem Rechtsbewußtsein und der tatsächlich herrschenden vielgestaltigen Abhängigkeit von andern löst sich der Freiheitsdrang, der diese Gebundenheit zu zerreißen und sich ganz unbedingt auf eigene Füße zu stellen sucht. Die splendid isolation selbstherrlicher Unabhängigkeit empfindet die individualistische Beschränktheit als Grund und Naturrecht des Menschen.

Man könnte es das Recht auf Willkür nennen. Die wahre Freiheit ist ja die innere Notwendigkeit des Lebens auf Grund der Verfassung, in die man gehört, und ihr Gegensatz die Gebundenheit in sich selbst. Aber unter dem Einfluß der Beschränktheit ist der Freiheitsbegriff zu einem Begriff der Unbedingtheit und Unbeschränktheit der Bewegung entartet. Man versteht hier darunter die Möglichkeit in den Verhältnissen, zu tun was man will, während es sich dort um die persönliche Fähigkeit handelt, zu tun, was man innerlich muß. Darum sieht der Egoist die Freiheit, die er beansprucht, in der Berechtigung persönlicher Willkür. Man fühlt sich unverantwortlich und unverpflichtet. Man kann sich selbst ruinieren, seine Gaben verwahrlosen lassen, sein Geld beliebig verwenden oder verschleudern, schmarotzen, sich überarbeiten oder irgend etwas verrücktes unternehmen, ehelos bleiben und sich das Leben nehmen: das alles ist ausschließlich eigene Angelegenheit des Einzelnen. Denn man fühlt sich berechtigt, nur von sich aus und ganz für sich zu leben, und niemand zweifelt daran, ein angeborenes unbeschränktes Verfügungsrecht über sich selbst zu besitzen.

Dieses Rechtsbewußtsein ist natürlich genau betrachtet ein unhaltbarer Wahn. Denn es widerspricht der alles Besondere und Eigene tragenden Zugehörigkeit der Einzelnen zu einer Gesamtheit. Da wir keine Existenzmöglichkeit für uns haben, haben wir auch keine Existenzberechtigung für uns. Wir sind als Einzelerscheinungen in einer Lebensverfassung mit einer Fülle Wesen gleicher Art zu einer Gemeinschaft verbunden. Infolgedessen ist unsere Selbstherrschaft verfassungsgemäß bedingt und beschränkt, und wir sind durch unsere Existenz dem Ganzen, dessen Glieder wir sind

durch und durch verpflichtet. Alle Egoisten sind Usurpatoren und Aufrührer. Alle Vertreter unverantwortlicher persönlicher Willkür sind Anarchisten und Abtrünnige.

Mit dem Rechtsanspruch unverantwortlicher Willkür geht das Gefühl der Berechtigung Hand in Hand, sich überall durchzusetzen. Denn beides hängt innerlich zusammen. Der gesunde Instinkt, sich zu erhalten und zu behaupten, zu entfalten und auszuwirken als das, was man ist, d. h. als eigenartiges Glied mit eigentümlicher Bestimmung für das Ganze, reflektiert sich in der egoistischen Befangenheit als Berechtigung, sich rücksichtslos und unbeschränkt durchzudrücken und die Oberhand zu gewinnen, sich auszubreiten und zu bereichern, sich auszuleben und Macht zu entfalten. Und zwar unter allen Umständen, mit allen Mitteln und auf Kosten der andern. Jeder hat immer das Vorrecht, der Vorteil verleiht immer die Berechtigung, und der Zweck heiligt die Mittel. Darum fühlt man sich befugt, nicht nur andern zuvorzukommen und sie bei Seite zu stoßen, sondern auch sie auszunutzen, auszubeuten, sie zu berauben und zu Grunde zu richten.

Der Notschutz der staatlichen Ordnung und der moralischen Zucht zieht diesem Recht gewisse Grenzen. Aber indem er es einschränkt, bestätigt er es. Es kommt nur in Frage, wieweit man darin gehen darf. Sieht man genauer zu, so handelt es sich nicht einmal um Beschränkung der Grenzen, sondern nur der Art des Vorgehens. Das Recht wird nicht eingeschränkt, sondern nur die Mittel. Direkt darf es nicht auf Kosten der andern geschehen: man darf nicht rauben und morden. Aber indirekt ist alles erlaubt. Auch der christlichste Kaufmann wird sich nicht scheuen seine Konkurrenz zu ruinieren, geschweige daß der Staat eingreift, wenn Börsenmanöver unzählige Existenzen ins Elend bringen, oder das Recht des einen den andern zum Selbstmord treibt. Mit staatlich, sittlich und konventionell erlaubten Mitteln darf man unterdrücken, ausbeuten, zu Grunde richten.

Gewiß nehmen auch sehr viele Menschen, wenn sie sich durchsetzen, Rücksicht darauf, daß nicht andere darunter leiden. Aber

jede Rücksicht empfindet man als ein freiwilliges Zugeständnis, als Geschenk, als Verzicht, als sittliche Leistung, und bezeugt damit nur das Bewußtsein des Rechts, sich unbedingt durchzusetzen, auch wenn man es nicht in Anspruch nimmt.

In Wahrheit ist natürlich der Einzelne ebensowenig berechtigt, sich durchzusetzen, wie willkürlich und unbeschränkt über sich zu verfügen. Wir gehören nicht uns selbst, sondern dem Ganzen, dem wir angehören. Darum gibt es nur eine Pflicht, für das Ganze zu leben. Erst auf ihr beruht das Recht, sich selbst zu erhalten. Und nur von dieser Grundlage aus ist es richtig zu verstehen.

Das ganze verkehrte Rechtsbewußtsein sowohl nach Seite der Selbstverfügung als der Selbstbehauptung ergibt angewendet auf das, was wir besitzen, den seltsamen Eigentumsbegriff, der nicht nur herrscht, sondern auch sittlich geheiligt und staatlich anerkannt ist: vielleicht der schlagendste Beweis dafür, daß trotz aller scheinbar widersprechenden Erscheinungen und altruistischen Anwandlungen das Leben der Menschen unter einander von der Struktur ist, die ich klar zu stellen suchte. Denn in dem Eigentumsbegriff tritt sie ganz unangetastet durch sittliche Umstimmungen und unbeeinträchtigt durch Gegenmaßregeln zu Tage.

Wie man meint, sich selbst zu gehören, so empfindet jeder seine Anlagen und Fähigkeiten, seine soziale Stellung und seinen Besitz als sein Eigentum, über das er ganz unbedingt nach seinem Gutdünken verfügen, und das er in eigennützigem Interesse unbeschränkt vermehren darf. In Wahrheit ist aber alles, was wir haben, Gaben, Bildung, Vorrechte, Vorzüge und alle Lebensvorteile ebenso wie alle sachlichen Daseinsmittel anvertrautes Gut, das wir zum Besten des Ganzen zu verwalten und zu verwenden haben, mit dem wir für die andern arbeiten und Lebenswerte schaffen sollen. Es ist gewiß zu uns gehörig, und wir sind ausschließlich beauftragt, mit dem, was uns geworden ist, zu wirtschaften, aber wir gehören damit in die Ökonomie des Ganzen, und unser Bestimmungsrecht ist durch den Zweck bedingt, für den unser Vermögen uns anvertraut ist. Eigentum ist also nicht Diebstahl, wohl aber Mißbrauch

und Veruntreuung. Ich brauche darüber nichts weiter zu sagen, da ich die Frage des Eigentums bereits eingehend behandelt habe.*)

Es liegt auf der Hand, daß das individualistische Rechtsbewußtsein und der darin wurzelnde Eigentumsbegriff ein gemeinschaftliches Leben ganz unmöglich macht. Denn das herrschende Rechtsbewußtsein hindert die Menschen, sich zusammenzuschließen, ineinander zu fügen und füreinander zu leben. Es widerstrebt allen Vorbedingungen eines gemeinschaftlichen Lebens, wirkt wie eine Abstoßungskraft und fördert die Vereinzelung. Und der Eigentumsbegriff entzieht denen die Lebensmittel, die darauf angewiesen sind, durch unfruchtbare Aufspeicherung derer, die sie austeilen sollten. Er läßt den Stoffwechsel stocken, hebt die Ergänzung und das Zusammenwirken des verschiedenen Vermögens auf und macht einen organischen Kreislauf des Lebens unmöglich.

Mit diesem Rechtsbewußtsein hängt schließlich noch das individualistische Selbstbewußtsein zusammen und die Ansprüche, die sich daraus ergeben. Sobald das Selbstbewußtsein nicht im Gliedbewußtsein wurzelt und von ihm getragen wird, leidet es an Überhebung und Überschätzung. Denn es wird von dem Wahn durchdrungen, eine Größe für sich zu sein. Dieser Dünkel bleibt aber nicht ein ruhender Stolz und eine heimliche Selbstbefriedigung, sondern sucht seiner eingebildeten Bedeutung und Berechtigung Geltung zu verschaffen. Das ist der Gipfel der egoistischen Überspanntheit, daß man sein übertriebenes Selbstgefühl und sein ausschweifendes Rechtsbewußtsein für verpflichtend für die anderen hält und von ihnen Anerkennung und Rücksicht verlangt. Man heischt Ehre, Bewunderung, Zuvorkommenheit, Gefälligkeit, Ergebenheit. Je egoistischer jemand ist, um so mehr macht er Ansprüche, und je mehr er Ansprüche macht, um so empfindlicher ist er, wenn sie nicht berücksichtigt werden.

Diese Ansprüche, die auf eine Befriedigung egoistischer Wollust hinauslaufen, vergiften und zerstören die Beziehungen der Menschen,

*) Vgl. Gedanken über das Eigentum im 5. Band der Grünen Blätter S. 267—288.

unter einander. Der persönliche Verkehr wird der Einfalt, Harmlosigkeit und Natürlichkeit beraubt. Er wird unanständig und gereizt. Die in sich beschränkten Menschen denken immer und in erster Linie an ihr Recht. Und auch wenn sie nicht daran denken, lösen doch alle Berührungen mit den andern ohne Besinnen Empfindungen aus, was sie gelten und beanspruchen zu dürfen meinen, die sich in ihrer Haltung, Erwartung und Erwiederung unwillkürlich äußern. Sie treten entschieden in ihrer Stellung auf, die sie im Leben inne haben, und nehmen festen Rückhalt an allem, was zu ihnen gehört: Name, Ehre, Vermögen, Beruf und das Bewußtsein ihres Könnens, ihrer Bedeutung, ihrer Persönlichkeit, daß nur ja niemand daran tastet, daß nur ja jeder ihnen gerecht wird.

So mit Selbstbewußtsein und Aspirationen gepanzert prallen sie Anerkennung heischend mit ihren Mitmenschen zusammen. Das kann natürlich unter Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und Nächstenliebe verborgen sein wie ein Panzer unter weichen Stoffen. Dessen sind sich die meisten auch gar nicht klar bewußt. Aber es wird sich sofort zeigen, sobald sie ihre Berechtigungen nicht respektiert glauben und ihre Ansprüche nicht erfüllt sehen. Dann wandelt sich ihre Freundlichkeit, und der kalte Panzer wird fühlbar.

Es ist begreiflich, wie diese Hartnäckigkeit und Eifersucht auf das, wozu jemand berechtigt zu sein glaubt — vielleicht ist es z. B. nur der Anspruch eines eilenden Entgegenkommens seitens der andern — jede Begegnung stört. Denn was ahnt denn der andere von den Ansprüchen, die jener erhebt, von den eifersüchtigen Wünschen, die er erfüllt sehen möchte! Es ist dann kaum möglich, daß sich eine innere Fühlung anspinnt. Denn es wird sofort Reibung und Zusammenstoß geben.

Aber auch im persönlichen Verkehr läßt die Eingenommenheit von den vermeintlichen Berechtigungen und die unausgesprochenen Zumutungen, die sich daraus ergeben, gemeinschaftliches Leben nicht aufkommen. Denn man wird den anderen immer wieder verletzen und ärgern, ohne es zu ahnen. Die Folge ist Befangenheit hüben und drüben: Betretenheit und Gereiztheit bei den ver-

meintlich Verkannten und Verlegenheit, Unsicherheit und Enttäuschung bei den andern. Dann sind aber die Beziehungen zwischen zwei Menschen schon so verfahren, daß nichts mehr zu machen ist. Denn die Herrnlosigkeit ist vorüber, und die unmittelbare Bewegung der Liebe ist gelähmt. Es kann sich kein gemeinschaftliches Leben bilden. Es bleibt ein notdürftiger Verkehr, der jeden Augenblick in einen hinterhaltigen Waffengang übergehen kann.

Wenn einem das Auge für das unhaltbare Rechtsbewußtsein, den ungeheuerlichen Eigentumsbegriff und die exaltierten Ansprüche der Menschen aufgegangen ist, wie sie die Menschen beherrschen, dann erkennt man, daß sie von einer Fülle Wahnvorstellungen und perversen Empfindungen, die dem Egoismus entspringen, förmlich besessen sind. Und auch die besten sind so davon befangen, daß sie ihnen nur mühsam Widerstand leisten können. Dann ist es kein Wunder, wenn das Leben der Menschen untereinander so heillos verkehrt und verworren ist, daß eine Gesundung ganz unmöglich erscheint.

Gemeinschaftliches Leben.

Ich habe das Leben der Menschen untereinander, wie wir es jetzt kennen, auf seine bestimmenden Grundlagen zurückgeführt und es in seiner Eigenart zergliedert. Aber die Umstände und Verhältnisse, die es gestalten, liegen natürlich nicht nebeneinander, sondern greifen ineinander. Sie hängen zusammen und ergänzen sich gegenseitig. Sie bilden in ihrem Gefüge eine feste Verfassung des Zusammenlebens, die es beherrscht, und seine Art bestimmt.

Man kann die Grundzüge dieser Art Leben nicht ändern, solange seine Verfassung bestehen bleibt und ihre Naturordnungen sich dann notwendig auswirken: solange sich also der einzelne im Grunde als ganz allein und die andern als ihm nichts angehend empfindet, solange die Zersetzung des inneren Zusammenhangs und die Auflösung der inneren Einheit durch den Egoismus bestehen bleibt. Man kann dann wohl die Formen dieser Art Leben ver-

feinern und ihre Auswüchse unterdrücken. Man kann auch durch eine Umbildung des Bewußtseins eine Gegenwirkung gegen die treibende Kraft der naiven Empfindung entfalten, wie es die christliche Sittenlehre gegen das egoistische Wesen und einige seiner Ausflüsse getan hat. Dann wird die instinktive persönliche Haltung in ihren Äußerungen unter dem Einfluß gegenteiliger Anschauungen durch Selbstüberwindung gebrochen. Das Verhalten vollzieht sich, solange und so weit es unter der Kontrolle des sittlichen Bewußtseins steht, anders als es sonst geschehen würde. Aber die ganze Verfassung des Zusammenlebens bleibt dieselbe. Seine Art wird durch die sittliche Arbeit an sich selbst hier und da verwischt und verändert, aber sie wird nicht wesentlich und von Grund aus anders.

Erst wenn das Leben der Menschen untereinander auf eine andere Grundlage gestellt wird, kann seine ganze Verfassung und Naturordnung eine andere werden. Wenn uns also das gegenwärtige Zusammenleben der Menschen weder genügt noch befriedigt, so helfen uns keine sittlichen Verbesserungen, sondern nur eine andre Verfassung auf einer Grundlage, die der Wahrheit und Natur des Menschen mehr gerecht wird, als die bisherige. Und das muß möglich sein. Denn die Sehnsucht nach einem Neuland menschlicher Gemeinschaft, die in uns lebt, wird durch die Erkenntnis bestätigt, daß die Beschränktheit in sich selbst und der Ichkrampf eine Entartung des menschlichen Wesens ist.

Wir sind nichts für uns, sondern Maschen eines Gewebes, Glieder eines Ganzen, Zellen eines Lebensorganismus, die unendlich verschiedenartige und verzweigte Entfaltung einer Einheit. Wie die Vorsprünge und Spitzen eines Gebirgsstocks erheben sich die einzelnen für sich aus der Gemeinschaft und gehören ihr doch ganz an.

Wenn wir diese Zusammengehörigkeit, Unlösbarkeit und Gliedschaft unsrer Sondererscheinung zunächst nicht empfinden, so liegt das teils an unsrer Oberflächlichkeit und Kurzsichtigkeit, teils an der erblichen und erzieherischen Belastung unsers Bewußtseins durch

die Zersetzungseinflüsse, die seit Jahrtausenden das geschlossene organische Leben der Menschheit aufgelöst haben. Sobald aber die Tiefen unsers Wesens lebendig werden, und uns die Grundlagen unsers Daseins zum Bewußtsein kommen, empfinden wir uns als Glieder, die von dem pulsierenden Leben der großen Einheit getragen und durchströmt werden. Unsre Zugehörigkeit zu einem großen Organismus und unsre Zusammengehörigkeit mit allen seinen einzelnen Lebensorganen wird persönliches Erlebnis. Und ihm entspringt die Sehnsucht nach lebendiger Gemeinschaft mit den andern in der alles tragenden Einheit und der ungestüme Drang alles Sein und Haben, alles Leben und Erleben umzusetzen in Lebensmittel und Lebensmöglichkeiten für das Ganze. Das sind die ersten Regungen gemeinschaftlichen Lebens.

Gemeinschaftliches Leben ist darum wesentlich verschieden von dem Zusammenleben auf Grund individueller Absonderung und Beschränktheit mit allen ihren Folgen. Denn es quillt aus der Einheit. Es ist ein Zweigdasein und Sprossenleben aus den Säften und dem Gestaltungsdrang des einen Stammes, der durch die einzelnen Blätter und Blüten atmet und sich schöpferisch entfaltet. Die Einheit und der Zusammenhang des Lebens mit den andern wirkt sich aus. Die Gemeinschaft der Bestimmung und des Schicksals, der Tragik und der Herrlichkeit des Daseins, der Last der Vergangenheit und der zukünftigen Lebensmöglichkeiten macht sich geltend. Das ganze Leben der einzelnen quillt aus den Lebensäußerungen des Körpers, dessen Glieder sie sind, mit all seinen Beklemmungen und Spannungen, Nöten und Leiden, Sehnsüchten und treibenden Bewegungen. Durch die Fülle der Einzelwesen als einer Mannigfaltigkeit verschieden gearteter und begabter Organe erlebt und erleidet das Ganze sich selbst und die Welt der Wirklichkeit, die sie umgibt. Durch sie entfaltet es seine Lebenskeime und Lebenskräfte, vollbringt seine Aufgaben, löst seine Spannungen und gewinnt seinen Fortschritt.

Die objektive Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens ist also die Einheit der Menschheit, die sich in der unendlichen Mannig-

faltigkeit der individuellen Lebensäußerungen kund gibt. Und der subjektive Grundzug ist die innere Einigkeit, die alle Glieder untereinander empfinden.

Ich behaupte nun keineswegs, daß ein gewisses gemeinschaftliches Leben noch gar nicht vorhanden wäre. Dazu ist die Einheit der Menschheit eine viel zu objektive Tatsache, die durch keine Entartung der Menschen erschüttert und aufgehoben werden kann. Alle Errungenschaften an Lebenswerten und Lebensmöglichkeiten kamen auch bisher schon der Gesamtheit zugute. Alle Leiden, die bestanden worden sind, wurden fruchtbar für alle. Die Menschheit hat je länger je mehr ein gemeinsames Erleben gewonnen, und die Fortschritte der Wahrheiten hat niemand als privates Eigentum festhalten können. Aber die Entartung der inneren individuellen Isolierung hat diesen Kreislauf des Lebens gehemmt. Denn die Verblendung und Vereinseitigung der inneren Beschränktheit unterbrach die persönliche Verbindung und die durchströmende Bewegung des Lebens. Es kann heute einer Offenbarungen erleben, ohne daß seine nächste Umgebung etwas davon merkt, weil sie durch undurchdringliche Zwischenwände von ihm getrennt ist. Vor allen Dingen aber macht es der Egoismus mit seinen Folgen unmöglich, daß die tiefe Einheit der Menschen in ihrem persönlichen Verkehr zur Geltung kommt und zu einem persönlichen gemeinschaftlichen Leben führt.

Kaum jemals haben die Menschen ihr Leben, das durch Natur und Geschichte nach allen Seiten verwoben ist, als ein gemeinschaftliches Leben empfunden und geführt, bei dem es sich nicht um ihr privates Glück, sondern um Schicksal und Gedeihen des lebendigen Ganzen handelt, dessen Glieder sie sind. Vielleicht nur in den ersten Christengemeinden. Wenigstens enthalten die paulinischen Briefe manche Abdrücke eines Einheitslebens, wie wir es nicht mehr kennen. Lebhafte innere Anteilnahme aneinander in einem geschlossenen Kreise ist noch lange kein gemeinschaftliches Leben. Denn da ist man nur durch gegenseitiges Interesse unter sich verbunden, aber jeder lebt im Grunde für sich. Es fehlt die

innere Einheit, der ursprüngliche Einklang, die unmittelbare Fühlung, die Gemeinschaft der Lebensbewegung, die organische Vermittlung und Ergänzung. Das Besondre tritt nicht hinter dem Gemeinschaftlichen zurück. Das Mannigfaltige ist nicht einheitlich verfaßt. Es fehlt der Einheitsgrund, die einigende Spannung, der gleiche Pulsschlag und das eine Ziel.

Bei gemeinschaftlichem Leben ist man mit den andern organisch verbunden durch die gemeinsame Zugehörigkeit zu dem Ganzen, dessen besondrer Sproß ein jeder ist. Man steht sich nicht wie unabhängige Größen gegenüber, die durch ein Herüber- und Hinübergespinst von Beziehungen verbunden sind, sondern man ist im Grunde eins, wie Glieder eines Körpers, wo das Einzelempfinden von einem Gesamtempfinden getragen wird und beide ineinander überfließen. Der Weg zu den Mitmenschen geht also durch die Einheit, zu der man ebenso wie sie gehört. Das ist der direkteste Weg, den es gibt. Denn es ist der Weg des Lebenszusammenhangs. Und der einzige, auf dem man ihrer wirklich habhaft, ihnen wirklich gerecht und wirklich vertraut wird.

Das ist aber kein Weg der Reflexion, sondern ursprünglicher Empfindung. Denn es ist ein dauerndes Erlebnis. Man fühlt sich eins und verwandt mit ihnen. Sie sind ja alle Mitglieder. Wir fühlen sie wie uns selbst und darum lieben wir sie wie uns selbst. Das Einheitsgefühl als Kinder eines Vaters und einer Mutter strömt wie eine tiefe Regung und Rührung durch uns, die sich bei jedem Anlaß in ungestümem Mitgefühl äußert. Alle individualistischen Überspanntheiten lösen sich in dem lebendigen Korpsgeist, der uns alle andern als zu uns gehörig empfinden läßt.

Das bist du in andrer Gestalt und Artung. Alle sind Blätter im Laubwald der Menschheit, durch die ihr Atem geht. Sie haben alle Lebenswert und eine Bestimmung für die Menschwerdung, die in Bewegung ist. Und wenn sie noch so verkommen sind, wie vernachlässigte und erkrankte Organe, sie sind doch alle wesentlich gleichwertig und ebenbürtig. Was auch ihre besonderen Gaben und Aufgaben sind, ihr Weben und Walten ist ebenso wichtig, so

unscheinbar und nebensächlich es uns auch vorkommen mag. Mit diesem Empfinden ist alle Überhebung, Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit wie weggeblasen. Wir sind mit einem Mal für alle aufgeschlossen, empfänglich und interessiert. Jede Berührung des Lebens wird ohne weiteres eine unmittelbare innere Fühlung mit ihnen herstellen, und wir erleben sie aus der Einheit und Einigkeit heraus, die wir mit ihnen haben.

Dann kann gemeinschaftliches Leben beginnen. Denn seine verborgenen Regungen treiben schon in uns und beglücken uns mit ihren Offenbarungen. Welche Wendung, welche neue Art Leben muß das geben, wenn Menschen in dieser Einheit des Empfindens, das alle persönlichen Verschiedenheiten zu einem vielstimmigen Einklang vereint, in dem Bewußtsein und Willen eins werden: unser Leben ist ein gemeinschaftliches Unternehmen; denn das Leben und Werden der Menschheit ist es, das darin in Erscheinung tritt; darum soll es ein einheitliches Erleben, Werden und Schaffen sein!

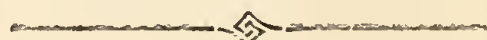
Wo einmal Mann und Weib wirklich eins geworden sind, da kann man die Einheit und Einigkeit des gemeinschaftlichen Lebens bei aller persönlicher Verschiedenheit, bei aller Unantastbarkeit des Selbstlebens anschaulich kennen lernen. Wie viel gewaltiger aber wäre erst der Lebensfonds und die Lebensmacht des gemeinschaftlichen Lebens einer Vielheit, einer mannigfaltigen Fülle! Welch ein Reichtum des Erlebens, welch ein Überschwang an Kraft, welch eine Ergänzung untereinander, welch eine Energie der Vorwärtsbewegung, welche Symphonie der Stimmen, welche Kraft des Rythmus in der gemeinschaftlichen Bewegung, welches Ineinandergreifen der Temperamente, welches Gewebe von Lebensäußerungen mannigfaltigster Eigenart!

Solch gemeinschaftliches Leben hat etwas Lösendes, Befriedigendes, Erwärmendes. Es erquickt und beglückt. Leicht schreitet es sich, wenn man zusammen wandert. Einer trägt des andern Last, ganz unwillkürlich, weil er gemeinschaftlich mit ihm lebt. Wo jemand versagt, tritt ein anderer für ihn ein. Wo jemand

strauchelt oder ermattet, stehen Nothelfer zur Seite. Welche Kraft gibt schon die bloße Gegenwart der Genossen, die Empfindung der inneren Einheit! Alle für einen und einer für alle, das wird Wirklichkeit im gemeinschaftlichen Leben. Hemmungen, Befangenheiten, Abhängigkeiten, Verirrungen, die für die einzelnen unüberwindlich sind, müssen sich spielend durch die gemeinschaftliche Lebensentfaltung lösen, wenn sich Menschen in der Einheit ihres Seins und Werdens gefunden haben.

Doch genug. Es läßt sich das ja gar nicht ausdenken, geschweige darstellen, bis sich gemeinschaftliches Lebens unter uns entfaltet und seine Blüten und Früchte zeitigt. Aber es kommt ja auch gar nicht darauf an, daß wir es erkennen, sondern daß wir es erleben. Darum wollen wir uns bemühen. Aber wem eine Ahnung aufgeht, was das bedeutet, dem wird ohne weiteres einleuchten, daß wir erst dann wirklich Fortschritte in der Menschwerdung erleben werden, wenn in der Menschheit ein einheitlicher, lebendiger Organismus wächst und Leben schaffend weiter dringt, gebildet aus einer Fülle mannigfaltiger Persönlichkeiten, von denen jede ihr eigenständiges und eigentümliches Leben führt, aber nur dadurch lebt und wächst, daß sie den andern dient.

Vorläufig ist das alles noch Zukunftsmusik. Was wir heute als Wirklichkeit unter uns beobachten können, ist allein, wie Regungen dieser Art gemeinschaftlichen Lebens in einzelnen lebendig werden und Menschen suchen, in denen dieselben Bewegungen ihnen entgegenschlagen, damit eine Fühlung darin entsteht, und man seiner inneren Einigkeit froh und gewiß wird. Und von diesen Regungen soll im Folgenden noch die Rede sein, damit sie nicht mehr so oft von denen, die eigentlich reif für sie wären, verkannt werden.



> Aus Briefen.

1. An einen Leutnant über Beruf und neues Leben.

Ich muß dabei bleiben, daß Ihre Absicht, den Abschied zu nehmen, grundverkehrt und direkt verhängnisvoll für Sie ist. Sie behaupten, innerlich nicht vorwärts zu kommen, weil Ihre Zeit und Kraft beruflich in ganz entgegengesetzter Weise in Anspruch genommen werde. Aber das ist ein Irrtum. Es mag Berufe geben, die dem Werden des ursprünglichen Wesens in uns und der neuen Art Leben besondere Schwierigkeiten bereiten, aber es gibt keinen, der es unmöglich machte, der ihm entgegengesetzt wäre. Das neue Wesen wird keinen Beruf auflösen, sondern jeden nur läutern, beleben und erfüllen. Denn gewiß hängt an allen menschlichen Berufen viel menschliches Unwesen, aber das wird abfallen oder für uns ganz unwesentlich werden, sowie wir in unserer Tätigkeit Menschen werden.

Es gibt nichts Menschliches, was im Grunde dem ursprünglichen Wesen des Menschen fremd wäre, sondern das offenbart für jedes Bedürfnis, jede Anlage, jede Tätigkeit seine verborgene Wahrheit. Und der Weg, um neues Leben zu gewinnen, besteht nicht darin, daß wir irgend etwas Besonderes unternehmen, sondern daß wir in unserm Leben, unsrer Tätigkeit und unserm Gedinge das Besondere, was sich in uns regt, zur Geltung kommen lassen. Unsre Verhältnisse und Pflichten sind das Material, in dem sich das Neue schöpferisch auswirkt. Allein dadurch, daß wir das geschehen lassen, können wir mithelfen, daß Reich Gottes wird.

Darum muß in jeder Stellung und in jedem Berufe das ursprüngliche Wesen werden und neues Leben gedeihen können. Je größer die Hindernisse sind, um so größer sind die Aussichten, denn um so stärker muß es reagieren. Je weniger es sich in den festen Formen und im mechanischen Gefüge des Berufs auswirken kann, um so mehr wird es in uns und unserm privaten Leben gestalten. Je weniger wir es absichtlich und ausdrücklich zur Geltung bringen

können, um so mehr wird es unwillkürlich zur Geltung kommen durch die unmittelbare Ausstrahlung unsrer Persönlichkeit. Die Schwierigkeit des Terrains, in dem wir leben müssen, steht in genauem Verhältnis zur Gewandtheit, Leistungsfähigkeit und Energie des persönlichen Lebens, das wir gewinnen. Unser Beruf gehört auch mit zu dem Geringen, Fremden, Uneigentlichen, in dem wir treu sein müssen, wenn uns das Große, Eigentümliche und Eigentliche: unser ursprüngliches Wesen anvertraut werden soll.

Infolgedessen wäre gerade Ihr Abschied eine Fahnenflucht in der Nachfolge Jesu. Jeder bleibe in dem Stande, in dem er den Ruf zum Leben vernommen, lautet die Richtschnur des Paulus, die aber auch schon der Täufer in seinem Rat für Soldaten und Zollbeamte befolgte. Sie sind ganz ungezwungen in den militärischen Beruf hineingewachsen, und Sie würden ganz unveranlaßt und ungerechtfertigt aus Ihrer Lebensbahn ausbrechen, wenn Sie jetzt den bunten Rock auszögen, weil er Ihnen nicht mehr bequem sitzt.

Ganz anders lägen die Dinge, wenn Sie jetzt entdeckt hätten, daß Ihre Gaben und Aufgaben in einer ganz andern Tätigkeit lägen, daß Sie Ihren Beruf verfehlt hätten. Dann würde ich sagen: umsatteln, je eher desto besser. Das hätte dann gar nichts mit persönlichem Leben usw. zu schaffen, sondern wäre eine reine Berufsfrage. Aber das ist ja bei Ihnen so wenig der Fall, daß Sie nicht einmal wissen, was Sie anfangen sollten, wenn Sie den Abschied nehmen, obwohl Sie ausreichend die Mittel hätten, sich für irgend einen andern Beruf vorzubereiten. Diese Ratlosigkeit ist meines Erachtens auch ein Beweis, daß Sie sich jetzt gerade in der rechten Lebensstellung befinden.

Darum warne ich Sie. Sie könnten bei Ihren bescheidenen Lebensansprüchen mit dem, was Sie haben, unverheiratet sogar ganz gut als Rentier leben. Aber was haben Sie denn davon? Sie würden an sich selbst verkümmern, verflachen, verweichlichen. Persönliches Leben und Reich Gottes würde Ihre Beschäftigung, Ihr Sport und Ihr Spleen werden. Vielleicht sagen Sie: oder mein Beruf! Nach der Fahnenflucht? Daran glaube ich nicht.

Und jedenfalls ist jeder Beruf in dieser Richtung die allerschwierigste Lage für das Werden des Reiches Gottes in einem Menschen. Glauben Sie meiner Erfahrung. Wie wollten Sie aber da bestehen, wenn Sie nicht einmal mit Ihren gegenwärtigen geringen Schwierigkeiten, die Sie als Leutnant haben, fertig werden!

Also gerade wenn Sie das Drängen und Treiben eines neuen Lebens in sich spüren, muß es für Sie heißen: hier stehe ich und hier bleibe ich. Denn nur unter der Not und den Schwierigkeiten unsrer Stellung im Leben grünt die Kraft und wächst das Mark des neuen Wesens in uns.

2. Über standesgemäßes Leben und standesgemäße Erziehung.

Sie fragen, ob uns Gott auch „standesgemäß" versorgt. Nein, das tut er nicht. Daran hat er kein Interesse. Denn er lacht über unser standesgemäßes Leben, und wenn er es gut mit uns meint, dann versagt er uns die Mittel dazu. Denn die standesgemäße Nahrung ist für unsre Gesundheit zu reichlich, zu üppig, zu raffiniert, die standesgemäße Kleidung ist für unsern Stoffwechsel, für Hautpflege und körperliche Entfaltung zu übermäßig, zu undurchlässig, zu hemmend, kurz zu widernatürlich, die standesgemäße Wohnung ist für unser leibliches und geistiges Gedeihen zu ungesund, zu luxurös, zu überladen, zu häßlich, der standesgemäße Verkehr aber ist ein direktes Hindernis gemeinschaftlichen Lebens. Dasselbe gilt ebenso von allem, was wir sonst noch als standesgemäß beanspruchen: Bildung, Reisen, Zerstreuung.

Allen standesgemäßen Verirrungen gegenüber hat Gott das größte Interesse daran, daß wir zur Natur zurückkehren, zur Einfachheit der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung, des Lebens und des Verkehrs. Denn das allein ist der Weg zur Wahrheit. Und wenn ihr nicht in dem Äußerlichen treu seid, wer will euch das Innerliche anvertrauen!

Erst recht aber liegt Gott gar nichts an einer standesgemäßen

Kindererziehung. Er hat gar kein Interesse daran, daß die Kinder „höherer“ Stände und „besserer“ Familien in den Verhältnissen bleiben, in denen sie geboren werden. Im Gegenteil, ihm liegt wohl mehr am Kreislauf des Lebens, weil er für die Stände und für die Einzelnen zuträglicher ist.

Der Standesunterschied, den wir machen, ist weder menschenwürdig noch wahrhaftig, noch gesund. Es muß verschiedene Stände geben. Aber die Skala der Werte, die wir aufstellen, ist unwahr. Denn sie sind alle gleichwertig und unentbehrlich, und die Menschen sind sich auf allen sozialen Stufen ebenbürtig. Die Überspannung der Standesunterschiede zerreißt den Volkskörper in sich und entfremdet seine Glieder gegenseitig. Sie zerstört die Einheit und zersetzt das gemeinschaftliche Leben der Nation. Wir Deutschen könnten das besser wissen als irgend ein andres Volk, denn keins leidet so daran wie wir. Ich habe für Standesunterschiede nicht viel Sinn. Ob ich mit einem Handwerker oder einem Minister, mit einer Kellnerin oder einer Fürstlichkeit zusammenkomme: da ich amtlich nichts mit ihnen zu tun habe, sehe und suche ich in jedem den Menschen, und es ist mir peinlich, wenn man in mir nicht den Menschen sieht, sondern ein besonderes Wesen aus mir macht. Als ich noch ein junger Mensch war, galt meine Bewunderung immer einem Fabrikarbeiter, der ein ganz kleines Häuschen und Gärtchen besaß, beides wie ein Schmuckkästchen, und darin inmitten einer blühenden Kinderschar wie ein König und Patriarch in seinem Gedinge waltete. Und vor zehn, elf Jahren, als ich noch gar nicht recht wußte, was werden würde, und ich mir selbst manchmal wie eine verkrachte Existenz vorkam, sah ich oft mit heimlichem Neid auf die Holzknechte und Jäger der oberbayrischen Wälder und erwog ernstlich die Frage, ob ich nicht umsatteln sollte. Und vielleicht wäre ich weiter in der Lösung des Problems Mensch, wenn ich es getan hätte, statt darüber Vorträge zu halten und Bücher zu schreiben.

Darum halte ich auch in der Erziehung den Begriff „standesgemäß“ für verkehrt, weil er verblendet und irre führt. Alle

Kinder sollten nur nach ihren Fähigkeiten und Anlagen fürs Leben erzogen werden. Dann gäbe es nicht so viel Kinderquälerei und Verwüstung des geistigen Keimlebens, nicht so viel Vergewaltigung der Natur und künstliche Pfuscherei an der Jugend. Dann würden die unzähligen verfehlten und unbefriedigten, oberflächlichen und persönlich verwahrlosten Existenzen in den „höheren" Berufen verschwinden, und in die „unteren" Stände käme ein Sauerteig alter Kultur und feiner Gesittung, der einer derartigen Verrohung, wie wir sie heute mit Schrecken sehen, entgegenwirken würde.

Meine heimgegangene Frau sagte einmal: „wenn unser Junge mehr handwerklich begabt ist, so mag er Schuster werden; dann hat er keine Konkurrenz; denn gute Schuhmacher gibt es nicht." Eine solche Unbefangenheit brauchen wir für die Ausbildung unsrer Kinder, wenn wir ihnen und dem Ganzen dienen wollen.

Ich sehe nicht einmal die Notwendigkeit des „Einjährigen" für einen gebildeten jungen Mann ein. Warum soll er nicht zwei Jahre dienen! Um die Zeit, die er dafür mehr braucht, ist es lange nicht so schade wie um die Jahre auf einer höheren Schule, die einem törichten Vorurteil zum Schaden für die geistige Entwicklung geopfert werden. Jawohl, zum Schaden für die geistige Entwicklung. Denn die leidet immer darunter, wenn jemand eine geistige Ausbildung erhält, die seinen Fähigkeiten und Neigungen nicht entspricht.

Statt des Bestrebens der Familien, sich in bestimmten Ständen zu behaupten, brauchen vielmehr Geschlechter wie Berufe eine Bluterneuerung durch dauernden Wechsel. Die Inzucht der Berufe und Stände ist ebenso vom Übel wie die geistige und körperliche Inzucht der Familien. Die Beobachtung zeigt uns, daß erbliche Fähigkeiten eine Generation hindurch ruhen, um dann desto stärker zu Tage zu treten. Wer sie dann nicht ruhen läßt, zerstört sie. Die dritte Generation, die in Berlin nachweislich ausstirbt, würde gerettet werden, wenn die Kinder einen Landberuf ergriffen. Wir brauchen einen Wechsel der Bevölkerung zwischen Stadt und Land, wenn wir gesund bleiben wollen. Ich sehe deshalb gerade darin

einen Hauptvorteil unsrer Kolonien, daß jetzt auch Kinder unbemittelter Familien wieder Bauern werden können. Andrerseits welch frische Bewegung ist dadurch in unser Handwerk gekommen, daß Künstler Schreiner werden und Malerinnen als Schneiderinnen der Frauenbewegung gegen die Tyrannei einer unschönen und ungesunden Mode zu Hilfe kommen!

Darum wollen wir doch die törichten Standesvorurteile aufgeben und uns nicht mehr dem Kreislauf der Natur und des Lebens hindernd in den Weg stellen! Niemand kommt dadurch herunter, daß er in einfache Verhältnisse und in einen unscheinbaren Beruf übergeht, sondern nur dadurch, daß er sich selbst verliert. Gebildet ist nicht, wer in seiner Jugend viel gelernt und vergessen hat, sondern wer durch persönliches Leben das Gebilde seines Selbst zur Reife bringt. Die „guten Familien" sind oft die schlechtesten Familien, und unter den „gewöhnlichen Leuten" gibt es viel außergewöhnliche Menschen. Nicht der Stand hebt den Menschen, sondern der Mensch den Stand.

Zum Nachdenken.

Wenn man jemand geholfen hat, muß man ihn entwöhnen, damit er nicht zum Anhänger und Parasiten wird.

*

Alle unsre gegenwärtigen Weltanschauungen sind nur Befangenheiten unsrer untermenschlichen Existenz.

*

Viele meinen, sie kämen ins Gleichgewicht, wenn sie ins Gegenteil umschlagen. So entsteht z. B. der Galgenhumor. Aber ins Gleichgewicht kommen wir nie durch Gegengewicht. Dadurch

kommen wir nur zu einem schwankenden auf und nieder, hin und her. Sondern nur dadurch daß wir aufrecht und unabhängig werden in uns selbst. Die lebendige Kraft unsers Selbst richtet uns auf, wenn sie sich entfaltet, und seine innere Notwendigkeit macht uns frei.

*

Es ist so viel leichter, einfacher und klüger, gut zu sein als schlimm. Was ist leichter und beglückender als jemand zu verzeihen! Wie peinlich ist es, jemandem zu zürnen, und wie mühsam, zornig zu bleiben! Was erfordert es für Anstrengung, dauernde Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung, eine Verstimmung festzuhalten! Wie umständlich und schwierig ist es, Bosheiten zu erfinden, zu konstruieren und in Szene oder in Umlauf zu setzen! Was für eine Qual ist der Trotz für den, der sich darin verrennt und oft nur daran festhält, weil er nicht weiß, wie er ihn in schicklicher Weise wieder aufgeben soll! Wie schwerfällig wird das Leben, wenn man alles Schlimme, was man erfährt, nachtragen muß!

Nein wirklich: gut, harmlos, vertrauensvoll, aufrichtig, entgegenkommend zu sein vereinfacht und erleichtert das Leben außerordentlich. Schon weil wir dann nicht mehr so argwöhnisch aufzupassen brauchen, und weil es uns fröhlich macht. Wir merken, viel weniger, was man uns schlimmes antut, und was wir merken vergessen wir gleich wieder. Wir nehmen es nicht schwer, und deshalb ist es auch leichter zu ertragen.

Wie machen wir uns das Leben schwer, wenn wir jemand etwas übel nehmen! Was für Unannehmlichkeiten entspringen uns daraus, wie stören wir damit unser Leben, und wie vergiften wir unsere innere Stimmung! Und welche Mühe, Zeit und Aufregung kostet erst das Versöhnen! Jenes bedrückt, und dieses erschöpft.

Vor allem aber ist es dumm, etwas übel zu nehmen. Es sind zwei Fälle möglich: entweder der andere hat gar nicht daran gedacht, uns wehe zu tun oder zu schädigen, wie es meistens der

Fall ist. Es kommt uns nur so vor. Dann bringt uns das Übelnehmen ganz überflüssiger Weise in eine ärgerliche und gereizte Stimmung, in die Befangenheit der beleidigten Unschuld, in das qualvolle Leiden unter feindlicher Gesinnung. Aber nicht das allein: sondern durch unser Übelnehmen fügen wir dem andern dasselbe zu, was wir uns von ihm einbilden, und er ist dabei ganz unschuldig. Dann ist es doch aber eine Dummheit, die der Teufel erfunden haben könnte.

Oder: der andere hat uns wirklich verletzen wollen. Dann ist es doch erst recht eine hirnverbrannte Dummheit, wenn ich ihm seine böse Absicht dadurch ermögliche, daß ich mich verwunden lasse. Wir wollen doch nicht bösen Menschen ihr Handwerk dadurch erleichtern, daß wir ihre versteckten Bosheiten suchen oder uns durch ihre offenen Anfälle erschüttern lassen oder an ihren Schädigungen schwer tragen! Der ist am besten dran, der so naiv ist, daß er „durch die Blume" nichts versteht und einen feindlichen Angriff mitleidig abwehrt wie die Anremplung eines Betrunkenen. Aber ob naiv oder überlegt: die unanfechtbare Güte ist der beste Schild gegen alle Bosheit der Menschen.



Einladung nach Mainberg.

Am 1. Juni wird Schloß Mainberg wieder eröffnet, und alle, die etwas von einer Sehnsucht nach befreiendem und erfüllendem Werden in sich spüren, sind herzlich eingeladen, hier einige Zeit mit Gleichgestimmten zu verleben und die Früchte gemeinschaftlichen Lebens zu genießen.

Was Schloß Mainberg ist, läßt sich nicht sagen. Das muß man erleben. Und was wir wollen, war vor seiner Gründung leichter zu sagen, wo sich die Wünsche zu Zukunftsbildern verdichteten, als jetzt, wo mehr das Wollen aus dem Werden als das Werden aus dem Wollen wächst.

Darum ist es mir auch unmöglich, einen Prospekt abzufassen, der ein Programm aufstellte oder das Mainberger Leben schilderte.*) Was sich beschreiben läßt, ist nicht das Wesentliche, sondern nur die Hülle, welche es denen verbirgt, die keine unmittelbare Fühlung damit gewinnen.

Aber auch die Erscheinung ist wandelbar, schon durch die wechselnde Verschiedenheit der Gäste, mehr noch durch die innere Entwicklung des Schlosses. So ist der herdenartige Charakter des Lebens im ersten Sommer ganz geschwunden. Die Einzelnen und die Verschiedenheit ihrer Art und Herkunft kommen viel mehr zur Geltung. Das Reden tritt mehr hinter dem Erleben, der Gedankenaustausch mehr hinter dem gegenseitigen Genießen und dem Kreislauf des gemeinschaftlichen Lebens zurück. Manchen wird das Leben auf dem Schloß oberflächlicher erscheinen, weil es tiefer geworden ist.

Man kann nicht sagen und verständlich machen, was hier eigentlich los ist. Das erfahren und bezeugen alle, die hier waren und dann daheim darüber ausgefragt werden. Darum müssen wir es darauf ankommen lassen, daß Menschen, die Spürsinn haben, durch Befangenheiten und Vorurteile, durch gute und böse Gerüchte, durch Spott und Überschwenglichkeit, durch Unverstand, Mißverstand und Übelwollen hindurch wittern, was hier werden will: aber nur werden kann, wenn sich die Menschen durch eine geheime Anziehungskraft hierher gezogen fühlen, die dazu gehören, damit es werden kann. Das ist bisher in steigendem Maße geschehen, und darum ist es vorwärts gegangen.

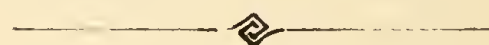
Daß sich bei den meisten zwischen dem Verlangen nach Mainberg und seiner Erfüllung der Mangel an Zeit oder Geld wie ein Hindernis erhebt, das überwunden werden muß, ist gut. Denn das ist ein Prüfstein des Interesses. Wir hätten sonst zu viel

---

*) Einen Prospekt, der nur die rein äußerlichen „Mitteilungen und Bedingungen für den Aufenthalt auf Schloß Mainberg" enthält, versendet die Schloßverwaltung Mainberg b. Schonungen (Unterfranken) auf Wunsch unentgeltlich.

„hergelaufene" Menschen, zu viel Gäste von ungefähr, zu viel zufällige Erscheinungen, die „auch das einmal kennen lernen möchten". Die Mühe, die es kostet, sich von allen möglichen anderen Verpflichtungen frei zu machen, der etwa nötige Verzicht auf Liebhabereien und andere Interessen, die Opfer an Zeit und Geld, die man bringen muß, schaffen eine Auslese, die sehr wertvoll ist.

Aber was an mir liegt, setze ich daran, daß das leidige Geld für niemand ein unüberwindliches Hindernis bleibt, wie ich schon vor zwei Jahren ausgesprochen habe. (8. Bd. S. 112 ff.). Den Aufwand an Zeit dagegen kann ich niemand ersparen. Denn im Fluge läßt sich das Geheimnis des Schlosses nicht erhaschen.





Die Entstehung des Lebens. °

In keiner Rede hat sich Jesus so eingehend über die Entstehung des Lebens, das er offenbarte, ausgesprochen wie in dem Nachtgespräch mit Nikodemus. Allerdings steht es im Johannesevangelium, und ich weiß wohl, daß seine Überlieferung von der Kritik angefochten wird, obwohl man das Geheimnis dieser wunderbaren Schrift durch Verweisung ihres Ursprungs in eine spätere Zeit auch nicht zu lösen vermag.

Aber diese kritische Anfechtung darf uns nicht abhalten, uns mit dem Inhalt des Gesprächs zu beschäftigen. Denn was uns treibt, ist ja nicht das Bedürfnis, die Reliquien Jesu festzustellen, sondern das Verlangen nach Auskunft über die Entstehung des neuen Lebens. Wer sie uns gibt, ist ohne Belang. Die Hauptsache ist, daß wir sie erhalten. Empfangen wir sie von Jesus, ist es gut. Gibt sie uns ein anderer, sei es daß er von ihm das Leben nahm oder es sonstwie fand, so ist es auch recht. Es kommt nur alles darauf an, daß die Auskunft zutrifft, d. h. daß sie uns die Tatsachen und Naturgesetze der inneren Vorgänge wirklich offenbart, in denen sich die Geburt des neuen Wesens in uns vollzieht.

Ob dies das Gespräch mit Nikodemus tut, wird sich aus der Untersuchung und aus der persönlichen Erfahrung ergeben. Für die Wahrheit der Naturgesetze brauchen wir keine Autoritäten, die sich dafür verbürgen. Denn jeder kann sie ausprobieren.

° cf. auch Konferenznummer der Mitteilungen der D.C.S.V. Juli 1910: Fritz Binde: „Es sei denn ....“

Darum ist es ziemlich gleichgiltig, ob sich wirklich Jesus einmal so, wie es das Evangelium Johannes im Gespräch mit Nikodemus berichtet, ausgesprochen hat. Daß die Kundgebung von einem stammt, der das Geheimnis der Entstehung des Lebens im Menschen kannte, zeigt sich sofort. Denn was hier gesagt wird, sind keine Theorien, sondern Beobachtungen, die ganz einfach, erkenntnismäßig unvermittelt wiedergegeben werden.

> Es war ein Mensch unter den Pharisäern mit Namen Nikodemus, ein Oberster unter den Juden. Der kam zu Jesus bei der Nacht und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus antwortete und sprach zu ihm: es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Ob Nikodemus im Auftrag der geistlichen Behörden zu Jesus kam, um ihn unverbindlich über eine Verständigung zu sondieren, oder nur aus persönlichem Antrieb, um irgendwelche Fragen zu stellen, wissen wir nicht. Beides ist nach den geschilderten Umständen und den Eingangsworten möglich. Auch der weitere Verlauf der Unterhaltung bringt darüber keine Klarheit.

Nikodemus führt sich mit einem Bekenntnis ein, so groß und gewaltig, daß es für einen Pharisäer und Obersten der Juden ganz erstaunlich war. Auch die Jünger werden damals in ihrem Bewußtsein von Jesus kaum über den Eindruck „ein Meister von Gott gekommen" hinaus gewesen sein. Es war eine rückhaltlose Anerkennung Jesu und seiner Sendung. Aber Jesus läßt ihn nach dieser Begrüßung gar nicht weiter aussprechen, was er eigentlich will, sondern fällt ihm ins Wort, und zwar mit einer solchen Paradoxie, daß er sich wie vor den Kopf geschlagen fühlen mußte. Jesus sieht vornehm über die Anerkennung hinweg, mit der sich Nikodemus ihm empfiehlt, und kümmert sich gar nicht darum, was er ihn eigentlich fragen will, sondern weist ihn von vornherein

über das Gefrage in dieser Richtung zurecht. Es hat gar keinen Sinn, meint er, mich über irgend etwas, was mit dem Reich Gottes zusammenhängt, auszufragen. Denn ich versichere dir: so lange nicht jemand von neuem geboren wird, ist es ganz ausgeschlossen, daß er etwas davon wahrnimmt.

Darin lag für Nikodemus sowohl ein Urteil über den Wert seines Bekenntnisses und seiner Fragen wie eine Aufklärung über die unumgängliche Vorbedingung des Verständnisses für das Neue, das Jesus brachte. Dem Unterhändler der geistlichen Behörden aber konnte dieser Ausspruch sehr drastisch zu Gemüte führen, warum zwischen ihnen und Jesus in der Auseinandersetzung über das Wesen und das Kommen des Reiches Gottes keine Verständigung möglich war: weil sie, unwiedergeboren wie sie waren, immer nur darüber wie Blinde von der Farbe reden konnten, weil sie in einer andern Seinsweise lebten als Jesus und das Reich Gottes.

Das gilt auch heute noch:

1. Es kommt alles darauf an, daß wir das Reich Gottes *sehen*. Denn wenn wir es nicht sehen, können wir es weder verstehen noch erlangen.

Was Jesus wollte und brachte, ist nicht eine neue Theorie, ein neuer Gottesbegriff, eine neue religiöse Weltanschauung, eine neue Lebensauffassung und Stimmung. Darum gewinnt niemand daran Anteil durch Verständnis dafür, durch ein Bekenntnis dazu, durch Anerkennung von bestimmten Vorstellungen und durch Zustimmung zu gewissen Tatsachen, und wenn das alles noch so wahr wäre und noch so innerlich geschähe. Sondern Jesu Vorhaben war ein neues Geschehen, welches das eigentliche Wesen, die Wahrheit der Dinge zutage fördern sollte. Das Reich Gottes ist die Schöpfung der Menschheit, die durch den lebendigen Kontakt zwischen dem Keimplasma des eigentlichen Menschen, das in jedem einzelnen verborgen ruht, und der Lebensmacht des Alls in Gang kommt. Es ist also ein *neues Werden*, ein neues, ursprüngliches Wesen, eine neue Art Leben, eine Neuverfassung alles Menschlichen.

Darum ist es weder eine Sache des Erkennens und Wissens, noch des für wahr Haltens und Glaubens, sondern des Wahrnehmens und Schauens, des Merkens und direkten Empfindens. Man kann seiner nur unmittelbar inne werden. Man muß es erleben.

Ohne dieses Erlebnis haben wir keine Ahnung davon. Wir können uns dann wohl allerlei wundervolle Gedanken darüber machen, herrliche und ergreifende Lehren darüber kennen, Einsicht in die ganze Struktur dieser neuen Welt von Vorstellungen haben — wie die Blinden von der Farbe: in Wahrheit ist das alles aber nur ein Hirngespinst, und wir wissen wirklich nichts davon.

2. Dieses Sehen des Reiches Gottes ist keinem Menschen, so wie er ist, möglich. Das Erlebnis, daß uns die Augen dafür aufgehn, hat vielmehr zur unumgänglichen Voraussetzung, daß wir von neuem geboren werden. Der neuen Seinsweise wird nur eine andere Seinsweise, als wir sie zunächst haben, inne werden, nämlich die gleichartige. Nur das ursprüngliche Wesen besitzt den Sinn für die Wahrheit des Menschen und das eigentliche Sein der Dinge. Darum muß erst das in uns, was nicht von dieser Welt ist, entbunden werden, wenn wir etwas von der Menschwerdung wahrnehmen sollen. Mit andern Worten: nur in dem Maße als Reich Gottes in uns wird, gewinnt unser Bewußtsein dafür Empfindung, d. h. Anschauung davon, Verständnis dafür, Klarheit darüber.

Unter diesen Umständen ist jede Überzeugung von Gott, von Jesus, vom eigentlichen Wesen des Menschen wertlos, so lange wir nicht von der verborgenen Wahrheit und dem neuen Geschehen durchdrungen, überwältigt, umgestaltet werden. Jeder Glaube an das Reich Gottes ist eine Einbildung, bis wir es uns ergreifend ursprünglich empfinden und in uns werdend unmittelbar erleben. Wenn ihr's nicht spürt, ihr werdet's nie erfragen. Keine Erklärung kann es deutlich machen, sondern nur das neue Gesicht. Niemand kann euch die Augen öffnen, wenn sie nicht von selbst dafür aufgehn. Und kein Bekenntnis erschließt euch den Zugang dazu,

sondern allein ein neues Werden. Darum ist aber auch alle Belehrung darüber unfruchtbar und alle Verbreitung von Vorstellungen davon schädlich. Wenn irgendwo, heißt hier lehren erleben lassen.

Das ist auch ein Ergebnis meiner Erfahrung. Alles, was ich seit Jahren von der Menschwerdung, dieser wunderbaren Lösung des Problems Mensch durch Jesus, die unserm Leben einen Sinn und der Geschichte der Menschheit ein Ziel gibt, immer deutlicher und einfacher zu sagen mich bemühte, wird nur ganz selten verstanden. Viele hören es, überdenken es, machen es sich klar und eignen es sich in Gedanken an. Sie sind vielleicht überzeugt davon, glauben wohl auch daran, ja begeistern sich dafür. Aber sie verstehen es nicht wirklich und lebendig. Sie sehen es einfach nicht, weil sie es noch nicht erlebten. Würden sie es sehen, so würden sie nicht kommen und fragen, wie es sich mit dem und jenem verhält, sondern sie würden alles zu erfahren suchen und dann sich anschauen, was sie wissen wollen.

Es ist also heute noch die gleiche Lage wie damals, in der dasselbe gilt. Wenn einen der Schwarm der Fragen überfällt: Wer war Jesus? Worin bestand eigentlich die Versöhnung? Was war die Bedeutung seines Todes? Wie verhält es sich mit seiner Geburt? Ist er wirklich auferstanden? Was halten Sie vom Abendmahl? Muß man beten, um vorwärts zu kommen? usw. oder: Ist Gott ein persönliches Wesen? Gibt es einen freien Willen? Ist der Geist vergänglich? Was ist Wahrheit? Wie verträgt sich Religion und Wissenschaft? usw. — dann möchte man auch mit einer unwilligen Armbewegung das ganze zudringliche Gefrage beiseite schieben und sagen: was geht euch das an? was hat es für Sinn, darüber Auskunft zu geben? Wahrlich ich sage euch: wenn ihr nicht von neuem geboren werdet, könnt ihr das Reich Gottes nicht sehn, dann werdet ihr nie das eigentliche Wesen des Menschen und die Wahrheit der Dinge kennen lernen. Suchet es zu erleben. Was darüber ist, geht über euern Horizont.

Ist das nun wahr, was Jesus damals dem Nikodemus und

uns heute sagt? Nun jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, sieht sofort, daß es sich hier um ein allgemeines Naturgesetz des geistigen Lebens handelt: wir verstehen alles nur auf Grund und nach Maßgabe unsrer Erfahrung, woraus sich bekanntlich auch das Grundgesetz alles Unterrichts ergibt: lehren heißt erleben lassen.

Nur liegen die Verhältnisse hier anders als sonst. Zum Erleben der Kunst und Natur brauchen wir nicht von Grund aus anders zu werden, sondern das Innewerden und Verstehen wacht unter der lebendigen Berührung und Beschäftigung damit auf, sobald wir reif dafür sind. Aber das Reich Gottes sieht niemand ohne weiteres. Dazu muß erst unser eigentliches Wesen in uns entbunden werden, damit wir Empfindung dafür bekommen. Sonst fehlt das Organ dafür. Denn kein Mensch ist zunächst das, was er eigentlich und im Grunde ist, sondern etwas ganz Anderes, ein entartetes, verbildetes und verkümmertes Lebewesen, ein zufälliges Produkt seiner Anlagen und Verhältnisse, seiner Umgebung und seines Lebens.

Ich bestreite ja durchaus nicht, daß sich das ursprüngliche Wesen oft im Menschen von selbst zu regen beginnt, ohne daß er sich dessen bewußt wird. Im Gegenteil, erst aus dem Erschauern unsrer traumbefangenen Seele löst sich wohl die namenlose Unruhe und Sehnsucht, aus der das Suchen entspringt. Und wie viele vernehmen hier und da einmal die Stimme eines verborgenen Genius, ohne ihn fassen und festhalten zu können! Aber ohne daß unser Genius aus seinem Bann erlöst wird, ohne daß unsre Seele von allem entbunden wird, was uns zunächst beseelt, und ohne daß sie zu eigenem Leben erwacht, werden wir das Reich Gottes nicht sehen. Ohne diese Wiedergeburt fliegt vielleicht zuweilen eine Ahnung davon wie ein heller Schein über unsre zitternde Seele, wenn sie nach der Sonne friert. Aber es wird nicht Tag, es entsteht kein neues Leben.

Nikodemus sprach zu ihm: wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist! Kann er denn wieder in seiner Mutter

Leib gehen und geboren werden? Jesus antwortete: wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß jemand geboren wird aus Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes kommen.

Auch heute wird die Vorbedingung und Forderung, die Jesus aufstellt, als eine ungeheuerliche, unmögliche Zumutung empfunden. Wie kann man rückgängig machen, was man geworden ist! Man kann doch nicht noch einmal ganz von vorn anfangen! Ja wir gehen heute noch weiter als Nikodemus: und selbst wenn das anginge, so wären wir dann doch auch schon erblich belastet.

Jesus stellt dieser Unmöglichkeit nur um so nachdrücklicher die andere Unmöglichkeit entgegen: ohne von neuem geboren zu werden, ist es ganz ausgeschlossen, die neue Seinsweise zu gewinnen. Aber er tut es nicht, ohne den Schleier des Geheimnisses zu lüften und anzudeuten, wie das neue Leben entstehen kann. Wasser und Geist weist darauf hin, was von uns getan werden muß, und was in uns geschehen muß.

Wasser ist der Ausdruck für die Taufe. Getauft sind wir ja nun fast alle. Aber die Taufe ist etwas anderes geworden, als sie damals war. Damals war sie eine persönliche Tat ohnegleichen. Denn sie war der Ausdruck der Umkehr eines Menschen, die radikale Wendung zur Wahrheit. Indem man sich taufen ließ, verurteilte man sein ganzes bisheriges Wesen als Unwesen, denn das heißt doch seine Sünden bekennen, und sagte sich grundsätzlich von seinem bisherigen Leben los. Dieser Abkehr entsprach die Hinkehr zu dem Neuen: ich will unter allen Umständen zu Gott gehören und das Reich Gottes haben, was in dem Bekenntnis zu Christus (Taufe in seinem Namen) ausdrücklich ausgesprochen wurde. Wo diese Tat aufrichtigste Wahrheit war, trat dann das ein, was mit Vergebung der Sünde ausgedrückt wird: die unmittelbare Fühlung zwischen dem Menschen, der sich ganz Gott zuwandte, und der Lebensmacht des Alls wurde persönliches Erlebnis.

Das Untertauchen ins Wasser tat es also nicht, sondern vielmehr das, was darin zum Ausdruck kam. Und so ist es auch heute noch. Weder die Kindertaufe noch eine Wiedertaufe macht es, sondern die persönliche Tat, die sich damals in die Taufe kleidete. Ob diese persönliche Tat heute bekleidet oder unbekleidet durch eine äußere Handlung erfolgt, ist wohl gleichgültig. Es kommt nur darauf an, daß sie geschieht.

Die Voraussetzung dazu ist heute wie damals, daß wir den Ruf zum Leben vernommen haben. Ist das der Fall, dann gibt es auch heute wie damals eine Entscheidung, die immer eine persönliche Tat ohnegleichen sein wird, mit der wir das Schicksal unsers Wesens und Lebens bestimmen: entweder wir lassen den Ruf zum Leben verklingen, nachdem wir uns vielleicht eine Weile an seinen wundersamen Lauten erfreut haben, oder wir raffen uns auf, nehmen alle Kraft zusammen und gehorchen der Stimme, die in unser Innerstes schlug.

Die Vorbedingung, wenn Reich Gottes im Menschen werden soll, ist also zu allen Zeiten eine grundsätzliche, radikale, alles umfassende Umkehr, daß wir uns erschüttert über unser verkehrtes, verrottetes und entartetes Wesen, voll Ekel über uns selbst von unserm ganzen bisherigen Sein und Treiben lossagen, unter unsre Vergangenheit einen Strich machen, den Mächten, die uns bisher beherrschten, den Gehorsam aufkündigen, den Reizen, die uns bis jetzt belebten, den Rücken kehren und mit allen Fasern nach dem Neuen uns strecken, von dem ein Lichtstrahl in unsre Seele fiel und sie erwachen ließ; daß wir voll Abscheu über alles Oberflächliche und Scheinhafte Fühlung mit den göttlichen Lebensquellen suchen, die in uns tief vernehmbar werden und uns unbedingt dem Gehorsam gegen Christus weihen, der uns den Weg zur Wahrheit und zum Leben zeigt.

So werden wir für das empfänglich, was in uns geschehen muß. Jesus deutet es an mit den Worten: aus dem Geist geboren werden. Nur dadurch daß ein neuer Geist über uns kommt, werden wir neu geboren. Was in uns im Gegensatz zu

dem, was wir jetzt sind, aufleben soll, liegt also nicht in unsrer Vergangenheit, wohin Nikodemus blickte, sondern in unsrer Tiefe. Die Wiedergeburt ist nicht die Rückkehr in ein verlorenes Paradies, sondern sie ist ein neues Werden in uns, erblich belastet, verkehrt, entartet, verkommen wie wir sind und geworden sind. Es ist eine zweite Geburt, nach der physischen die metaphysische. Nach der Erzeugung des vegetierenden Lebewesens die Geburt des eigentlichen Menschen aus dem heraus, was ihn erst in Wahrheit zum Menschen macht. Was nicht von dieser Welt in uns ist und keimlos verschüttet lag, gewinnt Leben und wird von der bannenden Macht unsers Unwesens entbunden. Das ist die Geburt aus dem Geist gegenüber der Geburt aus dem Fleisch.

Jetzt verstehen wir, warum niemand in das Reich Gottes kommen, d. h. Glied und Zelle in dem verborgenen Lebensorganismus der wahrhaftigen Seinsweise werden kann, ohne daß sein wahres Wesen und eigentliches Leben zum Durchbruch kommt. Denn so lange lebt er in einer andern Welt und ist eine andere Existenz.

> Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. Laß dich's nicht wundern, daß ich dir gesagt habe, ihr müßt von neuem geboren werden.

Fleisch ist der Ausdruck für das alte Wesen, Geist für das neue. Dann meint Jesus also: weil das alte Wesen niemals das neue hervorbringen, noch das neue jemals aus dem alten werden kann, ist es doch ganz klar, daß es ohne eine zweite Geburt nicht geht. Das ganz Andere braucht einen neuen Ursprung. Wie überall Leben nur aus Leben entsteht, so Geist nur aus Geist, also das höhere Sein und die neue Art Leben nur aus dem ursprünglichen Wesen und seiner eigentümlichen Bewegung.

Hätten wir nicht alle einen unverlierbaren Kern dessen in uns, was hier Geist genannt wird, läge nicht unter all unserm Unwesen ein Samenkorn der Wahrheit des Menschen, in dem die Keimkraft und Anlage ihrer Entfaltung ruht, so wäre eine Menschwerdung

unmöglich. Denn was nicht im Menschen irgendwie vorhanden ist, bringt auch kein Gott hinein. Wenn man sich das zu Zeiten anders vorgestellt hat, so war es entweder eine oberflächliche Vorstellung oder eine Verkennung der unzerstörbaren schöpferischen Mitgift, die wir zur Verwirklichung unsrer letzten Bestimmung haben, unter dem überwältigenden Eindruck der vorläufigen menschlichen Entartung.

Demgegenüber hat Jesus in seinem Evangelium von der „Seele," wie er es nannte, Zeugnis davon abgelegt, daß in jedem menschlichen Lebewesen etwas verborgen ist, was nicht von dieser Welt ist, die hier Fleisch genannt wird. Und wer es jemals in sich verspürte, hat es erlebt und hält daran fest. Wenn nun unter der Berührung von „Geist" das, was in uns „Geist" ist, erwacht, wenn der Ruf zum Leben die Keimkräfte des eigentlichen Menschenwesens in uns weckt, dann geraten wir in Bewegung eines ganz neuen Lebens. Unser ursprüngliches Wesen beginnt sich zu entfalten. Das ist die zweite Geburt, die aus dem Lebewesen einen Menschen macht.

Veränderungen des alten Wesens bringen das nicht hervor. Natürlich kann man das echte Wesen des Menschen, seine innere Verfassung und seine neue Art Leben durch Arbeit an sich selbst nachzumachen suchen, sich durch Fixieren des Blicks auf das Bild Jesu seine Art ansuggerieren, sich nach seinen Weisungen dehnen und renken. Aber so eifrig wir an uns herumarbeiten, und so meisterlich wir uns umbilden mögen, niemand wird dadurch aus ursprünglichem Wesen geboren. Das gibt nur unzulängliche Machenschaften, äußerliche Künsteleien und elende Kopien. Das ist ein Gebilde des alten Wesens und bleibt altes Wesen. Was aus dem Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. Wir werden dadurch vielleicht Heilige wie Franziskus von Assisi, aber niemals neue Menschen, Kinder Gottes, die aus dem Geist geboren sind.

Darum wundert euch nicht: ihr müßt von neuem geboren werden. Zum drittenmal muß es Nikodemus hören. So möchte auch ich den Menschen immer wieder in die Ohren rufen: ge-

boren werden! Nur ein ganz neues Werden kann euch helfen. Wie es sich damit verhält, macht Jesus noch deutlicher:

Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein jeder, der aus dem Geist geboren wird.

Hier wird mit einer wunderbaren Anschaulichkeit geschildert, wie wir die Geburt des ursprünglichen Wesens in uns erleben. Der Wind bläst, wo er will. Sein Wehen steht nicht in unsrer Macht. Wir spüren es deutlich. Aber wir wissen nicht woher er kommt, und wohin er fährt. Genau so geht es jedem, der aus dem Geist geboren wird. So kommt ihm das neue Wesen zum Bewußtsein.

Es ist ein objektiver Vorgang in uns, den wir nicht in der Hand haben. Ebensowenig wie den Wind kann man ihn herbeiglauben, d. h. sich einbilden, oder hervorbringen oder herbeirufen lassen. Das neue Wesen ist ureigenwüchsig. Das neue Werden ist von selbst Werden. Sein Durchbruch ist keine Leistung und Errungenschaft von uns, sondern Gnade, Erlebnis. Es ist kein Werk andrer, sondern Urzeugung, neue Schöpfung.

Aber weil es ein objektives Geschehen im Innersten ist, erleben wir es deutlich, durchdringend, unabweisbar, unmißverständlich. Wie den Wind, der uns um die Ohren bläst. Wenn sich in unserm metaphysischen Kern Leben regt, wenn unsre Seele aus ihrem dumpfen Wahn erwacht, dann spüren wir in uns die Bewegungen eines ganz neuen Wesens. Ungekannte Empfindungen rühren sich in uns. Unerhörte Triebe drängen sich vor. Wir erzittern unter unsagbaren Schwingungen der Seele und erschauern unter neuen Eindrücken, Gesichten und Witterungen. Neue Kräfte und Klarheiten quellen empor und machen sich geltend. Und von all dem Weben und Walten eines neuen Geistes wird unser Bewußtsein bis in seine Grundfesten erschüttert. Unsre ganze bisherige Vorstellungswelt wird durch ein empordrängendes neues Leben aus den Fugen getrieben.

Vielleicht spürt mancher das Wehen des Geistes zunächst nur ganz leise. Aber er merkt es deutlich. Wenn sich die lauteren Empfindungen des ursprünglichen Wesens regen und gegen die konträren Empfindungen des alten Wesens erheben: das muß man spüren; denn es ist ein erstaunliches Erlebnis. Wenn die Wahrheit durch den Wahn leuchtet, der unsre Sinne umnebelte, und sonnenhell in unser Bewußtsein strahlt, dann wissen wir, daß wir nicht träumen; denn wir wachen auf.

Wir erleben dann vielleicht auf einmal die Menschen, als ob wir sie zum erstenmal sähen. Ein merkwürdiges Rühren und Bewegen quillt in uns unter ihrem Eindruck. Eine große Freude wacht in uns auf. Wir fühlen uns zu ihnen hingezogen. Ein lebendiges Interesse, das wir früher nicht kannten, regt sich in uns für jeden, der uns nahetritt. Ein Gefühl des Füreinanderseins und -lebens erfüllt uns mit einer Glut, die uns verwirrt und beglückt. Dieses Erlebnis überwältigt uns aber umsomehr, je länger wir uns vorher bemühten, eine Liebe aus unsern Herzen herauszupressen, von der wir träumten. Und doch konnten wir nie die andern lieben ohne Selbstüberwindung. Jetzt aber regt sich in uns etwas, das wir als Selbstentfaltung empfinden. Wie eine elementare Leidenschaft läßt es jene sittliche Notzucht an uns selbst verbleichen.

Das ist nur ein Beispiel. So verspüren wir in mannigfaltigster Gestalt und Weise die Lebensbewegung unsers ursprünglichen Wesens. Aber wir wissen nicht, von wannen es kommt. Es ist auf einmal da, wie wir zu unsrer Überraschung spüren. Aber wie, wodurch, woher? Wir wissen es nicht. Es quillt aus einer ganz unfaßbaren verborgenen Tiefe in unserm innersten Sein, aus geheimnisvollen Gründen unsers Wesens, die wir weder erkennen noch ausmessen können. Es kommt über uns wie aus einer vierten Dimension, die uns unbekannt ist. Es ist ein ganz neues Erlebnis, über das wir wie über ein Wunder erstaunen.

Es wird wohl so sein: als wir ganz reife Empfänglichkeit waren, wachte unter den Lebensschwingungen des Allgeistes unser

eigentliches Wesen, das bis dahin mit dem Schlaf kämpfte, in uns auf, wie wenn die Morgenhelle unser Bewußtsein weckt, und die Empfindungen des Lebens uns durchströmen. Denn ohne eine Berührung mit der Lebensmacht des Alls wird es wohl unmöglich sein, daß aus dem göttlichen Kern in uns ein Keim des Werdens hervorbricht, unser ursprüngliches Wesen sich entfaltet, und eine ganz neue Art Leben beginnt. So schließen wir zurück, wenn wir hinterher darüber nachdenken. Und mit Recht. Denn zu all den neuen Empfindungen, die uns erstaunen lassen, gehört ja auch das Verspüren des alles durchdringenden geistigen Wesens, das hinter der Oberfläche der Erscheinungen und Vorgänge verborgen waltet. Aber wenn wir es erleben, wissen wir nicht, von wannen es kommt.

Und erst recht nicht, wohin es führt. Wenn sich das neue Werden in einem regt, hat man das Gefühl wie im Frühling, wenn allenthalben neues Leben aus der Winterstarre bricht: „wer weiß es, was noch werden mag!" Man hat keine Ahnung, was daraus noch werden kann, wozu es noch führen wird. Man spürt nur: es wird etwas ganz Neues. Aber eine Vorstellung kann man sich nicht davon machen.

Das ganze Gerüst unsers Bewußtseins und Lebens stürzt ja unter dem Ausbruch der neuen Empfindungen zusammen. Es ist eine Krisis ohnegleichen: Werte fallen, Güter versinken, und Ideale verbleichen. Man sieht alles ganz anders und merkt, es ist auch wirklich ganz anders, als man wähnte. Aber die neue Welt, die werden will, liegt vor uns wie ein unbekanntes Land, in undurchdringliche Schleier gehüllt. Und erst recht weiß kein Mensch, was aus ihm noch werden wird, wenn das so weiter geht.

Nur in dem Maße als ursprüngliches Wesen in uns wird, sich entfaltet und in der neuen Art Leben äußert und auswirkt, leuchtet uns die Klarheit darüber auf. Die Wahrheit offenbart sich dadurch, daß sie ins Leben tritt. Ohne daß sie persönliches Erlebnis wird, kann sie kein Mensch fassen. Darum reflektieren wir auch nicht darüber, wo es noch mit uns hinaus will, wie wir leben werden, und wie sich alles gestalten wird, sondern warten,

was wird, um es mit Bewußtsein und Willen zu ergreifen. So führt uns der Geist durch Werden und Erleben von einer Klarheit zur andern.

Anders ist es, wenn jemand aus dem Fleisch neu geboren wird. Da weiß er genau, woher es kommt, und was er erreichen will. Denn er weiß, wie er an sich gearbeitet hat, und wie mühselig es weiter ging, und wozu er sich aufgeschwungen hat. Und vor ihm steht deutlich das Vorbild, dem er sich nachzubilden sucht. Er begreift alles, was war, was ist, und was werden soll. Denn erst kommt bei ihm die Erkenntnis und dann das Leben. Erst die Theorie und dann das Machen. Und so entsteht ein theoretisches Gemächte. Man legt den Begriff zurecht wie einen Leisten, und auf ihn spannt man sich auf und schlägt sich darnach zurecht.

Bei dem, der aus dem Geist geboren wird, überrascht das Keimen des ursprünglichen Wesens. Ohne daß man weiß, wie es wird, entfaltet es sich. Ohne daß man eine Ahnung davon hat, gewinnt es seine immer besondere Gestalt. Unsre Anschauung wandelt sich fortwährend unter neuem Werden. Erst das Erleben, dann das unmittelbare Bewußtsein davon und zuletzt die eingehende Erkenntnis, das Verständnis im Einzelnen. Da haben wir also ein Merkmal, woran wir prüfen können, was wir sind, ob neue Schöpfung oder religiös-sittliches Gemächte.

Nikodemus ist starr.

> Wie mag solches zugehn? Jesus antwortete: Bist du ein Meister in Israel und weißt das nicht!

Ist es nicht furchtbar traurig, daß diese Rede Jesu von der unerläßlichen Vorbedingung zum Reiche Gottes heute niemand mehr in Bestürzung versetzt? Die Wiedergeburt ist als objektiver Vorgang und persönliches Erlebnis unbekannt und wird trotzdem nicht als Problem schlechthin empfunden, das unter allen Umständen gelöst werden muß! Wie ist es möglich, daß man diese Grundfrage nicht unausgesetzt in sich bohren spürt, nicht darunter leidet und nicht alles andere Interesse verliert, bis neue Menschen werden

und da sind! Das ist für mich ein Rätsel, das ich nicht fassen kann. Aber so lange nicht die Verlegenheit des Nikodemus die Christenheit überfällt: wie mag solches zugehn, ist nicht daran zu denken, daß Reich Gottes wird.

Auf das fassungslose Erstaunen des Nikodemus antwortet Jesus seinerseits mit einem Erstaunen, daß ein Meister in Israel nicht weiß, wie das werden kann. Was würde Jesus dann uns erst sagen! Wir haben ja nicht nur das alte, sondern auch das neue Testament in der Hand, haben Pfingsten erlebt und die Apostelzeit, blicken auf zwei Jahrtausende Christentum zurück, und wissen es erst recht nicht! Jesus gibt gleich die Erklärung, woher das kommt:

> Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben. Und ihr nehmt unser Zeugnis nicht an.

Ihr dagegen, ihr redet, was ihr nicht wißt, und zeugt, was ihr nicht gesehen habt. Ihr habt eine fertige Theologie, die ihr wunderbar beherrscht. Aber in Wirklichkeit wißt ihr nichts von alledem, was ihr mit euren Begriffen nachzubilden sucht, und habt nichts von dem erlebt, wovon eure Ideen zeugen. Und deshalb kennt ihr die elementarsten Vorgänge nicht und erstaunt, daß sie wirklich geschehen sollen. Das neue Herz, das Gott geben wird, spielte gewiß in der Theologie der Schriftgelehrten eine ähnliche Rolle, wie die Wiedergeburt in der christlichen Lehre. Darüber wußte Nikodemus wahrscheinlich ebenso gut Bescheid, wie heute jeder sattelfeste Theologe, der die Geheimnisse seiner Zunft kennt. Aber das ist doch nur eine religiöse Theorie, eine Auffassung, ein „Glaube", ein „Werturteil". Darum heute wie damals das grenzenlose Erstaunen über die Zumutung, daß so etwas wirklich und wahrhaftig vor sich gehen soll.

Das gilt aber allgemein. Wir brauchen die Meister in der Religion gar nicht einmal zu fragen, wie wir höhere Wesen werden, sondern etwa nur, wie wir der Lebensmacht des Alls habhaft

werden können, um sie in derselben Verlegenheit zu sehen wie den Nikodemus. Sie wissen alles so ausgezeichnet, daß sie gar nicht merken, wie sie in Wahrheit nichts wissen, wie ihnen alle die Geheimnisse, die sie begrifflich wundervoll wie ein Uhrwerk auseinanderlegen, in Wahrheit gänzlich verborgen sind, weil sie nichts davon erlebt haben. Oder hat schon einmal jemand von einem Theologen die Antwort gehört: das weiß ich nicht?

Unsre Schriftgelehrten kennen nicht einmal das Problem der Wiedergeburt, weil sie es nie erlebten, qualvoll erlebten, daß es ihre Lebens- und Schicksalsfrage wurde, sondern sie treiben nur mit der Idee der Wiedergeburt ein Spiel des Verstandes. Und darum verstehen sie es nicht, sondern werden ärgerlich und finden es abgeschmackt, wenn man schöpferische Vorgänge im Menschen ersehnt, die sich nur mit der Geburt des Kosmos aus dem Chaos vergleichen lassen. Sie haben das ja alles in ihrer Welt des Glaubens so schön in erbauliche sittlich-religiöse Ideen aufgelöst.

Wie ein Blitzschlag mußte den Nikodemus Jesu Wort treffen: wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben. Ihr dagegen wißt nichts und könnt von dem Reiche Gottes nichts gesehen haben, weil ihr nicht von neuem geboren seid. Würden heute nur die reden, die etwas wissen, dann würde ein großes Schweigen entstehen, in dem man vielleicht die Stimme Gottes vernehmen und etwas von neuem Werden sehen würde. Ich glaube wirklich, wir würden heute sofort Reich Gottes werden sehen, sobald wir uns in dieser Beziehung streng im Gesichtskreis unsers Erlebens hielten und darüber hinaus in Gedanken zu schweifen als Unredlichkeit empfänden.

„Und ihr nehmt unser Zeugnis nicht an." Auch heute sind alle begrifflich befangenen Menschen für das wirkliche Wissen vom Leben und die einfachen Zeugnisse von dem neuen Werden verschlossen. Alle derartigen Äußerungen werden von ihnen aus ihrem theoretischen Gebäude heraus verstanden. Da hinein zieht man sie, um sie dann begrifflich zu entseelen und lehrhaft aufzuspannen. Der herrschende Intellektualismus, d. h. der Gedanken-

kultus und die Auswechslung objektiver Vorgänge im persönlichen Leben des Menschen durch subjektive Begriffe und Glaubensvorstellungen, macht unempfindlich für die Zeugnisse vom wirklichen Leben. Sie schlagen nicht durch die Vorstellungssphäre hindurch in den tiefsten Grund der Seele und rufen nicht unmittelbare Lebensbewegungen hervor. Sie lösen keine ursprünglichen Empfindungen aus, sondern nur Gedanken. Da diese Zeugnisse aber Lebensäußerungen und keine Hirngespinste sind, passen sie gar nicht in diese Welt der Begriffe und werden darum naturnotwendig abgelehnt.

> Glaubt ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage, wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde!

Glauben sagt Jesus und faßt damit das Annehmen des Zeugnisses ganz innerlich. Sagen wir dafür: innerlich ergreifen, unmittelbar erfassen, es verspürend inne werden, ursprünglich empfinden. Denn darin besteht das eigentliche Glauben. Das Aufnehmen des Zeugnisses ist ebenso ein Erlebnis wie eine Tat.

Jesus sagt also: wenn ihr nicht einmal unter dem Zeugnis von dem großen Geschehen, wie es sich in euch vollziehen soll, Witterung dafür bekommt, sondern unempfänglich für alle Lebensanstöße bleibt, wie soll euch dann eine Ahnung von den göttlichen Tiefen aufgehn, aus denen diese schöpferischen Bewegungen quellen! Irdisch und himmlisch d. h. endlich und unendlich ist der Gegensatz. Jesus hat sich in der ganzen Unterhaltung streng in den Grenzen der Erfahrung gehalten und nur von Vorgängen gesprochen, die genau zu kontrollieren sind. Er läßt Gott ganz außer Betracht. „Wir wissen nicht, woher er kommt.“ Auch ein Atheist konnte ihm folgen und ihn verstehen, wenn er jemals die Stimme seines Genius hörte.

Wahrscheinlich hatte Nikodemus Fragen über himmlische Dinge im Sinn, als er zu Jesus kam. Es gehört keine Kunst dazu, das zu erraten. Denn das war es ja immer wieder, worüber die

Schriftgelehrten Auskunft haben wollten. Das ist es ja immer, worum sich alles Interesse der Religion dreht. Darum sagt Jesus zu ihm, nachdem seine Darlegung von der Notwendigkeit schöpferischer Vorgänge im Innern des Menschen nur Bestürzung hervorgerufen hatte: wenn euer Verständnis schon hier versagt, dann könntet ihr erst recht nichts verstehen, wenn ich euch über Dinge unterrichten wollte, die gänzlich außerhalb des Umkreises eurer Erfahrung liegen.

Einzig und allein in dem Keimen und Sprossen des ursprünglichen Wesens, in seiner Erlösung und Entfaltung, und in den Erlebnissen, die dann die Ereignisse und Forderungen des Tages bringen, also im Irdischen werden wir Gottes inne. Nur seine Offenbarung innerhalb des Gebietes unsrer persönlichen Erfahrung ist uns zugänglich. Außerhalb desselben gibt es für uns keine. Darum liegt hier allein, inwendig in uns, der Punkt, wo wir Gott fassen und seiner habhaft werden können. Gewinnen wir hier nicht die Fühlung mit der Lebensmacht des Alls, dann gewinnen wir sie nirgends und auf keine Weise. Findet ihr Gott nicht in euch, dann werdet ihr ihm nirgends begegnen. Hier allein liegt der Schlüssel zu den Toren der Ewigkeit. So lange wir nicht das göttliche Geheimnis in uns erleben, sind alle unsre Überzeugungen von den göttlichen Hintergründen der Person und des Werkes Jesu eitel Phantasien und Hirngespinste.

Diese Aufklärung wirft ein Schlaglicht nach zwei Seiten.

Erstens: die christliche Praxis ist gerade umgekehrt. Wenn ihr nicht an himmlische Dinge glaubt, wie wollt ihr die irdischen Dinge begreifen, so heißt es hier. Erst die Bekanntschaft auf dem Schauplatz der göttlichen Geheimnisse soll uns befähigen, das Problem unsers Selbst zu lösen. Tatsächlich ist das natürlich nicht der Fall. Es wird damit nicht einmal theoretisch, geschweige praktisch gelöst. Denn das Urteil „Sünde" ist ebensowenig eine theoretische Lösung wie der Zuspruch der Vergebung eine praktische. Sünde ist ein ganz vager Begriff, der die verschiedenartigsten Dinge verdeckt, statt sie aufzuklären. Was man Sünde nennt, ist teils Be-

fangenheit, teils Willkür, teils Widernatur: das sind drei ganz heterogene Erscheinungen, die man unmöglich auf einen Begriff bringen kann, wenn man sie wirklich kennt. Aber man hat eben gar keine unbefangene direkte Empfindung für die Wirklichkeit, sondern nur eine traditionelle Meinung darüber. Schließt man davon, wie sich die christliche Lehre im Irdischen, d. h. im Innern des Menschen und in seinen sonstigen Verhältnissen und Beziehungen auskennt, auf das, was sie über himmlische Dinge zu wissen vorgibt, so vergeht es einem gründlich, hier etwas irgendwie Zutreffendes zu erwarten. Denn wenn man sich dort nicht zurecht findet oder mit Begriffen die Wirklichkeit vernagelt, wo man Erfahrung haben kann, wie will man dann über das etwas wissen, was sich aller Erfahrung entzieht!

Zweitens geht daraus hervor, daß der Zugang zum Leben keinem Atheisten verschlossen ist, wenn wir einmal alle die so nennen wollen, die noch nichts von „himmlischen Dingen" verspürt haben. Im Gegenteil. Das Erlebnis der Wiedergeburt ist die Voraussetzung zur Überwindung unsrer Unempfindlichkeit für das geistige Wesen im Weltall. Der Atheist, der mir kürzlich sagte: „ich glaube wohl, daß Jesus der einzige Weg zum Leben ist, aber ich kann nicht an Gott glauben," eine Äußerung, die jedem Christen absurd vorkommen wird, steht also durchaus recht. Er hatte einen starken Eindruck davon, daß Jesus das Problem seines Selbst lösen kann. Solange das noch nicht geschehen ist, kann er von „himmlischen Dingen" nichts verspüren. Das ist also ein direktes Beispiel für den Satz, den Jesus hier ausspricht. Aber wenn einer das Metaphysische in sich erlebt hat, wird er es allenthalben wahrnehmen.

Andrerseits: ihr Atheisten, redet auch ihr nicht spottend oder leugnend von himmlischen Dingen, die über den Horizont eurer Erfahrung gehn, sondern bescheidet euch, zunächst einmal das Geheimnis eures Selbst zu lösen. Hic Rhodus, hic salta! Durchaus, ganz und gar im Irdischen. In uns wird die Frage nach Gott ausgemacht. Denn das Rätsel „Gott" fassen und lösen wir

nur mit dem Rätsel unsers Wesens. Wenn ihr außerhalb schweifen und da etwas ausmachen wollt, so macht ihr euch damit nur lächerlich, so lange ihr nicht das Geheimnis in euch selbst lösen könnt.

Keiner kommt um dieses Nachtgespräch mit Jesus herum. Möchten auch wir nach der ersten Bestürzung wie Nikodemus später die Spur finden, die zum Leben führt.

4. 6. 09.

Menschen unter einander.

Zweite Hälfte.

Das Universale des gemeinschaftlichen Lebens.

Die objektive Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens, das wir, obwohl es unsre angeborene Bestimmung ist, noch kaum kennen, ist die Einheit der Menschheit. Daraus folgt, daß sich Gemeinschaft im herkömmlichen Sinn und gemeinschaftliches Leben, wie wir es ersehnen, gegenseitig ausschließt. Denn die Gemeinschaft ist ein abgegrenzter Kreis von ausgesonderten Menschen, der sich den andern gegenüber als etwas für sich zusammenfaßt und abschließt. Indem er sich aber abschließt, schließt er aus.

Gemeinschaftliches Leben dagegen hat nicht das Bestreben, zusammenzuschließen und zu vereinen. Denn es ruht ja auf einer Einheit und quillt aus ihr. Sondern es hat nur den Drang, die alle umfassende Einheit im Leben zur Geltung zu bringen. Deshalb treibt es aber, wenn es lebendig wird, vielmehr, sich aufzuschließen, aus sich heraus zu gehn, überallhin lebendige Fühlung zu suchen und sich mitzuteilen, wo man es bedarf, wo es in der Ordnung und am Platze ist. Es ist quellendes Leben, überströmendes Leben, das innerhalb des jeweiligen persönlichen Horizonts kein Ansehen der Person, sondern nur des Bedürfnisses kennt, das sich ebenso nur nach innerer Notwendigkeit betätigt wie das Überlaufen der Quelle nach den Naturgesetzen.

Das gemeinschaftliche Leben hat den Zug auf das Ganze. Das Ganze erreicht es aber allein und ihm dient es ausschließlich dadurch, daß wir innerhalb unsers Lebenskreises gleichmäßig für jeden zu haben sind. Und zwar immer für den, der in dem Momente grade in einzigartiger Weise auf uns angewiesen ist. Es herrscht hier also keine Willkür, d. h. keine Wahl und Laune, sondern das strenge Gesetz des Nächsten*).

Für gemeinschaftliches Leben als solches sind also gleichgesinnte Menschen keine Vorbedingung, zwischen denen sich sein Weben und Walten anspinnen könnte, woraus dann doch eine zwar nicht äußerlich gesammelte und verfaßte, wohl aber innerlich zusammengeschlossene Gemeinde entstünde. Sondern gemeinschaftliches Leben ist eine neue Art Leben, die sich in ihrer Art äußert, ganz unabhängig davon, mit wem wir zusammenleben, ob wir Verständnis dafür finden, und ob man uns ebenso begegnet. Es ist das Gliedleben in uns, das zu einem ganz andern Verhalten des einzelnen für sich selbst und zu den andern führt. Ist das in uns aufgewacht, so lebt es sich dem grimmigsten Egoisten gegenüber genau so aus wie dem verwandten Menschen, in dem uns das gleiche Wesen entgegenschlägt. Wenn wir dann also z. B. dienen müssen, um leben zu können, so fragen wir nicht danach, ob jemand uns gleichgesinnt ist, sondern stehen jedem zur Verfügung, der nach Lage der Dinge auf uns angewiesen ist. Und so kann, wird und muß also einer oft genug ganz allein — unter Larven die einzige fühlende Brust — gemeinschaftlich leben, und zwar mit den Larven, ob sie wollen oder nicht. Darin besteht die Universalität des gemeinschaftlichen Lebens.

Der Ruf nach Menschen, um gemeinschaftlich leben zu können, verkennt also das Wesen der Sache. Dieser Ruf ist oft genug der Notschrei des Egoismus, der nur andere sucht, um sich an sie zu hängen, sich an ihnen zu wärmen und sie auszusaugen. Die Einsamkeit unsrer Stellung im Leben, unter der wir leiden, ist sofort

*) Vgl. Wer ist denn mein Nächster? 5. Band der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens S. 136—141.

weg, sobald wir die andern als Mitglieder erkennen, gleichgiltig ob sie in dieser Art mittun oder nicht. Die Einsamkeit des inneren Lebens wird allerdings nur durch Verständnis und persönliche Teilnahme gehoben. Aber das findet sich auch unter Egoisten. Das innere Zusammenleben, wie es zwischen Freunden herrscht, ist kein gemeinschaftliches Leben in unserm Sinn. Denn es ist ein Herüber und Hinüber zwischen zwei oder mehreren Menschen, aber nicht das Leben als Glied für alle andern, das auf das Ganze geht.

Das muß ganz fest gehalten werden, damit man versteht, worum es sich hier handelt. Sind wir darüber klar, dann begreifen wir allerdings auch, ohne das Charakteristische dieser neuen Art Leben zu verwischen, daß das gemeinschaftliche Leben seine volle Verwirklichung und seine ganze Wirkung erst dann erzielt, wenn es sich in vielen regt, ineinander greift und sich so ergänzt, wenn ein Zusammenhang gemeinschaftlichen Lebens unter vielen Gliedern entsteht, der das Ganze durchdringt, trägt und belebt. Aber man sieht dann auch ein, daß dieses lebendige Gespinst gemeinschaftlichen Lebens wohl eine verborgene Gemeinschaft in der neuen Art Leben schafft, aber niemals zu einer Gemeinde irgendwelcher Art führt, weil dieses Gewebe gliedlichen Lebens sich mit jedem verbindet, der es bedarf. Es umfaßt alle, die zur Menschheit gehören. Denn es ist die werdende neue Menschheit, die Menschheit der Vollendung.

Die „Gemeinde" dagegen beschränkt sich auf eine größere oder kleinere Anzahl von Einzelnen. Sie bildet also gegenüber der alle umfassenden Natureinheit eine künstliche Einheit, die sie von der Allgemeinheit isoliert. Es entsteht durch Zusammenziehung sozusagen ein mehrzahliges Individuum, und sofort ist auch die Beschränktheit der Vereinzelung da, von der in der ersten Hälfte des Aufsatzes in bezug auf die einzelnen Menschen die Rede war.

Es ist ein erstaunlicher und doch ganz naturnotwendiger Vorgang. Die „Gemeinde" ist als solche ein vielköpfiges Individuum, eine „Korporation" und gewinnt ein eigentümliches, besonderes geistiges Fürsichleben. Eine gemeinsame Anschauung und Lebensweise, gleiches Streben und Treiben verbindet sie und trennt sie

von den andern. Durch das immer wiederholte sich Zusammenfassen wird sie in sich und gegen die Außenstehenden verfestigt. Infolgedessen hört ganz von selbst die innere Fühlung mit denen auf, die nicht zu ihr gehören, und es entsteht unwillkürlich eine Beschränktheit des geistigen Lebens im Gemeinschaftlichen, die dann mit Bewußtsein und Willen zum Prinzip erhoben wird.

Daraus ergibt sich die gleiche Befangenheit wie bei den geistig beschränkten Einzelmenschen, und auch die „Gemeinde" wird infolge ihrer Beschränktheit stumpf, starr und hohl. Denn auch ihre innere Entwicklung geht aus Mangel an lebendiger Wechselwirkung mit Andersartigen zurück. Auch die „Gemeinden" werden mehr und mehr in ihrem Empfinden stockig und gefühllos, in ihrem Bewußtsein getrübt, geblendet, überspannt, vernagelt, in ihrer Haltung steif, verdreht, absonderlich, unduldsam, in ihrem Urteil einseitig, kurzsichtig, ungerecht und im Leben oft genug kurios, unbeholfen, verbohrt und verkehrt.

Natürlich löst sich auch hier die Beschränktheit in einem starken Gemeinschaftsegoismus aus. Die Benommenheit von sich selbst als den einzig Wahren, den Wahn, für sich ohne die andern gedeihen zu können, und die Gier, alles für sich zu gewinnen, sich überall zur Geltung zu bringen, finden wir hier als Gemeindeinstinkte wieder. Auch hier ist der Selbsterhaltungstrieb die alles treibende und beherrschende Kraft, der Selbsterhaltungstrieb der Gemeinschaft als solcher, dem gegenüber die Sache, die sie vereinigt, meist ganz zurücktritt. Aus ihm entspringen die Ideale und Ziele des Gemeindelebens. Er treibt zur Propaganda und Proselytenmacherei. Dazu kommt eine Selbstüberhebung des Gemeindebewußtseins, eine Selbstverhimmelung und Selbstanpreisung, eine Geringschätzung oder Bemitleidung derer, die draußen sind, die ebenso verrückt wie unausstehlich ist.

Aber auch das instinktive Widereinander, das aus der egoistischen Befangenheit entsteht, hat hier seine deutliche Parallele. Die Gemeinde und ihre Glieder fühlen sich zu allen, die nicht zu ihnen gehören, in einem Gegensatz. Alle andern Sonderungen er-

scheinen ihnen von vornherein nicht bloß bedenklich, sondern direkt gefährlich. Das sind Widersacher, derer man sich erwehren, die man bekämpfen muß. Auch wenn man das zunächst nicht will, sondern vielleicht sogar die Toleranz auf die Fahne schreibt, so wird es doch ganz unwillkürlich, ohne daß man sich dessen versieht. Das Widereinander muß sich auswirken. Oder sind nicht alle Gemeinden den Draußenstehenden und andern Vereinigungen gegenüber mißtrauisch, auf der Hut, voll Eifersucht und voll Neid? So äußert sich also genau wie bei den Egoisten ein instinktives Widereinander, auch wenn man sich des Instinkts selbst gar nicht bewußt ist.

Der Standpunkt der Wiedervergeltung endlich kommt nur deshalb hier so wenig zur Geltung, weil die Gemeinschaften keine Beziehungen und keinen Verkehr miteinander haben. Aber auch sie nehmen übel, tragen nach und vergelten. Und zwar so unerbittlich, rücksichtslos und unversöhnlich, wie es selten zwischen Einzelmenschen vorkommt. Wer einmal gewagt hat, etwas gegen eine Gemeinschaft zu sagen, wird in Acht und Aberacht für Zeit und Ewigkeit getan.

Alles das gilt von allen „Gemeinden“ nach Maßgabe ihres inneren und äußeren Zusammenschlusses und von allen Gemeindegliedern nach Maßgabe ihrer inneren Zugehörigkeit zur Gemeinde. Wir finden die Spuren und Wirkungen gemeinschaftlicher Beschränktheit keineswegs nur bei Sekten und ähnlichen Gebilden, sondern mehr oder weniger bei allen Vereinigungen in dem Grade, als sie sich zusammenschließen und absondern. Wer jemals Gelegenheit hatte, solche Genossenschaften zu beobachten, findet dafür eine Fülle von Zügen, die es bezeugen, und kann verfolgen, daß ihre Geschichte und ihr Schicksal immer ein Prozeß fortschreitender Stumpfheit und Kernfäule war, so sehr sie äußerlich, z. B. auch intellektuell, geblüht haben mögen. Wer aber keine Gelegenheit dazu hatte, der blicke in die Vergangenheit, wo wir es Zug für Zug verfolgen können.

Das Verhängnis ist hier so allgemein, daß man zu seiner Er-

klärung ein besonderes Naturgesetz aufgestellt hat: daß jede geistige Bewegung und jede Gründung mit der Zeit veräußerlichen, erstarren, entarten müsse. Aber diese Erklärung ist falsch. Es liegt ganz allein an der Gemeindebildung als solcher, an der Entfremdung von der natürlichen Einheit der Menschheit zugunsten einer künstlich gemachten Einheit, an dem Zusammenschluß und an der Absonderung.

Auch die ersten Christengemeinden sind kein Beweis gegen das Naturgesetz, daß Gemeinden, welcher Art auch immer, alle Entartungen individualistischer Beschränktheit an sich tragen. Sie sind auch keine Ausnahme davon. Denn bei Naturordnungen gibt es keine Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Sie waren vielmehr ursprünglich etwas ganz anderes. Ihr Wesen war eine neue Verwandtschaft, die gegenseitige Fühlung einer neuen Art Leben, eine persönliche Verbindung neuer Menschen, welche die ganze Umwelt der Menschheit lebendig zu durchsäuern und durch neues Werden die Schöpfung des Ganzen in Gang zu bringen suchte. Dafür sprechen nicht nur die Bilder und Gleichnisse Jesu, z. B. vom Salz der Erde (im Gegensatz zur Proselytenmacherei), vom Sauerteig und vom Unkraut unter dem Weizen: davon zeugen auch die apostolischen Briefe, nach denen es keine Absonderung der Gläubigen von den Ungläubigen gab.

Aber von Anfang an bestand die Gefahr und der Zug fester Verfassung und Absonderung. Und je mehr die Gemeindebildung zunahm und geschlossenes Gepräge gewann, umsomehr trat das allgemeine Verhängnis derselben zutage, obgleich im christlichen Glauben alle nur möglichen Antriebe lebten, die den Entartungen der gemeindlichen Beschränktheit entgegenwirken konnten.

Andrerseits wird man nun auch begreifen, warum gerade die sogenannte Verweltlichung des Christentums gegenüber allen Anwandlungen heiliger Absonderung in dieser Beziehung günstig wirkte, weil sie den inneren Zusammenschluß lockerte und die Abschließung milderte, und warum heute gerade die Staatskirche das Christentum vor dem Verhängnis wirklicher Gemeindebildung

bewahrt, dem jede Freikirche unwillkürlich zum Opfer fallen würde.

Das gemeinschaftliche Leben der Menschen ist überhaupt keine Gründung, es entsteht aus keiner und führt zu keiner. Denn es ist von vornherein begründet in der natürlichen Einheit und Gemeinschaft der Menschheit. Das gemeinschaftliche Leben ist nur die natürliche Auswirkung und lebendige Entfaltung dieses zu Grunde liegenden Zusammenhangs. Wo die Einheit und das gemeinschaftliche Wesen der Menschheit lebendig wird, da keimt gemeinschaftliches Leben. Es ist kein Machwerk, sondern eine Naturoffenbarung.

So sehr das gemeinschaftliche Leben von Natur allem Gemeindewesen entgegengesetzt ist, so wenig schließt es natürlich sachliche Zweckverbindungen, Arbeits- und Wirkensgemeinschaften aus. Denn diese isolieren ja die dazu Gehörigen nicht im Leben von den andern. Sondern das sind besondere Unternehmungen für die andern. Da wird niemand ausgeschlossen, sondern alles mit eingeschlossen. Wer nicht aktives Mitglied ist, der ist passives: einfach als Mensch, ob er will oder nicht. Auch die ersten Christengemeinden sind wohl mehr solche Genossenschaften gewesen, die sich verbunden hatten, das Reich zu gewinnen — für alle. Hier ist natürlich auch eine Auslese der Tüchtigen am Platze, welche für die Beteiligung an dem Unternehmen geeignet sind. Aber weder die Auslese noch die Beteiligung reißt sie aus den Lebenszusammenhängen mit den andern heraus. Wenn in ihnen überhaupt das gemeinschaftliche Leben, das ebenso wie das persönliche Fürsichleben unsre Anlage und Bestimmung ist, entbunden wird, dann erstreckt es sich auf jeden, mit dem sie das Leben zusammenführt.

Ist aber gemeinschaftliches Leben das Aufleben und sich Auswirken der zugrunde liegenden Einheit der Menschheit, so tritt es nur in der organischen Gliederung dieser Einheit zutage. Die Menschheit besteht aus einem mannigfaltigen Gefüge von Völkern und Stämmen. Darum ist das gemeinschaftliche Leben der Menschen untereinander in seinem Bewußtsein und in seiner Betätigung natur-

notwendig national begründet, geartet und bestimmt. Das gemeinschaftliche Leben als Idee mag vielleicht zu einem theoretisch grauen Weltbürgertum führen. Aber gemeinschaftliches Leben als Naturerscheinung des menschlichen Wesens ist ebenso rassig und völkisch, wie jeder Mensch es objektiv ist. Und alle Bestrebungen nationaler Entschränkung führen nicht zu einer Verstärkung der Einheit der Menschheit, sondern zu einer Zersetzung seiner organischen Gliederung und damit zu einer Auflösung der Einheit, zu einer Atomisierung des lebendigen Ganzen.

Die Zugehörigkeit zum Ganzen kommt uns immer als völkisches Empfinden zum Bewußtsein, wenn es ursprüngliche Empfindung und keine erdachte Theorie ist. Denn wir erleben die Menschheit in unserm Volk. Das ist zunächst der weiteste Horizont, den es für unser Gemeinschaftsleben gibt. Unser Volk ist unsre Menschheit. Wenn wir der Menschheit dienen wollen, müssen wir unserm Volke dienen. Denn es ist unser Nächster. Gemeinschaftliches Leben entzieht uns also nicht der völkischen Bedingtheit unsrer Existenz, sondern macht sie uns fühlbar und bringt sie zum Leben. Reißen wir uns aber aus dem Boden, in dem wir wurzeln, heraus, dann liegen die Wurzeln unsers persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens in der Luft der Theorie und Schwärmerei.

Das Gliedwesen.

Ob die Einigkeit mit den andern in uns wirklich lebendig ist, und wir uns ganz elementar ursprünglich als Glieder empfinden, das können wir nicht nach unsern Gefühlen beurteilen, sondern nur nach den Lebensäußerungen, die sich naturnotwendig aus dem gemeinschaftlichen Zusammenhang mit unsern Mitmenschen ergeben, sobald er in uns lebendig ist. Wenn wir uns in die Einheit der Menschheit nur gedanklich hineinfühlen und uns innerlich darauf stimmen, bleiben sie aus. Wenn aber die verborgene Einheit in uns auflebt, entfalten sich ihre Wirkungen ganz von selbst und offenbaren sich uns, indem sie sich entfalten.

Ob in uns gemeinschaftliches Leben keimt, zeigt sich am sichersten vielleicht gar nicht einmal im Verhalten gegenüber den andern, sondern vor allem im Verhalten an und für uns selbst.

Es ist eine tiefgreifende Wandlung, die sich im Menschen vollzieht, wenn er aus der individualistischen Befangenheit erwacht und etwas von dem zugrunde liegenden Zusammenhang merkt, in dem er mit allen andern Menschen in eins geschlossen ist, wenn er sich durch und durch der Gesamtheit angehörig fühlt und seiner als Glied eines großen Ganzen bewußt wird.

Sein Selbstbewußtsein wird ein anderes. Gewiß weiß er sich als etwas Besonderes, und der Eindruck von seiner Eigenart und Einzigartigkeit, von der innersten Selbständigkeit und von dem ewigen Wert seines Sonderwesens wird weder erschüttert noch verwischt. Aber es geht ihm der Sinn dafür auf, daß er das nur ist auf dem gemeinsamen Untergrund des allgemeinen Menschenwesens und der völkischen Rasse und im organischen Lebenszusammenhang mit einer mannigfaltigen Fülle andersartiger Menschengestalten. Spürt er etwas lebendig von diesem gewaltigen Naturgefüge und von den vielmaschigen Lebensbeziehungen, worein er gegründet und eingesponnen ist, dann wird ihm klar, daß er an sich nur erstarken kann, je mehr er sich in seinem ganzen Sein und Leben in dem rein Menschlichen und gemeinsam Menschlichen gründet, und seine Eigenart um so kräftiger gedeiht, je mehr sie in der nationalen Art Wurzel schlägt und hieraus ihre plastische Kraft schöpft. Dann kommt er dahinter, daß er die andern für sich einfach nicht entbehren kann, wenn er nicht elend verkümmern will, daß die Kümmerlichkeit der Persönlichkeit eine Folge ihres stockenden Lebensaustausches mit ihrer Umgebung ist.

Damit ist alle individualistische Überspanntheit dahin. Man ist von seinem Originalitätsspleen geheilt. Alle Zierraten gesuchter Eigenart widern einen an. Man kann diese halb kokette, halb wichtigtuerische Aufmachung seiner selbst nicht mehr ertragen. Alles Hervorkehren, Betonen, Steigern seiner individuellen Reize findet man affektiert und gemein. Man sieht auf einmal die Häßlichkeit,

die dabei herauskommt. Die Folge ist eine leidenschaftliche Liebe zur Einfachheit, die sich aus der Unmittelbarkeit und Naivität der persönlichen Erscheinung ergibt. Wie Schuppen fällt es von den Augen: natürlich kann die einzigartige, eigenartige Gestalt jedes Menschen nur in dem Maße geraten, als er Mensch wird, und in seiner Schönheit nur zur Blüte kommen, als er ganz ungezwungen aus der Art seiner Rasse herauswächst. Dann packt uns ein Grimm gegen die Manier der Persönlichkeitsästheten, die nur verdirbt und verbildet, und eine Leidenschaft für das einfach Menschliche und gut Deutsche. Denn je gesunder und reiner der Typus in uns lebt, umso stärker und klarer wird sich unsre persönliche Eigenart entwickeln. Ist sie ja doch nur seine besondere Erscheinung. Und ihre eigentümliche Gestalt und Schönheit kann sich nur entfalten, wenn sie von selbst wird und sich unwillkürlich aus innerer Notwendigkeit bildet.

Erst recht sind wir aber dann vom Egoismus kuriert. Als Glieder empfinden wir das grundlegende Naturgesetz persönlichen Gedeihens wie den Pulsschlag innersten Lebens. Es braucht uns nicht mehr gesagt zu werden: „Wer unter euch groß werden will, werde Diener, und wer hervorragen will, werde aller Knecht". Es kann ja gar nicht anders sein. Sind wir Glieder, so werden wir umsomehr das, was wir überhaupt und für uns sind, je mehr wir Glieder werden, uns als Glieder betragen und unsre Bestimmung als Glieder erfüllen. Durch Hingabe werden wir, was wir sind. Durch Unterstellen werden wir tragfähig, und durch Tragen gewinnen wir Kraft.

Aber da tritt nun nicht an Stelle der egoistischen Ausschweifung die altruistische, daß man wie ein Raubtier auf Nächstenhilfe ausgeht und Menschen anfällt, um sie mit Liebe zu vergewaltigen, sondern der natürliche und durch das Leben und die Verhältnisse geordnete Dienst in dem gliedlichen Zusammenhang, in dem einer steht, und nach der gliedlichen Bestimmung, die sich jedem aus seinen besonderen Anlagen und seiner Lebensführung ergibt. Jede Fahrigkeit und Willkür ist ausgeschlossen. Es entsteht ein ineinander=

greifendes Zusammenwirken, in dem sich alle zu der großen Einheit eines Lebensorganismus ergänzen.

Aber das alles kann man sich vielleicht auch klar machen. Denn es ist eigentlich die einfachste Rechnung, die es gibt. Erst das Selbstgefühl ist entscheidend, das man dabei hat. Sieht man in dem gliedmäßigen Verhalten eine besondere Leistung, bildet man sich auf seine Dienste etwas ein, dann lebt das Gliedwesen doch nicht ursprünglich in uns. Denn wenn das in uns lebt und treibt, dann versteht sich für uns die Betätigung als Glieder ebenso von selbst wie Essen und Trinken. Dann können wir vor uns und vor andern ebensowenig Aufhebens davon machen wie von der Befriedigung unsrer einfachsten Lebensbedürfnisse. Ist die Nächstenhilfe eine einfache Naturäußerung, so weiß wirklich die rechte Hand nicht, was die linke tut, d. h. es geht ganz naiv vor sich, ohne daß wir uns weiter dabei etwas denken. Gewiß löst sie Lebensfreude aus wie jede Lebensbetätigung, die unsre Bestimmung erfüllt. Aber wir freuen uns nicht besonders darüber, d. h. nicht unsrer Leistungen, sondern unsers Lebens, das sich darin äußert.

Wer also noch auf Dank und Anerkennung aus ist, wer noch sein Tun und Wirken für andre zusammenrechnet und in Gedanken aufspeichert, wer noch vergleicht und sich überhebt, der fühlt sich immer noch als Einzelexistenz, die etwas leistet, was sich nicht von selbst versteht, so sehr er in Gefühlen der Nächstenliebe schwelgen mag. Wer hier noch von Opfern und von Selbstverleugnung, von Edelmut und Hochherzigkeit, von sittlichen Pflichten und idealem Sinn redet und daran denkt, dem ist das gliedmäßige Leben kein Naturdrang wie der Selbsterhaltungstrieb, keine Selbstentfaltung wie jede unmittelbare Lebensäußerung, kein instinktives Muß wie Selbsthilfe und Notwehr. Der ist noch individualistisch beschränkt.

Sowie sich das Gliedwesen in uns regt, tritt das Selbstgefühl zurück. Ich sage Selbstgefühl, nicht Selbstempfindung. Denn das ist etwas anderes. Empfindung und Gefühl verhalten sich zueinander wie das Sehen, Hören und Innewerden zu den Gemütsbewegungen, die das Sehen, Hören und Vernehmen in uns auslöst. Je kräf-

tiger man als Glied wird und wirkt, um so stärker wird man die Lebensglut seines Selbst empfinden. So kommt man ja überhaupt erst zum vollen Erlebnis seiner selbst. Aber um so weniger wird man sich dabei fühlen, sondern es ganz naiv erleben, so wie jemand seine Gesundheit jauchzend spürt, ohne sich damit vor Stolz zu blähen. Hier wie dort strahlt davon nur eine ganz unmittelbare Lebensfreude aus, wie der Lichtschein von der Flamme.

Mit dem Selbstgefühl erlischt auch die Selbstsucht. Gewiß suchen sich auch die Glieder zu erhalten, für die Gesamtheit. Aber dieser Drang ordnet sich dem Interesse am Gedeihen des Ganzen unter, zu dessen Dienst wir uns zu erhalten haben. Die Auswüchse des Selbsterhaltungstriebs sind nicht mehr möglich, die alles andre überwuchern, wenn er sich von dieser Grundbedingung loslöst. Wir können nicht mehr blindlings an uns raffen, die andern rücksichtslos ausnützen und überall nur an uns denken. Ebenso fern liegen aber auch alle Ausschweifungen der Selbstbetätigung. Jeder hält sich in den Grenzen seines Bereichs, seiner Gaben und seiner Bestimmung als Glied. Persönlichen Wettbewerb mit all seinen giftigen Äußerungen gibt es nicht mehr. Denn niemand kann sich mehr vordrängen, zur Geltung zu kommen suchen, andere beiseite schieben und unterdrücken, wenn er sich als ein Lebensorgan des Ganzen weiß. Anmaßung und Übervorteilung ist ausgeschlossen. Neid, Eifersucht, Schadenfreude, Verkleinerungssucht ist ebenso unmöglich wie Hoffahrt, Überhebung und Verachtung der andern. Man verliert den Geschmack für öffentliche Wertschätzung. Ehrgeiz kommt einem verrückt vor und die gegenseitige Verehrerei albern. Gewiß sucht jeder den Lebenswert, den er für das Ganze hat, nach Möglichkeit zu steigern. Aber niemand hat mehr ein Verlangen nach öffentlicher Anerkennung. Glieder wollen nicht auffallen, sondern nur ihre Bestimmung erfüllen. Daher die eigentümliche Vorliebe für Unscheinbarkeit bei allen denen, die es wirklich geworden sind.

Fühlt man sich als Glied, dann löst sich weiter der ebenso wahnsinnige wie peinliche Lebenskrampf ganz von selbst, der meistens

aus der individualistischen Beschränktheit und ihrer hysterischen Gier entsteht. Man flackert nicht mehr unstät herum wie eine Flamme, die nach allen Seiten leckt, sondern tut, was vor einem liegt, ergreift, was einem zukommt, und ist glücklich an dem, was einem zufällt. Man überschätzt nicht mehr die Güter und alle vergänglichen Eitelkeiten, weil man viel zu sehr auf die wirklichen Lebenswerte gerichtet ist, welche bleiben und allen zugute kommen. Man kann auch seine Gaben nicht mehr als Eigentum und persönlichen Luxus ansehn. Denn alles, was wir sind und haben, steht im Lichte der Verpflichtung als Glieder. Alles sehen wir von vornherein in seiner organischen Bedeutung für die große Gemeinschaft. Ebenso weit sind wir dann davon entfernt, unser Können einseitig zu überschätzen und unsre Leistungen jemandem aufzudrängen. Gerade das Bewußtsein, organisch eingefügt zu sein, heilt uns sowohl von der Selbstüberschätzung wie von dem Wirkensfieber, in dem sich so oft die egoistische Beschränktheit und Gewalttätigkeit kundgibt. Alles gewaltsame Wesen, alles eigensinnige Erzwingen, alles Planen und Machen vergeht einem, wenn der Spürsinn für das, was im Ganzen werden will, und für unsre Beteiligung dabei erwacht.

Wenn aber das Gliedwesen einen Menschen wirklich lebendig beherrscht, dann äußert es sich am merkbarsten, weil am stärksten und folgeschwersten, darin, daß nicht mehr das Glück das Ziel und der Leitstern des Lebens ist, nicht mehr Wohlbefinden und Behagen als das höchste Gut gilt, und nicht mehr die eignen Interessen entscheiden: sondern der Drang, seine Bestimmung zu erfüllen, wird die Triebkraft und das Vorwärts der Menschheit die Richtschnur. Wir müssen unser für das Gedeihen des Ganzen unentbehrliches Lebenswerk restlos vollbringen, welches es auch sei. Diese Treue ist der Inbegriff aller Tugend. Dem muß jede Stunde gewidmet sein. Denn jeden Augenblick stellt uns das Ganze, zu dem wir gehören, durch die mannigfaltigsten Lebensansprüche Aufgaben und Probleme, von deren Lösung nicht nur das Gedeihen der direkt daran beteiligten Mitmenschen, sondern das Heil und die Zukunft der Menschheit überhaupt abhängt. So nach der Vollen-

dung der Menschheit mitzuringen und Schritt um Schritt werdend und lebend dafür Boden zu gewinnen, das wird die Spannung und Leidenschaft unsres Lebens, wenn wir Glieder sind.

Die Tragweite dieses neuen Kurses ist unermeßlich. Ein großer objektiver Zug kommt dadurch in unser Leben, der Zug der Menschwerdung. Kein Wunder, daß es dann aus allen Stockungen und Wirrnissen in einen graden, reinen, stetigen Fluß kommt. Es wird einheitlich geschlossen und voll Ordnung, indem es sich im großen Organismus lebendig verfaßt. Niemand hat davon mehr Gewinn als unser Selbst. Denn dadurch wird es von der egoistischen Verranntheit erlöst. Es kommt Sinn in unser Leben, denn es gewinnt Vernunft, Zweck, Inhalt und Wert. Wenn sich persönliches und gemeinschaftliches Leben in uns vermählt und seine schöpferische Wirkung entfaltet, so ist jede Lebensbewegung eine Tat, die unser Dasein vor Zeit und Ewigkeit rechtfertigt.

Das Erlebnis der andern.

Dann verschwindet die Spannung zwischen uns und unsern Nebenmenschen ganz von selbst. Denn der Krampf der Selbstsucht löst sich. Selbst in unserm Unterbewußtsein kann sich die Ichgier nicht mehr halten und unser Empfindungsleben gegen unsern Willen vergiften. Wir erwachen aus dem egoistischen Bann wie aus einer Narkose zu nüchterner Klarheit. Der Nebel des Subjektivismus verzieht sich. Wie anders ist die Welt und das Leben! Wie anders erscheinen uns die Menschen! Als ob wir sie zum erstenmale sähen! Wie Schuppen fällt uns die Befangenheit von den Augen, mit der die Drehkrankheit um uns selbst uns den Blick benahm. Wie anders fühlen wir uns von ihnen berührt, wenn die Harthäutigkeit und Nervenlähmung der Selbstsucht verschwunden ist!

Da beginnen wir, uns für unsre Nebenmenschen zu interessieren. Aber das ist ein anderes Interesse als früher, da der flackernde Blick der egoistischen Habsucht sie daraufhin ansah, was wir von ihnen haben könnten, und wäre es auch nur ein Gegenstand für

unsern Witz, mit dem wir uns in unsrer Armut an Lebensfreude lustig kitzelten. Es ist eine ganz seltsame Neugier, wie wenn wir auf Entdeckungen und unerhörte Erlebnisse ausgehen. Wir sehen sie nicht mehr an mit dem kalten, befremdeten, abweisenden oder anspruchsvollen Blick, sondern mit suchenden Augen, wie Wesen gleicher Herkunft und Bestimmung, die uns verwandt sind und zu uns gehören, so fremd sie uns bisher waren. Alle kritische Lust ist weg. Wir nähern uns ihnen fragend, forschend, spürend. Wir nehmen und wollen sie so, wie sie sind. Denn wir möchten sie ja kennen lernen, wie sie sind.

Unser Herz schließt sich ihnen auf. Denn der Bann der Dumpfheit und Stumpfheit ist von uns genommen. Wir gehen aus uns heraus und auf sie ein. Denn jetzt können wir es. Die Fühler unsrer Seele strecken sich nach ihnen aus, um ihr eigentliches Wesen zu empfinden, was in ihnen vielleicht ebenso verschlossen und gebannt liegt, wie es bei uns war. Wir kümmern uns nicht mehr um den Schein und um die Oberfläche. Denn wir sind ja ein für allemal vom Scheinwesen geheilt worden, als wir Glieder wurden, und die Oberfläche gilt uns nichts, ob sie Schminke oder Schwielen trägt. Der Kern ist alles, der darunter verborgen liegt.

Nicht als ob wir die andern für uns haben wollten. Wer Freundschaft sucht, wird nicht die andern finden, sondern immer wieder nur sich selbst in Fremden. Wer aber Menschen sucht, wird eine Fühlung mit ihnen jenseits von Sympathie und Antipathie gewinnen, der gegenüber jede Freundschaft egoistischer Manier ein kümmerliches Behagen ist. Nein, wir wollen das Wunderbare in ihnen entdecken und es durch unsre lebendige Berührung aufbrechen lassen. Denn uns gelüstet es nach der mannigfaltigen Lebensfülle, die in den Menschen verschlossen liegt wie die Wunder des Frühlings unter der Froststarre des Winters.

Wenn wir so den Menschen begegnen, dann wird jede Begegnung zum Erlebnis. Und jedes Erlebnis eröffnet uns mehr und mehr ein ungeahntes Neuland menschlichen Seins. Eine Welt unerhörter Schönheit und gewaltigen Lebens tut sich vor uns auf.

Das läßt ja alles hinter sich, was es Herrliches in Kunst und Natur gibt! Das sind göttliche Offenbarungen von einer tief ergreifenden, belebenden, hinreißenden Macht. Wer das erfährt, der hat eine Leidenschaft für die Menschen auf Lebenszeit.

Welche wundersamen Eindrücke empfangen wir von Menschen, wenn unsre Seele sie sucht! Die Zwischenwände der subjektiven Beschränktheit sind ja weg. Wie erleben sie jetzt wie sie wirklich sind. Wir wandeln nicht mehr unter Schemen und Masken, sondern schauen überall um uns lebendige Wirklichkeiten, wie wir selbst eine sind. Die äußere Erscheinung eines jeden wird zu einem lebendigen, klaren Ausdruck dessen, was er ist und in sich birgt. Ganz unmittelbar glüht es uns entgegen, und ganz ursprünglich empfinden wir es. Wir geben uns keine Rechenschaft weiter darüber, sondern nehmen ihn tief in unser Inneres auf, lassen ihn unvermittelt auf uns wirken und sich in unserm Bewußtsein widerspiegeln.

Durch diese lebendige Fühlung werden die andern uns ganz vertraut, ohne daß wir uns mit ihnen eingehend zu beschäftigen, oder sie sich auszusprechen brauchten. Das ist nicht mehr nötig. Wir brauchen nur tief zu empfinden. In allen Linien und Bewegungen äußert sich ja ihr verborgenes Wesen. Es ist ja alles beseelt an ihnen. Ihr Mienenspiel, ihre Haltung, ihre Art sich zu geben offenbart die feinsten Regungen ihrer Seele, ihre Eigenart, ihren oft so verkommenen Adel und ihre oft so traurig zerstörte Schönheit. In ihrem Antlitz lesen wir ihr Schicksal wie mit Runen eingegraben, und aus den Augen leuchtet uns ihr geheimnisvolles Lebensfeuer, das hinter allem glüht.

Ich kenne nichts Herrlicheres, als wenn die Menschen, die uns begegnen, vor uns in der ganzen Glut und Lebensfülle aufleuchten wie Sternschnuppen, wenn sie in die Atmosphäre der Erde treten. Natürlich sehen wir sie nicht gleich so klar, deutlich und lebendig. Man muß erst sein Auge daran gewöhnen und sehen lernen, genau wie in der Natur und in der Kunst. Aber hat man einmal Blick dafür gewonnen, dann ist es ein wachsendes Erleben. Man erkennt auch nicht jeden gleich hinter seinen Lebensschalen, Kultur-

häuten und Verschleierungen, sondern erst nur bald hier bald da. Es ist wie wenn bei manchen Begegnungen Offenbarungen über uns kämen. Oder es zuckt plötzlich in uns auf, wenn jemand achtlos an uns auf der Straße vorüberstreicht, und einen Moment ist es, als ob alle Schleier weggezogen wären. Man möchte auf ihn zueilen und ihn als alten Bekannten begrüßen. Aber sein Auge streift uns wie leblos. Dann erschauten wir ihn, aber er uns nicht, und wir müssen an uns halten, und kein Druck der Hand darf die innere Bewegung kundgeben. Jemehr uns aber so der Sinn für die Menschen aufgeht, um so tiefer, unmittelbarer und allgemeiner werden wir sie erleben, schauen, inne werden.

Mehr und mehr wird es uns, wenn wir zu den Menschen gehen, wie Siegfried zumute, als er auf einmal die Vogelstimmen verstand. Wir fühlen sie ganz unmittelbar durch. Ihre Erscheinung vermittelt uns einen Eindruck ihrer Seele, ihrer inneren Verfassung, ihrer Leiden und Nöte. Allmählich kennen wir sie besser als sie sich selbst. Denn bei ihnen ist die ursprüngliche Selbstempfindung oft genug durch das Bewußtsein von allen möglichen Einzelheiten ihrer innern Verhältnisse und Stimmungen, ihres Lebens und Treibens getrübt und durch verwirrende Selbsterkenntnisse und verkehrte Beurteilung nach fremden Maßen gestört. Aber wir erleben sie, wie sie sind, und schmecken den innern Kern auch durch die sonderbarsten Schalen hindurch.

Ganz unbeschreiblich aber ist es, wenn dieses Erleben und Erkennen gegenseitig anhebt, wenn der elektrische Funke herüber und hinüberspringt, einen Lebensstrom auslöst und zwei in eins magnetisch verbindet. Das ist ein ganz erstaunlicher Vorgang: wenn Auge in Auge bis in die letzten Tiefen der Seele taucht, wenn man aneinander das durchspürt, was dem andern noch selbst unbewußt ist, wenn man sich gegenseitig ergreift, ein Wunder das andere, wenn beiderseits das persönliche Wesen förmlich entgegenströmt und ineinander flutet, so daß nicht nur eins das andre überüberwältigend empfindet, sondern auch die lebendige Gemeinschaft genießt, die daraus entspringt.

Wenn doch die Menschen eine Ahnung hätten, was sie voneinander haben könnten! Diese unsagbare Herrlichkeit, einander zu finden, zu erleben, zu genießen, sich überströmen zu lassen mit der Glut und Sonne, die unsre Seelen in sich bergen, die aber erst aufflammt und aufleuchtet, wenn sie sich innerlichst berühren. Wir frieren uns ja krank und elend danach, so daß keiner mehr selbst daran glaubt, Sonnenkraft in sich zu haben. Und sie ist uns ja auch vergangen, weil sie nur durch den Wechselstrom gemeinschaftlichen Lebens zum Glühen kommt. Wenn die Menschen ahnten, daß mit einem Schlag das Paradies wieder da ist, wenn sie sich nur gegenseitig ergreifen! Sie wissen ja so lange gar nicht einmal, was Leben ist. Und sie könnten es doch so leicht haben! Nur ein bischen Entgegenkommen und aufeinander Eingehen, nur ganz harmlos, einfach, unmittelbar sich geben und die andern nehmen, der andern Art gerecht werden und sich zunächst bloß einmal in dem Maße für sie interessieren wie in der Kunst für fremde Meister oder in der Natur für ungewohnte Landschaften: dann würden ja die Quellen aufspringen und ineinanderfluten. Sind wir doch im Grunde alle so heißhungrig darnach. Dann müßten die Menschen ja überwältigt werden von den Wonnen tiefer Gemeinschaft und dem Kreislauf des persönlichen Lebens. Aber so gehen sie ahnungslos der Herrlichkeit blind, kalt, steif und verschlossen aneinander vorüber, und wenn sie sich treffen, reiben sie sich wund.

Schließen wir aber unser Herz gegen die Menschen auf und lassen sie die magnetische Kraft unsrer suchenden Seele spüren, so wird es leicht falsch aufgefaßt. Von der allgemein herrschenden egoistischen Befangenheit durchdrungen meint man, wir wollten etwas von ihnen haben, Verkehr, Freundschaft, „Liebe". Aber das ist ein Mißverständnis. Wir denken weder daran, von ihnen etwas zu erwarten, noch ihnen etwas zu sein. Wir wollen sie nur erleben, sie in uns aufnehmen, uns ihrer freuen, ihre Gegenwart ausschöpfen. Die Begegnung soll ein Ereignis gemeinschaftlichen Lebens werden. Und wäre es nur ein Augenblick. Dann wollen wir in seine Tiefen tauchen.

Ob es für uns eine weitergehende Bedeutung gewinnt, als eine Anregung des innersten Lebens zu sein, die uns stärker schwingen läßt, mehr als ein lebendiger Eindruck, der untergeht, um sich mit allen möglichen andern Eindrücken uns unbewußt zu vermählen und unerkannt in künftigen Lebensäußerungen zutage zu treten: das wissen wir nicht, und das steht auch nicht in unsrer Hand. Ein solches Begegnen wird oft nur wie ein tiefes Aufatmen in der Luft gemeinschaftlichen Lebens sein, wie ein erquickendes Verweilen in der Sonne, wie der flüchtige Genuß einer wunderbaren Naturbeleuchtung und kann sich darin ganz erfüllen. Erst aus dem Zusammentreffen der beiderseitigen persönlichen Umstände wird es sich von selbst ergeben, ob wir uns darüber hinaus eine Handreichung, eine vorübergehende Ergänzung, eine Hilfe am Werden sein sollen. Die geheimnisvolle Führung, die sich in unserm Leben geltend macht, wird entscheiden, ob sich unsre Lebensbahnen nur kreuzen oder in irgend einer Neigung eine Weile nebeneinander herlaufen werden. Die Verhältnisse und Beziehungen, die sich auf diese Weise ergeben können, sind Erscheinungen und Gestaltungen des gemeinschaftlichen Lebens. Sie entstehen daraus, wie wir objektiv aufeinander angewiesen sind, und bilden sich ganz sachlich, jenseits egoistischer Habsucht und subjektiver Laune.

Alles selbstsüchtige Verlangen stört das Erlebnis der andern. Denn es trübt die Reinheit unsers Empfindens und lähmt unsre Empfänglichkeit für den Eindruck der andern. Sofort sind wir egoistisch befangen und sehen in ihnen nur die Reflexe unsrer Wünsche. Sofort hören sie auf, Subjekte zu sein, und werden Objekte. Die Sonne ist weg, das Paradies ist verloren: wir sind in einer andern Welt.

Nicht eigennütziges Verlangen ruft das Erlebnis der andern hervor, sondern wunschlose Freude, die unmittelbare Lebensfreude, in der sich unser stärker pulsierendes Lebensgefühl, das durch solche Begegnungen außerordentlich angeregt wird, und die Begeisterung über die Menschen selbst, diese herrlichen Wunder ohnegleichen, vereinigt. Die Wirkung, die Menschen untereinander auf sich

ausüben, wenn sie lebendige Fühlung miteinander gewinnen, ist ja außerordentlich stark. Es ist, als ob man in einen Jungbrunnen des Lebens eintauchte, als ob man aus der verbrauchten Luft seiner Einsamkeit in eine Strömung von Sauerstoff käme, als ob man aus der Wüste in eine Oase träte. Man kann das nicht beschreiben, man muß es erleben. Aber der Lebenskraft dieser Wirkung entspricht die Lebensfreude, die uns mit einer Lichtflut erfüllt.

Freilich haben wir selten eine reine Freude an den Menschen. Denn sie wird getrübt durch den Eindruck ihrer Leiden, ihrer Verkümmerung, ihrer Entartung. Niemand empfindet den Zwiespalt und Gegensatz in den Menschen zwischen ihrer Wahrheit und ihrer Wirklichkeit so stark und so peinlich, als wer sie aus gemeinschaftlichem Empfinden heraus erlebt. Denn der allein erhält ja einen überwältigenden Eindruck davon, was sie eigentlich sind, und was daraus geworden ist. Dann wird unsre Freude an ihnen von Mitleid überströmt.

Aber beides gewinnt ihnen unser Herz. Es kommt eine tiefe Rührung über uns, wenn wir sehen, wie sie sind, und durchfühlen, wie es mit ihnen steht. Es ist eine seltsame, immer anders gefärbte Mischung von Entzücken, Bedauern, Wohlwollen und Erbarmen, ein Schauer von Begeisterung, Ingrimm und Wünschen für sie, was über uns kommt, wenn wir ihre Wahrheit verspüren, so schön, so groß, so reich und so anziehend, und dann alles sehen, worin sie verloren sind, das unfruchtbare Ringen, ihr Eigentliches zur Geltung zu bringen, das trostlose Erliegen und Leiden unter dem Leben, trotzig und verzagt in allen Arten von Elend, wenn nicht sinnlos und hoffnungslos dahintreibend, dumpf und stumpf, aller höheren Regungen bar.

Aber was wir auch angesichts der Menschen fühlen, es quillt immer daraus heißes Mitgefühl und herzliche Zuneigung. Bei den beschränkten Menschen ist Zuneigung Aneignung, Habsucht, bei den gemeinschaftlich empfindenden ist Zuneigung Zueignung, Hingabe. Egoisten haben Sympathie mit jemand, wenn sie sich

selbst von ihm angenehm berührt fühlen. Wer aber das Erlebnis der andern erfährt, der hat mit jedem Sympathie, mit dem er fühlt, und der fühlt mit jedem, den er wirklich erlebt. Ich weiß, daß man darüber den Kopf schüttelt. Aber es ist eine Tatsache der Erfahrung, daß jede Antipathie verschwindet, die wir einem Menschen gegenüber zunächst haben mögen, so bald wir mit ihm eine Fühlung von Seele zu Seele gewinnen. Und die tritt sofort ein, sobald er uns ein Erlebnis wird.

Mitgefühl und Zuneigung sind die beiden Elemente der Liebe, die aus den Quellen der Freude und des Mitleids entspringt. Sie ist eine leidenschaftliche Eingenommenheit von den Menschen gegenüber der egoistischen Benommenheit von sich selbst. Sie ist ein ganz ursprüngliches Interesse an ihrem Wohl, eine erquickende Lust an ihrer Existenz, ein ungestümer Zug zu ihnen hin. Man muß an sich halten, um sie nicht ans Herz zu nehmen. Wie muß man doch heute noch zurückhaltend sein! Die Menschen können diese Glut noch nicht ertragen. Sie würde sie erschrecken und mißtrauisch machen. Aber in uns flammt sie um so leidenschaftlicher und strahlt Wärme, Licht und Kraft nach allen Seiten aus, so sehr wir sie auch verschließen müssen. Das ist kein mühsam herausgepreßtes Gefühl, keine künstlich erregte Stimmung wie die Gegenliebe der Egoisten, die nur eine abgerungene Wiedervergeltung oder eine Anzahlung für angenehme Berührung ist, sondern ein unwiderstehlicher Drang, überquellendes Leben, der Wechselstrom gemeinschaftlichen Empfindens zwischen Seelen, die in lebendigen Kontakt gekommen sind.

Ihre schöpferische Kraft schöpft aber diese Liebe aus dem Glauben an die andern, der untrennbar ist von dem Erlebnis unsrer Mitmenschen. Denn er ist nichts anderes als die ursprüngliche Empfindung ihres eigentlichen Wesens. Durch ihre Entstellungen hindurch spüren wir unmittelbar den ewigen Kern, den sie in sich bergen, und die Fühlung von Seele zu Seele läßt uns ihn ergreifen. Haben wir aber jemand in seinem wahrhaftigen Selbst erkannt und erfaßt, dann halten wir unter allen Umständen daran

fest und orientieren uns in allen Fällen von hier aus über ihn. Das ist Glauben an die Menschen. Nun wird man auch begreifen: ist der überhaupt da, dann ist er auch nicht umzubringen. Ist er in dem verankert, was in ihnen nicht von dieser Welt ist, dann kann er durch nichts mehr angefochten werden, was von dieser Welt ist. Darum können wir niemand aufgeben und loslassen, den wir einmal erlebten.

Wir halten also in erster Linie nicht aus Liebe fest, sondern aus Glauben, nicht aus Erbarmen, sondern aus Vertrauen. Wer feines Empfinden hat, wird den Unterschied ermessen. Die Liebe, die nur von sich aus glaubt, liebt, hofft, ohne in dem andern Anhalt zu finden, hat für die grundlos Geliebten etwas Demütigendes. Sie bringt den Abstand zur Empfindung, so sehr sie an sich zu ziehen versucht. Infolgedessen fühlt man sich bedrückt, herabgewürdigt, gerichtet. Diese Liebe flößt einem das durchbohrende Gefühl seines Nichts ein, weil sie nichts von einem hält. Und das kann kein Mensch vertragen: weil es nicht wahr ist. Wenn wir uns selbst richten, erheben wir uns selbst über uns und bezeugen damit, daß immer noch etwas in uns ist, das dieses Selbstgerichtes fähig ist. Wenn uns aber andere richten, dann stoßen sie uns erst ins Nichts hinunter. Und dagegen bäumt sich der letzte Funke Selbstgefühl auf. Wir empfinden eine Liebe, die uns zum Bettler macht, als Beschimpfung unsrer unverlierbaren Menschenwürde, als Entwertung.

Wenn aber der Glaube die Liebe in den andern Grund fassen läßt, dann würdigt sie die Menschen herauf zur Höhe ihres eigentlichen Wesens und ihrer hohen Bestimmung. Solche Liebe läßt die Menschen sich finden, richtet sie auf und hebt sie empor. Sie macht sie nicht innerlich abhängig, sondern frei und selbständig in dem, woran sie appelliert. Sie bezeugt die Ebenbürtigkeit der Geliebten und setzt sie in die königlichen Rechte ihrer Geburt ein.

Sie allein kann deshalb auch den Menschen wirklich helfen, weil sie ihnen zu sich selbst verhilft. Die grundlose Liebe kann höchstens entschädigen. Die Liebe aber, die auf dem Glauben ruht,

kann erlösen. Auch die Liebe Gottes zur Menschheit wird ja erst durch seinen unerschütterlichen Glauben an alles, was Mensch ist, fruchtbar und schöpferisch. Wenn in seinen Augen nichts mit den Menschen zu machen wäre, dann könnte uns seine Liebe höchstens in einer besseren Welt entschädigen. Aber er glaubt an alle Menschen, und darum quellen aus seiner Liebe unausgesetzt treibende Kräfte der Menschwerdung, welche die Herrlichkeit unsers ursprünglichen Wesens und seiner Bestimmung offenbaren und entfalten sollen.

Darum ist es erst der Glaube an die Menschen, der die Liebe befruchtet. Denn er läßt den grundlosen Optimismus des Überschwangs der Seele auf einem festen, unerschütterlichen Punkt im andern Fuß fassen, wo die Liebe Rückhalt gegen alle Unzuverlässigkeit seines Charakters und Widerstandsfähigkeit auch gegen die schlimmsten Enttäuschungen findet, und von dem aus sie imstande ist, auch seine größte Abhängigkeit und Verkehrtheit aus den Angeln zu heben. Dieser Punkt ist das bessere Selbst im Menschen. Der Glaube erfaßt es, und die Liebe stellt sich ihm zur Seite.

Empfunden aber wird der Glaube von den andern als Vertrauen. Wie eine Flut Sonnenlicht auf das ruhende Samenkorn, so strömt die vertrauende Liebe unausgesetzt belebend auf den verborgenen Edelkern im Menschen, und wer sie erfährt, spürt als Gegenbewegung ein geheimes Regen und Rühren in der unbekannten Größe, die er in sich birgt und in wachen Stunden dunkel empfindet. Dann springen die härtesten Schalen auf, und die Keime brechen hervor. So ist das Vertrauen die schöpferische Kraft, die Menschen erlöst und neu werden läßt; einfach weil es sich nicht irre machen läßt, sondern durch seine belebende Anregung unausgesetzt das eigenste Wesen des Menschen in Bewegungen des Lebens versetzt. Die unerschütterlich vertrauende Liebe ist darum allein helfende Liebe, weil sie mit ihrem Glauben den Menschen hält und ihm Kraft gibt, wenn er sich an ihr aufgerichtet hat.

Hier liegen also die Geheimnisse des Ursprungs und die Quellen der Kraft des wahrhaftigen gemeinschaftlichen Lebens. Es sind

unfaßbar tiefe und unversiegbare Brunnen, in die man da blickt. Man ahnt, daß darin die Keimkräfte einer neuen Menschheit beschlossen liegen. Aber es gehört kein Zauberstab dazu, um sie zu erschließen. Denn sie entspringen ganz von selbst aus dem Erlebnis der andern.

Ehrfurcht und Güte.

Das gemeinschaftliche Leben mit den andern ist nur die Entfaltung und Auswirkung des Erlebens der andern. In ihm liegt es keimhaft beschlossen. Es ist nach Gehalt und Vorgang das Leben, das daraus entsteht. Darum zeugen Wuchs und Früchte von dem Ursprung, dem es entstammt. Sie sind seine Art. Sehen wir zunächst, worin es besteht, und dann, wie es sich vollzieht.

Die Grundelemente des gemeinschaftlichen Lebens mit den andern sind Ehrfurcht und Güte. Eine neue Haltung und eine neue Bewegung tritt naturnotwendig unsern Mitmenschen gegenüber zutage, wenn wir sie erleben.

Wenn wir von dem lebendigen Eindruck der andern erfaßt und durchdrungen werden, der durch unsre subjektive Verschlossenheit hindurchschlägt und sie uns unmittelbar empfinden läßt, dann überkommt uns ein tiefes Erstaunen vor diesen neuen Wirklichkeiten, die in unser Leben treten. Vielleicht grade weil sie uns als Erscheinungen unsrer Vorstellungswelt so geläufig waren, ist es etwas außerordentlich Ergreifendes und Wunderbares, wenn die bisherigen Schemen und Masken lebendig werden, und unser innerster Lebensnerv unter ihrer Berührung erzittert, wenn sie über uns kommen wie ein ungeahntes Naturereignis und uns im Innersten erschüttern.

Dann ergreift uns eine tiefe Ehrfurcht vor ihnen. Ein Mensch! Man muß sich selbst erlebt haben als Mensch, um ganz zu empfinden, was das heißt, wenn wir vor einem andern stehen. Mit unsrer landläufigen Verehrung hat diese Ehrfurcht nichts zu tun. Es ist vielmehr der tiefe Respekt vor der neuen Wirklichkeit, die uns ent-

gegentritt, das lebendige Empfinden des erstaunlichen Eindrucks, den die andern auf uns machen, der Instinkt für Wert und Bedeutung der Wesen, die wir erlebten.

Ein Mensch wie wir und doch ganz anders! Unsers Geschlechts und doch ganz in sich selbst und für sich bestehend. Ein Stern eigenen Lichts. Gerade das Andersartige und Eigentümliche bei allem Gemeinschaftlichen empfinden wir so stark. Es ist eine seltsame Mischung der Gefühle in unserm Erstaunen: fremd und vertraut muten uns die andern an. Scheue Zurückhaltung liegt im Streite mit einer wundersamen Anziehungskraft, die wir verspüren. Aber sie bleiben nicht im Streite, sondern vermählen sich und geben uns ganz unmittelbar die rechte Haltung gegenüber unsern Nebenmenschen: herzliche Ehrfurcht.

Sie tritt sofort ins Leben und gibt uns die rechte Stellung zu ihnen. Wir erkennen sie an in ihrer Existenz und Eigenart, in ihrer Selbständigkeit und besonderen Bestimmung. Denn wir erkennen in ihnen Glieder, wie wir es sind, aber anderer Herkunft und Geschichte, eigener Art und Bildung, besonderer Anlagen und Aufgaben. Das gemeinschaftliche Empfinden trübt nicht den Blick dafür, sondern schärft ihn. Da wir sie als Mitglieder an dem einen großen Ganzen wissen, sind sie von vornherein unsrer Achtung und Wertschätzung sicher, auch wenn uns das Verständnis für ihre Art und ihre besondere Bedeutung vorläufig noch verborgen bleibt. Wissen wir doch, daß der Wert eines Menschen ganz unabhängig ist von der Sichtbarkeit seiner Bedeutung, von dem Schein, den er um sich verbreitet. Die wichtigsten Faktoren sind oft ganz unscheinbar und bleiben unerkannt.

Dieser ursprüngliche Respekt vor jedermann ist die Grundlage des fruchtbaren Lebens eines Organismus, ob es sich nun um Ehe, Familie, erzieherische und soziale Gebilde oder um ein ganzes Volk, um die Menschheit handelt. Darum ist er ein Grundinstinkt gemeinschaftlichen Lebens und die Voraussetzung jeder wahrhaftigen Kultur. Denn er fördert die verborgene Naturordnung in der Zusammensetzung und wirksamen Ergänzung der menschlichen Gesell-

schaft zutage, wie sie sich aus den allgemeinen Verhältnissen, sozialen Beziehungen und persönlichen Anlagen ergibt, und bringt sie im Leben zur Auswirkung. Er sorgt dafür, daß „alle Wirklichkeit und Samen" menschlichen Wesens zur Geltung kommt und fruchtbar wird. Er ist der Schöpfer und Bewahrer zweckmäßiger Ökonomie. Schafft er aber die rechte innere Verfassung des Lebens der Gemeinschaft, so löst er damit auch die Kräfte aus, die aus dem organischen Gefüge lebendiger Elemente entspringen. Man möchte Hymnen singen auf den Respekt, dieses ordnende Element in dem schöpferischen Prozeß der Menschwerdung. Nur würden es Klagelaute und Sehnsuchtsweisen werden, weil neuerdings das barbarische Wesen der Respektlosigkeit wie eine Seuche die Menschen durchdrungen hat.

Die herzliche Ehrfurcht ist also die unerläßliche Vorbedingung des gemeinschaftlichen Lebens der Menschen miteinander. Das erkennt jeder im einzelnen und kleinen, weil jeder erlebt, wie wir unter ihrem Mangel leiden. Heute respektiert niemand unwillkürlich den andern. Jeder muß sich erst Respekt verschaffen. So lange man sich nicht geltend macht, gilt man nichts. Solange man sich nicht energisch fühlbar macht, wird man übersehen, mißachtet und als etwas Belangloses behandelt. Wüßten wir etwas von dem instinktiven Respekt voreinander, so wäre uns jeder Mensch, der uns begegnet, merkwürdig und achtunggebietend. Dann brauchte niemand erst für seine Existenzberechtigung zu kämpfen, noch den andern die ihre besonders zu bestätigen. Was gäbe das für eine Entlastung des Verkehrs von den peinlichen Bemühungen, andere von dem Werte und der Annehmlichkeit seiner Existenz zu überzeugen oder sie ihrer Bedeutung und ihrer Reize für uns zu versichern! Das ganze unanständige sich Verbeugen und Empfehlen, Artigkeiten Sagen, sich wichtig Tun und zur Schau Stellen, und wäre es nur das Vortragen seiner vielen Arbeiten und Pflichten oder das Hervorheben der Leistungen der andern: dieser ganz überflüssige Aufwand, der gar keinen Lebenswert hat, fiele weg, von seiner Entartung in Schmeichelei und Prahlerei gar nicht zu reden.

So wie es jetzt ist, fühlt sich jeder zunächst von den andern in Frage gestellt und bestritten, wenn er nicht ganz übersehen wird. Sind keine egoistischen Anlässe zu einem besonderen Interesse vorhanden, so sagt der befremdete Blick, der einen trifft: was willst du dort? Mehr noch als unser Dasein wird aber unsre Art und unser Charakter, unsre Gaben und unser Beruf sofort mißachtet und angefochten. Weil man keinen lebendigen Respekt vor den andern hat, darum wird unbesehen alles kritisiert, angezweifelt, heruntergemacht, verspottet und verrissen. Der unwiderstehliche Hang zum Kritisieren und die Klatschsucht wäre unmöglich, wenn in uns herzliche Ehrfurcht voreinander lebte. Was dadurch der Verkehr der Menschen untereinander gewinnen würde, ist kaum auszudenken.

Ist einem die herzliche Ehrfurcht vor den andern zur andern Natur geworden, dann begegnet man jedem Menschen mit Achtung, so kurios er einem vorkommen mag. Was man nicht versteht, das läßt man gelten, bis einem das Verständnis dafür aufgeht. Über etwas, was einem fremd ist, zu lachen, ist ungebildet. Man wird mit seiner Meinung zurückhalten und sich, statt über den andern zu urteilen, fragend und forschend zu ihm stellen. Absprechen gilt dann für pöbelhaft, jedem gerecht werden für vornehm. Man wird sich auf Grund des allgemeinen lebendigen Eindrucks der Einzelheiten im besonderen vergewissern. Das heißt ihn kennen lernen. Vor allen Dingen aber wird es uns gar nicht einfallen, die andern nach uns zu beurteilen. Denn jeder muß nach seinem eignen Maß gemessen werden. Was dem einen recht ist, kann dem andern ganz unangemessen sein. Wenn nur jeder seiner Art gerecht ist und sich selbst treu bleibt. So hört das Richten auf. Die Ehrfurcht vor den andern schließt es von vornherein aus.

Damit verschwinden die Mißverständnisse und die Enttäuschungen; mit ihnen aber sowohl das Unrecht, das wir, von ihnen befangen, den andern tun, wie die Qual, die wir uns dadurch bereiten. Dafür werden wir durch unsern Verkehr an Menschen Rätsel lösen, Entdeckungen machen, Überraschungen erleben, Erfahrungen sam-

meln und unsre Kenntnisse des menschlichen Wesens überhaupt erweitern. Die Ehrfurcht führt von der Oberfläche der Menschen in ihre Tiefe, von dem Einzelnen und Nebensächlichen auf das Ganze und Wesentliche, von den Worten zu dem Sinn, von den Ausdrücken zu der Empfindung, von den Vorstellungen zu dem Lebensertrag, von den Fehlern und Gebrechen auf das Gute in den Menschen und von allen peinlichen Äußerlichkeiten auf ihren wahren Kern.

Wir sehen, wie dadurch in steigendem Maße der Boden für das gemeinschaftliche Leben miteinander bereitet wird. Durch den Respekt vor den andern werden wir befähigt, ihnen in der rechten Weise entgegenzukommen und uns zurückzuhalten, auf sie einzugehn und sie aus sich herausgehn zu lassen, ihrer inne zu werden und ihnen näher zu treten. Die fremde Welt schließt sich uns auf, und die fremde Art wird uns vertraut. Wir fangen an, mit ihnen zu leben, und gewinnen Geschmack an ihrer Art. So werden wir befähigt, sie zu genießen. So werden wir aber auch für sie zugänglich. Denn wir lassen sie ruhig an uns herankommen. Auf diese Weise allein gelingt es, von ihnen zu nehmen und ihnen zu geben, was uns und ihnen nötig und zuträglich ist. So vermögen wir uns persönlich zu ergänzen. So entsteht ein fruchtbares Ineinanderfügen des Lebens und Ineinanderfalten der Seelen. So wächst aus der unmittelbaren Fühlung ein gemeinschaftliches Leben miteinander unter der Hut gegenseitiger Ehrfurcht.

Das sind die zartesten Vorgänge, die es gibt. Sie müssen sich von selbst vollziehen und entfalten. Man kann sie nicht willkürlich hervorrufen. Sonst wird der Keim gestört, und es entstehen hölzerne Gemächte voll peinlicher Unzulänglichkeiten und Unzuträglichkeiten. Hier liegen die Ursachen des Mühseligen und Gezwungenen im persönlichen Verkehr, des Unerquicklichen und Unbefriedigenden, der Anstöße und Verletzungen beim besten Willen. Aber die Ehrfurcht läßt werden, was werden kann und werden soll. Sie hat die Witterung für das Mögliche und weist dem Willen den Weg. Aus ihr quillt von selbst die Vorsicht und Behutsamkeit, der feine

Takt und das zweckdienliche Verhalten, das an der Zeit und am Platze ist.

Nicht mit jedem kommen wir ja in solche direkte lebendige Beziehung. Das ist unmöglich. Das werden wir aber auch gar nicht wollen. Denn die Ehrfurcht verbietet es uns. Der Respekt vor der verschiedenen Entfernung zwischen uns verhindert uns, zudringlich und aufdringlich zu werden. Die Anerkennung der besonderen Verhältnisse und Lebensbeziehungen, die zwischen uns bestehn und entstehn oder ausbleiben und keine Anknüpfung bieten, läßt uns je nachdem näher treten oder ferner bleiben. Das gemeinschaftliche Leben besteht ja nicht aus einem Leben aller mit allen, sondern es ist ein Miteinanderleben auf Grund und nach Maßgabe der organischen Lebensbeziehungen, in die wir miteinander treten. Gewiß sollen wir für das Ganze leben. Aber dazu gehört nicht, daß wir direkt für alle leben. Sondern wenn wir direkt für die leben, die in besonderer Weise auf uns angewiesen sind, leben wir indirekt für alle, weil wir durch sie in immer weiteren Kreisen für andere leben.

Man könnte die Bedeutung der Ehrfurcht vor den andern mit einem Worte aussprechen: sie macht rücksichtsvoll. Wenn das nur nicht so mißverständlich wäre! Denn in der Sphäre des gemeinschaftlichen Lebens ist die Rücksicht eine andere als in der Sphäre des egoistischen Lebens. Und die Frucht der Ehrfurcht ist etwas ganz Anderes als die Frucht des Übereinkommens zur Wiedervergeltung, die dort gilt. Dort ist es ein Abwandeln dessen, was man eigentlich möchte, durch die Rücksicht darauf, ob es dem andern angenehm oder peinlich ist. Die Rücksicht ist also ein Kompromiß zwischen den sich kreuzenden Interessen von Egoisten. Hier dagegen geschieht unter allen Umständen das sachlich Gebotene und innerlich Notwendige. Aber die Ehrfurcht vor dem andern bringt dabei ihn sowohl, wie er ist, als sein sachliches Interesse, das er dabei hat, zur Geltung, weil wir beides lebendig empfinden. Das, worum es sich handelt, wird sofort eine *gemeinschaftliche* Angelegenheit, ein gemeinsames Problem, das jenseits individueller

Beschränktheit gelöst wird, gleichgültig wie es hüben und drüben subjektiv empfunden wird.

Die Rücksicht besteht hier darin, daß der andere objektiv dabei zur Geltung kommt. Was wir ihm tun, darf nicht eine individuelle Handlung von mir für ihn sein, und wäre sie noch so durchaus und vollkommen zu seinem Besten, sondern nur eine Handlung gemeinschaftlichen Lebens, in der seine Art und Lage und unsre Beziehung zueinander ebenso bestimmend ist wie meine persönliche Situation dabei. Kurz gesagt, mein Verhalten zu dem andern muß zwei Brennpunkte haben, ihn und mich. Hat es nur einen Brennpunkt, nämlich mich allein, so ist es individuell beschränkt und rücksichtslos, so viel Gutes ich dabei für ihn im Auge haben mag. Die Ehrfurcht aber ist es, die den andern als zweiten Brennpunkt in unser Verhalten einsetzt.

Wenn z. B. ein Mann seiner Frau etwas schenkt, was ihrem Bedürfnis und ihrem Geschmack nicht entspricht, so ist das eine individuelle Handlung, aber keine gemeinschaftliche Lebensäußerung, und eine grausame Rücksichtslosigkeit dazu, nicht deshalb weil es ihr unangenehm ist, sondern weil es sachlich ungehörig ist. Das ist aber nur möglich, weil der instinktive lebendige Respekt fehlt, der sich unwillkürlich geltend macht, ohne daß wir darüber reflektieren. Oder wenn ich jemand auf seine Frage eine Antwort auf Grund meiner Vorstellungen, meines inneren Anteils daran und meiner Bildungsstufe gebe, ohne auf ihn, sein Verständnis und seine besondern Interessen an der Frage, also auch auf seine ganze persönliche Lage dabei einzugehen, so ist das ein individuell beschränktes Verhalten und eine grobe Rücksichtslosigkeit außerdem. Die Ehrfurcht vor dem andern verlangt ebenso wie das Gliedwesen in uns, daß es eine gemeinschaftliche Äußerung wird, die aus der lebendigen Beziehung zwischen uns beiden geboren wird und uns beiden gerecht ist. Das ist die Rücksicht, die aus dem Respekt vor dem andern stammt.

Dann ist aber die Ehrfurcht recht eigentlich die Bürgschaft gemeinschaftlichen Lebens. Wo sie fehlt, wird das Verhalten der

Menschen notwendig egoistisch beschränkt, und Gemeinschaftlichkeit ist unmöglich. Man lebt dann, jeder in sich isoliert, blind aufeinander los. Man kann sich das am einfachsten in den Verhältnissen klar machen, die eigentlich zu gemeinschaftlichem Leben zwingen, an dem ehelichen Leben und an der Kindererziehung. Hier ist die Respektlosigkeit der Gatten voreinander und der Eltern vor den Kindern, als selbständigen Wesen anderer, eigener Art und Bestimmung die Wurzel alles Übels. Infolgedessen wird das Leben miteinander ein rücksichtsloses Aufeinanderlosleben, so rücksichtsvoll man im landläufigen Sinne sein mag. Und die Erziehung wird ein ebenso rücksichtsloses Drauflosfahren, brutales Hin- und Herzerren und ein gemeiner Knospenfrevel, so sehr man das Beste der Kinder im Auge haben mag. Ehe und Kindererziehung ist eben nur durch gemeinschaftliches Leben möglich. Waltet darin die individualistische Beschränktheit, so muß es eine fortwährende gegenseitige Quälerei des Gatten und eine Mißhandlung und Verwahrlosung der Kinder werden. Darum sollte man allen Eheleuten zurufen: habt Ehrfurcht voreinander, und alle Eltern, die Kinder bekommen, ermahnen: habt Ehrfurcht vor euern Kindern! Sonst ist ein gemeinschaftliches Leben unmöglich und erst recht ein gemeinschaftliches Wachsen.

Wer aber hier auf diesen beschränkten Gebieten die Bedeutung der Ehrfurcht begriffen hat, dem wird auch eine Ahnung dafür aufgehen, was für eine Rolle diese Haltung überall im Verkehr der Menschen untereinander und in ihren verschiedenen persönlichen Beziehungen spielt. Sie entscheidet, ob überhaupt gemeinschaftliches Leben möglich ist. Denn sie ist das eine Grundelement des gemeinschaftlichen Lebens.

Das andere ist die Güte. Das ist ein bekannter Begriff und eine geschätzte Tugend. Aber ebenso schwankend, dehnbar, verschwommen wie bekannt und geschätzt. Güte ist der Inbegriff von Wohlwollen, Freundlichkeit, Leutseligkeit, Entgegenkommen, Geduld, Nachsicht, Langmut. Aber ihr reines Licht ist egoistisch getrübt. Güte ist Liebenswürdigkeit, d. h. ein Verhalten, das der Gegenliebe wert ist. So spiegelt sie sich in der Lebensauffassung, die auf

Wiedervergeltung ruht. Die milde Schwester der Liebe ist in der Sphäre der individualistischen Beschränktheit so beschaffen, wie es das Klima des instinktiven Widereinander mit sich bringt. Sie ist die feinste Blüte einer sittlichen Treibhauskultur, die sich nur schwer im Freien akklimatisiert und kümmerlich gedeiht. Sie hat etwas Künstliches, Getriebenes an sich, und ihren Früchten fehlt der Saft. Die Güte ist hier bleichsüchtig wie die Sprossen einer überfeinerten Kultur. Das Urkräftige, Elementare, Schöpferische fehlt. Denn sie stammt nicht aus dem Erlebnis der andern, sondern aus der Reflexion auf die andern.

Das Wesen der Güte, die wie ein Naturdrang aus dem Erlebnis der andern quillt, ist das instinktive Fürdieandern, das von jeder Berührung mit ihnen hervorgerufen wird. Das ist nicht anders möglich, wenn wir uns als Glieder fühlen, unerschütterlich an sie glauben und von Liebe überströmen. Dann ist für sie zu leben der Grundwille unsers Verhaltens.

Die Ehrfurcht, die von Glaube und Liebe getragen wird, geht ganz von selbst in Güte über. Wir können sie nicht von Herzen anerkennen und würdigen, ohne sie zu wollen, zu bejahen, zur Geltung kommen zu lassen, für sie einzutreten und darauf aus zu sein, ihr Leben zu erhalten, zu fördern, zu steigern, zur Entfaltung zu bringen. Das ist die treibende Kraft, die aus dem Erleben der andern entspringt. Jeder lebendige Eindruck unsrer Mitmenschen erweckt diese Wallung inniger Wünsche und treuen Wollens. Es gibt keine Fühlung von Seele zu Seele, ohne daß wir für die andern fühlen. Diese Bewegung ist so stark und ergreifend, daß wir alles, was wir sind und haben, für sie einsetzen möchten, und es uns schwerer wird, zu wenig für sie zu tun als zu viel. Wir würden das viel öfter und gewaltiger erleben, wenn unser ursprüngliches Empfinden nicht immer wieder von egoistischen Anwandlungen und Ansteckungen gelähmt würde.

Kraft dieser Güte leben wir ganz und gar aus dem Ja mit unsern Nebenmenschen. So wie sie sind, nehmen wir sie an. So sind sie uns recht. Mögen sie uns noch so unangenehm be-

rühren. Dadurch lassen wir weder unser Urteil noch unser Verhalten bestimmen. Vor dem leidenschaftlichen Interesse verschwindet alles Unsympathische. Das sind ja alles nur Äußerlichkeiten oder Fremdartigkeiten. Entscheidend ist für uns nicht mehr, ob sie liebenswürdig, sondern ob sie liebebedürftig sind. Und das sind sie alle, die auf uns als Mitglieder angewiesen sind. Selbst äußere Gebrechen und Anstößigkeiten sieht man einfach nicht mehr, sobald man die Seele spürt.

Ebensowenig kann ihre Entartung und ihr Verfall, ihr Elend und ihre Jämmerlichkeit unser Ja in Nein verwandeln. Alle Erbärmlichkeit der Menschen weckt nur unser Erbarmen, alle Verkehrtheit das Mitleid, alle Laster die Lust, ihnen etwas zu sein, worin sie genesen und zurecht kommen können. Wenn wir sie alle unbedingt freudig bejahen, so bejahen wir sie ja nicht, wie sie geworden sind, sondern wie sie eigentlich sind. Aber dieses herzliche Erfassen ihres eigentlichen Wesens befähigt die Güte, sie so zu ergreifen, wie sie wirklich sind, und ihr reines Licht auch in die dunkelsten Falten leuchten zu lassen. Güte ist außerstande, zu verurteilen, weil sie fähig ist, zu verstehen. Und wenn sie nicht verstehn kann, da zieht sie sich auf ihre unerschütterliche Gewißheit zurück, daß es nichts ursprünglich Böses im Menschen gibt, sondern daß Wesen, Natur und Art jedes Menschen im Grunde gut, schön und wahr ist, und hält sich an die Erfahrung, die wir immer wieder machen, daß alles Schlimme im Menschen nur Entartungserscheinungen, innere Willkür, Schwächezustände, persönliche Ohnmacht, Befangenheiten oder Trübungen des Bewußtseins, Verhängnis von allerlei Abhängigkeiten, Eiterungen von Fremdstoffen, Fiebererscheinungen innerer Nöte oder Ausbrüche unerträglichen Leidens unter dem Leben sind. Das sind doch aber alles die stärksten Erreger der Güte, die man sich denken kann! Und ob sich diese Äußerungen des Übels gegen uns selbst richten, ist doch für unser Mitempfinden ganz ohne Belang.

Dieses Wohlwollen der Güte ist die reine Luft für die Gemeinschaft der Menschen. Wo sie herrscht, ist die Atmosphäre nicht

mehr durch das instinktive Widereinander verpestet. Da gähren keine Zersetzungsstoffe und vergiften Sinn und Gemüt der Menschen untereinander. Kein böser Blick sucht hämisch Schwächen und Fehler aufzustechen und andere darauf aufmerksam zu machen. Lästerung und Verleumdung ist ausgeschlossen. Lug und Trug kann sich nicht mehr einschleichen und das Reden über die andern vergiften. Denn alles, was wir äußern, quillt aus dem reinen Born der Liebe. Die Heimtücke hinter dem Rücken ist unmöglich. Keine Schadenfreude macht sich mehr lustig. Die Güte freut sich auch der geringsten Schönheit an den Menschen und übersieht alles Häßliche und Gemeine, denn sie schämt sich mit. Sie nimmt alles wohl auf und nichts übel. Sie vergißt das Schlimme, was sie erfuhr, und bleibt allem unbeständigen Wesen der Menschen gegenüber unwandelbar. Sie läßt sich nicht zurückschlagen und erbittern. Sie kehrt alles zum Besten, verteidigt und entschuldigt, und wo sie es nicht kann, schweigt sie stille, weil sie mit daran trägt. Sie ist klar und wahr, offen und ehrlich zu den Menschen und unbedingt zuverlässig und treu von Natur. Jedem, der es bedarf, bietet sie Rückhalt, Zuflucht und Erquickung, Gelegenheit aufzuatmen, zur Ruhe zu kommen und sich auf sein besseres Selbst zu besinnen. Die Güte ist nicht mißtrauisch. Auch durch den bösen Schein läßt sie sich nicht dazu verführen, sondern sie glaubt unerschütterlich, wenn es sein muß auch gegen das Bewußtsein und Bekenntnis der andern. Darum kann sie aber auch alles heilen, selbst die Wunden, die man sich selbst schlägt.

Die Güte ist die Überlegenheit über alle Eindrücke und Erfahrungen, die auf der Liebe und auf dem Glauben an die Menschen ruht. Durch nichts kann sie aus der Fassung gebracht, durch nichts aus dem Zug, für die andern zu leben, herausgeschlagen werden. Wie die Magnetnadel unbeirrt ihre Richtung behält, mag man den Kompaß herumwerfen, wie man will, so bleibt die Güte unveränderlich für die andern gesinnt, was auch kommen mag. So ist die Güte recht eigentlich das schwingende Leben in den gemeinschaftlichen Beziehungen der Menschen. Die Ehrfurcht ist die Hal-

tung und die Güte die Gesinnung, die aus dem Erlebnis der andern stammt und ihm gemäß ist.

Das Leben aus unmittelbarer Fühlung.

Ebenso wie die beiden Grundelemente ergibt sich die Art und Weise, wie sich das gemeinschaftliche Leben vollzieht, direkt aus dem Erlebnis der andern. Denn es ist nur seine Fortsetzung und Auswirkung. Es ist das Leben, das von diesem Erlebnis geschaffen wird. Darum ist es ein Leben aus der unmittelbaren persönlichen Fühlung zwischen den Menschen, die das Erlebnis der andern herstellt.

Wenn wir tief persönlich Menschen erleben, kommen sie uns im Innersten zu ganz ursprünglicher Empfindung. Damit werden sie mit einem mal in uns und für uns lebendig. Wir erfassen sie blitzartig kraft innerer Anschauung in ihrer lebensvollen Wirklichkeit und ergreifen sie herzlich aus dem Zusammenklang unsrer Seelen heraus. So entsteht, wenn wir für sie empfänglich sind, durch den unmittelbaren Eindruck ihrer Persönlichkeiten eine lebendige Beziehung und Fühlung im Innersten, ein gegenseitiges Ineinanderfalten und Weben des persönlichen Lebens, durch das eins des andern unmittelbar inne wird.

Dieses Gewebe gegenseitigen Empfindens, durch das sich Menschen in ihrer besondern Eigenart und in dem wechselnden Wandel ihrer innern Verfassung und Stimmung kund werden und zur Geltung kommen, ist das Wesen der lebendigen Gemeinschaft, nach der uns verlangt. Sie ist eine persönliche Vereinigung, die aus der unmittelbaren Fühlung der Seelen lebt. Das gemeinschaftliche Leben selbst aber bilden die gemeinsamen Erlebnisse und Lebensäußerungen, die aus diesem Verhältnis kraft persönlicher Wechselwirkung hervorgehen. Die persönliche Vertrautheit ist also nicht Zweck und Wirkung, sondern Voraussetzung gemeinschaftlichen Lebens. Denn es ruht auf ihr. Die Gemeinschaft, die das gegenseitige Erlebnis schafft, ist vielmehr eine Energiequelle voll schöpfe-

rischer Anstöße und Kräfte für das ganze Miteinanderleben, an dem die darin verbundenen Menschen gebend und nehmend, genießend und schaffend, austeilend und weiterwirkend teilnehmen.

Die Gemeinschaft ist gegenüber den Einzelwesen sozusagen eine neue Schöpfung: ein mehrzelliger Lebensorganismus eigenen, selbständigen Lebens. Sie ist kein Übereinkommen und ihre Betätigung kein Ausgleich der Interessen, sondern sie ist eine magnetische Verbindung zweier Wesen, ein elementares Zusammenwirken mehrerer Menschen in lebendiger persönlicher Vereinigung, das der Kontakt der Seelen auslöst. Alle Lebensäußerungen der Gemeinschaft sind darum eigentümliche Erscheinungen einer neuen Seinsweise. Denn sie gehen immer von zwei Brennpunkten aus, mag der bewegende Funke nun von der einen oder andern Seite aufspringen. Es ist ein gegenseitiges Befruchten und Empfangen, ein wechselndes Aufleuchten der Initiative hüben und drüben, ein Handeln eins fürs andere oder beider für Weitere. Aber was geschieht, ist immer ein gemeinschaftlicher Lebensvorgang, an dem beide beteiligt sind. Jedes äußert sich in seiner Weise. Aber immer klingt die andere Art als Unterton mit.

Diese elementaren persönlichen Verbindungen sind aber nicht etwa dauernde, unwandelbare, feste Lebensverhältnisse, sondern vorübergehende Vereinigungen. Sie können dauernden Bestand haben. Aber das gehört nicht zu ihrem Wesen. Sondern das Wesen der Gemeinschaft ist eine Lebensverbindung, zwischen Gliedern zu sein, welche aus den Umständen, die sie beide zusammenführt und aufeinander anweist, kraft tiefen persönlichen gegenseitigen Erlebens geboren wird. Wenn sie ihre Bestimmung erfüllt und ihren Lebenswert erschöpft hat, löst sie sich ganz von selbst wieder, damit die Beteiligten in dauerndem Wechsel wieder für andere frei werden und so in immer neuen Beziehungen dem Ganzen dienen. Das Leben der Gesamtheit soll also eigentlich aus einem derartigen unendlichen Wechsel mannigfaltigster Verbindungen zwischen den verschiedensten Menschen bestehen, die kürzer oder länger in tiefem persönlichem Kontakt erglühen und sich

schöpferisch auswirken. Von dem Glück und der Fruchtbarkeit einer Stunde mit ihrer gemeinsamen Aufgabe bis zu der Vertrautheit persönlicher Gemeinschaft auf Lebenszeit gibt es da unendliche Verschiedenheiten und Abwandlungen gemeinschaftlicher Beziehungen der Art, des Grades und der Dauer nach.

Wo aber solche Gemeinschaft aus dem gegenseitigen Erleben entsteht, ist sie ein objektiver Bestand, der das Bewußtsein und den Willen trägt. Es ist dann niemals so, daß sich solche Menschen aus Erwägungen absichtlich in Beziehung setzen, sich als verbunden ansehen und beschließen, etwas von einander zu haben, sondern sie geraten in Fühlung, sie werden unmittelbar durch das Leben und ihr gegenseitiges sich Erleben verbunden und fühlen sich infolgedessen instinktiv zusammengehörig. Weil es ein objektiver Bestand ist, kommen sie beide dabei so, wie sie an sich sind und sich befinden, und in ihrer tatsächlichen Beziehung zu einander, ganz unwillkürlich zur Geltung. Infolgedessen empfinden sie ganz instinktiv, wie sie sich zueinander zu stellen und zu verhalten haben. Das macht sich ebenso direkt und unmittelbar geltend, wie sie die lebendige Wirkung ihrer Persönlichkeiten aufeinander verspüren. Sie werden sich dessen gar nicht besonders bewußt, sondern leben ganz unmittelbar und unwillkürlich aus diesem ursprünglichen Empfinden heraus.

Damit ist das Unheil der vorgefaßten Meinungen übereinander und der ganze Trug subjektiver Gefühle, Wünsche und Erwartungen ebenso wie das Verhängnis des reflektierten Wesens und berechnenden Verhaltens ausgeschlossen, von dem wir eingehend gehandelt haben. Ist die Gemeinschaft im gegenseitigen Erleben begründet, und wächst sie ganz von selbst aus den lebendigen Eindrücken und Einflüssen zwischen den Beteiligten, dann muß man ganz unmittelbar aus dieser instinktiven Fühlung miteinander leben, weil man sich von ihren einzelnen Momenten gar nicht Rechenschaft geben kann. Der lebendige Kontakt und der Wechselstrom seiner Empfindungen lassen sich nicht sofort und nie ganz im einzelnen erkenntnismäßig fassen. Darum lebt man ganz naiv und impulsiv

miteinander. In wirklicher persönlicher Gemeinschaft waltet also immer unmittelbares Leben aus ursprünglichem Empfinden.

Wenigstens waltet es vor. Alles Überlegen und Vornehmen wird davon bestimmt und korrigiert. Wenn wir z. B. einer Begegnung mit jemand entgegengehen, so beschäftigen sich natürlich unsre Gedanken damit, was wir ihm in seiner Not zu sagen und zu raten haben. Aber alles, was uns durch den Sinn geht, wird dann immer unbewußt von der vorhandenen Beziehung, die zwischen uns besteht, getragen werden. Und sobald Auge in Auge die persönliche Fühlung wieder anhebt, wird sich alles, was wir uns überlegten, wandeln, und unsre Haltung und Äußerung aus ihr als eine ursprüngliche Lösung der vorliegenden Aufgabe hervorgehen. Man müßte sich dann direkt gegen den unmittelbaren Eindruck wehren, wenn man vorbereitet reden wollte.

Durch dieses instinktive Miteinanderleben gewinnt der Verkehr etwas Ursprüngliches, Lebendiges, Elementares, Ungewöhnliches. Denn alle seine Äußerungen sind unmittelbare Auslösungen der objektiven Verhältnisse und Beziehungen durch feines Empfinden. Nichts Gemachtes, Ausgeklügeltes, Gewohnheitsmäßiges, Konventionelles. Und wenn man mit tausend Menschen dasselbe besprechen müßte, es ist jedesmal neu, anders, einzigartig, weil es jedesmal ein anderer und die Beziehung eine andere ist. Das ergibt sich aber ganz von selbst. Jedes neue Geschehen ist immer wieder von der Taufrische, dem unberührten Schmelz und der leuchtenden Schönheit aller aufbrechenden Blüten und reifenden Früchte. Es ist immer wie ein elementarer Naturvorgang, den wir ergreifend erleben, indem wir ihn ganz unmittelbar äußern: lebendig, feurig, voll Schwung und Kraft. Nur die Müdigkeit kann ihn beeinträchtigen, das Erschlaffen der Empfänglichkeit für den Eindruck und der Fähigkeit darauf zu erwidern. Aber es ist ganz seltsam, wie die Erlebnisse von Menschen uns elektrisieren. Da ist eigentlich immer wie mit einem Schlage alle Müdigkeit wieder weg. Wir mögen ganz außerstande sein, für uns allein noch etwas zu leisten: sobald uns ein Mensch lebendig berührt,

sind wir für ihn sofort wieder auf der vollen Höhe der Leistungsfähigkeit, persönlich ganz dabei, voll erneuter Kraft und quellender Energie. Darum sage ich ja, daß das gemeinschaftliche Leben unsre Leistungsfähigkeit vervielfacht, daß es eine Energiequelle ist, die nie versiegt.

Auf dieser Unmittelbarkeit beruht aber das freie, überlegene, geniale Wesen aller Lebensäußerungen einer wirklichen Gemeinschaft. Ihr quellendes Leben schwemmt alle Schüchternheit und Befangenheit hinweg. Alle Ängstlichkeit verschwindet unter den Schwingungen der Lebensfreude, die es auslöst. Mißtrauen kann nicht aufkommen, wo Herzen sich aufschließen und ineinander schlagen, und die ursprüngliche Echtheit unmittelbaren Lebens bietet keine Ritze und Anstöße, wo es haften könnte. Bedenklichkeiten treten gar nicht ins Bewußtsein. Allem Kleinlichen ist man himmelhoch überlegen. Selbst die schlimmsten Erfahrungen sind dann vergessen. Es ist ein großer Zug darin und ein geniales Schaffen. Denn alles wird ja unmittelbar aus der innern Notwendigkeit geboren, die sich elementar geltend macht.

Darum geht auch alles gradeaus und gradeheraus. Lebt man unmittelbar miteinander aus innerster Fühlung, dann gibt es keine Umwege und Hinterhalte. Da macht man keine Umstände und braucht sich nicht in acht zu nehmen. Da gibt man sich, wie es einem zumute ist, greift zu, wie es kommt, und redet, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Da gibt es nichts Halbes, Zögerndes, keine Umschweife und Vorbehalte. Ja heißt ja, und nein heißt nein. Man braucht nicht zu beteuern und nicht zu begründen. Alles gilt. Denn das Metall ist echt und das Gepräge klar. Andern mag es unverständlich sein. Aber der, zu dem man spricht, versteht es. Die Unvollkommenheit unsers Ausdrucks, die Unbeholfenheit unsrer Rede und die Zweideutigkeit unsrer Worte ist ganz belanglos. Denn aus der unmittelbaren Fühlung heraus versteht man sich ganz direkt. Die Worte spielen dann wirklich nur die Rolle, die ihnen eigentlich bloß zukommt, unwesentliche Zeichen und Andeutungen dessen zu sein, was man empfindet und meint.

Die Unruhe, wie es die andern aufnehmen werden, die uns sonst immer abhält, gradeaus und gradeheraus zu leben, kommt dann nicht mehr auf. Denn der andere nimmt es dann immer so auf, wie wir es meinen. Wir fragen auch nicht mehr, wie es ihn berühren wird. Denn wir äußern ganz unwillkürlich, was geschehen muß. Gewiß wird es zuweilen weh tun: das läßt sich nicht vermeiden. Gott tut uns auch weh, und wir müssen uns oft genug selbst weh tun. Zuweilen kann man auch dem Nächsten nicht ohne operative Eingriffe helfen, die schmerzhaft sind. Und wer möchte aus Furcht vor Schmerzen darauf verzichten? Aber auch wenn wir aus Übermut oder Ungeschick uns einmal in unsrer Gradheit verhauen, so tut das nichts. Das kann uns niemand übelnehmen, wenn er Fühlung mit uns hat, und spürt, wie wir ganz und gar für ihn und gar nicht wider ihn sind.

Bei dem Leben aus unmittelbarer Fühlung wird der ganze Verkehr durch und durch wahr. Denn er quillt ursprünglich aus dem aufrichtigen Sinn für die andern. Unmittelbarkeit ist Aufrichtigkeit des Wesens und Güte Aufrichtigkeit des Willens. Alle trügerischen Einflüsse von Nebengedanken und Vorbehalten, die sie trüben könnten, sind ausgeschlossen. Alles ist ungemischt, rein und lauter. Denn es ist als unmittelbare Lebensäußerung nicht kompliziert, sondern einfach. Alles ist echt. Denn es ist urwüchsig auf dem Grunde der vorliegenden sachlichen und persönlichen Bedingungen. Darum ist aber alles unbedingt zutreffend und zuverlässig. Man kann nicht bloß Häuser, sondern sein Leben darauf bauen.

Auf diese Weise gerät das gemeinschaftliche Leben. Denn es erfüllt nicht nur seine Bestimmung vollkommen, indem es immer leistet, was es soll, sondern es gewinnt auch den passenden Gehalt und das eigentümliche Gepräge, das der besondern Art unsrer Beziehungen und Individualitäten gerecht wird. Die innere Fühlung bestimmt unwillkürlich das Maß, das Temperament und den Rhythmus des Zusammenlebens. Die innere Fühlung gibt uns ein instinktives Verständnis für den andern, seine innere Verfassung und seine Schicksale. Seine Gedankengänge verstehen wir vielleicht

nicht, und die inneren Zusammenhänge seiner Seelenzustände bleiben uns verborgen. Aber wir verstehen ihn immer, so weit er für uns in Betracht kommt, so weit er auf uns und wir auf ihn angewiesen sind. Und darum werden wir ganz naiv verständnisvoll auf ihn eingehen, wenn wir impulsiv aus dieser inneren Fühlung heraus mit ihm leben. Dann treten wir ihm weder zu nah, noch halten wir uns zu fern. Dann ahnen wir, was er von uns will, und spüren, wann er unsre Fragen als lösende Worte, wann er unser teilnehmendes Schweigen als bergende Hülle braucht. Dann versteht man sich trotz aller Verschiedenheiten der Erfahrung und der Bildung. Dann herrscht Einklang im gemeinschaftlichen Leben. Denn die Fühlung der Seelen stimmt uns unwillkürlich aufeinander.*)

Jenseits von Berechnung und Wiedervergeltung.

Quillt das gemeinschaftliche Leben voll Freude und Glauben, Ehrfurcht und Güte ganz elementar aus der unmittelbaren Fühlung der Seelen, dann bewegt es sich in einer Welt, wo man nicht berechnet und an Wiedervergeltung denkt. Da gibt es keine Beweggründe als den Drang des Herzens, keinen Gesichtspunkt als den Blick auf den Nächsten, keine Absichten als die Erfüllung der gemeinschaftlichen Bestimmung. Da sieht man weder rechts noch links, da wird nicht gemessen und abgewogen, nachgerechnet und verglichen: da weiß die rechte Hand nicht, was die linke tut. Denn man handelt ganz naiv und impulsiv. Da gibt es kein Guthaben und Anrechnung seiner Leistungen. Denn alles, was geschieht, ist weiter nichts als eine Auslösung lebendiger Spannung, als ein Ausleben des Triebes, für die andern da zu sein. Da kann man ebenso wenig Wesen davon machen wie von irgendwelchen notwendigen Funktionen unsres Körpers. Nur wenn man krank ist, macht man sich Gedanken über seine Nerven und die Leistungen

*) Vgl. hierzu Gedanken über das Taktgefühl 8. Band S. 42—59.

seines Stoffwechsels. Nur wenn man nicht gemeinschaftlich leben kann, reflektiert man über das, was man für die andern tut.

Kann man es aber, dann lebt man sich darin aus und rechnet nicht. Dann empfindet man keine Genugtuung darüber. Dann vergleicht man nicht und bildet sich nichts darauf ein. Wenn die Liebe überströmendes Leben, die Güte schwingende Fühlung der Seelen ist, kann man nicht den Inhalt messen und die Pulsschläge zählen, die Leistungen abschätzen und die aufgewandte Kraft berechnen. Das wäre unanständig, wenn es möglich wäre. Aber es ist unmöglich. Wer unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden lebt, wird sich weder der Kraft, noch der Größe, noch der Schönheit, noch des Wertes seines Handelns bewußt. Und wenn er seine Früchte zu schauen bekommt, dann erscheinen sie ihm unansehnlich im Gefühle des Dranges, der sie schuf.

Wer sie aber empfing, von dem fühlen wir uns beglückt. Denn der verhalf uns zu Lebensäußerungen, zu Wesensentfaltung. Der machte uns reich, weil er uns die lebendige Verwertung unsrer Gaben ermöglichte. Der regte unser Leben an und steigerte es. Der half uns zum Höchsten, was es gibt, unsre Bestimmung zu erfüllen. Auch das trägt man nicht nach. Man bleibt nicht an dem hängen, der uns einmal der Nächste war, weil sich unser Interesse über ihn hinaus streckt. Denn alles, was uns an Güte und Hilfe entströmt, flutet in das große Meer des Lebens und Heils für das Ganze. Alles gemeinschaftliche Handeln ist Bewegung im Kreislauf des Lebens, das durch die Glieder der Menschheit strömt.

Wenn wir alles taten, was wir konnten, haben wir nichts Besonderes getan, sondern nur unsern Verpflichtungen genügt, unser Leben ausgefüllt und weiter gegeben, was wir empfingen. Wer den elementaren Naturdrang des gemeinschaftlichen Lebens nicht kennt, ist noch egoistisch beschränkt. Wer ihn aber kennt, der muß ihn in der rücksichtslos verschwenderischen Fülle wie die Natur entfalten, ohne Ansehen und Vorzug der Person, ohne Knausern und Feilschen, ohne Widerstreben und Zurückhaltung, immer bis

an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit. Wer könnte etwas zurückhalten und aufspeichern, wenn sich die sprengende Kraft des Lebens regt! Das muß heraus und muß geschehn. Wer kann dann fragen, ob es nützt und hilft, ob es genügen wird oder verloren geht! Hält die Natur die Millionen Blüten zurück, die nicht zur Befruchtung kommen? Kann sich die helfende Liebe verschließen, weil es doch nichts hilft? Nein, wir müssen unsre Bestimmung erfüllen, was auch daraus wird, einfach um leben zu können. Denn wer das drängende Leben in sich verschließt, der erstickt es.

Das gemeinschaftliche Leben ist erhaben über Erfolg und Dank. Wir können nicht damit warten, bis sich uns die Herzen aufschließen. Wir spüren auch durch die größte Verschlossenheit hindurch und fühlen die Seelen, die sich in sich selbst verkriechen wollen. Fühlen wir sie aber, dann schlagen die Wogen unsers Herzens an ihre Tore, bald wie ein leises Locken, bald wie eine donnernde Brandung. Mag es noch so vergeblich sein: wir m ü s s e n. Darum fragen wir nicht nach Erfolg. Wir müssen Früchte bringen, gleichgültig, ob man sie verachtet oder zertritt. Mögen sie umkommen, wir wachsen daran. So kommt es dem Ganzen unter allen Umständen zugute.

Erst recht begehren wir keinen Dank, wenn wir helfen dürfen. Denn er kommt uns nicht zu. Das wäre ebenso unangebracht, wie dem Baum für seine Äpfel, der Quelle für ihr Wasser, der Sonne für ihr Licht zu danken. Im Danke liegt immer eine Verkennung. Darum berührt er peinlich. Ja wenn das alles Selbstüberwindung, Opfer und Geschenke wären, was wir gemeinschaftlich leben. Aber es ist ja Selbstentfaltung, Selbstauslösung, Überströmen, Selbstbefriedigung. Ist es nicht abgeschmackt, jemand zu danken, daß er existiert, daß er sich auslebt, daß er wächst, daß er schafft, daß er aus sich heraus geht, daß er seinen Umkreis mit Leben erfüllt? Darum ist es die peinlichste Situation, die ich mir denken kann, wenn mir jemand dankt. Denn es ist die gräßlichste Verlegenheit, die es gibt. Man möchte vor Erröten in den Boden sinken und wagt vor Scham nicht die Augen aufzuschlagen. Wer

das nicht kennt und nicht zustimmt, wird wohl das gemeinschaftliche Leben noch nicht kennen. Darum bitte, nicht danken. Es ist, als ob man uns damit das Herz zuschnürte, das sich überströmend geöffnet hatte.

Ich sage nichts gegen die Dankbarkeit. Wer wird nicht dankbar sein, wenn er etwas empfängt! Dankbarkeit als ursprüngliche Bewegung ist die fruchtbarste Lebenssteigerung, eine Belebung des Empfindens, Erhöhung der Empfänglichkeit und Erregung schöpferischer Kraft in uns ohnegleichen. Aber wenn wir ihr schwingendes Leben in einer Danksagung verpuffen lassen, statt es zu starker innerer Spannung zu sammeln, bringen wir es um seine Wirkung und Fruchtbarkeit.

Und es gehört doch schon eine ziemliche Verwirrung der Gefühle dazu, sich so zu vergreifen, daß man den Urheber mit dem Vermittler, den Geber mit dem Boten verwechselt. Wir sind Glieder und Organe. Darum gehört die Dankbarkeit niemals uns, sondern nur der Quelle alles Lebens und aller Güte, aber nicht den Übermittlern, die mindestens ebenso viel davon haben, wenn sie weiter geben dürfen, als die Empfänger. Und noch eins. Wenn etwas von gemeinschaftlichem Leben geschieht, sind immer beide beteiligt, damit es zustande kommt. Also könnte man sich höchstens gegenseitig bedanken. Aber warum nicht lieber sich gemeinschaftlich freuen über das, was man gemeinschaftlich erlebte! Das Danken ist wirklich ein Verhängnis. Wenn wir glücklich durch gemeinschaftliches Leben die rechte Haltung und Beziehung zueinander gewonnen haben, bringt uns das elende Danken sofort wieder in eine schiefe Stellung zu einander und stört so die Gemeinschaft. Aber die gemeinschaftliche Freude bekräftigt sie.

Man soll nicht danken, sondern sich dankbar erweisen. Denn was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert. Aber worin besteht denn der rechte Beweis der Dankbarkeit? Doch nicht darin, daß man dem Überbringer ein Trinkgeld gibt, sondern daß man sich zum Leben dienen läßt, was man erlebte. Jede Art der Wiedervergeltung gegenüber dem, der uns Gutes tat, ist eine verständnislose

Abfindung gegenüber der Pflicht, die uns die empfangenen Gaben auferlegen. Mitglieder leisteten uns einen Dienst. Dafür sollen wir sie nicht feiern oder bezahlen, sondern sorgen, daß wir dadurch größer, stärker, reicher werden an uns selbst als Glieder, um das, was wir gewonnen haben, weiter mitzuteilen und dadurch dem Ganzen zu dienen. Durch Rückerstattung bringen wir den Kreislauf des Lebens der großen Menschengemeinschaft in der Zelle, die wir sind, zum Stocken. Denn das gemeinschaftliche Leben ist ein Kraftstrom, den wir empfänglich aufnehmen und sich von uns aus schöpferisch in immer neuer Form und Gestalt auswirken lassen müssen. Früchte bringen und sich hingeben an die andern ist der einzig wahre Beweis unsrer Dankbarkeit.

Jeder Drang wieder zu vergelten ist eine Versündigung an dem Geist des gemeinschaftlichen Lebens. Wir bäumen uns gegen ihn auf und schlagen ihm mit einer egoistisch beschränkten Lebensbewegung ins Gesicht. Denn es gibt nichts, was ihm so wider die Natur und die Wahrheit ginge, als der Instinkt der Gegenseitigkeit und Wiedervergeltung. Hier ruht nichts auf Gegenseitigkeit. Denn alles, was auf Gegenseitigkeit beruht, ist kein gemeinschaftliches Leben, sondern ein gemeines Geschäft. Hier ist Wiedervergeltung Widersinn. Denn sie verkennt, daß jedes gemeinschaftliche Handeln ein Gliedesdienst am Ganzen ist, daß alles gemeinschaftliche Leben an sich ein fortwährendes Nehmen und Empfangen ist, und jede Vergütung das organische Gefüge der Lebenswirkungen durchbricht und wie ein Fremdkörper dazwischen fährt. Denn sie stört sowohl die elementare Unmittelbarkeit des Lebens aus ursprünglichem Empfinden bei denen, von denen wir nahmen, wie die unmittelbare Auswirkung des Guten in uns und von uns aus, das wir empfingen. Das alles gilt auch Gott gegenüber. Gewiß sollen wir ihm Dank opfern. Unsre Lebensfreude und Lebensglut ist das Opferfeuer, und die Früchte unsers Lebens, das er durch das gemeinschaftliche Leben nährt und gedeihen läßt, sind die Gaben, die wir ihm darbringen sollen. Aber nichts extra. Das ist Gottesdienst im Nebellande egoistischer Beschränktheit.

Wenn das gemeinschaftliche Leben aber auf innerer Notwendigkeit beruht und nicht auf Gegenseitigkeit, dann ist es ganz unabhängig davon, wie sich die andern dazu stellen. Es heißt nicht mehr: wie du mir, so ich dir, sondern wie ich bin und sein muß, so stehe und verhalte ich mich zu dir in jedem Fall, wie du auch zu mir sein magst. Es ist unbedingt. Es läßt sich weder kaufen noch bestechen, weder hindern noch zurückschlagen, weder abschrecken noch enttäuschen, noch verbittern. In der Unbedingtheit zeigt sich seine Überlegenheit über alle egoistische Beschränktheit, seine Herkunft aus einer andern Welt. In ihr besteht seine Echtheit, seine Freiheit und seine Ehre.

Darum wehren wir uns nicht, sondern lieben unsre Feinde. Das ist keine logische Konsequenz: das ist Naturnotwendigkeit. Das ist unsre Vornehmheit und unser Stolz als Glieder. Wer sich durch feindliche Gesinnung, Bosheit und Gemeinheit abhalten lassen kann, sich gegen seine Widersacher unverrückt gemeinschaftlich auszuleben, der kennt diese Art Leben noch ebenso wenig, wie wer Dank verträgt. Wir stehen allen Menschen unbedingt und unbeschränkt Leben gebend zur Verfügung, gleichgültig ob sie sich in Liebe oder Haß zu uns stellen. Denn sie sind in ganz gleicher Weise auf uns angewiesen, wenn sie uns brauchen. Nicht weil sie wollen oder nicht wollen, sondern einfach weil wir müssen. Sonst gäbe es einen Widerspruch und Mißklang in uns. Denn wir lebten dann in zwei verschiedenen Welten. Sonst wäre gemeinschaftliches Leben nicht eine Urgewalt in uns, sondern eine kümmerliche Schwächlichkeit gemütlicher Stimmung ohne Widerstandskraft. Sonst brächten wir uns um die herrlichsten Früchte, Menschen nicht bloß zu helfen, sondern sie auch zu erlösen.

Die Lösung und der Weg.

Diese Ausführungen wollen keine erschöpfende Darstellung des gemeinschaftlichen Lebens geben. Erschöpfend könnte man nur davon reden, wenn man es erschöpfend erlebt und dadurch gründ-

lich und umfassend kennen gelernt hätte. Aber wir stehen ja in dieser Beziehung jetzt noch in den allerprimitivsten Anfängen. Wir kennen nur seine ersten Regungen. Darum mußte ich mich mit Andeutungen begnügen. Mir lag nur daran, durch Schilderung einiger Züge einen allgemeinen Eindruck von dem gemeinschaftlichen Leben zu geben und seine innere Struktur gegenüber dem gewöhnlichen Leben der Menschen untereinander zu kennzeichnen, damit man einsieht, daß gemeinschaftliches Leben wirklich etwas ist, was wir vorläufig so gut wie gar nicht haben, und daß es wesentlich anderer Art ist, als wie die Menschen gegenwärtig zusammenleben.

Man bleibe mir also mit dem Einwand vom Leibe, daß dieses gemeinschaftliche Leben „ein unerreichbares Ideal" sei, was ja gewöhnlich nur ein höflicher Ausdruck für Überspanntheit und Schwärmerei ist. Das ist Unverstand und Gedankenlosigkeit. Gewiß wäre es, mild gesagt, ein unerreichbares Ideal, wenn die egoistische Verfassung zur Natur des Menschen gehörte, weil man sich unmöglich gegen seine Natur gänzlich und bleibend umstimmen kann. Dann würde niemals gemeinschaftliches Leben als unmittelbare Lebensweise möglich sein. Wenn aber der Egoismus eine Beschränktheit und Entartung der Menschen darstellt, von der unser eigentliches Wesen nichts weiß, wenn in uns vielmehr ein Empfinden für die andern verkümmert lebt, das uns in der Sehnsucht nach Menschen fühlbar wird: dann ist gemeinschaftliches Leben weder ein Ideal noch unerreichbar, weil wir es alle bereits im Keime in uns tragen, sondern es ist ein Ziel unsrer Entwicklung,

Dazu müssen wir allerdings anders werden, als wir jetzt sind. Wir müssen so werden, wie wir eigentlich und im Grunde sind. Das ist die Erklärung und die Lösung des Problems, das uns beschäftigt.

Was sich in uns nach Menschen sehnt, ist etwas Anderes als wir, die wir mit ihnen zusammengeraten. Und was wir bei ihnen suchen, ist etwas Anderes, als sie vorläufig sind und uns zeigen. Unser ursprüngliches Wesen wittert sie, wie sie eigentlich

sind. Aber unsre gegenwärtige Natur und Verfassung, d. h. unsre Entartung wirkt wie eine Isolierschicht, welche uns, die wir durch eine verborgene Anziehungskraft nach beglückender und fruchtbarer Vereinigung streben, verhindert, uns gegenseitig zu erfassen und gemeinschaftlich zu leben.

Lebewesen menschlicher Gattung sind immer egoistisch und müssen es sein. Das liegt in der Natur der Sache. Denn in ihnen waltet ein blinder Selbsterhaltungstrieb, der im Unterschied von der Tierwelt das einfache Gefühl für das Gesunde und Zuträgliche verloren hat. Geblendet durch entartete Instinkte und Gewohnheiten, befangen durch innere Abhängigkeiten und mißleitet durch einseitige Interessen und verkehrte Auffassungen, führt er zu einer verhängnisvollen Selbstverwüstung, indem er einem scheinbaren und oberflächlichen Wohlbefinden nachjagt. Alles wirkt zusammen und läuft darauf hinaus, daß das Selbst des Menschen vor den fremden Mächten, die den Selbsterhaltungstrieb beherrschen, nicht zum Bewußtsein, geschweige zur Entfaltung und Auswirkung, zur Geltung und Übermacht gelangt. Infolgedessen führt der blinde Selbsterhaltungstrieb naturnotwendig zu einem blinden Egoismus.

Und zwar umsomehr, je individualistischer die Menschen werden. Das lehrt uns die Geschichte und erklärt uns die Psychologie. Das zunehmende Individualbewußtsein muß die Isolierung und Beschränktheit der einzelnen in sich mit all ihren Folgen steigern, wenn ihm nicht einerseits das Erwachen des Selbst Grund und Inhalt, Reife und Halt, Eigenständigkeit und innere Notwendigkeit, d. h. Freiheit gibt, und andererseits ein lebendiges Gliedbewußtsein die Wage hält, es im gemeinschaftlichen Zusammenhang verfaßt und es dadurch vor Einseitigkeit und Entartung bewahrt.

Der Egoismus stellt uns in Gegensatz zu einander. Und das, was aus uns durch das unpersönliche Vegetieren geworden ist, stößt uns voneinander ab. Deshalb widern sich die Menschen gegenseitig an, so sehr sie sich im tiefsten Grunde nacheinander sehnen. Nur wo der Egoismus Befriedigung findet, wird der allgemeine Widerwille im einzelnen Fall überwunden.

Sobald aber im Menschen das Selbst erwacht, und sein eigentliches Wesen keimt, fällt uns die Verblendung des Selbsterhaltungstriebs wie Schuppen von den Augen. Der Grundtrieb unsers Seins wird von dem Bann im Unpersönlichen — in Instinkten, Gewohnheiten, Interessen, Ansichten — erlöst und, persönlich durchdrungen, von der Bestimmung, Mensch zu werden, erfüllt. Dann wird unser bisher ersticktes Selbst zum erstenmal unsrer Mitmenschen gewahr. Und indem wir sie sehen, wacht das Empfinden für sie auf. Darum sind Selbstempfinden und Gliedempfinden die beiden Brennpunkte des Erlebnisses, wenn wir zu uns selbst kommen, wie ich schon einmal ausgeführt habe.*)

Und sie bleiben es. Damit ist das gemeinschaftliche Leben, das unserm ursprünglichen Wesen eigentümlich ist, ein für allemal begründet und die rechte Stellung zu unsern Mitmenschen gegeben. In dem Maße aber, als unser eigentliches Wesen erstarkt und sich entfaltet, gewinnt unsre eingeborene Sehnsucht nach den Menschen Spürsinn für das in allen Menschen verborgene Ursprüngliche, so daß sie nicht mehr abstoßend auf uns wirken. Und je mehr der wahre Mensch in unserm Sein und Leben zur Erscheinung kommt, desto stärker wird die Anziehungskraft, die wir selbst auf die andern Menschen entfalten. So entwickelt also die Menschwerdung in uns ganz von selbst das gemeinschaftliche Leben. In uns und von uns aus. Denn es lockt es in den andern Menschen heraus wie die Frühlingssonne die Keime und Sprossen. Mag ihre Zuneigung zu uns zunächst vielfach noch egoistisch beschränkt sein. Aber die tiefe Sehnsucht nach Menschen wird jedenfalls in ihnen entfacht. Und wenn sich dann unter dem Eindruck des wahrhaftigen Lebens auch in ihnen das ursprüngliche Wesen regt, dann wird auch das Gliedempfinden in ihnen aufleben, sobald sie wirklich in sich selbst erwachen.

Die Entstehung des gemeinschaftlichen Lebens ist also untrennbar von der Entbindung des ursprünglichen Wesens im Menschen

---

*) Vergl. Die zwei Brennpunkte des persönlichen Lebens 9. Bd. S. 86—98.

und seiner Entfaltung, weil Selbstempfinden und Gliedempfinden in ihm unlösbar verbunden ist. Finden wir uns selbst, so finden wir auch unsre Mitmenschen. Können wir an uns glauben, so können wir auch an sie glauben. Lieben wir uns, so lieben wir sie auch. Wollen wir für uns leben, so müssen wir für sie leben. Wollen wir wachsen, blühen und gedeihen, so müssen wir ihnen dienen.

Das gemeinschaftliche Leben ist also weder etwas Überspanntes, noch etwas uns Fremdes, sondern etwas uns Ureigentümliches. Nicht etwas, wozu wir uns zu überwinden und auf den Kopf zu stellen brauchten, was uns gewaltsam beigebracht und anerzogen werden müßte, sondern etwas, was aus uns geschöpft werden kann, weil es in uns quillt. Es ist nur ein Zweig der neuen Art Leben, die Jesus zum ersten Mal entdeckt und dargestellt hat. Es ist eine Eigentümlichkeit des wahrhaftigen Lebens unsers ursprünglichen Wesens. Darum gelangen wir nur dadurch zu gemeinschaftlichem Leben, daß wir Menschen werden.

Dem aufmerksamen Leser, der auch die Bergpredigt kennt, wird es schon im ganzen Verlauf der Ausführungen aufgefallen sein, wie die Grundzüge des gemeinschaftlichen Lebens in dieser Rede Jesu zur Geltung kommen. Sie werden nicht direkt ausgesprochen, aber sie kommen darin zum Ausdruck wie das verborgene Wesen mit seinen Naturgesetzen in seiner sinnenfälligen Erscheinung. Sie treten unausgesprochen in den Weisungen und Aufklärungen zutage, die Jesus gibt. Es liegt nicht immer in den Worten, wohl aber in der Sache, für die er die Augen öffnet, indem er davon zeugt.

Ich denke dabei nicht nur an den Teil, den ich in meiner Verdeutschung direkt das gemeinschaftliche Leben überschrieben habe, wo wir Schlaglichter über die Grundlage, die Art, die Voraussetzung und das Prinzip gemeinschaftlichen Lebens erhalten, sondern vor allem an das Kapitel über die neue Sittlichkeit, wo an einzelnen Beispielen die neue Art des Verhaltens zu unsern Mitmenschen in ihrem wesentlichen Unterschied von der bisherigen Art vor Augen gestellt wird. Da finden sich Aufklärungen über

die verschiedensten Seiten des gemeinschaftlichen Lebens und zwar in einem Umfang, der noch ganz über den Horizont unsrer Erfahrung hinausgeht. Aber auch die Unmittelbarkeit des Lebens im Verkehr mit den andern wird uns in dem Kapitel über persönliches Leben an dem Beispiel des Almosengebens lebendig zu Gemüte geführt.*)

Am reizvollsten ist es aber, die Spuren von der innigen Vermählung zwischen Selbstempfinden und Gliedempfinden in den Seligpreisungen zu beobachten, wie da förmlich paarweise Äußerungen des keimenden ursprünglichen Wesens aus der Unruhe des Suchens hervorgehen, die sich in sachlicher Wechselbeziehung und gleichmäßiger Steigerung auf uns selbst und auf unsre Nächsten erstrecken. Der absoluten Bedürftigkeit entspringt Leidtragen und Duldsamkeit. Hier geht noch Selbstempfindung und Gliedempfindung ganz ineinander über. Dann tritt es aber klarer auseinander. Dem Hungern und Dursten nach Gerechtigkeit entspricht das Erbarmen mit den andern. Und den reinen Herzen, die Gott schauen, entsprechen die Söhne Gottes, die Frieden schaffen.

Die auffallende Beobachtung, daß wir in den Reden Jesu die lebendige Anschauung vom gemeinschaftlichen Leben sowohl nach seinen Äußerungen wie nach seiner inneren Struktur zwar nicht erkenntnismäßig dargestellt, wohl aber erfahrungsmäßig erfaßt und unmittelbar sich kundgebend sehen, kann uns nur bestätigen, daß es eine eigentümliche Art und Weise des ursprünglichen Wesens ist. Denn in Jesus schlug das Selbstempfinden des Menschen zum erstenmal die Augen auf und erfaßte sich selbst in seinem ewigen Wesen. Und sofort ist auch das Gliedempfinden lebendig. Mit der Wahrheit des Menschen in Jesus ist untrennbar die wahre Menschlichkeit im Leben mit den andern vereinigt. Beides gibt sich unlösbar verbunden in allen seinen

*) Ich kann nur dringend raten, die betreffenden Partien in meinem Buche: Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt (Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) in München) nachzulesen. Man wird erstaunt sein, welch reiche und lebendige Ergänzung man dort zu diesem Aufsatze findet.

Lebensäußerungen kund. Darum wird es überhaupt naturnotwendig zusammengehören.

Diese Lösung des Problems zeigt uns als solche schon den Weg, wie wir zu gemeinschaftlichem Leben kommen. Wir müssen Menschen werden. Dann werden wir ganz von selbst auch Glieder. Das Erlebnis unsers Selbst führt uns ohne weiteres zum Erlebnis der andern. Das ursprüngliche Wesen lebt unwillkürlich gemeinschaftlich, indem es sich entfaltet. Denn es kann sich nur durch gemeinschaftliches Leben entfalten. Dann wird aber in dem Maße gemeinschaftliches Leben unter den Menschen aufkommen und sich ausbreiten, als die Menschwerdung in der Welt fortschreitet.

So werden wir also durch die Lösung des Problems direkt auf den Weg gewiesen, wie wir unser ursprüngliches Wesen gewinnen, den man in der Bergpredigt entdeckt, wenn man nicht an der Oberfläche der Äußerungen bleibt. Es ist ja auch dort deutlich genug zu erkennen, wie unwillkürlich gemeinschaftliches Leben entsteht, wenn wir innerlich ganz anders werden. Dieser Wegweiser wird vielen unangenehm sein: einmal weil das wieder nach Religion riecht, und dann weil sich viele über die erstaunliche Erscheinung ärgern, daß wir nirgends sonst als bei Jesus die Tatsachen und die Verfassung des echten menschlichen Wesens und die Bedingungen und Gesetze seines Werdens und Lebens finden, und nicht zugeben wollen, daß er in der Entwicklung der Menschheit dieselbe Rolle spielt wie die Entstehung des ersten Lebens in der Entwicklung der Natur. Aber ich kann das nicht ändern. Die Tatsachen richten sich nicht nach unserm Geschmack.

Viele werden aber noch aus einem andern Grunde enttäuscht sein: sie möchten gern ein direktes Heilmittel wissen, das sie vom Egoismus befreit und zu gemeinschaftlichem Leben befähigt. Aber man kann das gemeinschaftliche Leben niemand einimpfen und den Egoismus nicht operieren. Ein Mensch kann sich auch nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben, d. h. wir können uns nichts aneignen, was nicht ursprünglich in uns wird. Darum erlangen wir auch

das gemeinschaftliche Leben nur dadurch, daß sich das ursprüngliche Wesen in uns entfaltet, in dem es keimhaft beschlossen ist.

Wohl aber können wir vieles tun, was das Keimen und Sprossen des gemeinschaftlichen Lebens in uns unterstützt. Dazu gehört wieder in erster Linie alles, was die Entbindung und Entfaltung des ursprünglichen Wesens in uns fördert. Weil in ihm Selbstempfinden und Gliedempfinden gleich stark vereinigt ist, muß alles, was unserm eigentlichen Selbst zum Leben verhilft, unsre Empfänglichkeit und Leistungsfähigkeit für die andern steigern. Das sind wirklich keine logischen Folgerungen, sondern nur Beobachtungen innerer Zusammenhänge, die offen zutage liegen.

Nichts kann uns z. B. vom Egoismus erlösen, als die zweite Geburt, d. h. das Aufleben unsers eigentlichen Wesens. Das allein heilt uns von dem Drehwahn um uns selbst und zersprengt unsre Beschränktheit. Das allein gibt uns offnen Sinn und feines Gefühl, uneigennütziges Interesse und Neigung für unsre Mitmenschen. Die lebhafte Selbstempfindung treibt uns unwillkürlich zu ihnen hin, und unsre unmittelbare Lebensfreude schließt uns die Herzen für sie auf. Wir müssen sie einfach lieben aus bloßer Lust an dem neuen Dasein, das in uns angebrochen ist. Wir müssen ihnen Leben geben, weil es in uns überläuft.

Ferner, je stärker und lauterer unsre Art in uns herauskommt, je lebhafter wir sie empfinden, umsomehr bekommen wir Sinn für die andere Art und vermögen ihr gerecht zu werden. Solange wir nicht Gefühl und Eindruck von unsrer individuellen Verschiedenheit haben, behandeln wir ganz naiv alle Menschen unbewußt als gleich und beurteilen sie nach uns. Das ist nicht mehr möglich, wenn uns das Empfinden unsrer besonderen Eigentümlichkeit das Auge für fremde Eigentümlichkeit öffnet. So führt aber überhaupt die Entdeckung unsrer selbst zur Entdeckung der andern.

Ebenso hält der Fortschritt unsrer inneren Verfassung ganz gleichen Schritt mit der wachsenden Ordnung in unsern gemeinschaftlichen Beziehungen. Das Werden des einen weckt den Instinkt für das andere. Die zunehmende innere Einfachheit und

Klarheit verträgt keine unwahren, unklaren, komplizierten und überspannten Beziehungen zu den Mitmenschen. Und die Vertiefung und Läuterung unsrer Lebensbedürfnisse als Bedürfnisse unsers ursprünglichen Wesens öffnet uns ganz von selbst die Augen für alles, was Lebenswert für unsre Mitmenschen hat, und für die Möglichkeit, wie wir ihnen Hilfe am Werden und Dienst am Leben leisten können.

Schließlich möchte ich nur noch darauf hinweisen, daß der neue Kurs nach dem Ziele unsers Werdens und Lebens, der unserm Dasein Sinn und Zweck gibt, einen großen, freien, objektiven Zug in unser inneres und äußeres Leben bringt. Er führt uns naturnotwendig aus den Niederungen des Kleinlichen, aus den Dünsten der Vorurteile und aus den Nebeln der subjektiven Befangenheit heraus und befähigt uns dadurch, alle Menschen ganz direkt, tief und stark zu erleben, alle Eindrücke von ihnen unbefangen, ungebrochen und ungefärbt in uns aufzunehmen. Wir verkehren mit ihnen auf freier Höhe, wo es keine Zwischenwände mehr gibt. Doch genug der Beispiele. So schafft allenthalben die Entfaltung unsers ursprünglichen Wesens und seiner neuen Art Leben in uns die Bedingungen und Fähigkeiten für gemeinschaftliches Leben. Darum müssen wir alles tun, was dem wahren Menschen in uns zum Leben verhilft, wenn sich uns das Geheimnis des gemeinschaftlichen Lebens erschließen soll.

Dann muß aber auch alles geschehen, was das Gliedempfinden in uns anregt und stärkt. In vielen Menschen regt es sich ja schon genau so wie ihr eigentliches Wesen. Aber man erstickt es immer wieder durch konträres Verhalten. Statt dessen müssen wir es direkt fördern. Vor allem, worauf ich schon bei dem Erlebnis der andern hinwies, interessiere dich doch einmal lebhaft für die Menschen, die dir begegnen, wie für Merkwürdigkeiten. Mache dir eine Liebhaberei daraus, hinter sie zu kommen. Suche sie zu genießen und die verborgnen Reize und Kostbarkeiten zu entdecken, die sie in sich bergen. Komme ihnen entgegen aus Liebenswürdigkeit, werde ihnen gerecht aus Vornehmheit, lebe mit ihnen

aus dem Ja aus Lebensweisheit. Geh auf sie und ihre besondere Art ein als Übung in deiner inneren Beweglichkeit. Und vor allem geh aus dir heraus, wenn dir einmal warm wird, und laß all die konventionellen Bedenken beiseite, wenn der elektrische Funke herüber und hinüber springt. Ihr werdet es beide wie eine Erlösung empfinden.

Lebe aber mit ihnen auf Grund und nach Maßgabe der vorliegenden Bedingungen eurer gemeinschaftlichen Beziehung. Ich verstehe darunter die eigentümliche Stellung, in die das Leben zwei Menschen zu einander bringt, die beiderseitigen Individualitäten und Lebenslagen, die Art und den Grad, wie man einander empfindet, den Charakter und das Maß des gegenseitigen Bedürfnisses und Vermögens. Darüber darf man sich nicht hinwegsetzen: das muß vielmehr den Verkehr unwillkürlich bestimmen. Man muß vom Gegebenen ausgehen, um das Gesuchte zu finden. Nur wenn man sich auf das Gegebene gründet und in seinen Grenzen bleibt, kann man die wirkliche Bestimmung erfüllen. Man kann also den Verkehr nicht machen und gestalten, wie man will, sondern muß werden lassen, was werden kann. Wenn man sich über die vorhandenen Bedingungen hinwegsetzt, ergibt sich sofort eine Spannung zwischen dem Wirklichen und dem Gewollten, ein Riß zwischen Grund und Bau, eine Kluft zwischen Anlage und Gebilde. Dann wird es etwas Überspanntes, es geht über die Kraft. Und sofort wird alles mißlich und unerquicklich. Mißverständnisse, Unstimmigkeiten, Reibungen, Enttäuschungen, Überdruß ist die Folge.

Alles Gezwungene, Gemachte, Übertriebene, Willkürliche, Reflektierte ist also vom Übel. Denn es zerstört das keimende Empfinden für die andern oder läßt es überhaupt nicht aufkommen. Was aber den gemeinschaftlichen Trieb stört, hemmt und lähmt, festigt sofort wieder die egoistische Beschränktheit. Was nicht ursprünglich wird und unmittelbar herauskommt, soll man also lassen, bis es von selbst ausschlägt. Darum muß man sich in Zurückhaltung üben, wenn man zu gemeinschaftlichem Leben kommen will. Man muß die Absicht und den Willen zügeln können, um die ur-

sprünglichen Triebe zu spüren. Man darf nichts beanspruchen und durchsetzen wollen, damit die vorliegenden Bedingungen von selbst zur Geltung kommen. Man muß es erwarten können. Fühlst du dich unsicher, so verweile empfänglich unter dem Eindruck, bis eine lebendige Beziehung entsteht und dir die rechte Stellung gibt. Solange du keine innere Fühlung gewinnst, laß den andern in Ruhe. Unterdrücke keine unwillkürliche Antipathie. Aber laß sie sich nicht in Abneigung auswirken, sondern dich vielmehr mit dem Respekt vor dem Fremdartigen erfüllen, das dir entgegentritt, damit du dich nicht darüber ärgerst. Denn gerade was du unangenehm empfindest, sind die Tore, die dir die andere Art aufschließen. Darum stoße dich nicht daran, sondern warte, bis sie sich dir auftun. Das alles gehört zu dem gedeihlichen Verhalten, unter dem sich der Spürsinn für die andern entfaltet, bis er dich zu dem Erlebnis der andern führt.

Die Hauptsache aber ist, daß wir mit aller Kraft gegen den Strom des gewöhnlichen Lebens der Menschen untereinander schwimmen und seinem uns mit fortreißenden Zug energischen Widerstand leisten. Es genügt nicht, daß wir das herrschende Widereinander, den Wiedervergeltungsstandpunkt, den Eigentumsbegriff und das anspruchsvolle Wesen verurteilen. Der Zug dazu sitzt ja wie ein eingeborener Trieb in uns. Denn es ist der Instinkt unsrer Entartung. Darum macht er sich bei jeder Gelegenheit geltend und reizt uns, ihm nachzugeben. Folgen wir ihm aber, so wird natürlich das keimende Empfinden für die andern erstickt. Darum müssen wir uns innerlich energisch dagegen wehren, uns fest und bewußt auf den Gliedstandpunkt stellen und seine Pflichten erfüllen. Auf diese Weise schaffen wir dem Sprossen des gemeinschaftlichen Lebens in uns Raum und halten unser Bewußtsein für seine Impulse offen. Nur so kann es in uns aufkommen, allmählich die Oberhand gewinnen und die herrschende Macht in allen unsern Lebensbewegungen werden.

Ein Versuch.

Diesem Heft liegt ein Flugblatt bei, das seine besondere Geschichte hat. Seit ich Vorträge halte, quält mich auch die Frage, wie man an die Menschen herankommen kann, die für die Menschwerdung Verständnis haben, denen die Kunde davon eine Auslösung tiefer Sehnsucht und innerster Spannung sein würde. Denn ich merkte sehr bald, daß man sie durch öffentliche Vorträge nur in sehr beschränktem Maße erreicht. Die wenigsten werden darauf aufmerksam, weil sie keine Annoncen und lokalen Mitteilungen in den Zeitungen lesen, und wenn sie davon lesen, halten sie es für ganz ausgeschlossen, daß jemand über das sprechen könnte, was sie, ihnen selbst meist unfaßbar, beunruhigt. Dafür kamen nur zu viele, die etwas ganz anderes suchten, als woran mir lag, die sich eine Weile anregen ließen und sich dann enttäuscht abwandten, weil sie mit dem Nerv der Sache keine Fühlung gewannen und für das Ziel kein Verständnis hatten.

Aber auch bei den Grünen Blättern war es doch immer ein Zufall, wenn sie einmal solchen in die Hände kamen, für die sie lösende Worte enthielten. Und so oft das auch geschehen sein mag, ich hasse solche Zufälligkeiten wegen ihrer Willkür und Unzuverlässigkeit, Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit. Ich kann mich nun einmal bei diesem Verhängnis nicht mit dem Glauben an höhere Führungen, die darin walten, beruhigen, weil ich darin in erster Linie die Unzulänglichkeit unsers geistigen Austausches sehe. Die Kehrseite davon war, daß die Grünen Blätter sehr vielen durch die Vorträge in die Hände gerieten, die sie nicht lebendig verstanden, weil in ihnen die Vorbedingungen dafür fehlten. Infolgedessen wendeten sie sich bald wieder ab. Seit dem Bestehen der Blätter haben nach Schluß jedes Bandes regelmäßig 5—800 Leser abbestellt.

Und auch meine Bücher erreichen durch den Buchhandel doch nur in sehr geringem Maße die Menschen, die sie angehen. Bei

unsrer literarischen Hochflut ist es ja fast unmöglich, sich vernehmbar zu machen, wenn man nicht in einer Partei ein breites Echo findet, nicht herrschenden Richtungen entgegenkommt, keine Sensation erregt und bei den literarischen Verwaltern der öffentlichen Meinung kein Verständnis findet. Außerdem sind gerade unter denen, die Tiefgang haben, sehr viele der unfruchtbaren theoretischen Behandlung dieser innersten Probleme so überdrüssig, daß sie allen Büchern aus dem Wege gehen, deren Titel darnach klingen, weil sie in ihnen die alten theoretischen Quälereien vermuten.

Andrerseits erlebe ich immer wieder die alte Wahrheit: den Literarischen und Theoretikern ist es verborgen, aber den Unmittelbaren wird es offenbart, die es ganz direkt und ursprünglich aus ihrem Erleben erfassen. Wie viele, die sich literarisch überfütterten und theoretisch zergrübelten, haben sich die Augen für die Wahrheit, die heute aufleuchtet, verdorben, während andern der Sinn dafür aus einem elementaren inneren Zuge darnach förmlich aufspringt! Und doch sind eigentlich nur diese dafür empfänglich. Denn wo die Wahrheit mühsam beigebracht werden muß, wird sie schwerlich persönlich Wurzel schlagen.

Aus diesen Erfahrungen und Beobachtungen tauchte schließlich der Gedanke auf, einmal mit einem Flugblatt zu versuchen, an alle die heranzukommen, die ich mit Vorträgen und Schriften nicht erreiche, und auf diese Weise möglichst viele von den wenigen zu finden, denen man ins Ohr sagen kann, worum es heute geht. Die einzig mögliche Form dafür war die eines Prospektes über die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens, den ich aller Art Zeitschriften und Zeitungen, vom „März" und der „Zukunft" bis zu den „Sozialistischen Monatsheften", von der „Musik" bis zur „Tierschutzzeitung", von der „Kreuzzeitung" bis zum „Tag" beigelegt habe, und zwar in einer solch eigentümlichen und schönen Ausstattung, daß ihn niemand gleichgültig in den Papierkorb wirft, sondern von seiner Erscheinung angezogen wenigstens die ersten beiden Seiten liest.

Und darauf kommt es ja nur an. Denn es handelt sich ja

nicht um eine Empfehlung der Grünen Blätter, sondern um den Ruf zum Leben, der einmal wie ein Posaunenstoß durchs Land schallen soll. Darum enthält das Flugblatt keine Anpreisung und Empfehlung der Blätter, gibt sich weder verbindlich noch gewinnend, sucht weder anzulocken, noch zuzureden, sondern bringt ganz kurz, klar, einfach, grad und rücksichtslos das Leitmotiv für das Suchen der Zeit zum Ausdruck. Eher schroff und abweisend als verführerisch. Denn es wäre das Schlimmste, was passieren könnte, wenn mir das Flugblatt einen Haufen verständnisloser Leser zuzöge. Aber so wird es nur von denen verstanden werden, die wirklich dafür empfänglich sind. Die andern werden darüber spotten, sich ärgern oder empören.

Wie weit sich nun solche, die es aus dem Erzittern unter der aufleuchtenden Wahrheit verstehn, für die Grünen Blätter interessieren werden, ist eine ganz andere Frage. Aber darauf kommt es ja gar nicht an, sondern ausschließlich darauf, daß sie einmal deutlich vernehmen, was sie dunkel empfinden, daß sie merken, nicht allein zu stehn, daß sie angeregt werden, bewußt zu erfassen, was sich in der Unruhe ihrer Seele regt. Sie haben einmal das Leitmotiv des neuen Werdens vernommen, und das Wehen der Wahrheit in unsrer Zeit wird dafür sorgen, daß es immer wieder in ihnen aufklingt.

Eine verfehlte Spekulation kann dieser Versuch gar nicht werden, weil er gar keine Spekulation ist, sondern die Erfüllung einer Pflicht, die ich umso lebhafter empfinde, je weniger es mir in Zukunft möglich sein wird, den Ruf zum Leben persönlich von Ort zu Ort tragen. Es war die Vorbedingung dazu, daß ich mich mit gutem Gewissen etwas mehr zurückziehn kann. Ich bin des Signalisierens müde und möchte mich mehr der Pioniertätigkeit widmen, eine Brücke nach dem jenseitigen Ufer zu schlagen, nach dem Nietzsche und andere Pfeile der Sehnsucht schossen, ohne es zu erreichen.

Darum mußte dieser Versuch gemacht werden. So etwas geschieht natürlich nur einmal. Wiederholen läßt sich das nicht, auch

wenn die geradezu ungeheuerlichen Kosten*) nicht wären, denen gegenüber die vorübergehende Vermehrung der Blätterbestellungen kaum in Betracht kommt. Aber vor allem aus innern Gründen. Man muß froh sein, wenn einem einmal gegeben wird, so kurz auszudrücken, was einen erfüllt.

Wohl aber möchte ich die Leser bitten, mir mit zu helfen, diesen einen Versuch so gründlich wie möglich durchzuführen. Die Verbreitung durch Journale ist nur eine halbe Sache. Denn wie viele halten überhaupt keine Zeitschriften und lesen keine der wenigen Tageszeitungen, die für diese Verbreitung, ihres gewählten Leserkreises wegen, überhaupt nur in Betracht kommen konnten! Fast niemand z. B. von den gegenwärtigen Gästen des Schlosses hatte den Prospekt irgendwo gefunden, und die meisten der Leser der Grünen Blätter werden ihn mit diesem Hefte zum erstenmale zu Gesicht bekommen. Und doch werden gerade unter den wenig lesenden Menschen viele sein, die das tiefe Sehnen in sich verspüren, weil es nicht durch das Rauschen im Blätterwalde der Zeitungen übertönt wird.

Darum möchte ich von ihnen so viel wie möglich durch die Leser der Grünen Blätter zu erreichen suchen, indem ich diesen von den Flugblättern so viel sie wünschen zur direkten Versendung in ihren Kreisen zur Verfügung stelle, natürlich nicht zu besinnungslosem Ausstreuen, sondern zu sorgfältiger Verbreitung. Aber das Schicken an die Adressen müssen die Leser schon selbst übernehmen. Denn vom Verlag aus würde das Flugblatt als geschäftliche Empfehlung mißverstanden werden. Und den Eindruck darf es auf keinen Fall machen.

Niemals haben unsre Leser die Mahnung gehört, die in andern Zeitschriften immer wiederkehrt: werbet Abonnenten! Im Gegenteil. Ich habe eher davor gewarnt. Und so stehe ich auch heute noch. Aber hier handelt es sich nicht um Abonnentenfang, sondern

*) Herstellen und Beilegen des Flugblattes kostet z. B. für eine Zeitung wie die Tägliche Rundschau allein 1000 Mk.

um das Anschlagen eines Klanges in den verschiedensten Menschen, den sie nicht wieder los werden sollen, wenn er eine Saite ihres Innersten berührte.

Ob das Flugblatt diesen Zweck erreicht, wird sich natürlich ganz und gar nicht feststellen lassen. Der äußere Erfolg einer lebhaften Nachfrage nach den Grünen Blättern würde noch kein Gradmesser für die innere Wirkung sein. Denn diese wird sich kaum damit decken. Einerseits wird sich auch hier die bloße Neugierde geltend machen, andrerseits braucht sich die innere Wirkung nicht in der Beschäftigung mit den Grünen Blättern zu beweisen. Eher könnte schon die Beobachtung, die ich machte, daß von den Bestellungen, die auf das Flugblatt bisher erfolgten, ungefähr 90 % von Männern herrühren — denn an die Männer ist viel schwerer mit Vorträgen und Büchern heranzukommen als an die Frauen — und daß sie zum Teil aus Gegenden und Kreisen stammen, in welche die Grünen Blätter bisher noch gar nicht gedrungen waren, dafür sprechen, daß das Flugblatt seinen Zweck erfüllt.

Darüber hinaus wird sich kaum etwas über den Wert oder Unwert des Versuchs ausmachen lassen. Nach diesem einmaligen Aufleuchten in der Öffentlichkeit werden dann die Grünen Blätter wieder in die Verborgenheit untertauchen, in die sie gehören. Wir aber wollen alle dafür sorgen, daß sie in unserm persönlichen Leben offenbar werden und hier ihre Mitarbeit an der Lösung des Problems Mensch beweisen.





Der Heiland.

Die zweite Hälfte des Nikodemusgesprächs ist nicht so einfach zu verstehen wie die erste. Darum empfinde ich die folgenden Ausführungen mehr als je als einen ziemlich gewagten Versuch, die Leser einen Blick in das Bewußtsein Jesu tun zu lassen und ihnen zu zeigen, wie er die umwälzenden Vorgänge in der Menschheit schaute, die mit ihm anbrachen. Es ist ungefähr so, wie wenn man jemand in der Natur etwas zeigen will: man kann ihn nur darauf aufmerksam machen, damit er es selbst sieht. Aber nur wer es selbst erblickt, bekommt einen lebendigen Eindruck davon. Sieht er es nicht, so kann man es ihm nicht schildern und beibringen. So kann ich auch hier nur darauf hinweisen und andeuten, was Jesus meint, aber es nicht sehen lassen.

Nur so allein werden wir auch der Eigenart der Äußerungen Jesu gerecht. Jesus hatte keine begrifflich gefaßte, entfaltete und geordnete Weltanschauung im landläufigen Sinn, kein theoretisches Verständnis der Dinge, geschweige einen theologischen Lehrbegriff, sondern er war ein reiner Schauer, ein Seher. Er spann nicht Gedanken über die Dinge, sondern ihm entsprangen Klarheiten aus Erlebnissen. Darum können wir bei ihm nur von einem unmittelbaren Bewußtsein reden, und bei seinen Äußerungen nur von Deutungen eines unmittelbaren Schauens, die zu zeigen versuchen, wie sich die Wirklichkeit, die er erlebte, in ihm spiegelte.

Jesus erlebte tief und elementar sich selbst und was ihn umgab und ihm begegnete. Ganz lebendig ursprünglich empfand er die väterliche Macht, die in allem Geschehen waltet, das Schicksal der Menschheit, den bevorstehenden Durchbruch des Lebens und die Umwälzung, die es hervorrufen würde, und zwar die allgemeinen Verhältnisse sowohl, in denen er sich befand, wie die besonderen Erscheinungen, die hervortraten. Was er aber so erlebte, trat in die Lichtflut seines Selbstempfindens und wurde von da aus erleuchtet. Was er dann schaute, suchte er sich und andern zum faßlichen Ausdruck zu bringen. Aber nicht durch Begriffe, indem er die Spiegelungen des Erlebten in seinem Bewußtsein theoretisch zu erfassen und begrifflich nachzubilden suchte, sondern durch anschaulichen Ausdruck, wie es der ganzen Unmittelbarkeit seines geistigen Lebens und der durchgängigen Begründung seines Verständnisses im Erleben entsprach. Nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Künstler. Wie ein Künstler, dem eine plastische Gestalt vor dem inneren Auge auftaucht, damit ringt, ihr die greifbare Form zu geben, die den starken schöpferischen Eindruck vollkommen verkörpert, so rang Jesus mit dem Ausdruck, um die Menschen es sehen zu lassen, wie er es sah.

Am deutlichsten tritt dieses Ringen mit dem Ausdruck in den einfachen, unbeholfenen Gleichungen zutage: das Himmelreich ist gleich . . . . ., und nun kommt irgend ein Vorgang aus dem menschlichen Leben oder aus der Natur oder eine Geschichte, wie sie gerade von Mund zu Munde ging. Jesus benutzte alles, was er sah und erfuhr, als anschauliches Ausdrucksmittel. Aber Bilder wie Vater und Kind, Herr und Knecht, Schuldner und Gläubiger können natürlich ebensowenig wie die mancherlei Gleichnisse die Sache vollkommen zum Ausdruck bringen, die sie veranschaulichen wollen, geschweige sie erleben lassen. Sondern es sind Notausdrücke für die Verständigung, welche voraussetzen, daß man die Sache schon irgendwie erfahrungsmäßig kennt oder wenigstens eine Ahnung davon hat, und nun dieses oder jenes Moment, diese oder jene Seite und Beziehung klarstellen wollen. So waren die Bilder

und Gleichnisse nur Hindeutungen auf etwas. Aber nur wer es irgendwie kannte und erlebte, verstand, worauf mit diesem Vergleich aufmerksam gemacht werden sollte.

Man nehme gleich aus der ersten Hälfte des Nikodemusgesprächs das Bild „der Wind weht, wo er will . . . so ist jeder, der aus dem Geist geboren ist". Das kann nur der verstehn, der etwas Entsprechendes erlebt hat. Der weiß sofort, was Jesus damit meint. Der findet auch in jedem Gleichnis die Pointe und wird ohne exegetische Künste die Vergleichsmomente von dem Beiwerk der Schilderung unterscheiden können.

Diese Ausdrucksweise Jesu und der innere Notstand, der damit verbunden ist, tritt ganz besonders drastisch in den folgenden Ausführungen zutage. Und da es sich in ihnen um die tiefsten Dinge handelt, ist die Verkennung dieser Sachlage nirgends so verhängnisvoll wie hier. Denn das liegt doch in der Natur der Sache: je tiefer, verborgener, geheimnisvoller die Dinge sind, umsomehr müssen alle Zeichen und Bilder versagen, mit denen wir jemand aufzuklären versuchen, und um so größer muß das Mißverständnis werden, wenn man die anschaulichen Ausdrücke als Begriffe behandelt und die angedeuteten Vorgänge oder Erscheinungen mit ihnen gleichsetzt.

* * *

Das Gespräch mit Nikodemus hatte Jesu tiefstes Bewußtsein aufgewühlt. Das Schicksal der Menschheit und das große Geschehen, das mit ihm wie eine Götzendämmerung und eine Erlösung von Bann und Verhängnis anbrach, durchdrang ihn wieder einmal tief, ursprünglich, lebendig. Die verborgenen Zusammenhänge kamen in Sicht, und die wunderbaren Vorgänge eines neuen Werdens hörte er rauschen. Nun suchte er angeregt und ergriffen nach Ausdrücken für das Unerhörte und nach Gleichnissen für das Unvergleichliche. So kam denn das göttliche Geheimnis der Menschwerdung in ungefähren, schwankenden, aber deutlichen Umrißzeichnungen zur Darstellung.

Leider haben nun wie sonst überall so auch hier die Theologen die Tatsachen der Unmittelbarkeit des Bewußtseins Jesu und die Art seiner Äußerungen gänzlich verkannt. Sie haben niemals gefragt: auf welche verborgene Wirklichkeit: Verhältnisse und Gesetze, Ereignisse und Vorgänge will uns Jesus hinweisen, welche Gesichte will er deuten, sondern sie blieben immer an den Vorstellungen hängen. Sie sahen sich die Umrißzeichnungen an und fragten sich, theoretisch geartet, intellektualistisch befangen und dogmatisch interessiert wie sie sind: an welche christliche Lehre erinnern die Umrisse und die Ausdrücke. Da fiel ihnen natürlich sofort dieses und jenes Lehrstück ein. Das suchten sie nun darin und verstanden es hinein. In diesem Verfahren waren sie alle einig, ob sie nun als Orthodoxe sagten: zweifellos hat Jesus hier diese und jene Lehre entwickelt, oder als Liberale meinten: da hier unverkennbar spätere theologische Lehrelemente verarbeitet sind, so kann dieses Redestück nicht von Jesus stammen. Aber Jesus ist es gar nicht eingefallen, Lehren zu bilden. Er wollte nur andeuten, was er empfand und sah.

Jesus sagt z. B.: niemand fährt gen Himmel, als der vom Himmel hernieder gekommen ist, des Menschen Sohn, der im Himmel ist. Diese Worte erinnern natürlich jeden, der auch nur seinen Katechismus kennt, an die Lehre von der Präexistenz, von der jungfräulichen Geburt und von der Himmelfahrt. Und wenn Jesus auf die zur Rettung erhöhte Schlange in der Wüste hinweist, so wird das natürlich als eine Anspielung auf sein Kreuz und auf die Lehre vom Erlösungswert seines Todes genommen. Aber damit tut man Jesu Gewalt an.

Wer Jesus nur einigermaßen kennen lernt und einen Hauch seines Geistes verspürt, kommt immer mehr dahinter, daß die unmittelbaren Äußerungen seines innersten Erlebens, die wir in seinen Worten vernehmen, die ganze Welt der Begriffe zersprengen. Ihnen wird Jesus nicht nur der Befreier vom Gesetz, sondern auch der Befreier vom Begriff. Das eine durch neues Werden, das andere durch ursprüngliches Erleben, zu dem er uns den Weg weist.

Während gewöhnlich die Menschen von ihren Theorien besessen an die Dinge mit Begriffen herantreten — ob Kraft und Stoff oder Gott und Geist, das Verfahren ist dasselbe — und die Begriffe der Wirklichkeit aufprägen, in dem Wahn, der Inhalt der Begriffe gebe das Wesen der Dinge wieder, empfand Jesus die ungeheure Spannung zwischen der Wirklichkeit, wie er sie erlebte, und den herrschenden Begriffen, in denen die Menschen ohne unmittelbare lebendige Fühlung mit der entsprechenden Wirklichkeit lebten. Wenn sich nun sein Erleben äußerte, mußten immer die Begriffe bersten, die er als Hindeutung auf die Größen, die man nur durch Erfahrung kennen lernen kann, benutzen mußte. Denken wir nur z. B. an Reich Gottes.

Aber er zersprengte auch die Kategorien. Auch diese sind nur menschliche Fassungsmittel, die wir an die Wirklichkeit heranbringen wie etwa die Breitengrade an die Erdkugel. An sich steht die Wirklichkeit jenseits aller Kategorien. Aber die Erkenntnis muß scheiden, um ordnen, vergleichen, messen und zusammenfassen zu können. So reden wir von Himmel und Erde, Ewigem und Endlichem, Göttlichem und Menschlichem. Aber die lebendige Wirklichkeit läßt sich nicht in Fächer trennen. Darum vergehen sie, sobald wir unmittelbar erleben. So zersprengte auch Jesus in den Äußerungen seines Bewußtseins diese Kategorien, so sehr er sich der Ausdrücke bedienen mußte, die auf diesem Fachdenken ruhen. Er mußte reden von Himmel und Erde, Gott und Mensch, Diesseits und Jenseits u. s. f. Aber was er meint, zerbricht immer die hölzernen Fassungen. Darum herrscht bei ihm immer ein Zwiespalt und Widerspruch zwischen Ausdruck und Aussage, wie wir gleich sehen werden. Aber gerade damit öffnet er uns das Auge dafür, wie er es erlebte und sah im Gegensatz zu den Vorstellungen, die man sich gewöhnlich davon macht.

* * *

Das mußte ich zum Verständnis vorausschicken.

Jesus hatte zuletzt gesagt: wenn ihr keine Empfindung für

diese Dinge habt, die in euch selbst vorgehn, für die Wiedergeburt, wie könnt ihr dafür Empfindung und Verständnis haben, wenn ich euch von den zugrunde liegenden göttlichen Geheimnissen etwas sagen würde, und fährt fort:

> Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder gekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist.

Da haben wir gleich ein Beispiel von dem, was ich sagte: die Erde und darüber der Himmel, so dachte man es sich. Eine Verbindung zwischen beiden kann, wenn man in der Vorstellung bleibt, nur dadurch hergestellt werden, daß jemand in den Himmel fährt und das göttliche Geheimnis herunterholt. Dieser Vorstellungsform mußte sich Jesus bedienen, wenn er dem Nikodemus nicht absolut unverständlich bleiben wollte. Denn wenn ich jemand einen Fingerzeig geben will, so muß ich mich eines Ausdrucks bedienen, der ihm geläufig ist, damit er überhaupt die Richtung weiß, in der das liegt, was gemeint ist. Läßt er es sich zum Hinweis dienen, und bleibt er nicht bei dem Wegweiser stehn, so kann er etwas erleben, demgegenüber diese Andeutung völlig verschwindet, wie das Wort vor dem Erlebnis.

Aber Jesus zersprengt sofort durch seine Äußerung diese Vorstellungsform, indem er sagt: „nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist." Damit mußte dem Nikodemus sein Begriff von Himmel und Erde zusammenstürzen, weil hier das Ineinander von beidem zum Ausdruck kam. Der Theologe findet sich natürlich mit diesem Widerspruch der Vorstellung durch das christologische Dogma ab. Aber hätte Jesus die kirchliche Lehre von seiner Person gekannt, so würde er doch gesagt haben: niemand als der Sohn Gottes, der im Himmel ist, auch wenn er auf Erden wandelt. Aber er sagt ausdrücklich: des Menschen Sohn.

Gerade mit diesem Widerspruch im Ausdruck öffnet er uns die Augen. „Sohn des Menschen" war für ihn weder eine inhaltslose Selbstbezeichnung, noch ein messianischer Titel, sondern es war

eine Fassung für seine tiefste Selbstempfindung, die ein Brennpunkt seines unmittelbaren Bewußtseins war. Die Wahrheit, die in ihm aufleuchtete und die verborgene Wirklichkeit alles Menschlichen ans Licht brachte, strahlte aus seinem Erlebnis dessen heraus, was der Mensch im tiefsten Grunde seines Wesens ist, und seine persönliche Haltung und sachliche Stellung zu allem ruhte darauf. Was das bloße menschliche Lebewesen erst zum eigentlichen Menschen macht, ist ein Wesenskern, der nicht von dieser Welt ist. Jesus meint das, wenn er „Seele" sagt. Erst in dem Maße als sie von den Lebensgewalten dieser Welt entbunden wird und zur Entfaltung kommt, wird das Lebewesen in Wahrheit Mensch, durch die zweite Geburt. Jesus nun erlebte in sich selbst dieses ursprüngliche Wesen des Menschen in seiner vollkommenen Entfaltung, einheitlichen Verfassung, reinen Bildung, wahrhaftigen Haltung und überlegenen Vollmacht. Darum wußte er über seine Natur und Bestimmung, sein Vermögen und Leben auf Grund von Erfahrung Bescheid.

Dieses Selbsterleben mußte für ihn die landläufige dualistische Kategorie Himmel und Erde zersprengen. Wenn das Wesentliche des Menschen nicht von dieser Welt ist, so ist jeder wirklich im Himmel, in dem es lebendig wird. Himmel und Erde sind nicht mehr getrennte Welten, sondern gehen ineinander über. Der Himmel ist der verborgene Hintergrund, Untergrund, das unvergängliche Wesen alles Irdischen. Von diesem Zersplittern der alten Auffassung durch das persönliche Erleben und Schauen Jesu gibt uns der Ausdruck Kunde: „des Menschen Sohn, der im Himmel ist." Darum müssen wir sie aber auch in dem ganzen Satz als unzulängliche, überwundene Vorstellungsform betrachten.

Jesus redet also nicht von seiner Himmelfahrt und Präexistenz, sondern von seiner Existenz als Menschensohn und will sagen, wenn wir es undualistisch ausdrücken: niemand dringt hinein in dieses verborgene Wesen aller Dinge, in das Göttliche, als derjenige, der ihm entsprungen ist. Wir sehen also das bekannte erste Naturgesetz alles geistigen Lebens: „wir erfassen und verstehen alles nur

auf Grund und nach Maßgabe unsrer Erfahrung" hier angewandt auf das Metaphysische im Menschen und im All. Niemand kann die verborgenen Wesenheiten erfassen und kundtun als allein der, in dem sie sich konkret offenbaren, der sie dadurch erlebt, daß sie in ihm aufleben und in Erscheinung treten.

Jesus kannte das verborgne Wesen der Dinge, so weit es im Menschen lebt und waltet. Denn er erlebte es in sich. Und deshalb drang er in diese verborgenen Geheimnisse hinein, d. h. sie leuchteten in seinem Bewußtsein auf. Er konnte es, weil er darin wurzelte, weil er darin und daraus lebte.

In den Zusammenhang des Gesprächs gestellt sagt also die Äußerung Jesu: die Voraussetzung des Glaubens der himmlischen Dinge ist das Erlebnis des Himmels. Wie jemand das Wehen des Geistes in sich lebendig erfahren muß, um die Vorgänge der Wiedergeburt zu begreifen, so muß jemand persönliche Fühlung mit dem Göttlichen gewonnen haben, um Spürsinn für die Geheimnisse, die hier liegen, zu gewinnen. Er muß eingedrungen sein in das, was dahinter liegt, kraft dessen, daß er aus diesen Tiefen lebt. Das kann aber nur der wahre Mensch, in dem das lebt, was nicht von dieser Welt ist.

Man fürchte oder hoffe nicht, daß ich nun diese Äußerungen Jesu begrifflich ausschlachte. Das fällt mir gar nicht ein. Denn so bald man das tut, tötet man das Lebendige, das einem veranschaulicht wird, und gerät auf Abwege von dem, was uns gesagt werden soll. Jesus stand im dauernden Erlebnis des verborgenen organischen Zusammenhangs seines Wesens mit den letzten Tiefen alles Seins und deutet hier darauf hin, daß er aus diesen Tiefen schöpft, indem er lebt und erlebt. Das war sein Bewußtsein von seinem innersten Fürsichleben. Alle Eindrücke und Erlebnisse wurden von ihm aus dieser Tiefe heraus erfaßt und traten in das Licht ihres quellenden Lebens. In dieser Weise waltete eine lebendige Fühlung zwischen ihm und den letzten Ursprüngen, dem tiefsten Wesen alles Seins und Geschehens. So sammelte er wie ein lebendiges Brennglas alle Strahlen der Lebensmacht des Alls, die

sein Auge trafen. Hatte er sie aber persönlich erfaßt, so warf er sie mit vereinter Leuchtkraft auf alle Dinge und Vorgänge zurück und brachte damit ihren Sinn und ihre Wahrheit ans Licht. So offenbarte er Gott. Denn er lebte ihn aus.

Jesus schaute diese seine Stellung in der Sphäre des ursprünglichen Wesens und im Gefüge des wahrhaftigen Lebens. Aber indem er sich so in seiner besonderen Eigentümlichkeit und Bedeutung förmlich plastisch vor Augen sah, stieg vor ihm als Hintergrund seiner Erscheinung die ganze Wirklichkeit der Menschheit auf, die ihn umgab: im Wahn befangen, von Verhängnissen belastet, vom Eitlen, Unpersönlichen, Vergänglichen besessen, von der Sünde entseelt, entartet, verkommen, verloren, sich selbst verwüstend, eine untergehende Welt. Ein furchtbares Chaos des Verderbens und Vergehens voll vernichtender anorganischer Gewalten, wo nichts in Wahrheit lebt und leben kann. Aus diesem Meere des Todes sieht er sich herausragen wie einen Fels des Lebens, der erste wahrhaftige Mensch, der Quell erlösender, heilender Kräfte und schöpferischer Bewegungen.

Wie sollte er das seinem Zuhörer andeuten. Da tauchte vor ihm ein Bild aus der Geschichte Israels auf. Die Wüste. Darin das Volk Israel, hinsterbend in den Schrecken der Pest. Da richtet Moses im Augenblick höchster Todesnot und Verzweiflung eine Schlange an einem Pfahl auf und läßt ausrufen: wer diese Schlange anschaut, wird gerettet. Wie eine Erlösung in seinem Ringen nach Ausdruck muß es Jesus empfunden haben, als das Gesicht, das er von sich und der Menschheit hatte, die Erinnerung an diese Szene in ihm aufblitzen ließ. Jetzt konnte er im Bilde andeuten, was er sah:

> Und wie Moses in der Wüste eine Schlange aufgerichtet hat, also muß des Menschen Sohn aufgerichtet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern ewiges Leben haben.

Dieses Bild bedarf kaum der Erläuterung. Von dem Kreuzestod Jesu ist ebenso wenig die Rede wie von der Erhöhung des

Menschensohns zur Rechten Gottes. Selbst wenn man das Beiwerk allegorisch ausdeutet und in der Anwendung auf Jesus, die natürlich im Ausdruck des Bildes bleibt, eine fernliegende Anspielung sieht, ist diese Erklärung immer noch ein Gewaltakt. „Also muß des Menschen Sohn erhöht werden“ heißt nichts anderes als so muß des Menschen Sohn „als ein Horn des Heils aufgerichtet“ werden. (Luc. 2, 69.)

Wie damals das Holz mit der Schlange zu einem Hort der Rettung für ein hinsterbendes Volk hingestellt wurde, so ist die Bestimmung des Menschensohns, dieser Erscheinung der Wahrheit und des Lebens, dieses Ereignisses neuen schöpferischen Werdens aus den Urquellen der Gottheit, wie ein Fels des Heils und ein Leuchtfeuer der Rettung in dem Chaos der Menschheit und in den nächtlichen Fluten einer untergehenden Welt aufgerichtet zu werden, damit alle, die an ihn glauben, nicht zugrunde gehen, sondern ewiges Leben gewinnen.

Was heißt an ihn glauben? Ihn anschaun, und an dem Erlebnis dieser Erscheinung des eigentlichen Menschenwesens, an dem Eindruck seiner Verkündigung von der Menschwerdung und an der Witterung des Weges zum Leben dann unter allen Umständen festhalten, um aus diesem Erleben, Ergriffenwerden, Empfinden und Ahnen heraus zu leben. Die Lebensbewegungen, die daraus entspringen, sind ewiges Leben, d. h. wesentliches, eigentliches, wahrhaftiges, ursprüngliches Leben.

Den inneren Zusammenhang zwischen Glauben und Leben möchte ich an einem Bilde verdeutlichen, an dem es einem andern klar wurde. Der Atheist, von dem ich im ersten Teil der Nikodemusgeschichte erzählte, erklärte mir seinen Glauben an Jesus durch ein ähnliches Erlebnis. Er habe früher so entsetzlich gestottert, daß er sich habe kaum verständlich machen können. Alle Arten der Behandlung seien vergeblich gewesen, bis er endlich zu einem Arzt kam, der ihm eine ganz einfache Erklärung seines Leidens gab: Sie atmen falsch. Und er lehrte ihn richtig atmen. Das war zunächst nur eine Aufklärung. Aber allmählich lernte er

es von ihm, und es war eigentümlich, daß er immer, so lange er den Arzt anschaute, richtig atmete, so bald er ihn aber aus den Augen ließ, wieder zu stottern anfing. So, sagte er, ist es mir mit Jesus gegangen. Unser Verhängnis ist, daß wir falsch atmen. Jesus klärt uns darüber auf und sagt uns, wie wir atmen müssen, und so lange wir ihn anschaun, atmen wir richtig, leben wir eigentlich.

Das ist wirklich ein treffender Vergleich, der in dem Bilde bleibt, das Jesus hier gebraucht. Wie damals die pestkranken Juden die aufgerichtete Schlange, so müssen wir Jesus aus der lebendigen Empfindung dessen heraus, was er war und für uns bedeutet, anschauen. Er ist die einzige geschichtliche Erscheinung der Wahrheit des Menschen, unsers ursprünglichen Wesens, seiner organischen Verfassung und seines eigentümlichen Lebens, was er ewiges Leben nennt, weil es nicht im Vergänglichen, sondern im Bleibenden wurzelt, darauf sich gründet und darin seinen Schwerpunkt hat. Nur wenn wir diese Art Leben gewinnen, werden wir gerettet. Sonst gehen wir an uns selbst zugrunde.

Auch die Anschauung Jesu vom Verlorenwerden bewegt sich jenseits der üblichen religiösen Begriffe und Kategorien, so oft er sich ihrer bedienen mußte. Wenn er innerlich die verlorene Menschheit schaute, dachte er nicht an ihr Schicksal im Jenseits, sondern an ihr Leiden im Diesseits. Er sah überall, wie alles, was Mensch war, und alle Keime der Menschlichkeit zugrunde gingen. Nirgends kam das heraus, was der Mensch eigentlich ist, und was er werden soll. Es ging ungeboren, unerwacht zugrunde. Keiner kam zu sich selbst, und das Leben der Menschen untereinander war eine verhängnisvolle Verwirrung, Verfitzung, Zerreibung, Vernichtung: nirgends ein gemeinschaftliches Leben, was das ursprüngliche Wesen der einzelnen entbunden und zur Entfaltung gebracht hätte. So sah er alles zugrunde gehn und begriff, warum es nicht anders möglich war.

Aber dieser Eindruck wird von der überwältigenden Klarheit überströmt, daß jeder, der durch die zweite Geburt sein ursprüng-

liches Wesen und eigentliches Leben gewinnt, nicht verloren geht, sondern gerettet wird. Dann wird aus dem Chaos Kosmos, aus der organischen Selbstvernichtung organisches Leben. Das vollzieht sich mit der innern Notwendigkeit und schöpferischen Macht eines Naturvorgangs, wenn wir lebendige Fühlung mit Jesus gewinnen.

Wenn wir ihn anschaun, geht uns das Auge für das wahrhaftige Sein auf. Wir gewinnen Geschmack und Verständnis, Sehnsucht und Drang danach, d. h. Empfänglichkeit. Dann strömen die Kräfte dieses Lebens von ihm aus, die in uns die gleichartigen Lebensbewegungen anregen. Das ist der Vorgang des Glaubens. Glauben ist zunächst ursprüngliche Empfindung. Wenn wir Jesus ansehen und empfinden, was er ist und für uns bedeutet, dann gehen die Schwingungen seines Wesens in uns über, wecken das in uns auf, was nicht von dieser Welt ist, und beleben uns im eigentlichen Sinn. Und aus diesen Lebensbewegungen entsteht eine ganz neue Art des Sehens und Verhaltens, durch das sich unser ursprüngliches Wesen entfaltet.

Wir brauchen dann nur an diesem Eindruck von Jesus, der uns wie ein Ruf zum Leben traf, und an der Erfahrung, daß sich unser eigentliches Wesen dabei regte, unter allen Umständen festzuhalten, so blitzartig er vor uns aufgeleuchtet sein mag, und so schwach wir unter der inneren Erschütterung die ersten Lebensbewegungen unsrer Seele verspürt haben mögen. An diesem Eindruck von Jesus, an seinem Ruf zum Leben und an dem Erlebnis unsrer Seele, kurz an dieser Offenbarung des Göttlichen, die wir erlebten, unerschütterlich der ganzen Gegenströmung des oberflächlichen, vergänglichen und nichtigen Wesens und Treibens, die im Leben über uns zusammenschlägt, zum Trotz, allen gegensätzlichen schlimmen Reizen, auch unsrer ganzen inneren Unklarheit, Verworrenheit und Sünde gegenüber festhalten: das ist die aktive Seite des Glaubens. Sie ist Sache des Willens. Die andere, die ursprüngliche Empfindung ist Sache des Erlebens. Das Verspüren ist die Empfängnis, die Befruchtung. Das Festhalten und sich

darauf Gründen ist das schöpferische Leben. So werden wir durch Glauben gerettet und gewinnen ewiges Leben.

Aber damit ist das Schauen Jesu noch nicht erschöpft:

> Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern ewiges Leben haben.

Das ist wie ein erneutes Hinabtauchen in die Tiefen des Geheimnisses. Die letzten Gründe treten zutage. Diesen Fels des Heils, dieses Leuchtfeuer des Lebens, das er war, schaute Jesus als einen Ausbruch der rettenden Liebe Gottes aus den unerschöpflichen Quellen der alles umfassenden Gnade des Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Ohne die menschenmäßigen Bilder ausgedrückt: Jesus schaute sich und das umwälzende Geschehen, das von ihm ausgeht, als eine Eruption des allem zugrunde liegenden schöpferischen Willens zum Leben. Diese göttliche Lebensglut, die in allem waltet und nach vollendender Entfaltung treibt, die an die Menschen herandringt und sie zu beleben sucht, flammte in Jesus empor, wie wenn eine Feuersäule die Oberfläche der Erde durchbricht und von den verborgenen Gluten Kunde gibt.

Als dieses Ereignis und diese Erscheinung sieht er sich als den eingebornen Sohn Gottes, d. h. den einziggebornen Sohn. In einzigartiger Weise gilt von ihm, daß er Sohn Gottes ist, gegenüber allen Menschen, die kraft ihres verborgenen göttlichen Kerns, ihrer Seele, Kinder Gottes sind. Allen andern Menschen gegenüber, die sozusagen abgeleitete Zeugungen sind, ist er Urzeugung, der erste wahre Mensch, der erste eigentliche und volle Mensch. Alle andern, die das Leben von ihm und durch ihn gewinnen, sind Reben an diesem Weinstock: sie nehmen von ihm das Leben. Den Eindruck, daß er in dem anorganischen Chaos der Menschheit als die Urzelle des Lebens auftaucht und einen Lebensorganismus begründen soll, der in lebendigem Anschluß an ihm wächst, faßt er in den Ausdruck einziggeborner Sohn Gottes.

Nun begreifen wir, daß er sich erst hier so bezeichnet, wo er in dem Ereignis seiner Sendung und Erscheinung einen Durchbruch der Liebe Gottes sieht. Er schaut sich eben als die Eruption des eigentlichen Wesens der Menschheit aus den göttlichen Tiefen. Als dieses geschichtliche Ereignis ist er allen von ihm abgeleiteten neuen und wahren Menschen gegenüber einzig in seiner Art, weil einzig in seinem Ursprung. Als der grundlegende Menschensohn ist er der einziggeborne Sohn Gottes. Darüber hinaus wird nichts gesagt. Das geschichtliche Geheimnis wird aufgeklärt. Das metaphysische bleibt verborgen dahinter. Es wird nur darauf hingedeutet, aber es wird nicht begrifflich entweiht. Jesus liegt vielmehr daran, zur Bekräftigung feierlich zu wiederholen: „auf daß alle, die an ihn glauben, nicht zugrunde gehen, sondern ewiges Leben haben."

> Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn gerettet werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet. Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet. Denn er glaubt nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes.

Dieser Satz ist sehr lehrreich. Denn er zeigt uns, wie sich die althergebrachten Überzeugungen Jesu unter seinen Erlebnissen wandelten, wie unter dem umwälzenden göttlichen Geschehen geheiligte Vorstellungen nicht nur zersprangen, sondern auch ihr Wahrheitsgehalt zutage gefördert und umgebildet wurde.

Man erwartete das Kommen des Reiches Gottes als ein Gericht über die Welt und den, der da kommen sollte, als Richter. Noch der Täufer sah es so. „Er wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen. In seiner Hand hält er die Wurfschaufel, und er wird seine Tenne fegen, und wird den Weizen in seine Scheuer sammeln, und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen." Aber Jesus erlebte die Erfüllung der Weissagung nicht als einen Gerichtstag Gottes, sondern als Rettung und Menschwerdung und sich selbst nicht als Richter, sondern als Hei-

land und Lebensbringer. Darum sah er sich wohl als Abschluß der bisherigen Weltzeit, aber nicht um das Ende der Erdgeschichte herbeizuführen, sondern um die Tore eines ganz neuen Werdens zu öffnen. Gewiß erblickte auch er in der Ferne einen endgültigen Abschluß irdischen Seins, der alles an den Tag bringen werde. Aber erst mußte sich die Gnade erschöpfen und eine Erlösung und Neuschöpfung heraufführen. Der Heiland schloß eine Zeit des Heils auf. „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn gerettet werde."

Wie Jesus in dieser Klarheit das Reich Gottes als ein neues Werden in und unter den Menschen schaute, wie sich ihm sein Kommen auseinanderzog in ein gegenwärtiges verborgenes Keimen und sich Ausbreiten im persönlichen Leben und ein endzeitliches vollendendes Offenbarwerden, so entfaltete sich ihm das messianische Gericht zu einer ebenso verborgenen inneren Krisis, die sich an dem Ruf zum Leben in den Menschen entzünden mußte, um zu erweisen, was an ihnen ist, und zur offenen Klarstellung des Ergebnisses dieser Krisis an jenem Tage. Wie ihm der Tag Gottes zu einem Zeitalter der Schöpfung des Reiches Gottes auf dem Wege organischen Werdens wurde — den Begriff der Entwicklung kannte Jesus gewiß nicht, wohl aber die Erscheinung der Entwicklung — so wurde ihm das Weltgericht zu einem Selbstgericht, das die Menschheit unbewußt durch ihr Verhalten zur Wahrheit an sich vollzieht. An Stelle eines rechtlichen Prozeßverfahrens tritt ein Klärungsprozeß und eine Scheidung, wobei der Ruf zum Leben wie in einem Naturvorgang das Lebensfähige anzieht und zum Leben führt, das Lebensunfähige aber abstößt und verstockt: „Wer an ihn glaubt, der wird gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet."

Jesus sah sich als eine Rettung zum wahrhaftigen Leben für alle Welt. Aber er machte die Erfahrung, daß viele dafür nicht bereit, aufgeschlossen, empfänglich waren. Seine Erscheinung und Aufforderung wirkte verschieden. Die einen wandten sich ihm zu

und glaubten, die andern spürten nichts und wandten sich ab oder lehnten sich gegen ihn auf. So wirkte er wie ein Gericht auf die Menschen, so wurde sein Evangelium zu einer Krisis, bei den einen zum Leben, bei den andern zum Tode. Wer glaubte, wurde gerettet und gewann das Leben. Wer sich ablehnend verhielt, besiegelte seinen Untergang, indem er sich von der Lebensmöglichkeit ausschloß und damit sein Urteil über sich selbst fällte.

„Denn er glaubt nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes." Name bedeutet in der Sprache der Juden den Ausdruck, die Erscheinung, die Offenbarung von jemand. So wird überall im alten Testament vom Namen Gottes geredet. So konnte Name Gottes ganz geläufig statt Gott gebraucht werden. Denn man meinte damit die konkrete, lebendige Offenbarung Gottes, den lebendigen Gott, wie man ihn als Erfahrung Israels kannte. So ist auch hier Name gemeint. Wer nicht glaubt, ist damit gerichtet, weil er nicht an die Erscheinung des einzigartigen Sohnes Gottes glaubt. Wer den Ruf zum Leben ablehnt, tut dies, weil er keine Empfindung für das hat, was in Jesus zutage tritt. Er spürt nicht in dem Eindruck seiner Persönlichkeit und seinen Lebensäußerungen das wahrhaftige Leben, er erkennt ihn nicht als den ersten eigentlichen, wahren Menschen. Ihm dämmert nicht an dem einzigen Gottessohn eine Ahnung von der Würde der Gotteskindschaft auf, die jedem zukommt, so sehr er sie verloren. Wer davon nichts merkt, mit dem ist nichts anzufangen, weil er keine Empfindung für das Wesen und das Leben hat, dessen er teilhaftig werden soll. Und damit ist sein Schicksal entschieden.

Aber woher kommt es, daß Menschen das nicht merken? Was gibt im letzten Grunde den Ausschlag, ob jemand empfänglich oder verschlossen ist?

Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß

seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan."

Jesus will die verschiedenartige Wirkung, welche die Offenbarung des göttlichen Heilswillens durch ihn hervorruft, noch deutlicher machen. Darum gebraucht er ein anderes Bild, um anzudeuten, wie er es sieht: Licht und Finsternis. Licht ist der Ausdruck für die Wahrheit, Finsternis für die Unwahrheit. Nur dürfen wir, wenn Jesus von Wahrheit spricht, nicht an Erkenntnisse, Vorstellungen, Theorien und Begriffe denken. Die Wahrheit ist ihm nicht Wissen, sondern Leben. Es ist die Erscheinung des Eigentlichen und Gehörigen. Die Wahrheit ist der Sinn und das Wesen der Dinge und wird nur dadurch erreicht, daß sie zur Erscheinung kommt, daß sie ins Leben tritt. Die Wahrheit ist die zugrundeliegende Bestimmung, die sich verwirklicht, die lebendige einheitliche und geschlossene Verfassung, die vollendete Entfaltung, die rechte persönliche Haltung, die gehörige Stellung zu allem, das innerliche notwendige Verhalten, das erfüllende Leben. Darum sagt er von sich: Ich bin die Wahrheit. Er war ihre Erscheinung nach allen Richtungen menschlichen Wesens und Lebens.

Aber darum ist die Wahrheit auch das allem Zugrundeliegende, das in allem Verborgene. In Jesus kam sie zum erstenmal zur Erscheinung, zur Verkörperung. Sie wurde sichtbar, greifbar. Sie trat der Menschheit objektiv gegenüber. Aber sie liegt, seit es Menschen gibt, in ihrem eigentlichen Wesen verborgen wie eine gebundene Keimkraft, wie eine ruhende Energiequelle, wie ein gehaltener Werdedrang. Nicht leblos, sondern sie regt sich; sie wird vernehmlich in der Sehnsucht nach Erlösung, im Verantwortlichkeitsgefühl, im Gewissen, im Suchen und Streben. „Das Licht scheint in der Finsternis." Wie einen Schimmer verborgener Lichtquellen verspüren die Menschen die Wahrheit in ihrem Drange zum Guten, in dem Gefühl ihrer absoluten Bedürftigkeit, in dem Streben, höher zu kommen, in der tiefen Unruhe nach Gott. Wer nun aus

dieser Unruhe, dieser Sehnsucht und ihrem drängenden Treiben heraus lebt, der ist aus der Wahrheit, so sehr er noch verkehrt sein mag, der tut die Wahrheit, so verfehlt sie herauskommen mag, so sehr er dabei in die Irre gehen mag. Gewiß kommt die verborgene und unbekannte Wahrheit dabei nur relativ zur Geltung, d. h. so weit es unter den persönlichen und allgemeinen Umständen, auf der Entwicklungsstufe der Menschheit und nach der Reife der Zeiten möglich ist. Aber sie kommt doch zur Geltung, ihrem Lichtgrad und dem Fassungsvermögen der Menschen entsprechend.

Dem Licht der Wahrheit gegenüber steht die Finsternis der Unwahrheit. Das ist das Unwesen, das Sinnlose, das Willkürliche, das Verkehrte, Verwirrte, Verwilderte, Entartete im Menschen, in seinen Verhältnissen und in seinem Leben. Finsternis ist das dumpfe Vegetieren und das Verbrauchtwerden von den Dingen, Umständen und Erlebnissen, die Besessenheit vom Eitlen, Vergänglichen, Wertlosen und Zwecklosen, die Befangenheit von den unpersönlichen Mächten, die Ohnmacht gegenüber den Reizen, das ziellose Tappen im Dunkeln, die Habgier, die Scheinsucht und der Geist, der stets verneint.

Diese Finsternis hat immer das Licht, das in der Welt schien, verschlungen. Es konnte nicht aufkommen gegen die Macht der Finsternis. Der verborgene Drang nach Wahrheit wurde immer durch das herrschende Unwesen unterdrückt. Es blieb bei unfruchtbaren Wehen. Niemals wurde die Wahrheit geboren und trat ins Leben. Im besten Falle war es ein verzweifeltes Ringen und ohnmächtiges Erliegen, ein leidenschaftliches Empordrängen und Wiederversinken im Unwahren. Das Barbarische verschlang immer wieder alles, was aus der Wahrheit werden wollte. Aber der Kampf zwischen Licht und Finsternis hörte nie auf. Denn die Stimme der Wahrheit ist nicht zu ersticken.

Jesus nun brachte eine Scheidung zwischen den Lichtelementen und der Masse der Finsternis. In ihm „kam das Licht in die Welt", und damit eine unerschöpfliche Lichtquelle mit einer Leuchtkraft der Wahrheit, die aller Macht der Finsternis überlegen war.

Die Wahrheit erschien leibhaftig unter den Menschen, eine Erlösung aller verstreuten Lichtstrahlen aus der nächtlichen Befangenheit. Er mußte alle, in denen Schwingungen der Wahrheit Lebensbewegungen auslösten, mit magnetischer Gewalt an sich ziehn. Aber nur diese.

Die Menschen im allgemeinen haben immer die Finsternis mehr geliebt als das Licht. Sie empfanden die Anregungen der Wahrheit, die Forderungen des Gewissens drückend, peinlich, widerwärtig und gehorchten nur widerwillig unter Selbstüberwindung der Stimme des Eigentlichen und Gehörigen, wo man es nicht umgehen konnte. Im Grunde des Herzens fühlten sie sich von der Finsternis mehr angezogen als vom Licht. „Denn ihre Werke waren böse." Was sie lebten, war barbarisch, unmenschlich, sinnlos, willkürlich, verkehrt, widernatürlich, besessen vom Eitlen und Vergänglichen, beseelt von schlimmen Instinkten, beherrscht von den Gewohnheiten, Verhältnissen und Zufällen, geboren aus dem Nein. Wo sie sich der Forderung der Wahrheit unterwarfen, wurde die böse Art und verkehrte Richtung nur eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Es war ein Einfluß von außen, aber nicht ein Aufleben der Wahrheit aus dem Innersten.

Wer in dieser Weise „Arges tut, der haßt das Licht." Man wehrt sich dagegen, und wo man den Schimmer der Wahrheit verspürt, unterdrückt man die Empfindung dafür. Die verstreuten Lichtstrahlen der Wahrheit, die schließlich aus den letzten Quellen stammen, aus denen Jesus die einzige gewaltige Eruption ist, sind ja durch die ganze Geistesgeschichte der Menschheit zu verfolgen. Immer wieder treffen sie die Menschen und beunruhigen sie, weil sie die verborgenen Wahrheitsempfindungen in ihnen erregen. Aber bei den meisten löst die innere Unruhe keine Sehnsucht aus, sondern Widerwillen gegen die unangenehme Störung. Sie sträuben sich daher gegen alles, was ihr Behagen im Eitlen, Vergänglichen, Gemeinen erschüttert, und hassen es. Denn jede Zustimmung wäre eine Verurteilung ihres ganzen bisherigen Wesens und Lebens. Sie müßten sich selbst verdammen und das ganze Werk ihres Lebens für verloren achten. Dieses Selbstgericht hieße für sie sich selbst

aufgeben. Das können sie nicht und wollen es nicht. Darum leugnen sie die Wahrheit und kehren sich ab.

Das trat am stärksten ein, als Jesus wie eine Feuersäule aus den letzten Gründen der Wahrheit in der Finsternis der Menschheit erschien. Der Macht des Eindrucks entsprach der Grad des Hasses, den er überall hervorrief, wo man das Licht scheute.

Aber das ist auch heute nicht anders. Wo der Ruf zum Leben erschallt, und das Sonnenlicht der Wahrheit, die er war und offenbarte, die Finsternis durchbricht, da wird in allen, die dem Unwesen mit Leib und Seele ergeben sind, der heftigste Widerstand erregt. Sie wollen nichts davon wissen und wehren sich gegen den Widerhall, den die Stimme der Wahrheit in ihrem unterdrückten Wahrheitsempfinden weckt. Was sich dafür regt, wird durch einen Sturm des Widerwillens, des Widerspruchs, des Spottes, des Ärgers, der Zweifel und der Lästerung betäubt. Man fühlt sich in seinen Grundfesten erschüttert. Darum wirft man besinnungslos alles dem Ansturm der Wahrheit entgegen, was man grade erwischt, und bekennt sich in blinder Leidenschaft der Verneinung zu allem, was man in Frage gestellt sieht. Das alles kann im Namen der „Wahrheit" geschehen. Ja man glaubt sich als „Lichtfreunde" und „freie Geister" gegen Wahn und Verfinsterung wehren zu müssen. Man führt die „Aufklärung" gegen die Klarheit des wahrhaftigen Lebens ins Feld. Es ist der Kampf der künstlichen Beleuchtung der Nacht gegen den kommenden Tag. Sie wollen nicht aufwachen und mit dem Werke ihres Lebens ans Licht kommen. Denn sie fürchten mit Recht, daß dann all ihr Glanz verbleicht, und alle ihre Schätze in Staub zerfallen.

Gewiß gehören nicht alle, die den Ruf zum Leben mit Fragen, Einwänden und Zweifeln beantworten, zu den instinktiv Widerstrebenden und Ablehnenden. Es kommt darauf an, woher das Zaudern und Bedenken stammt: aus dem Geist, der stets verneint, aus dem Widerstreben gegen eine Erschütterung des bisherigen Lebens, aus der Angst vor dem drohenden Gericht über sich selbst, oder aus dem dunkeln Drange des Suchens und der Sehnsucht.

Alle, die in der Unruhe ihrer Seele die verstreuten Lichtstrahlen der Wahrheit verspüren, werden trotz aller Klüfte der Weltanschauung so mächtig von Jesus angezogen, daß ihre Fragen und Bedenken nur Bemühungen sind, die Hindernisse zu überwinden, die sie scheinbar von ihm trennen. Da ist trotz anfänglichen Zögerns die Anziehung immer stärker als alle Gegensätze der Vorstellungen. Denn sie haben eine tiefe Sehnsucht nach dem Licht, auch wenn sie sich noch nicht gleich mit ihren durch die Beleuchtung der Nacht verdorbenen Augen in die Tagesansicht finden können.

„Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan.“ Wie wundervoll ist das gesagt! In allen Lebensäußerungen der Menschen, die aus dem Suchen und der Sehnsucht heraus leben, schwingt ein Schimmer der Wahrheit und sucht sich geltend zu machen. Aber dieses Wahrheitsempfinden ist abgeblaßt und getrübt, in sich und in seinem Ausdruck schwach und unsicher, in seiner Betätigung befangen und gehemmt, schief und unbeholfen. Man spürt peinlich seine Unvollkommenheit und ist ganz unglücklich darüber, daß man so wenig das heraus leben kann, was man als das Eigentliche unv Gehörige ahnend empfindet. Man leidet unter der Spannung zwischen dem, was in uns drängt, und dem, was dann herauskommt. Man leidet unter der Dunkelheit des verborgenen Drangs, unter dem unfaßbaren Dämmer der Ahnung, unter der Hilflosigkeit, das Ursprüngliche zu empfinden und zu fassen, und unter der Ohnmacht gegenüber dem bannenden und trübenden Einfluß des Unwesens.

Aus dieser Witterung der Wahrheit und aus dem Leiden, sie nicht fassen und verwirklichen zu können, quillt dann immer leidenschaftlicher die Sehnsucht nach einer Erfüllung unsers Verspürens, Drängens und Suchens, das ungestüme Verlangen, daß unsre Wahrheitsempfindung lauterer, feiner und stärker werde, daß uns die Wahrheit aufgehe wie der leuchtende Tag, daß sie in unserm Wesen und unsrer Art zu voller Erscheinung komme und unsre

Werke vollendete Schöpfungen der Wahrheit werden. Deshalb treibt es jeden, der die Wahrheit wenn auch noch so unvollkommen tut, an das Licht.

Und er kommt an das Licht, wenn es vor ihm aufleuchtet. Darum wird jeder zu Jesus getrieben, in dem der Ruf zum Leben die verborgenen Schwingungen der Wahrheit aufklingen läßt, jeder, der von dem lebendigen Eindruck überwältigt wird: das ist die Wahrheit und das Leben. Denn wer die Wahrheit tut, spürt sofort: hier ist die Erfüllung und der Weg dazu, wie das in dir entbunden und entfaltet wird, was dunkel nach Verwirklichung ringt. „Der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden", damit, was eigentlich in uns werden will, offenbar wird, damit es ganz vollkommen, lauter und mächtig in Erscheinung tritt und sich schöpferisch auswirkt, damit es nicht länger so unbeholfen und mühsam in unserm Verhalten konstruiert werden muß, sondern aus der schöpferischen Kraft der Wahrheit unmittelbar ins Leben tritt.

Warum wirkt aber Jesus derart magnetisch auf alle, welche die Wahrheit tun? Weil „ihre Werke in Gott getan" sind. Sie stammen aus den Lebensschwingungen derselben verborgenen Macht, die in Jesus wie ein gewaltiger Ausbruch der schöpferischen Lebensglut Gottes hervorbrach. Darum müssen alle, die aus der Wahrheit sind, mit innerer Notwendigkeit von dem angezogen werden, der die Wahrheit ist. Denn er ist die erfüllende Erscheinung dessen, was leise in allen aufrichtigen Seelen wie eine geheime Sehnsucht und Verheißung schwingt.

So schaute Jesus die Krisis, die er in der Menschheit hervorruft. Sie ist ein Gericht über das Innere der Menschen im Lichte der Wahrheit, durch die anziehende und abstoßende Kraft der Wahrheit.



Von der inneren Verworrenheit.

Einige Beobachtungen zur Aufklärung und Selbstbesinnung.

Wenn ich an die vielen Unterhaltungen zurückdenke, die ich im Laufe der Jahre mit den verschiedensten Menschen gehabt habe, muß ich mich am meisten über die ungeheure Konfusion wundern, die fast allgemein herrscht. Sie setzt umsomehr in Erstaunen, jemehr man findet, daß sie gar nicht nötig wäre. Denn die Menschen selbst sind gar nicht so konfus. Sondern nur ihre Anschauungen sind es, die sie gebrauchen, pflegen, schätzen, verehren. Da herrscht ein wüstes Durcheinander, ein buntes Gemenge ohne inneren Zusammenhang, von Einheit des Gehalts und Stils gar nicht zu reden: kuriose Vorstellungen eignen Gewächses, Erfahrungsergebnisse mit allen möglichen Phantasien verbunden, allgemeine Schlagworte, leere Begriffe, Mißverständnisse und eine Menge oberflächlicher Urteile, die sich bei näherem Zusehn als gefährliche Halbwahrheiten erweisen. Und dazwischen steht der Mensch ohne beherrschendes Urteil darüber, wenn nicht in ihrer Gewalt, unter ihrem Druck.

Glücklicherweise vollzieht sich das Leben selbst gewöhnlich nicht unter dem Einfluß dieser geistigen Mächte, sondern wird durch den gesunden Menschenverstand in der herkömmlichen und allgemein üblichen Weise bestimmt. Das theoretische Chaos ist eine Welt für sich. Aber das Selbstbewußtsein ist von ihr eingeschlossen, bedrückt, befangen, und wenn es sich mit dem Leben abfinden soll, empfindet es gleichzeitig seine Unfähigkeit dazu und die innere Verworrenheit, welche die Ursache davon ist.

Dieser eigentümliche Widerspruch zwischen ganz vernünftigen Menschen und konfusen Anschauungen kommt daher, daß die Vorstellungswelt gar keine organische Beziehung zu dem Wesen und dem Leben der Menschen hat. Die Anschauungen sind nicht durch lebendige Bildung und dauernde Entwicklung daraus geworden und gewachsen, sondern sie sind willkürlich, oberflächlich und zufällig

aufgegriffen und angeeignet worden. Nun sitzt der Mensch darin wie in einem seltsamen Gehäuse, das er im Erbgang überkam oder sich gelegentlich einmal von jemand bauen ließ oder sich selbst notdürftig aus zufälligem Strandgut zusammenzimmerte. Da hinein wurde dann alles mögliche geschleppt, was ihm einmal auffiel und imponierte. Nun steht es buntscheckig herum und häuft sich liederlich an. Die Gebildeten haben dann eine Flucht von Zimmern: ein religiöses, ein naturwissenschaftliches, ein ästhetisches und ein Geheimkabinet für die Reliquien des Aberglaubens, manchmal jedes in besonderem Stil von einer Autorität eingerichtet, aber alle von einander wie Welten und sich ausschließende Daseinsweisen verschieden.

Wenn man bedenkt, welche Mühe diese Ausstattung gekostet hat, ist es schließlich begreiflich, aber für jeden Unbefangenen nicht minder erstaunlich, welchen Wert die meisten Menschen auf alle diese Vorstellungen und Auffassungen legen. Wenn man nicht in einem geistigen Gehäuse, sondern in der freien Natur lebt, begreift man nicht dieses leidenschaftliche Interesse an all den hölzernen Begriffen, leeren Schlagwörtern und Systemtrümmern, zumal wenn die Menschen gar nichts mit ihnen anzufangen wissen, sondern nur damit wie Wilde mit aufgelesenem Kulturkram spielen und sich schmücken, oder darunter keuchen und es mühsam durchs Leben schleppen.

Die meisten Fragen, die ich namentlich früher massenhaft erhielt, — jetzt wissen doch schon zu viele, was ich davon halte — drehten sich immer um verehrte Überzeugungen, über deren Stand und Bedeutung man sich nicht klar war: wie stellen Sie sich das vor? was meinen Sie dazu? wie verträgt sich dieses und jenes? Oft ging ich dann in die Rumpelkammer meines Gedächtnisses — ich habe ja früher auch einmal in solch einem Gehäuse, das mit allem möglichem Trödel ausstaffiert war, gelebt — und zog das betreffende Möbel hervor, charakterisierte es und erklärte seine Bedeutung. Sehr oft aber, und je fremder mir selbst der Urväterhausrat wurde, um so häufiger antwortete ich: das weiß ich nicht;

oder: daran habe ich noch nicht gedacht; oder: dafür interessiere ich mich nicht; oder: was geht Sie das an? oder: das habe ich schon lange wieder vergessen. Ich finde nämlich immer mehr, daß, wenn derartige Fragen überhaupt gestellt werden müssen, es gar keinen Wert hat, sich damit zu beschäftigen, wenigstens nicht für den, der sie stellt.

Sachlich sind sie ja meistens gar nicht so dumm und oft von ehrwürdigstem Alter. Aber wenn sie gar keine Lebensbeziehung zu dem betreffenden Menschen haben, ja wenn sie in einem geradezu grotesken Gegensatz zu seiner persönlichen Unbeholfenheit in den einfachsten Lebenslagen stehen, wenn er ihnen geistig gar nicht gewachsen ist, so gehen sie ihn ebensowenig etwas an, wie es für ihn etwas ausmacht, ob er die Bedeutung und den Ursprung irgend einer Porzellanfigur, die auf einem Wandbrett steht, oder eines religiösen Bildes, das an der Wand hängt, kennt. Dann staunt man, warum die Menschen auf alle diese Fragen solchen Wert legen, warum sie sich mit einem solchen Vorstellungswust belasten und innerlich abmühn, warum sie nicht alles, was ihnen innerlich fremd ist, kurz entschlossen hinauswerfen.

Viele halten nun ja die Fülle der Gedanken für inneren Reichtum. Und die meisten glauben ohne umfänglichen Hausrat von Meinungen und Überzeugungen nicht existieren zu können. Aber jenes ist ein Irrtum und dieses ein Vorurteil. Es ist dieselbe Einbildung, wie wenn viele meinen, ohne Vorhang vor den Fenstern nicht existieren zu können und ohne Polstermöbel und Teppiche sich unbehaglich fühlen zu müssen. Sie brauchen nur einmal zu versuchen, um zu sehn, wie gut es geht. Nun kann man natürlich niemand verwehren, sein inneres Heim so voll wie möglich zu stopfen, wenn er sich nur darin zurechtfindet und wohl fühlt. Aber das ist doch eine Narrheit, wenn er sich alles mögliche Zeug darin anhäuft und pietätvoll aufbewahrt, mit dem er nichts anzufangen weiß, was ihn beunruhigt, worüber er erst Erkundigungen einziehn muß, damit es ihm nicht unheimlich wird. Das ist doch ein Wahnwitz, lebenslang mit Vorstellungsbildern einen Kultus zu treiben,

ohne eine wirkliche Fühlung des Lebens dazu zu haben, ohne daß sie im Gefüge des persönlichen Lebens eine organische Stellung einnehmen. Dieser Götzendienst der Begriffe, ohne eine Ahnung, geschweige einen Eindruck, ein Erlebnis der Wirklichkeit, die sie nur wie Noten die Töne andeuten, ist doch ebenso verrückt, wie wenn sich ein unmusikalischer Mensch mit allerlei Partituren beschäftigt.

Das ist aber kein harmloser Wahn, sondern ein Verhängnis. Was wir uns aneignen, ohne es zu erleben, was wir uns einverleiben, ohne daß es in uns gewachsen ist, das ist Fremdstoff. Was wir uns einbilden, ohne daß es uns aufgegangen ist, das ist Wahn oder Blindenverständnis. Was wir äußerlich erfassen, nachempfinden und nachmachen, das ist Heuchelei. Was wir willkürlich ergreifen, pflegen und verehren, das ist barbarisches Wesen und geistige Knechtschaft. Unter solch fremden Gewalten kann man aber nicht leben, sondern nur zugrunde gehn.

Nur was uns innerlich notwendig ist, hat Existenzberechtigung in uns: also die Reflexe unsers Erlebens in unserm Bewußtsein, die reifenden Früchte unsers Werdens, die Lebensauffassung, die unsern Lebensversuchen entstammt, die Weltanschauung, die auf Erfahrung beruht. Nur das Eigene ist das Wahre, das Fremde ist das Verkehrte. Nur das Echte hat Lebenswert, das Unechte hat Todeswert: es stört, hemmt, zersetzt. Es ist faul und versetzt in Fäulnis. Nur was in uns lebendig ist, das ist lebensfähig, empfänglich und schöpferisch, voll Kraft und Klarheit. Die leblosen Vorstellungen aber stumpfen unser Empfinden ab, machen uns beschränkt, befangen, verrückt, überspannt, erstarrt. Sie hemmen unsre Entwicklung, denn sie lassen uns auf einem Standpunkt festfahren. Nur das organisch Gewordene und Eingefügte ist gesund. Alle Fremdstoffe sind Krankheitserreger.

Können wir uns da wundern, daß die meisten Menschen, wenn sie nicht überhaupt innerlich tot sind, so lebensunfähig und schwächlich sind, an allen möglichen Übeln leiden und hoffnungslos dahinsiechen? Gewiß nicht. Wir sehen vielmehr ein, daß die symptomatischen schlimmen Äußerungen ihrer inneren Mißwirtschaft

gar nicht heilbar sind, wenn sie nicht eine gründliche Regenerationskur von allen Fremdstoffen befreit und ihr Bewußtsein in Ordnung bringt.

Es ist also nicht nur eine Forderung der Reinlichkeit, sondern auch der Gesundheit, nicht nur eine Forderung der inneren Kultur, sondern auch der Erlösung: alles, was nicht innerlich notwendig ist, muß heraus. Auch die allerwertvollsten Vorstellungen, Begriffe und Überzeugungen sind uns zum Schaden, so lange wir sie nicht erleben, so lange sie nicht in uns aufgehn. Wir müssen unsern Bewußtseinsinhalt einer gründlichen Prüfung unterziehn. Um drei Fragen handelt es sich: erstens, was ist haltbar, zweitens, was gehört uns, drittens, was hat Lebenswert? Das muß mit unbestechlicher Ehrlichkeit untersucht werden. Keine sentimentalen Pietätsanwandlungen und leichtfertigen Liebhabereien dürfen uns beeinflussen.

Was nicht in uns feststeht, sollen wir fallen lassen. Und was künstlicher Stützen bedarf, steht nicht fest. Wer durchgreifen will, hält darum nichts zurück, was bloß auf Autorität, auf Herkommen und Übereinkommen beruht. Er läßt sich auch nicht durch das Ansehn und die scheinbare Nützlichkeit bestechen, sondern entäußert sich von allem, was nicht tief in eignen Eindrücken und Erlebnissen begründet ist und sich durch das Leben als haltbar und dauerhaft bewährt hat.

Dazu wollen wir alles ausscheiden, was in uns nicht eigentümlich ist: was wir nicht selbst erlebt, was nicht auf unserm Boden gewachsen ist, was nicht durch lebendige Verarbeitung und persönliche Durchdringung unser eigen geworden ist. Alles uns fremde und leblose Zeug, mit dem wir nichts anzufangen wissen, muß heraus. Es steht uns im Wege und beschränkt unsre Bewegungsfreiheit. Es beschwert unser Leben und hindert uns, wenn wir uns selbst einrichten wollen.

Endlich sollen wir uns ernstlich fragen, was vom Hausrat unsres Innern keinen Lebenswert hat. Denn was nicht dem Leben dient, das hemmt das Leben. Was wir nicht zum Leben brauchen,

belastet uns. Darum fort mit allem wertlosen Wissensballast. Lassen wir fahren, was wir vergessen, und suchen wir zu vergessen, was nur unser Bewußtsein anfüllt und beschwert. Vieles mag ja ganz schön und angenehm zu betrachten sein. Aber wenn wir an Verworrenheit des Geistes leiden, haben wir kein Recht, Luxus und Liebhabereien zu treiben. Wir müssen uns auf das Unentbehrliche beschränken.

Das gilt auch nach der gründlichen Ausscheidung alles Unhaltbaren, Ungehörigen und Überflüssigen für unser weiteres geistiges Leben. Wir dürfen nur genießen, was wir verdauen können. Sonst werden wir sofort wieder mit Fremdstoffen durchsetzt. Und um wieder richtig und gründlich verdauen zu lernen, müssen wir zunächst einmal ordentlich fasten. Suchen wir einmal, mit so wenig als möglich Vorstellungen, Annahmen und Überzeugungen auszukommen. Verzichten wir einmal auf die begrifflichen Präparate und nähren uns direkt von dem, was das Leben bietet. Trachten wir danach, unser inneres Leben auf die einfachste Form zu bringen. Sie werden dann erstaunt sein, wie wenig wir brauchen, wie viel leichter das Leben ist, je weniger wir überflüssige Bedürfnisse haben. Genau so wie man erstaunt ist, wie wenig man Hausrat braucht, wenn man einmal seinen ganzen Krempel von Andenken, Nippsachen, Vorhängen, Teppichen und anderm Möbelfüllsel hinausgeworfen hat und davon überrascht wird, wie schön, einfach und luftig es geworden ist.

Von da aus kommen wir ganz von selbst auf den Gedanken, daß es in der freien Natur noch viel schöner zu leben ist als im geschlossenen Raum. Warum sollen wir eigentlich im festen Gefüge einer Weltanschauung unser Leben verbringen? Mag sie sein wie sie will, die Luft wird immer schlecht darin sein. Also verzichten wir doch einmal darauf. Wir wollen unser Haus verlassen, unsern Hausrat verbrennen, damit wir in freier Natur leben lernen, und unser Leben von Grund aus selbst schaffen.

* *
*

Ich wünschte jedem einmal die befreiende Erfahrung zu machen, wie wundervoll das ist, wenn man auf alle gewohnten Begriffe und landläufigen Auffassungen verzichtet, mit denen die Menschen hantieren über Gott und Natur, über Stoff, Kraft und Geist, über den freien Willen und die üblichen sittlichen Wertmaße, über den Egoismus und Altruismus, über Sünde und Schuld, Diesseits und Jenseits, Glauben und Wissen, und wie sie alle heißen — wenn man das alles wegwirft und dafür anfängt, einfach zu leben. Das gehört auch zu dem Werden wie die Kinder, zu der Voraussetzung für das neue Wesen; denn es ist die Vorbedingung ursprünglichen Erlebens.

Warum soll man denn immer von einer derartigen Fülle von Ideengespenstern umgeben sein? Sie hindern uns ja doch nur im Leben. Denn sie zeigen uns alles in ungewisser oder falscher Beleuchtung und verrücken uns damit die Dinge und bringen uns in eine schiefe Stellung dazu. Alle nicht in uns gewordenen Begriffe und nicht selbst gewonnenen Auffassungen führen uns nicht zum Verständnis, sondern zum Mißverständnis der Wirklichkeit, weil wir ihre lebendige Bedeutung nicht kennen, wenigstens nicht praktisch, sondern nur theoretisch. Und theoretisches Kennen ist kein lebendiges Kennen.

Es ist gar nicht nötig, daß wir so viel wissen und verstehn. Das Leben bringt uns ganz von selbst zum Wissen und führt uns zum Verstehn, wenn wir nur recht aufmerken. Darum nicht denken und leben, sondern leben und denken! Der Ertrag unsers Erlebens ist das selbstgewonnene Material unsers Nachdenkens, und das Ergebnis unsers Nachdenkens ist dann die uns gemäße Auffassung. Halten wir sie nicht für unfehlbar, so wird sie schon durch das Leben korrigiert werden, wenn sie falsch ist, und so weit sie falsch ist. So wachsen wir in der Erkenntnis durch fortschreitendes Erleben und Werden.

Entschlagen wir uns also einmal aller vorgefaßten Meinungen, geläufigen Begriffe und mühsamen Überzeugungen, und geben wir uns ganz dem unbefangenen und unmittelbaren Erleben und Leben

hin. Wir stehen alle auf einem ganz kleinen Fleck Fußboden. Das ist unsre gegenwärtige Lebenslage. Hinter uns ist die Vergangenheit versunken, wenn wir sie nicht heraufbeschwören, und ihre Nachwehen verschwinden um so schneller, je gesammelter und kräftiger wir das ergreifen, was vorliegt. Vor uns aber wallt der undurchdringliche Nebel der Zukunft und verhüllt uns jede Aussicht. Wir fühlen mit unserm Fuß nur das Gegebene, auf dem wir stehn, und sehen gerade nur den nächsten Schritt, den wir zu tun haben. Nun heißt es den Schritt tun, und dann in dieser Weise jeden Tritt sichernd Schritt für Schritt vorwärts! Sind wir davon ganz in Anspruch genommen, schöpfen wir den Augenblick aus und erfüllen wir die Aufgabe der Stunde so vollkommen wie möglich, dann kommen wir ganz von selbst aus dem unfruchtbaren Gedankentreiben heraus. Wir orientieren uns nicht mehr an allen möglichen Auffassungen, die wir nur kennen, aber nicht wirklich haben, und leben nicht mehr in Ideen und Begriffen, sondern in Eindrücken und Erfahrungen. Wir beschäftigen uns nicht mehr mit Dingen, die uns fern liegen und unbekannt sind, sondern beschränken uns auf das, was uns aus dem Leben auftaucht. Wir geben uns nicht mehr mit allem möglichen Zeug ab, was keine direkte Beziehung zu uns und keine augenblickliche Lebensbedeutung für uns hat, sondern lassen uns an dem genügen, was wir greifen und empfinden, versuchen und erforschen können.

So fassen wir in der Wirklichkeit Fuß und lernen sie kennen, wie sie ist. Durch Leben kommen wir hinter die Tatsachen und Vorgänge, die Gesetze und Werte des Lebens. Es kommt nur darauf an, daß wir möglichst fest, unmittelbar und nachhaltig in der Wirklichkeit Fuß fassen, daß wir möglichst tief in ihr Wurzel schlagen. Die meisten Menschen stehen ja auf dem Kopf. Sie wurzeln nicht in der Wirklichkeit, sondern in einer „Weltanschauung", d. h. in einem Hirngespinst, in einer Luftspiegelung der Wirklichkeit. Kein Wunder, daß sie dann alles auf den Kopf stellen.

Stehen wir aber mit beiden Beinen fest und grade auf dem Boden der Wirklichkeit, ruht unser Wissen vom Leben auf unmittel-

barer Erfahrung, so erwächst uns eine Anschauung der Dinge und eine Auffassung des Lebens von selbst aus unserm Erleben und Leben, gesund und eigentümlich, wurzelecht und unerschütterlich. Denn alles, was wir erleben, spiegelt sich ganz unmittelbar in unserm Bewußtsein, und alle unsre neuen Eindrücke verbinden sich mit unserm bisherigen Bewußtseinsgehalt. So entsteht durch Empfinden und Nachdenken ein Gewebe von Anschauungen im eigentlichen Sinn, eine treue Nachbildung der Wirklichkeit, so weit wir sie kennen lernten. Und unser Urteilsvermögen schafft aus der Blüte der Weltanschauung die reife Frucht der Lebensauffassung.

Was aber so unmittelbar aus dem Leben wächst und reift, wird niemals in eine feste Theorie gefaßt werden können. Und unsre Erkenntnis wird niemals selbständige, d. h. von der Wirklichkeit und dem Leben unabhängige Bedeutung gewinnen. Sie wird immer vom Leben getragen und vom Erleben gewandelt werden. Sie befindet sich ebenso in dauernder Entwicklung, wie wir selbst in dauerndem Werden. Unser Horizont wird sich immer erweitern und unser Verständnis vertiefen. Wir müßten aufhören zu leben, um uns in ein System einspinnen zu können. Wachsen wir aber durch Leben in der Wahrheit, so gehen wir auch von einer Klarheit zur andern in der Anschauung.

Erst auf Grund dieser eigenen empirischen Weltanschauung verlohnt es sich, daß wir uns mit der Auffassung anderer beschäftigen, zur Anregung und Klärung, Prüfung und Läuterung. Aber wir haben dann einen feinen Geschmack dafür, was von den „großen Gedanken" erfahrungsmäßig gewachsen ist, und was man sich bloß ausgedacht hat. Und wir können nur das vertragen, was auf Reflexe der objektiven Wahrheit zurückgeht. Alle spekulativen Hirngespinste schmecken uns nicht. Wir werden vielleicht philosophische Systeme wie Kunstwerke bewundern, aber wir werden uns durch ihre Schönheit niemals verführen lassen, sie für Wahrheit zu nehmen. Wir werden über die kühne Luftschiffahrt in den grundlosen Regionen der Theorie staunen, aber lieber lebensfreudig mit beiden Beinen auf der Erde bleiben, und diese Kunst-

stücke den Artisten überlassen, die in dieser Geschicklichkeit ein Gewerbe finden.

Die Menschen im allgemeinen meinen ja, sie müßten sich alle als denkende Menschen mit den großen Fragen des Daseins grübelnd, unterhaltend und lesend beschäftigen, um darüber ins Reine zu kommen, um einen festen Standpunkt zu gewinnen. Sie ahnen gar nicht, daß sie auf diese Weise der Probleme verlustig gehen. Statt der Rätsel des Lebens haben sie auf einmal Begriffsfragen vor sich. Wenn man sich aber aller dieser theoretischen Gebilde samt der Spannungen, Widersprüche und Schwierigkeiten, die zwischen ihren Begriffsteilen herrschen, entschlägt, dann erlebt man fortwährend die Probleme unsers Daseins, und darauf kommt es an. Jeden Tag wieder innerlich erschüttert werden von dem Problem unsers Daseins, daß man es bis in seinen letzten Nerv hinein spürt, daß es z. B., wenn man etwa hört, daß jemand gestorben ist, oder daß ein Unglück einen ganzen Lebensbau zertrümmert hat, immer wieder aufs neue über uns zusammenschlägt, und wir immer wieder aufs neue mit ihm ringen müssen, um seiner Herr zu werden.

Wer in einem theoretischen Gehäuse lebt, erlebt die Probleme niemals lebendig, weil alle Eindrücke sofort Ideen und Begriffe hervorrufen, deren Beziehungen man dann nachgeht. Oder weil die erstaunlichen Erlebnisse immer gleich durch die fertige Weltanschauung gelöst erscheinen. Man beschäftigt sich mit den Begriffen und den dazu gehörigen Gedanken und hält sich damit die Probleme selbst vom Leibe. Das tiefe unwillkürliche Erstaunen über die Vorgänge des Lebens kennt man nicht mehr, weil man sie nicht direkt erlebt, sondern durch eine theoretische Zwischenwand von ihnen getrennt bleibt. Man wird durch nichts mehr, was man sieht und hört, in Verlegenheit versetzt. Man kann nicht mehr außer sich geraten, weil alles begrifflich erledigt und untergebracht ist. So schützt den Menschen sein Glaube, seine Weltanschauung gewiß vor den Unbilden der Witterung. Aber indem sie ihn schützt, bringt sie ihn auch um die Erlebnisse selbst.

Damit gehen wir aber der eigentlichen Quellen unsers inneren Lebens und unsrer geistigen Entwicklung verlustig. Wie sehr, versteht nur, wer weiß, daß wir nichts erleben können, was nicht ganz wunderbar wäre, und wenn es sich z. B. nur um die Begegnung mit einem fremden Menschen handelte, wo im ersten Moment des Erblickens ein Funke innersten Kontakts herüber und hinüber blitzt. Nur der weiß, daß alle Erlebnisse von ungeheurer Bedeutung sind und uns Tiefen und Zusammenhänge erschließen können, die gar nicht auszudenken sind. Aber der Panzer der Theorien, Vorurteile, Wertschätzungen stumpft dafür ab, weil er uns um die ursprüngliche Empfindung der lebendigen Wirklichkeit, um den feinen Spürsinn für das Verborgene und um die Witterung der Geheimnisse bringt.

Man empfindet nur noch das Subjektive, d. h. die Gefühle und Stimmungen, die Lust und die Schmerzen, die ein Ereignis, eine Erscheinung, eine Lage hervorruft, aber nicht mehr das Objektive, die Sache selbst. Und doch werden das erst die fruchtbaren Erlebnisse, die uns so mächtige Eindrücke machen, daß wir uns selbst, und wie wir uns dadurch berührt fühlen, ganz vergessen. Denn nur so erleben wir die Probleme, die Dinge und Vorgänge wirklich. Im andern Fall erleben wir nur, wie sie uns berühren, z. B. nicht das Rätsel des Todes, sondern nur den Verlust, den uns ein zufälliger Todesfall bringt.

So wird einem nichts mehr zu einem Erlebnis. So verlernt man aber auch das direkte geistige und persönliche Ringen mit den erstaunlichen Vorgängen und Erscheinungen. Man kennt dann nicht das gespannte Verweilen unter den überwältigenden Eindrücken, das geduldige Erleiden und sich Festsaugen an den Problemen, bis uns aus der ursprünglichen Empfindung der Sache die Klarheit darüber aufleuchtet, sondern man sucht emsig, wo man Aufklärung über „die Frage" finden könnte, die irgendein Ereignis angeregt hat. Man liest nach, was der oder jener darüber gesagt hat, unterhält sich mit andern darüber und sammelt bedeutende Äußerungen, um sich aus den Gedanken, die man darüber findet,

eine Anschauung zurechtzumachen, die das Fragwürdige einigermaßen erklärt. Den Ausschlag gibt dabei dann nicht, was zutrifft, sondern was einem am meisten einleuchtet. Mit andern Worten die geistige Beschränktheit, in der man sich befindet.

Das alles beeinträchtigt aber nicht bloß die lebendige Erkenntnis, die innere Entwicklung und die persönliche Reife, sondern es ist auch eine verhängnisvolle Hemmung des Lebens. Denn es macht die Menschen direkt lebensunfähig, es hindert sie sowohl das Leben wirklich zu genießen, sich davon zu nähren und aufzubauen, als auch das Leben zu meistern und zu gestalten.

Die mehr oder weniger verworrene Vorstellungswelt, die theoretische Atmosphäre schiebt sich zwischen die Menschen und die Wirklichkeit, so daß sie ihre Lebenslage, die tatsächlichen Verhältnisse und die eigentlichen Vorgänge gar nicht kennen lernen. Darum leiden nicht nur die konfusen, sondern auch die theoretisch klaren Menschen an einer grandiosen Unbeholfenheit, mit sich selbst und mit dem Leben fertig zu werden. Sie sind allzumal Lebensstümper, weil sie Begriffskrüppel sind. Es ist geradezu tragikomisch zu beobachten, wie sie keine unmittelbare Fühlung mit dem Leben gewinnen und die Wirklichkeit nicht ursprünglich lebendig empfinden können, weil sich sofort ein dicker Nebel von religiösen, ethischen, naturwissenschaftlichen oder historischen Vorstellungen, Urteilen und Kenntnissen davor erhebt und die Wirklichkeit verhüllt. Dann fährt man in den Vorstellungen, die von dem Leben aufgescheucht sind, wie mit einer Stange im Nebel herum, aber ist außerstande, das wirkliche Leben zu erreichen, zu ergreifen.

Man macht z. B. eine schlimme Erfahrung mit sich selbst. Dann verschwindet dem religiösen Menschen das Vergehen als solches sofort hinter dem Begriff „Sünde“. Infolgedessen ist man nicht mit der Sache selbst beschäftigt, sondern nur mit seiner „Sünde“. Man spürt den Druck der Tat, aber man erleidet sie nur als „Sünde“. Und das ist ein ganz vager und unklarer Begriff. Im Grunde ist es ja nur ein religiöses Werturteil, das über das Wesen der Sache nichts sagt. Infolgedessen kommt dann

niemand dahinter, ob das Übel selbst Schwäche oder Unwissenheit oder Befangenheit oder Abhängigkeit oder Willkür oder Widernatur war. Gewiß fragt man sich auch, wie es dazu kommen konnte, aber nur wie es zur „Sünde" kommen konnte, und sucht infolgedessen die Erklärung dafür nicht in der Wirklichkeit, sondern in der religiösen Lehre. Man findet sie also z. B. in dem Unglauben — was die Wirklichkeit des Glaubens ist, weiß man natürlich ebensowenig, man kennt nur den Begriff Glauben — oder in der Untreue gegen Gott — was dieser Vorstellung in der Wirklichkeit entspricht, ist natürlich erst recht eine ganz unbekannte Sache. Man beschäftigt sich auch ernstlich damit, wie man davon loskommen kann. Aber man denkt nicht daran, die Voraussetzungen des Übels wegzuschaffen und es damit einfach unmöglich zu machen, weil man ja weder das Übel, noch seine Voraussetzungen praktisch kennt, sondern man kommt in seiner theoretischen Befangenheit auf den Begriff Sündenvergebung, Gebet, Kampf gegen die Sünde usw. Die parallelen Vorgänge in der theoretischen Befangenheit eines Ethikers mag sich jeder selbst vorstellen.

Wie unglaublich fremd es den Menschen ist, mit der Wirklichkeit umzugehen, sehe ich immer wieder daran, wie unmöglich es allen erscheint, unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden zu leben. Regelmäßig bekommt man den Einwand: aber man muß doch reflektieren. Ich sage nein, man muß nicht reflektieren. Was man zu tun hat, leuchtet in der Gestalt eines Impulses oder einer Klarheit unmittelbar aus dem Empfinden der Lage auf. Natürlich, wenn einem die Welt, das Leben und nicht zuletzt das eigne Innere mit Begriffen vernagelt ist, dann kann man nur eine indirekte, mittelbare, umständliche Beziehung dazu gewinnen, wenn man es überhaupt erreicht. Man nimmt alles begrifflich getrübt, gebrochen und verdeckt auf. Infolgedessen kann man sich alles dessen auch nur begrifflich kompliziert bemächtigen und darauf wirken. Man ist durchaus zu einem reflektierten Leben verdammt, weil die lebendige Fühlung mit dem Leben fehlt. Man kann nicht genial schöpferisch auswirken, wofür man durch ursprüngliches Empfinden

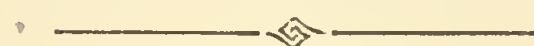
befruchtet wurde, sondern man muß mühsam konstruieren, was man durch Grübeleien herausgetüftelt hat.

Wie deutlich merkt man immer in den Gesprächen, daß die Menschen von den Dingen, wie sie wirklich sind, überhaupt keinen Eindruck haben! Sie kommen immer mit bestimmten landläufigen, konventionellen Anschauungen darüber. Die halten sie für richtig und behaupten auch, daß sie ihrer Erfahrung entsprächen. Und das tun sie auch, weil jede Berührung durch das Leben für sie nur ein Anlaß war, daß ein Begriff bei ihnen lebendig wurde und in Tätigkeit trat. So gewann aber immer nur ein Abstraktum Leben, das Konkretum dagegen erlebten sie nicht. Es ist ihnen dann immer, als ginge ihnen eine neue Welt auf, wenn man ihnen einen anschaulichen Eindruck von den Dingen selbst gibt, und sie sehen dann gewöhnlich auch sofort, wie einfach alles im Grunde ist, nicht nur die Verhältnisse, sondern auch das nötige Verhalten dazu.

Wollen Sie also vom Leben etwas haben und Erlebnisse machen im Großen und im Kleinen, dann gehen Sie heraus aus Ihrer mühsamen, kläglichen, unzulänglichen, zusammengezimmerten Begriffswelt in die freie Natur, in das freie Leben und nehmen Sie hier das unbefangen auf, was sich Ihnen gibt. Fangen Sie so an, wirklich zu erleben, so wird es Ihnen auch gelingen, wirklich zu leben.

Probieren Sie es doch einmal, sich einfach auf das zu beschränken, was täglich in den Kreis Ihrer Erfahrungen tritt und innerhalb dieser Welt lebendiger Eindrücke so zu leben, wie es sich aus Ihren wirklichen Erfahrungen ergibt. Vielleicht kommt Ihnen das dann vor, als müßten Sie wieder anfangen, laufen zu lernen. Dann lernen Sie in Gottes Namen noch einmal laufen, aber vergessen Sie nicht, daß Sie vorher erst einmal auf die eignen Füße treten müssen. Natürlich werden dann viele stolpern und straucheln, daneben treffen und alle möglichen Dummheiten machen. Aber das tut nichts, wenn nur jeder, der gefallen ist, sofort wieder aufspringt und sich durch alle Fehlschläge nur zu neuen Lebensversuchen

anregen läßt. Dann kommen wir auf diesem empirischen Wege zu einer fruchtbaren lebendigen Fühlung mit dem Leben, zu einem wirklichen Lebensvermögen und zu einer gelingenden Lebensführung. Und aus diesem Leben und Erleben ergibt sich dann eine unmittelbare innere Klarheit, die etwas ganz anderes ist als die mühsame und verworrene Vorstellungswelt, die man sich willkürlich und unredlich von allen Seiten zusammengetragen und angeeignet hat.



Ein Briefwechsel über das Verhängnis körperlichen Leidens.

1. Der Brief.

. . . Bitte nehmen Sie einmal den 2. Band 2. Auflage und schlagen Sie ihn bei Seite 90 auf. Da lesen Sie: „Der Mensch ergreift selbst die Herrschaft . . . . seine Hand faßt das Steuer . . . . Er will . . . sein Schicksal selbst in die Hand nehmen . . ." Dazu habe ich an den Fuß der Seite geschrieben: „Das setzt doch wohl eine vollkommene geistige und körperliche Gesundheit voraus?"

Mir wird immer klarer, daß das der Fall ist. Und wie wenig trifft das bei mir zu! Meine körperliche Gesundheit geht zurück. Die Plage meines Lebens ist einmal mein rechtes Bein, und damit wird es immer schlimmer, besonders mit dem Knie, von dem am Sonnabend vor Pfingsten eine Röntgenaufnahme gemacht wurde. Ich bin froh, wenn ich eine Nacht schlafen darf, ohne vor Schmerzen aufzuwachen. Die zweite Plage ist der Lärm im Kopfe, nicht bloß in den Ohren, an dem ich leide, seit ich taub bin, also seit 33 Jahren. In dieser Zeit habe ich noch nicht eine Sekunde (wörtlich) Stille gehabt. Er war das letzte, was ich spürte, wenn ich chloroformiert wurde, und das erste, was mir bewußt wurde, wenn ich aus der Narkose erwachte. Dieser Lärm wird immer toller (oder meine

durch ihn geplagten Nerven immer schwächer?), so daß mir das Arbeiten sehr erschwert wird, so daß ich an manchen Tagen nicht die Hälfte dessen leiste, was ich sonst an guten Tagen leisten konnte. Wohl oder übel habe ich mich entschlossen, Sanatogen zu gebrauchen. Das Mittel ist riesig teuer, aber ich werde es dennoch längere Zeit nehmen, denn wenn es hilft, so bin ich imstande, alles wieder einzubringen.

Meine Denkfähigkeit scheint auch zu leiden. Welche Mühe macht mir dieser Brief! Mir, dem man einst so gute und geistvolle Briefe nachrühmte! Diesen Brief ringe ich einem wahren Höllenskandal ab.

Was mir Geist und Seele unruhig sind! Nur eins hilft: die Bergpredigt. Wenn ich einen Tag nicht darin lese, geht es mir schrecklich. Aber selbst in diesem Troste liegt etwas Bitteres: ich habe so Sehnsucht darnach, selbständig zu sein und der Bücher nicht zu bedürfen. Aber wie kann ich selbständig sein bei diesem wahnsinnigen Lärm und diesem körperlichen Elend, das ich immerzu spüre — ich empfinde mein krankes Bein, die andern Glieder nicht. Und dieses Empfinden spielt hinein bis ins Geistesleben und äußert sich dort als Druck, Schwere und Unfreiheit.

Mir wird immer klarer, daß echte Hilfe hier einsetzen muß, im Körperlichen. Jesu Wunder, die mir absichtslose Gottesfreundlichkeit zu sein schienen, vertiefen sich mir zu bewußter Urbarmachung des Ackers für den Samen des Reiches Gottes. Warum der „Urbarmachung" keine Besäung und kein Reifen folgte, läßt Chotzkys „Religion oder Reich Gottes?" ahnen.

Heut muß erst wieder urbar gemacht werden. Es ist töricht, den Samen auf unurbares Land zu streuen. Etliches wird nicht beachtet. Etliches kann nicht in die Tiefe dringen. Etliches wird überwuchert: . . .

Eine Hilfe, die ein Notbehelf ist, ist eigentlich keine Hilfe, sondern nur eine vorübergehende Linderung des Druckes des Übels. Läßt die Linderung nach, so ist das Übel in seiner ganzen Stärke wieder da. Und was unter dem Einfluß der Linderung geschehen

ist, beweist noch nicht, daß es nun besser geworden ist. Läßt die Linderung nach, ists wieder das alte Elend.

Ich habe z. B. unter dem Einfluß der Bergpredigt schon lange das Morphium weggegossen, das ich mir heimlich auf die Seite geschafft hatte, um mir die letzten Auswüchse meines körperlichen Elends zu ersparen, etwa Amputation des Jammerbeines und Wahnsinnigwerden infolge rückgehender Nervenkraft (Widerstandes) gegen den Kopflärm. Ich sah seiner Zeit darin ein Symptom neuen Lebens, heut weiß ich, daß es nur Suggestionsfrucht war, also nur ein Zeichen für die Güte der Bergpredigt, aber nicht von der Lebenskraft meines Ichs — also für mich wertlos.

Und mit anderm geht mirs auch so: ich weiß nun, es geht vorüber. Aller Glanz, der sich in meinem Wesen entfaltet, ist Einfluß, nicht Ursprünglichkeit. Nehmen Sie mir die Bergpredigt und die grünen Blätter . . . und ich bin nichts mehr als ein Klumpen ohnmächtigen Jammers.

Das ist nicht das Richtige.

Jesus ist kein Virtuos à la Paganini, der Bravourstücke auf einer Saite zuwege bringt; er braucht alle Saiten. Ohne Bild: den ganzen Menschen. Und was Jesus in Anspruch nimmt, muß ganz gesund sein, von schlicht gesunder Kraft. D a r u m gab Er den Seinen alle Vollmacht über alles, was diesem Gesundheitsprinzip im Wege stand . . . Was mir ab und zu wie Ahnen aufdämmerte, daß Kreuz und Krankheit zwei grundverschiedene Dinge sind, das ist mir heut Gewißheit — und meine Sehnsucht ist ein Mensch mit Müllerscher Bergpredigtgesinnung und Lhotzkyschem Naturtiefblick, geeint durch ein Etwas, wofür mir der Ausdruck fehlt. Ein solcher Mensch ginge durch das Land unauffällig und doch beachtet. Im Ort begegnet ihm ein Krüppel. Ein Blick barmherzigen Liebens mit freuender Kraft, ein fast verlegenes Grüßen — und er ist vorüber. Der Krüppel sieht ihm verwundert nach und geht kopfschüttelnd weiter . . . und merkt auf einmal, daß er kein Krüppel mehr ist, und weiß ohne weiteres, daß das mit dem Manne zusammenhängt, der ihn eben grüßte:

es war ein Träger des Himmelreichs, sein Bringer, nicht sein Lehrer ....

Lieber Doktor, Lehrer des Himmelreichs, bringen Sie es mir, uns, allen die trotz Bergpredigt und grünen Blättern fast verschmachten.

Was machen Sie in Schloß Mainberg? Bilden Sie Menschen heran zu Jesu 70-Menschen? Dann schicken Sie mir einen, wenn Sie nicht selber kommen können. Oder spielen Sie dort „Neuland Gottes"? Dann spielen Sie. Aber das interessiert mich nicht. Ich würde nur einfach glauben, daß Neuland-Gottes-spielen ein Sport gesunder Menschen ist, und dafür hab ich armer Krüppel begreiflicherweise nichts übrig.

Ich kann im letzten Hefte, einem der tiefsten, das Sie je geschrieben, die Stelle nicht gleich finden (und habe nicht Zeit zum Suchen und sie leider beim Lesen nicht gleich violett angestrichen), wo Sie sagen, daß Sie die Holzknechte beneidet hätten und heute manchmal glauben, es wäre besser gewesen, einer wie sie zu werden statt Bücher zu schreiben.

Ist das wohl beginnende Erkenntnis, daß man mit Büchern, und sei es selbst eine Bergpredigt, nur Lebenshypnosen hervorruft, aber nicht wirklich Leben vermittelt? Erkenntnis, daß man mit den besten Büchern nur Himmelreich lehrt, nicht Himmelreich bringt?

Manchmal kommt mir die Bergpredigt vor wie ein gutes Kochbuch: die Rezepte sind vortrefflich, die Angaben untrüglich, die Deutlichkeit nicht zu überbieten — nur leider die Substanzen fehlen.

Oder: Was nützt es mir, wenn mich jemand mit ins Konzert nimmt und mir versichert: feine Musik! Der Mann soll lieber meine tauben Ohren auftun, das Zuhören werde ich dann schon selbst besorgen.

Im Grunde genommen weiß vielleicht jeder Mensch, wo's ihm fehlt; denn sein Gutes will eigentlich jeder. Es liegt nur ein Unvermögen vor, es zu erlangen — wie bei mir ein Unvermögen zu hören. Lehre hilft hier gar nicht. Keine Lehre öffnet meine tauben Ohren, nur Kraft ....

Eine Nebenwirkung meiner intensiven Bergpredigtbeschäftigung ist ein Geschmackverlieren an „schöner Literatur". Wie innig liebte ich die Wege nach Weimar. Beim 3. Band bin ich abgeschnappt. Was nicht Bergpredigtgeist atmet, spricht mich nicht an. Die Wege nach Weimar sind aber das Gegenteil der Bergpredigt. Lesen Sie mal Seite 2 des dem letzten Hefte beigelegten Prospektes und damit vergleichen Sie einmal Seite 191/92 der Bergpredigt. Spüren Sie den Gegensatz nicht? Ihre Empfehlung der Wege nach Weimar befremdete mich von diesem Bergpredigtstandpunkt einen Augenblick, doch erkannte ich bald, daß sie nicht schlechthin gilt, sondern nur denen, die noch „in den Schriften suchen". Bergpredigtmenschen gehen nicht nach Weimar, sondern in „Seine Stadt" — und die ist überall, wo Er ist. —

„Das Weizenkorn muß sterben, damit es viele Frucht bringe."

Ja, aber zwischen lebensgewissem Sterben und Untergehen in Jammer und Elend — welch ein Unterschied! Ein Unterschied, wie zwischen Religion und Reich Gottes, Krankheit und Kreuz, Wegen nach Weimar und Bergpredigt . . . .

2. Die Antwort.

. . . Sie ahnen nicht, wie ich des Redens und Schreibens, das ich betreiben muß, seit Jahren überdrüssig bin. Und dieser Überdruß stammt genau aus derselben Empfindung, die sich in Ihrem Briefe ausspricht: daß mit dem Schreiben und Reden sehr wenig getan werden kann, und es viel mehr auf das Leben ankommt, d. h. auf die Darstellung durch das Leben. Das ist nicht etwas, was mir erst jetzt aufdämmert, wie Sie aus meiner Bemerkung in dem Briefe über standesgemäßes Leben schließen, sondern was mir eigentlich immer die Lust zum Schreiben und Reden nahm. Namentlich das Schreiben der Blätter und Bücher hat mir jederzeit große Überwindung gekostet. Aber auch von den Vorträgen war ich eigentlich nach jedem Winter so in ihrer Wertschätzung erschüttert, daß ich immer glaubte, im nächsten Winter

keine mehr halten zu können. Aber gewöhnlich war dann wieder etwas da, was zur Aussprache drängte, und so mußte ich doch wieder sprechen, und die immer wiederkehrende Versicherung der Menschen, daß sie außerordentlich viel davon hätten, tat das ihrige dazu, um die Vorträge nicht ganz aufhören zu lassen. Aber in den letzten Jahren bin ich des Redens und Schreibens immer mehr müde geworden.

Der ganze Versuch von Schloß Mainberg ist ja nur entstanden aus der Sehnsucht nach Fortschritt im Leben und nach Darstellung der Wahrheit im Leben statt in Anschauungen. Das führt mich gleich zu Ihren Bemerkungen über Mainberg: Weder suche ich hier etwas heranzuziehen, noch spielen wir hier Neuland Gottes und neue Menschen. Sondern ich beschränke mich darauf, werden zu lassen, was von selbst werden kann, und warte, was wird.

Ich habe gar keine besonders hohe Meinung von dem, was hier erreichbar ist. Es kann eben auch nicht mehr erreicht werden, als heute überhaupt möglich ist. Ich bin froh, wenn die Menschen, die hierher kommen, durch den Verkehr untereinander, durch den Ton und die Luft, die im Leben hier herrscht, die kindliche Unmittelbarkeit und Harmlosigkeit wieder gewinnen, sich geben wie sie sind und einmal aus sich heraus gehn, wenn sie ursprüngliche innere Fühlung mit andern gewinnen, und die Kräfte des gemeinschaftlichen Lebens kennen lernen. Sie erleben auf diese Weise doch alles mögliche von dem, was sie in den Grünen Blättern gelesen haben, und der Beweis, daß sie etwas davon erleben, ist der, daß sie dann alle besser verstehn, was sie lesen. Im übrigen freue ich mich, wenn Menschen aus einer verfitzten oder verkrachten Lebenslage, aus einer verkehrten Haltung oder falschen Stellung herauskommen, wenn sie z. B. aus dem Nein in das Ja kommen. So wird tatsächlich vielen geholfen und sie kommen zu einer neuen Art Leben, wenn es auch oft noch nicht das neue Leben des ursprünglichen menschlichen Wesens sein mag.

Und nun zur Hauptsache.

Sie können sich denken, daß Ihr Brief mich aufs tiefste er-

griffen hat. Sie werden aber erst ermessen können, wie sehr, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit Ihren Ausführungen den wundesten Punkt getroffen haben, den es bei mir gibt, nämlich unsre Ohnmacht gegenüber den körperlichen Verhängnissen, unter denen Tausende von Menschen leiden, und die meisten von ihnen zugrunde gehn. Daß die Entbindung und Entfaltung des ursprünglichen Wesens im Menschen eine schöpferische Tragweite auch für das körperliche Gebiet haben und Wiederherstellungen hier hervorbringen muß, ist immer meine Überzeugung gewesen. Darin war ich immer mit Chotzky einig, und wenn ich nicht darüber geschrieben habe, so lag das daran, daß ich der Meinung war, man sollte keine Zukunftsmusik machen und nicht über Dinge reden, die man noch nicht kennt und hat. Aber so oft sich uns auch der Schrei der Sehnsucht danach aus der Brust löst, wir können hier nichts machen und erzwingen, sondern müssen auch hier warten, bis uns etwas offenbart wird. Sonst geraten wir in die größten Verirrungen und scheitern kläglich. Wir müssen also auch hier auf die Reife der Zeiten warten, so schrecklich es hier ist, warten zu müssen.

An demselben Tage, als Sie Ihren Brief schrieben, vielleicht zur selben Stunde, hielt ich auf dem Schloß den Eröffnungsvortrag über das Wort des Täufers: „ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben." Dieses Wort ist der genaue Ausdruck meiner ganzen inneren Stellung, und es ist mir in den letzten Monaten immer durch den Sinn gegangen. Wir müssen uns in Demut bescheiden bei dem, was uns gegeben ist, und die Einsicht, daß uns blutwenig gegeben ist, kann nichts daran ändern, daß wir uns dabei bescheiden müssen. Es ist immer die größte Versuchung aller Menschen der Sehnsucht und des Wirkens gewesen, daß sie sich eine Mission, eine Wirksamkeit aneignen wollten, die ihnen nicht gegeben war. Dieser Versuchung werde ich nicht erliegen, weil ich immer einen sehr starken Eindruck von den Grenzen meiner Gaben und Aufgaben gehabt habe.

Unter diesem Eindruck stehe ich immer in Bereitschaft, von dem Schauplatz abzutreten, wenn einer kommt, dem mehr gegeben

ist, um ihm Platz zu machen. Vielleicht sind solche Männer schon in der Verborgenheit vorhanden, denen gegenüber es dann heißt: „er muß zunehmen, ich aber muß abnehmen."

Das steht in genauem Verhältnis zu jener Einsicht, vorläufig jedoch muß ich tun, was ich kann. Und muß deshalb auch noch schreiben und reden, so viel ich zu schreiben und zu reden habe Der Bescheidenheit muß die Treue entsprechen, mit der wir das, was uns gegeben ist, schöpferisch zu entfalten und fruchtbar zu verwerten haben.

Anders ausgedrückt: Ich meine, die Lösungen auf körperlichem Gebiete dürfen nicht beabsichtigt, erstrebt und versucht werden, sondern wir müssen darauf warten, daß sie einmal von selbst zutage treten, daß sie den Menschen, der Organ dafür wird, überraschen, indem sie sich von ihm aus offenbaren. Ich weiß, daß das im Gegensatz zu all den Auffassungen steht, nach denen man sich göttliche Machttaten herbeiglauben könne und müsse. Aber ich halte diese Auffassung für verkehrt und für verhängnisvoll; denn sie führt, wenn sie überhaupt Erfolg hat, zur Einbildung und Suggestion. Mir ist bei dem verstorbenen Blumhardt in Boll immer das ein Beweis „göttlicher" Macht bei seinen „Heilungen" gewesen, daß die erste Gesundung von ihm ausging, als weder er noch der andere an das Übel dachte; denn ihre Unterhaltung drehte sich nur um innere Nöte, und Blumhardt wußte überhaupt nichts von der Krankheit, und der Leidende suchte gar keine Heilung für seine Krankheit. Da war das Gesundwerden also ein reines Auswirken innerer Vorgänge.

Wir können demnach in dieser Richtung nichts anderes tun als dafür sorgen, daß das neue Leben in uns immer mächtiger wird, und das ursprüngliche Wesen immer mehr rein und lauter in uns zur Geltung kommt. Dann wird es sich ganz von selbst zeigen, ob und wie weit davon wiederherstellende Wirkungen auf das körperliche Gebiet ausgehen können.

Das ist nun allerdings kein Trost für Sie, geschweige eine Hilfe. Daß ich die Ihnen nicht bringen kann, das ist mir schwer.

Ich kann Sie nur wieder für Ihre Lage auf meinen kleinen Aufsatz „Wie ich es sehe" im 8. Band verweisen. Ihre Krankheit an sich und in ihrer Steigerung ist für Sie das Problem Ihres Lebens, daß Sie in Ihrem eignen Interesse und im Interesse des Fortschritts der Menschheit zu lösen haben. Wenn Sie es lösen, ist das eine erlösende Leistung für die Menschheit, die auf der Linie des Erlösungstodes Christi liegt: ganz im Verborgenen, unberechenbar in ihren Wirkungen, aber deshalb um so wirksamer.

Wie alle Übel in der Welt sind auch die Krankheiten im letzten Grunde ausbrechende Eiterungen der allgemeinen menschlichen Verkehrtheit des Seins und Widernatur des Lebens. Wer wie Sie ihr Opfer wird, leidet also immer stellvertretend für die Gesamtheit, und seine Aufgabe ist es, darin sich als Mensch zu bewähren. Nimmt er die Plage freiwillig auf sich mit dem tragischen Enthusiasmus, in dem sich unsre eingeborene Überlegenheit über alles Vergängliche offenbart, so löst er durch sein Leben mit an dem Problem der Menschheit, oder um mit Paulus zu reden: so erstattet er an seinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christus, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde (Kol. 1, 24).

Ihr Ohnmachtgefühl unter der Übermacht Ihrer Qualen dürfen Sie nicht zu tragisch nehmen. Das ist kein Gradmesser für Ihre wirkliche Macht und für Ihre Widerstandsfähigkeit. Der Sieg besteht auch gar nicht darin, daß Sie diesen Qualen gegenüber eine immune Überlegenheit behaupten, sondern daß Sie trotz aller Qualen im tiefsten Grunde Ihres innersten Wesens unanfechtbar bleiben. Denken Sie daran, daß auch Jesus am Kreuze scheinbar verzweifelte, d. h. sich verzweifelnd fühlte. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen." Aber daß er trotzdem festhielt an Gott, trotz der furchtbaren inneren Betäubung, die er erduldete, darin lag sein Sieg.

Ähnlich kann es Ihnen ja auch gehen. Aber lassen Sie sich nur nicht dadurch irre machen, daß Sie scheinbar ganz zerschmettert werden und außer sich geraten. Lassen Sie sich dadurch nicht irre machen im Glauben an sich selbst und an die Souveränität des

menschlichen Wesens. Ich erinnere Sie an meine Ausführung in dem Aufsatz über die Furcht. Bekämpfen Sie also derartige Zweifel, wie den, daß alles, was Sie von der Bergpredigt haben, nur eine suggestive Wirkung sei. Sie können mir glauben, daß ein suggestiver Einfluß gegenüber derartigen Anfechtungen, wie Sie sie durchmachen, nicht standhält. Nein, Sie haben etwas wirklich Selbständiges und Eigenes in sich, was angeregt wird durch das, was Sie in der Bergpredigt lesen, und das Bedürfnis dieser Anregung ist kein Zeichen der Schwäche, ebenso wenig wie unser Hunger ein Zeichen der Schwäche ist. Der Zweifel kommt nur daher, daß Sie zu große Ansprüche an sich stellen und meinen, die wahre Überlegenheit müßte sich in einer Unempfindlichkeit gegenüber Ihren Qualen kundgeben. Das wird zuweilen eintreten, aber nur bei suggestionsfähigen Naturen. Und eine solche sind Sie offenbar nicht, trotzdem Sie glauben, von der Bergpredigt suggeriert zu sein.

Ihr ganzer Brief, d. h. Sie selbst, wie Sie sich unmittelbar darin zeigen, ist ein Beweis gegen das, was Sie von sich behaupten. Denn aus diesem Briefe spricht eine tatsächliche innere Überlegenheit über das Leiden, die ein Beweis dafür ist, daß Ihre Krankheit Ihnen ein Kreuz gewesen ist, unter dem Sie gereift sind und noch reifen. Gegen das Vorhandensein dieser Überlegenheit spricht nicht die vorkommende Erschütterung Ihres Bewußtseins unter Ihren körperlichen Qualen. Denn das Bewußtsein ist eben nicht unser innerster Kern, sondern nur die Oberfläche unsers Geistes. Glauben Sie nicht, daß ein Mensch innerlich überlegen ruhigen Auges auch in geistige Umnachtung gehen kann? Ein derartiges geistiges oder körperliches Sterben ist doch wahrhaftig nicht unfruchtbar, weder für den Menschen, noch für die Menschheit. Und selbst wenn jemand schließlich unter der Übermacht der Qualen innerlich zusammenbricht, so bliebe er doch innerlich Sieger, wenn er bis an die Grenzen seines Könnens sich behauptete, Sieger auch noch im Zusammenbrechen seines Bewußtseins.

Unter diesen Umständen muß ich Ihrer Auffassung widersprechen, daß die Menschheit erst durch körperliche Heilungen für

das neue Werden urbar gemacht werden müßte. Auch dagegen sind Sie meines Erachtens selbst ein Beweis. Denn bei Ihnen ist doch diese Vorbedingung nicht eingetreten. Ja es ist sehr die Frage, ob Sie der geworden wären, der Sie sind, wenn Sie gleich im Anfang Ihres Leidens oder auch später ganz gesund geworden wären. Es ist doch eine allgemeine Erfahrung, daß gerade unter dem Druck des Leidens der Ruf zum Leben den stärksten Widerhall findet, und das Samenkorn sich am mächtigsten entfaltet.

Aus Goethes Briefen.*)

Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung. Ich würde in dem geringsten Dorfe oder auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein die höheren Stufen eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich und dort ewig. Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott. Wir sind ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Aber solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speku-

*) Die hier gesammelten Briefausschnitte sind dem 2. Band ausgewählter Goethebriefe entnommen, die unter dem Titel: „Vom tätigen Leben, Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens" im Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt erschienen sind (480 Seiten leicht gebunden 1,80 M.). Vgl. dazu meine Anzeige des 1. Bandes im 9. Bd. der „Blätter" S. 177 f.

lation zu sein. Ein tüchtiger Mensch, der hier schon etwas ordentliches zu sein gedenkt und dadurch täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.

*

Es ist übrigens hier meist in allen Fächern ein so schnelles literarisches Treiben, daß einem der Kopf ganz drehend wird, wenn man drauf horcht. Es ist aber sehr merkwürdig zu sehen, wie in unserer Zeit nichts, auch nur einen Augenblick, an seiner Stelle bleiben kann und alles sich, wo nicht verbessert, doch immer verändert. Die literarische Welt hat das Eigne, daß in ihr nichts zerstört wird, ohne daß etwas Neues daraus entsteht, und zwar etwas Neues derselben Art. Es bleibt in ihr dadurch ein ewiges Leben, sie ist immer Greis, Mann, Jüngling und Kind zugleich, und da, wo nicht alles, doch das meiste bei der Zerstörung auch noch erhalten wird, so kommt ihr kein anderer Zustand gleich. Das macht auch, daß alle, die rein darinne leben, eine Art von Seligkeit und Selbstgenügsamkeit genießen, von der man auswärts keinen Begriff hat. 2. III. 1797.

*

In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe käme. 9. VIII. 1797.

*

Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von Einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und un-

unterbrochner seyn. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich seyn, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeit lang täuschen, das aber nicht lange dauern kann.

Das sicherste Mittel ein freundschaftliches Verhältniß zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselsweise mittheile, was man thut. Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie thun, als in dem, was sie denken. XII. 1798.

*

... Mein August wächst und hat zu gewissen Dingen viel Geschick, zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeschaut werden muß, so wie er auch ein sehr gutes Gedächtnis hat. Meine einzige Sorge ist, bloß das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich lernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach so vielen Seiten hin und ist schuld an so viel falschen Richtungen, die wir an Erwachsnen bemerken. 17. IX. 1799.

*

... Noch eins! Bey strenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sey. Jede Rückkehr vom Irrthum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber seyn kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtseyn zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun ist gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden. 15. IX. 1804.

*

... Was das philosophische Fach betrifft, so lassen Sie uns

auf dem Wege verharren, den wir eingeschlagen haben und der sich schon als der beste bewährt hat. Überhaupt müssen wir von Rechts wegen besser wissen, was dem Publicum frommt, als es selber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Wasser genug da sey, aber woher es zu nehmen, das ist des Röhrmeisters Sache. Das Publicum in seiner Dunkelheit verlangt immer Wasser über Wasser und perhorrescirt oft die ergiebigsten Quellen; man muß das gut seyn lassen, still seyn und nach Überzeugung handeln . . . 23. I. 1805.

*

Wenn Jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren seyn soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Carriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen. 27. VI. 1807.

*

Da ich jetzt meine Collectaneen zur Geschichte der Farbenlehre einigermaßen redigire und ordne; so muß ich in die Geschichte der Kunst, der Wissenschaft, der Welt überhaupt eingehen. Und da kommt mir denn doch vor, daß immer noch in denen Zeiten, die uns stumm und dumm scheinen, ein lauter Chorgesang der Menschheit erscholl, dem die Götter gern zuhören durften. Und für mich ist es immer ein herrlicher Anblick in das dunkle tiefe energische Wirken hineinzuschauen. Wie schön nehmen sich alsdann die einzelnen Völker und Geschlechter aus, die das heilige Flämmchen

des Bewußtseyns bewahren und fortpflanzen! wie vortrefflich diejenigen Menschen, in denen die Flamme wieder einmal aufschlägt . . .
7. III. 1808.

*

Eben so lobe ich, daß du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beym Studiren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst; so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung alles abzuschütteln. 3. VI. 1808.

*

Ich begreife recht wohl, daß Sie bey allen Gütern, womit das Glück Sie begünstigt hat, sich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einsicht blos von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menschen die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höhern Bildung an sich und andere machen, und welchen der Vorgeschmack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wissen was wir selbst sollen und vermögen, und was wir von unsern Umgebungen erwarten können, darüber geht meistentheils das Leben hin und man darf wohl sagen, daß der isolirte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar wenn er auch so glücklich wäre mit gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen. 5. XII. 1808.

*

Indessen mache ich Ihnen zur Pflicht an Selbstbeherrschung, ja an Selbstständigkeit zu dencken und sich nach einem Amte umzusehen, deren manche Sie mit Ehren bekleiden könnten und geschähe es nur um die Überzeugung bey Sich zu nähren: daß in

jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert wird und daß wir nur in sofern für etwas gelten als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegen kommen . . . 19. V. 1809.

*

Das Publicum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karricatur des δημος; es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotieren zu können was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren. 31. XII. 1809.

*

Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Meynungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden und man hat neben seinem Naturell auch noch seine frühern Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. 8. V. 1811.

*

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreun. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigne Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher seyn, und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meynung zersplittert hat.

Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines

Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Siehst du, so steht es mit mir und so wirke ich nach Inren und Außen immer im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Daseyn und Wirken unentbehrlich ist, von andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu seyn und auch dieß vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke, so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst, auch jetzt. 6. I. 1813.

*

Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreyen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. 5. II. 1813.

*

Überall finde ich nur Gutes und Liebes. Bin überall willkommen, weil ich die Menschen lasse wie sie sind, niemanden etwas nehme, sondern nur empfange und gebe. Wenn man zu Hause den Menschen so vieles nachsähe als man auswärts thut, man könnte einen Himmel um sich verbreiten; freylich ist auf der Reise alles vorübergehend und das drückende läßt sich ausweichen. 27. IV. 1815.

*

Dir war freylich abermals eine harte Aufgabe zugedacht; leider bleibt das immer die alte Leyer, daß lange leben soviel heißt als viele überleben, und zuletzt weiß man denn doch nicht was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälliger Weise die erste Ausgabe meines Werthers in die Hände und dieses bey mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.

Ein Theil des Räthsels löst sich dadurch, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum Besten und so wird man alt ohne daß man weiß wie oder warum. Beseh ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe . . . 26. III. 1816.

*

Leugnen will ich nicht, daß ich einsehe am Rhein und Mayn die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: Kindlein liebt euch, und wenn das nicht gehen will: laßt wenigstens einander gelten. Und da wirst du mir Beyfall geben, wenn diese himmlische Botschaft in eurem Ninive einigermaßen griffe, so wärt ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu seyn was ihr seyd. 7. XI. 1816.

*

Die sämmtlichen Narrheiten von Prä- und Postoccupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen ohne daß einer dem andern abborgt. Aber — hier wollen wir

Halt machen, denn es ist mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität, es ist niemand früher und rechtmäßiger als wer sich erhalten kann. 7. XI. 1816.

*

Indem ich mancherlei vergangene Arbeiten wieder belebe, ist es freilich eine ganz besondere Rückkehr in vergangene Zustände. Die Lebenszerstreuung, die mich von einem Gegenstand, von einer Arbeit zur andern riß, wird mir dabei nur allzudeutlich, die Aktenhefte und Papierbündel, wie ich sie durchsehe und aufschnüre, machen mich oft den Kopf schütteln. Wie manches Gute, auch auf Ihre Unternehmungen und Tätigkeit bezüglich, liegt hier verschüttet.

Da bleibt nun weiter nichts übrig als sich nicht zu besinnen und immer nur das Nöthigste vor die Hand zu nehmen. An der Morphologie, Naturwissenschaft u. s. w. wird auch immer sachte fortgedruckt. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs, den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte; er sagte: „Du thust auch als wenn wir dreihundert Jahre alt werden wollten."

Und doch ist, besonders in wissenschaftlichen Dingen, kaum anders zu handeln; wenn man sich nicht alle Jahre zurücknehmen will, so darf man nur mit sich selbst reden. Glücklicherweise hab' ich in diesen Dingen nichts zurückzunehmen, und doch gesteh' ich: man sollte manchmal einen kühnen Gedanken auszusprechen wagen, damit er Frucht brächte. 18. VI. 1819.

*

Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendieren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat: so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringt.

Wenn ich denken müßte daß ein Freund, an den ich einen Brief dictire, über Wortgebrauch und Stellung, ja wohl gar über Interpunction, die ich dem Schreibenden überlasse, sich formalisire, so bin ich augenblicklich paralysirt und keine Freiheit kann stattfinden ... 18. I. 1823.

*

Lange leben heisst gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte ja Wälder und Bäume die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gewärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt seyn; vielleicht gelingt alsdann was uns bis jetzo abging uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. 17. IV. 1823.

*

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das

ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Cultur gemein werde. 6. VI. 1825.

*

... Laß uns auf unsere Weise beharren! fühlen und gewahr werden, denken und thun, alles Uebrige ist vom Uebel. Die neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben. 29. XI. 1825.

*

Ueberhaupt muß ich mich jetzt sehr zusammen nehmen und, mehr als jemals, alles Polemische an mir vorübergehen lassen. Der Mensch hat wirklich viel zu thun, wenn er sein eigenes Positive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Ueberzeugung, daß gar Vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter als man denkt . . . 12. V. 1825.

*

... Ja, gewiß, wenn wir trachten, daß Gesinnung, Wort, Gegenstand und That immer möchlichst als Eins erhalten werde, so dürfen wir uns für echte Nachfolger Luther's ansehen, eines Mannes, der in diesem Sinne so Großes wirkte und auch irrend noch immer ehrwürdig bleibt. Wer an solchen Überzeugungen festhält, wird sich seines eigenen Wirkens erfreuen und auch da, wo er es gehindert fühlt, ruhigen Geistes bleiben. Es betrübt ihn, aber es trübt ihn nicht, wenn er in Künsten, Wissenschaften und sonst vielfach im Leben das Pfäffische heranschleichen sieht, wie es, den menschlichen Schwächen sich fügend, einen Tag nach dem andern sich anzueignen, bildsame Jünglinge zu umspinnen, den Eigensinn der Männer zu stärken und sich so eine bequeme Herrschaft einzuleiten weiß . . . 1826.

*

Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Convolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabey den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Werth verleiht. Wirken wir fort bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu; so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen . . . 19. III. 1827.

*

Ich sagte neulich bey einer Gelegenheit, die ich vielleicht bald näher bezeichne: il faut croire à la simplicité! zu Deutsch: man muß an die Einfalt, an das Einfache, an das urständig Productive glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will. Dieses ist aber nicht jedem gegeben; wir werden in einem künstlichen Zustande geboren und es ist durchaus leichter, diesen immer mehr zu bekünsteln als zu dem Einfachen zurückzukehren. 29. III. 1827.

*

An Erfahrung fehlt es uns nicht, aber an der Gemüthsruhe wodurch das Erfahrne ganz allein klar, wahr, dauerhaft und nützlich wird. 29. III. 1827.

*

Hiebey werd' ich veranlaßt Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterey wenn wir demjenigen zuviel Antheil schenken was uns nichts angeht.

Seit den sechs Wochen daß ich die sämmtlichen Französischen

und Deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte. 29. IV. 1830.

*

Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreif. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mislingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, sodaß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. 17. III. 1832.

29. 7. 08

Leichtsinn und Oberflächlichkeit.

Woher kommt der unglaubliche Leichtsinn, daß wir die Zeit nicht intensiver ausnützen, obwohl wir so oft darüber erschrecken, wie schnell sie verfliegt, und daß jeder Tag unser letzter sein kann? Wer kennt nicht dieses Erstaunen über sich selbst und diese Frage ernstlicher Prüfung in den Augenblicken unwillkürlicher Selbstbesinnung. Es ist nicht ganz leicht, diese unbegreifliche Erscheinung, die so allgemein ist, zu erklären.

Ihre Ursache ist wohl unsre Oberflächlichkeit. Aber ich meine nicht die Oberflächlichkeit als eine besondere Untugend, die wir haben oder nicht haben, sondern die Oberflächlichkeit, die naturnotwendig zu der Art der Lebewesen gehört, die wir zunächst sind. Als vegetierende Lebewesen sind und leben wir oberflächlich und können es gar nicht anders. Denn wir werden gelebt. Wir werden von dem Strom des Lebens erfaßt, getragen, getrieben und mit fortgerissen, und von seiner Strömung befangen merken wir gar nicht, wie unter dem Dahintreiben die Zeit vergeht und verfliegt.

Dann kommen aber Momente, wo sich das in uns bemerkbar macht, was nicht Lebewesen ist, sondern Mensch. Und dann erschrecken wir in unserm innersten Empfinden darüber, wie wir unser Leben vergeuden, weil wir in Wahrheit nicht leben, sondern gelebt werden. Dann kommt uns die Oberflächlichkeit unsers Daseins, die wir in der Benommenheit von dem Leben für gewöhnlich nicht spüren, als ein ungeheuerlicher Leichtsinn zum Bewußtsein.

Infolgedessen gibt es auch nur ein Mittel gegen die Oberflächlichkeit und den in ihr begründeten Leichtsinn: aus diesem vegetierenden Dahintreiben und Gelebtwerden herauskommen und selbst leben. Persönlich leben heißt intensiv leben. Denn wir leben nur dann persönlich, wenn in jedem Augenblick durch die Eindrücke und Ansprüche des Lebens unser innerstes, eigentliches Wesen ausgelöst wird zu selbstätigem Erleben und Leben. In dieser

Auslösung unsers tiefsten Wesens zur Selbstoffenbarung beruht das eigentliche Leben.

Diese Art Leben ist dann immer tief, erschöpfend, ausschöpfend. Sie erhebt den ganzen Gehalt, den ganzen Wert. Sie erfüllt die verborgene Bestimmung. Sie fördert die zu Grunde liegende Wahrheit zu Tage. Sie ist fruchtbar, voll gestaltender Kraft und schöpferischer Wirkungen. Haben wir sie gewonnen, dann können wir gar nicht mehr oberflächlich leben. Dann rinnt uns aber auch die Zeit nicht mehr unversehens durch die Finger, sondern wir erleben das Gegenteil des Erschreckens über die Flucht der Zeit: das Erstaunen über den unermeßlichen Gehalt der Zeit. Dann kann man es z. B. nicht fassen, daß seit Beginn des Schlosses erst vier Jahre vergangen sein sollen, weil sich in diesem Zeitraum der vier Jahre eine solche Fülle der Erlebnisse zusammengedrängt hat, daß es einem wie ein ganzes Menschenleben vorkommt.

Hier liegt der Zugang zu dem zeitlosen Leben, zu dem ewigen Leben. Er liegt in der Tiefe, in der Kraft und in der Vollkommenheit, in der wir leben. Je gründlicher, intensiver und erfüllender wir leben, um so überzeitlicher, gehaltvoller und unvergänglicher wird unser Leben werden. Dann sind wir natürlich gründlich von dem oberflächlichen Dahintreiben kuriert, worunter so viele Menschen leiden.

Diese zwei verschiedenen Seinsweisen scheinen absolute Gegensätze zu sein und sind es auch. Aber von dem einen zu dem andern zieht sich eine Linie der Entwicklung. Es ist die Linie der Menschwerdung, dieselbe Linie, die wir auch sonst überall finden, wenn es sich darum handelt, das Geheimnis unsers Lebens zu lösen.

Ich habe es ein andermal in der Form ausgedrückt, daß wir Menschen zunächst so, wie wir sind, zur Welt kommen und aufwachsen, ein ganz willkürliches Zufallsergebnis der beteiligten Verhältnisse und Umstände sind. Das sollen wir aber nicht bleiben, sondern unsre Bestimmung geht dahin, daß sich aus diesem Zufallsprodukt ein innerlich notwendiges Gebilde voll Sinn und Zweck gestaltet, und ein Leben sich daraus entfaltet, das eine fortgesetzte

Erfüllung einer innneliegenden Bestimmung ist. Da haben wir dieselben zwei Gegensätze, die absolut erscheinen. Aber von dem einen zu dem andern zieht sich eine Linie der Entwicklung, das ist der Weg unsrer Menschwerdung.

Diese Linie zu gehen ist die einzige Möglichkeit, von dem besinnungslosen Fortgerissenwerden im Strom des Lebens herausgerettet zu werden. Das zeitweilige Erschrecken hilft uns nicht. Auch der Gedanke an den Tod erschüttert uns nur in unserm leichtsinnigen Dahintreiben, aber er erlöst uns nicht davon. Ich verkenne gewiß nicht die Bedeutung solcher Anstöße. Ich habe auch immer einen gehabt. Ich habe einmal in früher Jugend eine Geschichte von Jean Paul gelesen, die betitelt war: eine Sylvesternacht. Da sehen wir, wie ein Greis am Fenster steht, seine Stirne an die kalten Scheiben drückt und hinausschaut in die Sternennacht. Er denkt an das Ende des Jahres, an das Ende des Lebens und wird von einem fürchterlichen Schauder über sein gänzlich verfehltes Leben durchschüttelt. Ungeheuer ergreifend wird sein Entsetzen geschildert. Da wacht er auf und merkt, daß er nur geträumt hat, und ist außer sich vor Freude, daß er noch jung ist und sein Leben von Grund aus ändern kann. Diese Geschichte hat damals auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß sie mich durch mein ganzes Leben wie ein Klang verfolgte, den man nicht aus den Ohren bringt: wenn du nur nicht einmal auf ein verfehltes Leben zurückblicken mußt! Und daran entzündete sich natürlich immer und immer wieder der Schauder über die viele verlorne und vergeudete Zeit, bis sie nicht mehr verloren und vergeudet wurde.

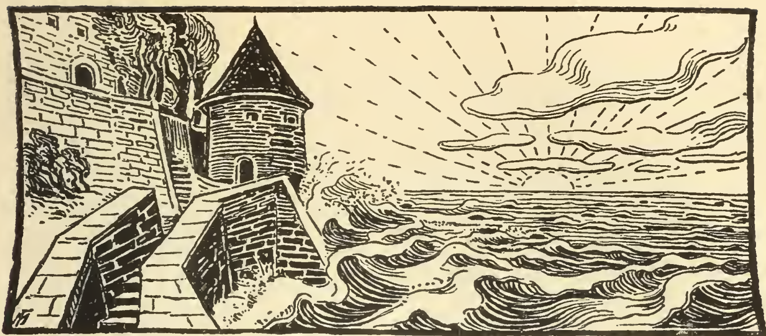
Bei andern ist es das Erlebnis des Todes, das in ihr Leben erschütternd hineintritt und sie daran erinnert, daß wir eben doch nur e i n Leben zur Verfügung haben und deshalb dieses Leben wirklich leben müssen, es unter allen Umständen zurechtbringen und ausnützen müssen, um es auszuschöpfen bis in seine letzten Tiefen. Denn was dann kommt, das wissen wir nicht. Das hilft gewiß auch manchem. Aber stärker als der Eindruck des Todes ist

doch der Eindruck des Lebens. Nur der wird von diesem oberflächlichen Dahintreiben, sich Zerstreuen, die Zeit vergeuden, von dem Gelebtwerden und Verbrauchtwerden durch Arbeit und Genuß gründlich kuriert, der wirklich hinter den Sinn des Lebens gekommen ist, der weiß und erlebt hat, was Leben ist und sein kann, der seine ungeheure Bedeutung für uns Menschen erfaßt hat. Dieses Leben aus der Tiefe unsers Selbst in die Tiefe der Vorgänge und Erlebnisse hinein ist so etwas unsagbar Wunderbares, so etwas Göttliches — ich weiß keinen andern Ausdruck dafür — daß derjenige, der einmal davon geschmeckt hat, für alle Zeiten von jenem oberflächlichen Treiben geheilt ist. Er kann es einfach nicht mehr.

Natürlich wird es auch dann noch zuweilen wieder über uns kommen. Wir stehen ja in einem ununterbrochenen Strom von Eindrücken und Erlebnissen, in einer Flut von allen möglichen inneren und äußeren Reizen. So kommt es, daß gelegentlich für Augenblicke, Stunden, Tage diese Reize die Oberhand gewinnen und wir besinnungslos wie ein Medium auf sie reagieren. Dann sind wir wieder in dem oberflächlichen Treiben drin. Aber niemand hält das lange aus, der einmal davon gekostet hat, was Leben ist. Der fühlt sich angeödet, leer, unruhig, unbehaglich dabei und muß wieder heraus. Immer seltener wird es dann den Reizen gelingen, ihn hinzunehmen und an die Oberfläche zu ziehen, sondern im Gegenteil: die Anregungen werden unwillkürlich immer mehr in die Tiefe hineingezogen und rufen dort Bewegungen hervor, die unter Umständen ganz entgegengesetzter Art sind, d. h. die nicht den Eindrücken, sondern unserm Selbst eigentümlich sind. Man kann dann z. B. in einer Operette Erlebnisse machen, die aus einer ganz andern Welt stammen, als die leichtfertigen Eindrücke, die sie anregten. Das ist dann ein Sympton dafür, daß das eigentliche Leben in uns eine objektive Macht ist und ganz von selbst zur Geltung kommt, nicht eine Absicht und Bemühung, nicht eine zufällige Erscheinung, die von den Eindrücken abhängt, die uns treffen.

Aber dazu werden wir nur kommen, wenn wir die nötige Widerstandsfähigkeit gegenüber den augenblicklichen Reizen und Eindrücken haben. Wer sie nicht besitzt, sondern immer wieder ohne weiteres von allem hingenommen wird, sei es nun ein Vortrag oder ein Buch oder ein Witz oder eine Todesnachricht, der wird immer wie ein Spielball auf der Flut der Eindrücke tanzen und unversehens mit fortgerissen werden. Ob es dann durch sogenannte Tiefen geht oder über Höhen, ob man sich in die Luft geschleudert wähnt oder sich erdrückt fühlt, es ist doch immer das oberflächliche Getriebenwerden. Man erleidet nur alles, aber erlebt es nicht. Was wir aber nicht erleben, das ist vergeblich gewesen. Das ist vergeudet, sinnlos, zwecklos, eitel und vergänglich. Das belebt uns nicht, sondern entseelt. Kein Wunder, daß wir dann über den haarsträubenden Leichtsinn, mit dem wir unser Leben verschleudern, erschrecken, wenn wir einmal den Pulsschlag unsrer Seele wieder spüren.





Die Kunst des Möglichen.

Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Dieses Wort wird uns im Johannesevangelium (3, 27) als ein Ausspruch Johannes des Täufers überliefert, dieser eigentümlichen Gestalt, die der Erscheinung Jesu vorausging, um dann, als er auf ihn vorbereitet und ihn förmlich in seinen Beruf eingeführt hatte, wie der Morgenstern vor dem Aufgang der Sonne zu verschwinden.

In diesem einfachen unbedenklichen Zurücktreten vor dem Größeren liegt etwas Ergreifendes. Aber mich ergreift nicht die Tragik des Schicksals, zurücktreten zu müssen, die eine egoistisch und subjektivistisch beschränkte Jämmerlichkeit darin findet, sondern die menschliche Größe, die sich darin offenbart: die überwältigende Sachlichkeit, Klarheit, Unbefangenheit und Überlegenheit. Diese Größe des Menschen überragt meines Erachtens bei weitem seine Größe als Prophet.

Namentlich auf dem Hintergrund der allgemeinen Erscheinung, daß sonst gewöhnlich in der Geschichte große Aufgaben menschlich kleine Vertreter fanden, und nur zu oft der Vorstoß der Wahrheit und der Fortschritt der Entwicklung von der Erbärmlichkeit ihrer Träger aufgehalten, verdorben oder verschlungen wurde, die nicht zurücktreten konnten, wenn ihre Aufgabe erfüllt war, sondern sich

gedrungen fühlten, sie weiter zu betreiben — auf diesem Hintergrund erscheint uns die Haltung des Johannes ganz außerordentlich.

Sie beruhte grad und fest in dem Bewußtsein: ein Mensch kann sich nichts nehmen, und in der konkreten Folgerung: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Wie einfach! Und doch wie erstaunlich, wenn man damit vergleicht, was für Verirrungen und Verwirrungen dadurch entstanden sind, daß Menschen eine Rolle spielen wollten, daß sie sich einen Beruf aneigneten, den sie nicht hatten, eine Wirksamkeit entfalteten, die über ihre Kräfte ging, über Dinge redeten, von denen sie nichts verstanden, und infolgedessen, statt Wahrheit kund zu tun, nur Hirngespinste verbreiteten, statt Lebendiges zu schaffen, unhaltbare Machenschaften zuwege brachten, statt Hebel Hemmnisse der Entwicklung wurden! Dann ermißt man erst die schlichte Größe und den unscheinbaren Wert dieses Mannes, der ein ganz klares Bewußtsein seiner Mission hatte und ihre Grenzen auch nicht um Fingerbreite überschritt.

Um so wertvoller wird uns die Einsicht, auf der diese Haltung ruhte. In ihr gibt sich eine ganz allgemeine Naturordnung des Lebens kund, die wir uns alle zu Herzen nehmen müssen. Wir können uns nichts nehmen, was uns nicht gegeben wird. Mit andern Worten: wir können uns nichts aneignen, erringen und erraffen, was nicht in uns gegeben *ist*, weil ureigentümlich in uns vorhanden, oder gegeben *wird*, indem es aus dem Vorhandenen entsteht und sich entfaltet. Wir können uns nichts Fremdes aneignen. Entweder wir haben es irgendwie bereits, oder es wird uns immer und ewig fremd bleiben. Was wir haben können, und was aus uns werden kann, das muß irgendwie in uns keimhaft, anlageartig, vermöglich verborgen liegen. Was aber nicht in uns ruht, wird niemals unser sein.

Wir können also nichts willkürlich in uns ergänzen, d. h. dem Vorhandenen etwas Neues hinzufügen, sondern nur entfalten, entwickeln, hervorholen und ausschöpfen, was gegeben ist, oder das Vorhandene verkommen lassen, verwahrlosen, zertreten, vergeuden.

Wir brauchen aber auch gar nichts an uns zu ergänzen. Denn jeder ist von Natur etwas Ganzes. Wir müssen nur dafür sorgen, daß uns nichts verloren geht. Nicht durch Geburt, sondern durch Bildung werden wir einseitig, durch Verbildung, sowohl durch die unwillkürliche des Lebens als durch die absichtliche, die wir durch einseitige Interessen an uns vornehmen. Man kann die Empfindung und Fähigkeit für etwas durch Verzicht auf Gebrauch und durch Überwuchern entgegengesetzter Anlagen verlieren.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alle Menschen von Natur gleichartig, geschweige gleichmäßig begabt wären. Sie sind ganz verschiedenartig beanlagt. Jeder hat seine besonderen Fähigkeiten für sich. Aber niemand kann an sich etwas ergänzen, da jeder ein einheitliches harmonisches Ganzes für sich ist. Sondern wir sollen uns untereinander ergänzen durch Ineinanderfügen, Zusammenwirken und gemeinschaftliches Leben. Diese gemeinschaftliche Ergänzung ruht aber gerade darauf, daß jeder ausschließlich das ihm Gegebene treu bewahrt und entfaltet, rein ausbildet und sorgsam verwaltet.

Darum kann kein Mensch in dem Sinne anders werden, daß er etwas wesentlich anderes wird, als er vorher war. Niemand kann weder sich selbst noch etwas ihm Eigentümliches aufgeben und mit etwas anderem vertauschen. Jeder bleibt immer im Grunde derselbe. Alle möglichen Änderungen sind nur Wandlungen des Gegebenen, mögen es nun Entartungen, Mißbildungen oder Erneuerungen sein. Wenn wir deshalb die Forderung aufgestellt haben, „von Grund aus anders zu werden" so heißt das: anders als wir vorläufig sind und zufällig geworden sind. Es kann nur heißen die Rückkehr zum Ursprünglichen, die Wiedergeburt des Ureigentümlichen, die Belebung und Entfaltung des innersten Kerns des Menschen. Diese Forderung richtet sich also erstens gegen die Veroberflächlichung unsers Seins und die damit verbundene Kernfäule unsers Wesens, zweitens gegen die Entartung und Abstumpfung unsers ursprünglichen Empfindens, drittens gegen die Störungen der Naturordnung und Naturvorgänge des menschlichen

Wesens, viertens gegen die persönliche Abhängigkeit und Entäußerung von den Dingen und endlich gegen alles wider die Natur und die Wahrheit Aufgedrungene und Eingedrungene.

Nur das in uns Gegebene ist das in Wahrheit Mögliche. Alles Übernommene ist uns unmöglich. Alles, was in uns von außen eingedrungen ist, das Angeschwemmte und Abgelagerte, das Aufgepfropfte und Angehängte, das Nachgemachte und Angewöhnte ist eine Belastung und Vergiftung mit Unmöglichem. Das kann kein Mensch verdauen und vertragen. Fremdstoff bleibt Fremdstoff, und die geübteste Unfähigkeit bleibt unfähige Ungeschicklichkeit. Darum ist alle Überlieferung eine Last der Vergangenheit, so lange und so weit nicht ihr Gehalt in uns geboren wird. Und sie kann nur mit dem befruchten, wofür Eignung und Empfänglichkeit vorhanden ist. Alles, wofür wir nicht veranlagt sind, ist erbliche Belastung. Das ist uns nicht gegeben, denn es gehört uns nicht. Was aus der Vergangenheit nicht in uns Boden findet und urwüchsig aufgeht, das müssen wir fahren lassen. Jede Auseinandersetzung mit ihr muß darum auf Grund des Gegebenen erfolgen, nicht auf Grund des Gewünschten oder des Gewesenen. Was nicht mehr lebendig vorhanden ist, das ist endgültig vergangen.

Sind wir ganz und gar an das Gegebene gebunden, dann kann man auch keinem Menschen etwas beibringen, was nicht in ihm ist. Wir können sein Gedächtnis mit Gedanken füllen, aber in sein Bewußtsein keine Klarheiten bringen, die nicht ursprünglich in ihm aufleuchten. Wir können ihm Grundsätze einprägen, aber nicht Empfindungen und Antriebe einpflanzen, die nicht anlageartig vorhanden sind. Darum kann man auch dem Menschen kein ursprüngliches Wesen verschaffen, was nicht kernhaft in ihm läge. Nur deshalb können alle unsers Geschlechts volle Menschen werden, weil sie alle im Keime Menschen sind. Nur deshalb sind sie des Glaubens fähig, weil sie alle ursprüngliche Empfindung haben, nur deshalb für das Göttliche zugänglich, weil sie das Metaphysische in sich tragen, nur deshalb für Sittlichkeit zu haben, weil

die wahre Moral nur die Tatsachen und Gesetze ihres eigentlichen Wesens ausspricht.

Wir haben also ganz recht, wenn wir uns gegen etwas wehren, was uns fremd ist, und sagen: das ist mir nun einmal nicht gegeben, das liegt mir nicht, ob es sich nun um einen Beruf oder eine Fähigkeit oder eine Leistung handelt. Wir sollen dann aber auch die Finger davon lassen, statt bloß damit unsre Unfähigkeit zu entschuldigen, es aber trotzdem zu betreiben. Voraussetzung ist natürlich, daß es nicht ein Vorwand der Trägheit, der Gewohnheit oder der Gemeinheit ist, oder die Scheu vor Selbstüberwindung, die Flucht vor dem Unangenehmen. Sonst wehren wir uns dagegen, daß uns etwas gegeben werden soll, daß eine versiegte Quelle, eine verschüttete Fähigkeit, eine verwüstete Tugend neu geboren werden soll. Wir verschmähen dann den verborgenen Reichtum, der noch in uns ungehoben liegt. Ist es aber eine ehrliche Empfindung und klare Einsicht, daß uns etwas abgeht, so wollen wir uns darum nicht bemühen. Wird es uns doch gegeben, so wird es sich von selbst in uns regen und uns dadurch überzeugen, daß es uns wirklich gegeben ist.

Was wir uns nehmen, bleibt uns im Grunde immer fremd und unvertraut, so gewohnt es uns werden mag. Wir sind nie ganz und von Herzen dabei. Es wird niemals urwüchsig, eigenständig und eigentümlich. Es bleibt immer äußerlich und an der Oberfläche. Es wird nichts Ursprüngliches, weder in der Empfindung noch im Ausdruck. Es gewinnt nichts Unmittelbares, weder im Erfassen noch in den Äußerungen. Es bleibt umständlich, reflektiert, gezwungen, anempfunden und nachgemacht. Es wird keine Auslösung unsers Selbst, keine Erfüllung unsrer Bestimmung, keine Entfaltung unsers Wesens, sondern unpersönliches Treiben, mühsames Keuchen, fruchtloses Greifen, verfehltes Versuchen. Wir werden müde, scheitern, schlagen daneben, geraten in die Irre, in den Wahn und in viel heimliche Qual. Unser Tagewerk beglückt nicht, sondern läßt unbefriedigt. Und was wir so tun und hervorbringen, bleibt ein künstliches Gemächte ohne Bestand und Leben,

ohne Kraft und Gehalt. Denn was wir nicht vermögen, können wir niemals schaffen. Wir können etwas herrichten, aber es ist unhaltbar und unfruchtbar. Und endlich, was über unsre Kraft geht, richtet auch uns selbst zugrunde, weil es uns Gewalt antut und uns erschöpft.

Darum müssen wir uns auf das Gegebene besinnen, uns bei dem Gegebenen bescheiden und von dem Gegebenen ausgehen, um es zu verwalten und zu verwerten. Wir dürfen nicht mit den Augen herumschweifen und etwas wollen, was außer uns liegt. Demgegenüber sind nun aber die meisten Menschen von einer merkwürdigen Verkehrtheit. Es ist allgemein bekannt, daß man immer das begehrt, was man nicht hat, und das verachtet, was man besitzt, daß man auf das stolz ist, was man sich einbildet, und das geringschätzt, worin die wirkliche Bedeutung liegt, daß man sich nicht mit dem begnügt, was man ganz leisten kann, sondern nach Aufgaben strebt, denen man nicht gewachsen ist. Das ist auf dem innerlichen Gebiete genau so wie in den äußeren Verhältnissen. Es gibt ein ganz ungehöriges Unbefriedigtsein mit sich selbst, das immer auf andere blickt und sagt: so möchte ich sein. Das ist ganz verkehrt, weil wir niemals so sein und werden können wie ein anderer, sondern nur so, wie wir selbst sind.

Wie verrückt sind doch genau besehen die Menschen! Sich selbst beurteilen sie immer nach andern Menschen und Maßstäben und die andern nach sich selbst und den eigenen Maßen. Sie vergleichen sich mit den Menschen, die ihnen gefallen, für die sie sich begeistern, und die andern wiederum mit sich. Infolgedessen werden sie ungerecht gegen sich und gegen die andern, ob sie sie nun unter sich oder über sich stellen. So wird die Verwirrung vollständig. Nicht das Gegebene kommt zur Geltung und gibt den Ausschlag, sondern das Vermißte.

Das ist auch ein Grund, warum so wenig Freude an sich selbst und so wenig Freude an den andern unter den Menschen ist. Denn man verkennt das, woran man sich freuen könnte. Statt der Freude finden wir ein zehrendes Mißvergnügen an sich selbst

und an den andern. Gewiß müssen wir unbefriedigt sein mit uns selbst, wenn aus uns etwas werden soll. Aber unser Unbefriedigtsein soll sich darauf beziehen und daran entzünden, daß wir noch so wenig das sind, was wir sein sollen, was wir allein sein können. Es soll aus der Sehnsucht nach dem Möglichen entspringen, nicht aus dem Ärger über das Unmögliche.

Aber wenn dann jemand sagt, an mir ist nun doch einmal nichts, so treibt er die Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst auf die Spitze. Denn es gibt keinen Menschen, an dem nichts wäre. In jedem Menschen liegt etwas Großes, etwas Unvergleichliches, Einzigartiges. Aber das liegt gerade in dem Eigenartigen, was er ganz allein ist, in dem Besonderen, was in und mit ihm gegeben ist. Und dafür fehlt den meisten Menschen der Blick, weil sie ihn nicht darauf richten. Statt sich auf sich selbst zu besinnen, schweifen sie umher und sehen andere oberflächlich an, und mit diesen oberflächlichen Eindrücken blicken sie auf ihre eigne Oberfläche, statt ungeblendet und unzerstreut in sich hinein zu schauen und in sich hinein zu hören, um von dem etwas zu spüren, was verborgen und verschüttet in ihnen liegt.

Nicht von den andern gewinnt man Blick für sich, sondern von sich für die andern. Erst wenn man einen Eindruck hat von dem Wunderbaren, was in den eignen Tiefen ruht, dringt man auch durch das oberflächliche Aussehen der andern hindurch und sucht und spürt etwas von dem, was ihnen gegeben ist. Und dann kann man geradezu berauscht werden von der Herrlichkeit, die in jedem Menschen beschlossen liegt. Denn man sieht sie auch durch die größten Hemmungen ihrer Entfaltung hindurch blitzen. Wir finden ja die verborgene Schönheit der Menschen nie rein, weder in uns selbst noch in andern. Denn sie wird uns durch die vielen Entstellungen, Verkleidungen und Verkümmerungen, Verwahrlosungen und Entartungen verdeckt. Aber sie leuchtet doch durch alles hindurch, und jeder sieht ihren Glanz, dem das Auge für die ursprüngliche Schönheit des menschlichen Wesens aufgegangen ist. Sehen wir sie nicht leuchten, so liegt es nur an unsern Augen. Hätten

wir mehr Empfindung für das, was dahinter liegt, dann würden wir es spüren.

So sehen wir aber nirgends die Möglichkeiten, weder an sich noch in ihrer ursprünglichen Tiefe, unbegrenzten Entfaltungsfähigkeit und weittragenden Bedeutung, weil unsre Augen immer von den Unmöglichkeiten befangen und geblendet sind. Wir verkennen die Wirklichkeit und gehen ihrer verborgenen Herrlichkeit verlustig, weil unsre törichten Wünsche sie uns verhüllen. Das Gold, das wir haben, halten wir für Dreck, und den Dreck, den wir nicht haben, halten wir für Gold. Wäre es nicht so unglaublich dumm, man fände es infam.

* * *

Aber was ist uns denn gegeben? Wir finden so vieles in uns, was uns eigentlich nicht gehört. Was ist Eigentum in uns und was Fremdstoff, was Urgestein und was Ablagerung, was Mitgift und was Strandgut, was ist erworben und was gestohlen, was gewachsen und was aufgenommen, was entspricht dem Gegebenen und was ist verträglich damit?

Johannes sagt: ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Damit werden wir auf die Grundlage unsers Seins und Lebens und auf die Quellen unsers Werdens und Wachsens gewiesen. „Himmel" ist die Region der Wahrheit, das Reich der Ursprünglichkeit, die Sphäre des Ewigen, Göttlichen. Also das Gegebene, von dem wir auszugehen haben, mit dem wir allein das Problem unsers Selbst lösen und die Bestimmung unsers Lebens erfüllen können, liegt allein in dem Bereich der Wahrheit, der Ursprünglichkeit, des unvergänglichen Wesens. Wo ist denn das aber? In uns. Wenn wir es nicht in uns finden, werden wir es nirgends erlangen. Wenn wir nicht den Zugang zum Himmelreich, die Quellen der Wahrheit, die Gründe der Ewigkeit in uns entdecken, werden sie uns ewig verschlossen bleiben.

Was in uns aus dem stammt, lebt, wächst und waltet, was nicht von dieser Welt ist, das ist uns „vom Himmel gegeben". Was anderswoher stammt, lebt, seine Kraft zieht und seine Bedeutung erhält, ist uns nicht gegeben, so sehr es uns beherrschen, beseelen, beglücken mag. Und wenn wir ganz darin aufgehen und es uns ganz erfüllt, das ist kein Beweis, daß es uns gegeben ist, sondern nur, daß wir ihm ganz hingegeben und von ihm besessen sind. Nur was in dem Kern und Keim unsers eigentlichen Wesens wurzelt, das ist in Wahrheit unser. Die ganze Fülle unsrer wurzelechten Fähigkeiten und Anlagen, unsrer eingeborenen Bestimmungen und Eigenschaften, unser Geist und Körper, unser Temperament und unsre Lebenskraft, kurz die ganze Ausstattung unsres Selbst das *ist* uns gegeben vom Himmel. Und alles, was wir aus der Tiefe unsers Selbst erleben und gewinnen, was wir aus der Kraft unsers eigentlichen Wesens ergreifen und beleben, schaffen und wirken, das *wird* uns gegeben vom Himmel. Was in uns persönlich, ursprünglich und lebendig ist, und was in unserm Lebensfonds und Gedinge persönlich durchglüht ist, persönlich verfaßt ist und persönlich gelebt wird, das ist das Gegebene. Alles andere gehört uns nicht und gehört sich für uns nicht. Das ist unwahr und eigentlich unrechtmäßig, stilwidrig, fremdartig, schlecht, ein Mißklang in uns und eine Mißbildung an uns. Das hat keinen Lebenswert, sondern ist Hemmung und Belastung des Lebens.

Vieles wird uns sofort klar werden als „nicht gegeben vom Himmel": was keinen Lebenswert hat, was uns wider die Natur geht, was unpersönlich und unlebendig bei uns ist, was uns hemmt und belastet, was über unsre Kraft geht. Aber alles, was in uns „von der Erde ist", was als erbliche Belastung unser eigentliches Wesen gebunden hält, was Verhältnisse und Einflüsse an harter Schale um unsern ewigen Kern wachsen ließen, was an Selbstgiften und Fremdstoffen in uns eingedrungen ist: alles das wird nur entbunden, gesprengt und ausgeschieden durch Erlösung und Erneuerung. Dadurch, daß das in Wahrheit Gegebene in uns rein und voll zur Geltung kommt, und unser ganzes Dasein

darauf neu begründet wird. Wie das geschieht, kann man in meinem Buche über die Bergpredigt nachlesen. Auch der Aufsatz über „die Entstehung des Lebens" zeigt deutlich genug, worauf es dabei ankommt.

Wissen wir dann aber, was uns in Wahrheit gegeben ist, so heißt es sich auf das Gegebene beschränken und alles, was unecht, uneigentlich, unwahr, unpersönlich ist, ausstoßen und fahren lassen. In dieser Beschränkung zeigt sich der Meister des Lebens. Diese Selbstbeschränkung ist der Weg zu Größe und Fruchtbarkeit. Denn sie stellt unser ganzes Dasein auf die Quellen der Kraft und der Genialität. Auf Grund des Gegebenen sind wir Könner. Denn in der Begründung darauf ruht die Vollmacht darüber.

Haben wir uns aber darauf begründet und beschränkt, so müssen wir es vertiefen, d. h. aus unsrer Tiefe heraus es in seiner Tiefe erfassen. Wir müssen das ungeheure Gut und die wunderbare Herrlichkeit, die in jedem Menschen kernhaft verborgen liegt, erkennen. Die meisten Menschen schätzen aus Oberflächlichkeit sich selbst gegenüber gering, was sie sind, und bilden sich vielmehr auf das etwas ein, was sie nicht sind. Sie werden niemals der unscheinbaren himmlischen Gaben mit ihren ewigen Werten vor den vergänglichen Eitelkeiten, denen sie nachtrachten, gewahr. Wenn sie sich aber nicht darum bemühen, wie sollen sie sie haben? Alles keimt und wächst in uns genau so, wie wir es empfangen und aufnehmen. Nehmen wir es oberflächlich, so bleibt es etwas Oberflächliches, Äußerliches, Zufälliges, Nebensächliches. Fassen wir es tief auf, und schlägt es in unserm Innersten Wurzel, so regt sich seine Tiefe, sein eigentliches Wesen bricht hervor, wächst ursprünglich heraus und breitet seine ganze Herrlichkeit aus. Das gilt ebenso von unsern Fähigkeiten wie von unsern Eigenarten. Man muß erlebt haben, wie ein Mensch Glanz, Feuer und Kraft in allem gewinnt, wenn alles in ihm persönlich durchglüht ist und von ihm alles leidenschaftlich tief erfaßt wird.

Haben wir aber das, was uns gegeben ist, erst einmal lebendig und tief erfaßt, dann werden wir von selbst für seine Entfaltung

sorgen. Vor allen Dingen heißt es da: leben und leben lassen das, was uns gegeben ist; in Wahrheit leben, damit es Kraft und Saft in uns findet und aus uns hervortreibt und knospt, und dann sich auswirken lassen, was heraus will. Es braucht Luft und Freiheit der Bewegung. Schaffen wir die Hemmungen und Belastungen aus dem Wege. Sorgen wir, daß das Eigentümliche nicht überwuchert und erstickt wird. Und lesen wir uns aus allem, was das Leben bietet, das heraus, was uns gemäß ist und Lebenswert hat.

Und nun leben, immer aus dem Gegebenen auf Grund des Gegebenen, voll Glaube und Ehrfurcht vor dem Unvergleichlichen, was wir sind, und der anvertrauten Mitgift, mit der unser Menschenwesen ausgestattet wurde. Der Glaube an das, was wir im Grunde sind und sein können, ist die schöpferische Kraft, die emporhebt, was in uns verborgen liegt, und keimen läßt, was sich aus uns entfalten will. Und selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Sie werden die Wunder des Glaubens erleben. Die Ehrfurcht aber läßt zur Geltung kommen, was aus dem Glauben wächst. Sie schützt und hütet das, was werden will. Sie ordnet das subjektive Urteil und die willkürlichen Wünsche unter das Objektive, das uns vom Himmel gegeben ist, und unter das innerlich Notwendige, was aus dem Himmel stammt.

Das gilt natürlich ebenso den andern wie uns selbst gegenüber. Wir sollen überall nach dem ursprünglich Gegebenen in den Menschen spüren, daran glauben und es respektieren. Denken wir nur an die Kindererziehung. Ich meine nicht nur, was ich im 5. Band der Blätter über die Schranken und Aufgaben der Erziehung gesagt habe, daß sie an das Vorhandene gebunden ist und infolgedessen nicht wesentlich ändern, nicht begaben, sondern nur bilden kann. Ich meine vor allen Dingen das lebhafte Interesse für das Gegebene in jedem Kind, den lebendigen Glauben an seine verborgne Herrlichkeit und die Ehrfurcht, die wir vor allem haben, was vom Himmel ist.

Oder denken wir daran, was wir einander vorhalten, von einander fordern. Wer hat denn hier das Gegebene, das Mög-

liche im Auge? Ein Fehler ist eine Sünde, ein Verbrechen. Und doch fehlt da nur etwas, was sich niemand nehmen kann, es werde ihm denn gegeben. Wie wenig wird in den Ehen, im persönlichen Verkehr, in den beruflichen Verhältnissen an das Gegebene gedacht! Wir kümmern uns nicht darum, schätzen es nicht und rechnen nicht damit, sondern sind ganz von unsern Wünschen und vorgefaßten Meinungen über die andern beeinflußt. Wir verstehen uns nicht auf die einfache Politik des Lebens, die sich in allem auf das Vorhandene gründet, davon ausgeht, sich darauf einrichtet und daraus macht, was zu machen ist.

Wir müssen für uns und unter den andern schaffen, wirken und leben mit dem, was ist. Aber nicht immer beanspruchen, voraussetzen, in Rechnung stellen das, was nicht ist. Nur was ausreichende Grundlage in uns hat, können wir bauen und unternehmen. Die Gabe bedingt und stellt die Aufgabe. Nicht das Amt gibt den Verstand, sondern Gott gibt nur dem ein Amt, dem er den nötigen Verstand gegeben hat. Im andern Fall nimmt sich jemand ein Amt, ohne daß es ihm „vom Himmel gegeben wird". Nur was organisch aus uns erwächst, ist fruchtbar und lebensfähig. Nur was sich mit innerer Notwendigkeit ergibt, ist Entfaltung und Auswirkung des Gegebenen. Genau so aber den andern gegenüber. Wir dürfen sie nicht nach unsern Gedanken, Wünschen und Bedürfnissen beurteilen, ihnen Aufgaben stellen und Erwartung entgegenbringen, sondern das Eigentümliche aus ihnen herausholen, das ihnen Gegebene in Anspruch nehmen, die vorhandenen Interessen und Fähigkeiten gebrauchen. Dann werden wir gewiß mit manchen nichts anfangen können. Aber dann sollen wir auch nichts mit ihnen anfangen, sondern sie ungeschoren lassen. Ob es sich dabei um ihre Dienste handelt, die wir brauchen, oder um Dienste, die wir anbieten, ist ganz gleichgültig, und es gilt ebenso vom Äußerlichen wie vom Innerlichen. Man soll niemand Kinder anvertrauen, der keinen Sinn für Kinder hat. Man soll unreifen Menschen nicht Aufgaben stellen, die persönliche Reife verlangen. Man soll Unselbständigen nicht selbständige, Subalternen

nicht leitende Stellungen geben. Man soll aber auch niemand mit etwas behelligen, wofür er kein Verständnis hat. Das ist die rechte Politik des Lebens, das ist die Kunst des Möglichen.

* * *

Die Klarheit über dieses Naturgesetz und die Begründung unsers ganzen Lebens darauf gibt uns die rechte Bescheidenheit, die rechte Demut. Mir ist an diesem Wort überhaupt erst der Sinn für Demut aufgegangen. Ich gestehe offen, daß ich eigentlich bis vor kurzem weder mit Bescheidenheit noch mit Demut etwas anzufangen wußte. Die Bescheidenheit hatte mir viel zu sehr etwas Verlogenes und die Demut viel zu sehr etwas Gedrücktes. Das war mir zuwider. Gott hat den Menschen aufrecht erschaffen, nicht gebückt, und ein gesundes Selbstbewußtsein darf durch keine Tugend geknickt werden. Aber an dem Worte des Johannes ist mir klar geworden, daß die konventionelle Bescheidenheit und die konventionelle Demut eine Entartung der wahren Bescheidenheit und Demut ist. Die rechte Demut ist das sich Begnügen mit dem Gegebenen, welches die überwältigende Freude an dem Gegebenen und das starke Bewußtsein, das aus der ursprünglichen Empfindung der Bestimmung quillt, die wir auf Grund des Gegebenen haben, nicht ausschließt, sondern einschließt.

Diese Bescheidenheit und Demut ist dann nur die uns zugewandte Seite des echten Respekts vor den andern, sowohl vor denen, denen mehr gegeben ist, als vor denen, denen anderes gegeben ist als uns. Aber das ist auch wieder etwas anderes als die konventionelle Verehrerei, die ebenso menschenunwürdig ist wie die konventionelle Bescheidenheit und Demütigkeit. Denn dieser Respekt vor dem Gegebenen in den andern, der sich mit dem Bewußtsein des Gegebenen in einem selbst vermählt, schließt die Ebenbürtigkeit nicht aus, sondern ein.

Aber noch ein anderes ruht auf diesem Bewußtsein des

Johannes: die Treue gegen uns selbst. Das Gegebene verpflichtet. Wir fühlen uns von der Pflicht durchdrungen, das Gegebene zu behaupten und seinen Wert zu wahren, mit dem anvertrauten Pfund zu wuchern und seine Herrlichkeit zu offenbaren. Wir fühlen uns mit heiligem Ernst auf uns selbst gewiesen und auf uns selbst gestellt. Darum halten wir uns unbeirrt und unbedingt an das Gegebene. Das ist unsre Welt. Alles andere geht uns nichts an. Fortan geht unser Sinn darauf aus, unsre Welt zu schaffen und unser Vermögen fruchtbar zu machen, es in lebendiges Kapital für die andern umzusetzen. Sind wir von dieser Verpflichtung durchdrungen, von der Freude über unser anvertrautes Pfund überströmt und von dem Glauben daran erfüllt, dann werden wir immer uns selbst treu sein. Nicht nur aus Pflicht sondern auch aus Geschmack.

Jedes Aneignen von fremdem Gut ist also nicht nur Diebstahl, sondern auch Untreue gegen sich selbst. Denn in dem Maße, als wir etwas uns nicht Gehöriges uns aneignen wollen, vernachlässigen wir, was in uns urständig, was in uns eigentümlich ist. Damit hemmen wir aber seine Entfaltung und vergeuden seine Fruchtbarkeit. Wir haben keine Zeit, uns mit dem zu beschäftigen, was uns nicht gegeben ist. Denn das Leben regt jeden Augenblick Lebensbewegungen und Äußerungen dessen an, was in uns ist, und gibt uns fortwährend Gelegenheit, uns zu dem zu bekennen, was wir ursprünglich sind. Darum muß jede Stunde dem Gegebenen geweiht sein für die Aufgabe, die sie uns stellt. Das ist der kategorische Imperativ unsers Lebens. Seine Erfüllung ist Treue gegen uns selbst. Nur wenn wir sie halten, ist es möglich, daß sich rein und ganz entfaltet und auswirkt, was uns gegeben ist. In dieser Erfüllung unsrer Bestimmung, in dieser Entwicklung unsers Ursprünglichen besteht unsre Vollkommenheit. Ich sagte, wir sind nach Anlage und Bestimmung von Natur etwas Ganzes. Wir werden es also niemals durch Aneignung von Fremdartigem und Ungehörigem, sondern ausschließlich durch Entfaltung und Vollendung des Gegebenen.

Die andere Seite dieser Pflicht zur Treue ist der Gewinn an Zeit und Kraft, wenn wir auf die vergeblichen Versuche verzichten, uns etwas anzueignen, was uns nicht gegeben ist oder gegeben wird. Wir werden dann nie mehr der Versuchung erliegen, die so viele Arbeit an sich selbst zur Unfruchtbarkeit und Verkehrtheit verdammt, daß man Stücke anderer Eigenart auf sich selbst zu übertragen und an sich selbst nachzubilden sucht. Welche Verkümmerungen und Verbildungen entstehen dadurch, daß sich die Menschen immer auf fremde Leisten schlagen und nach fremden Maßen messen! Es gibt für menschliches Wesen keine allgemein gültige Vorbilder. Es gibt allgemein gültige Tatsachen der Natur und allgemein gültige Gesetze des Werdens und rechten Verhaltens, aber es gibt keine allgemein gültige Form. Jeder Mensch hat seine eigne Gestalt, seinen eignen Gang, sein besonderes Benehmen und seine besonderen Fähigkeiten. Jede Lebensäußerung muß eigentümlich sein. Sonst ist sie nicht echt und wahr. Nehmen wir uns aber nichts, sondern leben wir aus dem Gegebenen und lassen das Ursprüngliche sich äußern, dann sind wir gegen diese Gefahr gefeit.

Unsre ganze Arbeit an uns selbst wird dann nur darin bestehn, für die Entfaltung dessen zu sorgen, was in uns keimt und vorhanden ist. Sorgen wir für das Gedeihen des Urechten in uns, dessen in uns, was nicht von dieser Welt ist, gegenüber allen Fremdstoffen, mit denen wir durchdrungen sind, und unter denen unser Eigenstes verschüttet liegt, dann wird alles das aus uns, was wir sind und sein können, dann werden wir von der Entfaltung der Wahrheit in uns von Tag zu Tag überrascht werden. Dann ist nichts Unwahres, nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes in uns, sondern alles ursprünglich, echt und wahr.

* * *

Und nun noch einen Blick auf das Allgemeine. Auch wenn wir unsere heutige Zeit ins Auge fassen und an den Fortschritt der Menschheit denken, müssen wir uns sagen: Ein Mensch kann

sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben. Wenn uns wie heute etwas vom Ziele der Menschheit aufdämmert, dann ist es so natürlich, daß man meint, es müßte gleich zu erreichen sein, es müßte sich erzwingen lassen. Je mehr uns die Wahrheit von der Menschwerdung als Lösung des Geheimnisses unsers Daseins aufleuchtet und erfüllt, um so leidenschaftlicher möchte man ihre Verwirklichung unter allen Umständen in absehbarer Zeit durchsetzen. Aber das geht nicht. Auch hier müssen wir von dem Gegebenen ausgehen und seine Keime reifen lassen. Wir können nicht über unsere Kraft und über die Grenzen des gegenwärtig Möglichen. Erreichbar ist nur, was dem Vorhandenen am nächsten liegt. Man kann keine Zwischenglieder überspringen und magisch hervorzaubern, was sich naturgemäß aus den Voraussetzungen ergeben muß, oder gewalttätig und willkürlich beschleunigen, was ganz ursprünglich von selbst werden muß. Wir müssen auch hier mit dem Gegebenen rechnen und die Kunst des Möglichen lernen.

Damit sind wir von allem Wirkensfieber geheilt. Denn alle Treibereien und voreiligen Vorwegnahmen sind vom Übel. Sie verderben das Gegebene. Denn sie zerstören die Entwicklungskeime, die vorhanden sind. Ich sage nichts gegen die Sehnsucht und das leidenschaftliche Verlangen. Denn es ist das fruchtbare Klima für alles, was werden will. Aber es muß sich ausschließlich auf das richten, was werden kann. Nur wenn es ganz dem Nächstmöglichen zu Gute kommt, fördert es das Weiterhinmögliche. Schweift es immer ungeduldig darüber hinaus, so verkennt und vernachlässigt es nicht nur die Triebe des Gegebenen, sondern breitet eine Unruhe und Mißvergnügtheit aus, die wie ein Reif auf alles fällt, was knospet. Die anhaltende Erwartung heißt im Neuen Testament Geduld. Und diese Geduld tut uns not, nicht nur als die ruhige und feste Hochspannung unsers Verlangens, sondern auch als die sorgsame Beschränkung auf das heute Mögliche.

Damit sind wir aber auch von aller Niedergeschlagenheit geheilt, die nur zu leicht über uns kommt, wenn wir sehen, daß es nicht so vorwärts geht, wie wir wünschen. Denn wir wünschen

dann nur das, was werden kann, und freuen uns darüber, wenn es wird. Wir schweifen nicht in wesenlose Fernen und verekeln uns nicht die unscheinbare Wirklichkeit, die vorhanden ist. Gerade wir aus dem Volke der Denker und Dichter stehen leicht in Gefahr, Theoretiker und Phantasten zu werden. Das ist verkehrt und verhängnisvoll. Wir müssen Realpolitiker werden, die auf das schauen, was heute möglich ist, und dann an ihrem Teile alles tun, um es zu fördern und hervorzubringen.

Wenn wir uns so bei dem gegenwärtig Erreichbaren bescheiden und das neue Werden selbst seine Grenzen erweitern lassen, geben wir nichts von unsern letzten Hoffnungen auf, sondern wir glauben fest, daß die Vorbedingungen der vollen Verwirklichung der Wahrheit und der vollkommenen Erfüllung der letzten Bestimmung des Menschenwesens in dem Gegebenen verborgen ruhen.

Vielleicht ist das Suchen der Zeit gar nicht so stark und so allgemein, wie wir wähnten. Vielleicht sind die Menschen für das neue Werden noch gar nicht so empfänglich, als wir dachten. Vielleicht müssen die Lebensanstöße, die es anregten, noch viel tiefer in die Verborgenheit hinein, um es zu begründen, ehe es einmal öffentlich zur Geltung kommen kann. Das ist weder entsagender Verzicht noch mutloser Kleinglaube, sondern Schärfung des Blicks für das Mögliche, Spürsinn für das Objektive, nüchterne Besinnung auf das Gegebene. Der steht unter seiner Sehnsucht und ist von ihr besessen, den solche Aussicht erschüttern kann. Der darüber steht, kann ruhig mit ansehen, daß das Samenkorn erstirbt, ohne zu zweifeln, daß es zu seiner Zeit viele Frucht bringen wird.

Alles hat seine Zeit, und tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag. Die Natur hat Millionen Jahre gebraucht, um fertig zu werden. Vielleicht braucht die Menschheit Millionen von Jahren, bis sie das Ziel ihres Werdens, die Vollendung ihrer Schöpfung erreicht. Man hat die Kirchengeschichte die Zeit der Kinderkrankheiten des Christentums genannt. Wenn das Samenkorn der Menschwerdung so lange keimlos unter der Verschüttung durch die Religion lag, dann können wir heute kaum erwarten, daß das

Reich Gottes mit einem Schlage kommt, wo einige anfangen zu wittern, was damit werden will. Aber kommen wird es auf jeden Fall. Denn es ist uns gegeben vom Himmel.



Stimmen des Widerhall.*)

1. Zu dem Briefwechsel über das Verhängnis körperlichen Leidens.

Wie nicht anders zu erwarten war, hat der Briefwechsel über das Verhängnis körperlichen Leidens uns beiden eine ganze Reihe Zuschriften aus den Kreisen der Christian Science — christliche (Heil)wissenschaft — eingetragen. Ich kenne diese aus Amerika eingeführte, unter dem unzutreffenden Namen des „Gesundbetens" vor einigen Jahren ziemlich bekannt gewordene Bewegung sehr gut. Aber ich halte sie für eine Verirrung. Sie ist ein spezieller Fall der allgemeinen Versuchung und Verkehrtheit, statt zu warten und ursprünglich werden zu lassen, das Ersehnte zu erzwingen, d. h. es künstlich nachzumachen, einen Ersatz sich statt wirklicher Erfüllung anzueignen. Wer meine Antwort an den Leidenden aufmerksam liest, findet schon darin die Ablehnung dieser Leute, die es nicht erwarten können, zwischen den Zeilen. Einer direkten Auseinandersetzung mit ihnen bin ich bisher ausgewichen, weil ich ebenso starke Sympathien mit ihrer Sehnsucht habe, wie ich ihre ungesunde Vorwegnahme der Erfüllung beklage, und weil ich keine Mittel und Wege weiß, um sie aus der Besessenheit von ihren Illusionen frei zu machen.

*) Wenn ich im folgenden einige Äußerungen aus dem Leserkreise der Grünen Blätter mitteile, möchte ich vor allem darauf aufmerksam machen, daß alle diese Briefe nicht für die Veröffentlichung, sondern nur für den privaten Zweck geschrieben sind. Aber darin beruht meines Erachtens grade ihr Wert. Sie sind nicht durch schriftstellerische Reflexionen hindurchgegangen, sondern ein unmittelbarer Widerhall.

Ich hatte keine Ahnung, ob der Briefschreiber etwas von Chr. Sc. wisse, sondern sandte ihm einfach den ersten Brief, der aus diesen Kreisen kam, zu. Hier ist seine Antwort, die auch für alle andern gilt, die in dieser Frage an ihn geschrieben:

Sehr geehrtes liebes Fräulein,

Sie waren so gütig, meinethalben an Herrn Dr. Müller zu schreiben und ihm eine Brochüre über Christian Science zu schicken, um ihn zu veranlassen, mir zu zeigen, wo ich Hilfe fände.

Herr Dr. Müller hat, wie nicht anders zu erwarten, die Güte gehabt, mir beides zu übermitteln. Den Brief habe ich mit brennendem Interesse gelesen, aber — Ihretwegen, nicht meinetwegen. Inbetreff der Brochüre habe ich mich mit zwei Stichproben begnügt. Nicht allein, weil mein Englisch sehr viel zu wünschen übrig läßt, sondern weil ich meine Vermutung bestätigt fand, daß sie nichts wesentlich Neues für mich enthält.

Ich hatte die Absicht, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, wozu ich nur am lieben Sonntage Zeit habe, aber unerwartete Störungen hinderten mich. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen zweierlei zu sagen:

1. Die warmherzige Güte Ihres lieben Briefes hat mich innig erquickt. Ich danke Ihnen mit ganzer Seele dafür.
2. Wer den Versuch macht, mich für die Christian Science zu gewinnen, beißt auf Granit.

Wie schade, daß Sie mir nicht gegenüber sitzen. Ich würde versuchen, Ihnen mündlich das W e s e n der C. S. klar zu machen. Da ich Berufsschreiber bin und Tag für Tag fleißig sein muß, fällt es mir schwer, auch in Rücksicht auf meine verrenkte und darum schwache Wirbelsäule, die lieben Sonntage auch noch mit Schreiben zu verbringen. Trotzdem würde ich mich dazu gezwungen haben, wenn die Störungen nicht gekommen wären. Ich empfehle Ihnen, statt meines nicht geschriebenen Briefes die Bergpredigt zu nehmen und Seite 35 1/2 s e h r aufmerksam zu lesen. An diese

Stelle dachte ich, als ich in Ihrem I. Briefe an Dr. M. das Bekenntnis las, Sie seien durch ihn zur C. S. gekommen und hätten erfahren, daß es andern auch so ginge. Sie können sich vielleicht denken, wie ich angesichts dieser Bergpredigtstelle von Ihrem Bekenntnis verblüfft war! Dr. M. und C. S.! Das Kunststück, die beiden unter einen Hut zu bringen, kriege ich nicht fertig.

Es liegt angesichts der Bergpredigtstelle auf der Hand, daß Dr. M. ganz unschuldig ist, wenn jemand durch ihn auf den Irrweg der C. S. kommt. Die Schuld muß in dem Betreffenden selbst liegen. Und in der Tat ist es so. Ihnen selbst geht zunächst die Fähigkeit ab, Geister zu unterscheiden. Wenn Sie prüfen, „ob die Geister von Gott sind", so sehen Sie auf den Erfolg, z. B. auf die Heilungen, und halten diese für Gottes unmittelbares Walten, wie es in Jesus zum Ausdruck kam. Sehen Sie lieber auf das Verfahren, dann wird Ihnen schon ein Unterschied aufdämmern. Fragen Sie nicht bloß: Was würde Jesus tun, sondern wie würde Jesus tun? Gehen Sie mal im Geiste an den Teich Bethesda (Johannes 5) und betrachten Sie Sich den Kranken, von dem dort die Rede ist.

Was wird Jesus tun? Heilen.

Was würde C. S. tun? Heilen.

Das Was ist also bei beiden gleich. Aber nun das Wie! Da sehen Sie sofort den Wesensunterschied. Jesus aus Machtvollkommenheit: „Stehe auf, nimm Dein Bett und gehe heim!"

C. S. kommt mit Lehren, in der ausgesprochenen Absicht, ihrer Wirksamkeit den Boden zu bereiten. Sie giebt dem Denken ihrer Objecte (tatsächlich! Bei Jesus bleibt der Kranke Subject, bei der C. S. muß er Object werden!) eine ganz bestimmte Richtung. Je intensiver ihr das gelingt, desto leichter die Heilung. Und wenn der Kranke in Bethesda recht suggestiv gewesen wäre, dann wäre die Heilung mit einigem Ach und Krach ziemlich bald erreicht worden.

Was hat diese Art Heilen mit dem Heilen Jesu aus Macht-

vollkommenheit heraus zu tun? Nichts. Die Berufung dabei auf seinen Namen ändert daran gar nichts.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Heilungen Jesu auferbauend waren, die der C. S. zerstörend sind, wenn das auch nicht unmittelbar zum Ausdruck kommt. In Jesu Heilungen muß ein lösendes und erlösendes Wahrheitsmoment gewesen sein. Und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß sie dauernd waren. Sein merkwürdiges Warnungswort „auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre" bedeutet mir nicht: daß du nicht noch kränker wirst, als du warest, sondern „etwas Ärgeres als krank sein."

Die Heilungen der C. S. dagegen können nur zerstörend wirken. Sie rufen im Heiler und Geheilten die Illusion einer Verbindung oder vielmehr eines Verbundenseins mit Jesus hervor, das in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Im Gegenteil! Um die Täuschung aufrecht zu erhalten, ist fortgesetzter Selbstbetrug nötig, der schließlich zu einer furchtbaren Gefahr für die Seele werden muß.

In welche inneren Drangsale mag so ein armer Geheilter kommen, wenn — was wahrscheinlich sehr oft der Fall ist, worüber aber wohlweislich geschwiegen wird — die Heilung nicht dauernd ist; sei es, daß die psychischen Kräfte, die sie hervorgerufen, versagen, sei es, daß äußere Umstände die Veranlassung sind! Die „Selbstprüfung", die so ein Unglücklicher dann mit sich vornimmt, muß schon ein Stück Hölle sein . . .

Es war mir zuerst sehr schmerzlich, Sie auf dem Irrwege der C. S. zu sehen. Aber nun glaube ich nicht, daß Sie darauf bleiben. Die herzenswarme Güte Ihrer Zeilen entspringt offenbar der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist. Und Ihr Suchen nach Wahrheit muß Ihnen schließlich die Unwahrheit der C. S. offenbar werden lassen. So ist C. S. für Sie wohl nur ein Durchgangspunkt, der aus inneren Gründen für die Entfaltung Ihres Wesens notwendig ist, weshalb Gott ihn für Sie zuließ. Die innere Überlegenheit mit der Sie dann C. S. gegenüberstehen werden, wird allein schon ein großer Gewinn sein — wie jemand, der eine ansteckende Krankheit schon durchgemacht hat, ohne Gefahr sich

unter Kranken bewegen kann. Wer weiß, wie viel „angesteckten" Sie dereinst noch Pflegerin, Trösterin, Führerin sein werden. —

2. Über das Flugblatt.

Ich möchte Ihnen einen herzlichen Gruß senden, nachdem ich das letzte Heft der Blätter gelesen habe,

ich möchte sagen, daß die von Ihnen ausgesprochene Tatsache, daß Sie die Leser der Blätter bei dem Versuch mit dem Flugblatt fast ganz im Stich ließen, kein Gradmesser für Ihre Wirkungen auf die Menschen sind. —

Es werden ja immer nur wenige sein, die eine tiefe Wirkung erfahren. Diese Wirkung ist zunächst nur heimlich — aber die neue Schöpfung bricht dann doch bei denen, die es erfahren haben, durch — und sei's nur tropfenweise —

Ich fühle das bei mir selbst — ich fühle das heimliche Steigen des Lebenssaftes, das neue sich Freuen —

es ist alles noch wie im Verborgenen — Gottes Weizen wächst so langsam — ich glaube, daß es doch recht viele Menschen sind, auf die Sie wirken — aber ihre Seelen sind noch wie zitternde Vöglein, die sich schwer selbst zurechtfinden. —

So ist vielen wohl das Flugblatt wie ein Stück heißes Eisen, sie sind selbst noch nicht stark genug — es anzufassen — und — die Abnehmer?

Ach, Herr im Himmel, ich selbst wüßte nicht, wem ich eins zuwenden sollte — denn sie sind alle so klug und fertig.

Wenn nur zehn — meine ich — bis in ihre Lebenswurzel von dem Geist des Flugblatts erfaßt und in die Höhe erhoben werden und nicht rückfällig werden — dann ist das Gottesgnade. —

Der Koloß ist schwer zugänglich. Doch Sie wissen das besser wie ich, denn Ihre Schmerzen sind größer als die meinigen.

*

Übrigens ist der „Briefwechsel" im letzten Heft eine ausgezeichnete Gabe.

Ich meine, ein Briefwechsel in diesem Stile würde stets eine hervorragende Lebensgabe sein, wenn Sie ihn veröffentlichen. Sie selbst haben Gelegenheit, sich ganz zu geben, ganz „persönlich", danach hungern wohl viele.

Schließlich meine ich, daß Mainberg erst am Anfange steht. Ein Kapitel meines Buches sollte heißen: „Das Schweigen in Mainberg." Wenn keine besessenen Theologen mehr hinkommen, und tausend andere Erstarrungen bei den „Mainbergern" sich auflösen — dann wird man sich freuen der menschlichen Gemeinschaft dort und wird mehr schweigen als reden — denn das Gold steht höher als das Silber.

Doch werde ich dies Kap. und das ganze Buch vorläufig noch nicht schreiben können — die Last des Schicksals ist noch zu stark und hindert mich — oder — Gott versagt es mir noch.

Ein Pfarrer.

3. Von einem Arzt.

Wie ich jetzt mitten in der Nacht in dichtem Nebel nach Hause gehe von einem schweren Krankenlager: da drängt es mich, Ihnen ein paar Worte zu schreiben, wie ich es sehe.

Bisher kamen wir Ärzte, rieten und gingen. Heute blieb ich eine Stunde und half alle die Kleinigkeiten verrichten, die nötig sind, bis ein solch schwerkrankes Dyphtheriekind in den lebenrettenden Schweiß kommt. Ists „standesunwürdig"? . . .

Das Reich der Gedanken gilt uns noch so unendlich viel. Sieht man mit Ihren Augen, dann sucht man nach Kraft — nur nach Kraft, einzig nach Kraft. Eine Sehnsucht nach Kraft war unser Höchstes bisher: Entfaltung von Kraft, das ist das neue Leben. Kraft mißt man am Widerstand.

Das formbarste Fluidum sind die Gedanken. Warum bilden wir uns da auf unsere Hirnschöpfungen so viel ein?

Das nächste sind Worte. Sie standen und stehen so hoch im Wert. Uns nicht.

Schon auf der Universität kam ich mit einem keineswegs philosophisch geklärten Mediziner in ein Gespräch, und da gings uns beiden auf: Gedanken sind schön und gut; auf eins kommts an:

auf die That.

Und Jesus?

Wenn ich jetzt mit so ganz andern Augen das Johannesevangelium lese: immer wieder weist er seine Jünger aufs „Thun", aufs „Handeln".

Flüchtig ist der Traum der Gedanken, leichter wirkt fort, erklingt neu und macht mitschwingen die Musik des Wortes, aber aere perennius bleibt nur die Plastik der That.

Die kleinste That ist mir jetzt mehr, als die schönste meiner Reden, als das klarste Gebäude meiner Gedanken.

Wie anders werten wir dann die Menschen! Die großen Denker, die großen Dichter!

Der kleinste Mensch der That im blauen Kittel, im saubern, geflickten Unterrock ist größer als sie.

Täglich gehe ich jetzt aus und ein bei solch einer Familie der That. Vor über einem Jahre sprang ihr 5jähriger Knabe über ein Kartoffelfeuer und verkohlte sich die ganze Keule und alles ringsum. Tag für Tag haben sie das glimmende Leben verteidigt und gepflegt: mir zur Beschämung, da ich nie es für möglich gehalten hätte. Wie leicht, wie fröhlich, wie selbstverständlich tragen beide die Last! Zum zweiten Male hat sich der Vater von beiden Beinen so an die hundert dünne Hautstückchen abschneiden und seinem Sohne aufpflanzen lassen! Und die Mutter thuts ihm gleich. Ganz schlicht, ganz selbstverständlich, immer froh, immer hoffnungsvoll, immer voll elastischer Lebensfreude.

*

Leben Sie wohl! Ich habe einen großen Begriff von dem Werte jedes Augenblickes für Sie und möchte Sie um keinen bringen. Heute drängte es mich, Ihnen dies zu schreiben; ich dachte, daß auch ein großer Strom willig ein kleines Rinnsal aufnimmt.

4. Randbemerkungen zu dem Aufsatz über die Entstehung des Lebens.*)

Zu S. 54: „Wer es jemals in sich verspürte — das, was nicht von dieser Welt ist — hält daran fest."

besser: wird von ihm festgehalten, denn wir werden diesem Funken in uns oft genug untreu, so helle Flammen er schon entfacht haben mag; wir verschütten ihn mit Bergen von Unrat und vergessen ihn — fast! — aber er vergißt uns nicht, und der den Durchschlag schon einmal und wieder zu uns gefunden hat, er findet ihn auch immer wieder, zu unsrer Scham und zu unsrem — Glück.

Zu S. 55: „Der Durchbruch des neuen Werdens ist keine Leistung und Errungenschaft von uns, sondern Gnade, Erlebnis."

Wenn ich mich hier, zaghaft, noch einmal, oder vielmehr zum ersten Mal einmische, so möcht ich sagen: Es ist doch eine Errungenschaft und eine Leistung, aber die „Gnade" ist, daß wir sie leisten konnten, erreichen durften. Es ist die Gnade des offenen Auges, des wachen Ohres, der empfänglichen und unbestechlichen Vernunft, die uns eine Erfahrung auffammeln läßt, die im Unbewußtsein vielleicht noch tiefer reicht, als im Bewußten (was unsre Weisheitsträume zeigen). Das Durchschlagen dieser Gesamterfahrung an den Tag unsres Verstandes, unsres Gefühls, unsres Seins und Tuns, d. h. bis dahin, wo sie sich unserm Sein aufprägt, unser Tun bestimmt — das ist die Gnade dieses Erlebnisses, und sie hat also ihre Wurzeln in unserm — Fleische!

Mein Einwurf bestreitet die hier so schon zum Ausdruck gebrachte Wunderbarkeit des Ereignisses durchaus nicht; aber ich

---

*) Was ich oben im allgemeinen zu diesen Mitteilungen anmerkte, gilt hier noch in gesteigertem Maße. Diese Randbemerkungen waren nicht einmal für mich, geschweige für andere geschrieben. Es sind Bemerkungen, die sich der Verfasser auf den Rand seines Heftes für sich selbst gemacht hatte. Später hätte er mir gern geschrieben. Da er aber infolge körperliche Schwäche dazu nicht imstande war, schickte er mir einfach das Heft zu — infolge der rücksichtslosen, ja am Schlusse scharfen Ausdrucksweise ein Vertrauensbeweis, den ich sehr zu schätzen weiß.

wiederhole meine Behauptung: nicht den Einfältigen im Geiste ist dies Himmelreich, oder besser: nicht ihnen ist gegeben, es zu erschließen; nur hineingerissen können sie werden in den großen, heißen, fruchtbaren Zeiten, den Geburtstagen der Menschheit.

Erwiderung des Herausgebers:

Hier handelt es sich nicht um eine Anschauung von einer anderen Seite, sondern um etwas ganz Verschiedenes, was wir im Auge haben. Der Anmerker meint, die zweite Geburt sei gleicher Art wie jedes geniale Erlebnis (eine Klarheit, eine Entdeckung, eine Schöpfung), das ohne unser Zutun aus dem unbewußten Niederschlag unsrer Erfahrungen und Entwicklungen zur Zeit der Reife auftaucht. Dann stammte sie allerdings aus dem Fleische, wenn wir mit Fleisch alles bezeichnen, was von dieser Welt ist. Demgegenüber sage ich: die zweite Geburt stammt aus dem Geiste, d. h. aus dem in uns, was nicht von dieser Welt ist, aus dem metaphysischen Kern in uns. Ihm gegenüber spielen alle Eindrücke und Erfahrungen des Lebens nur die Rolle der umgebenden Erdschicht und Witterungseinflüsse bei dem Samenkorn. Weder das Samenkorn noch seine Keimkraft ist ihr Erzeugnis, sondern das Erdreich ist nur der Mutterschoß, der es in sich birgt und austrägt.

Aber auch die Möglichkeit, daß das Samenkorn zum Keimen kommt, hängt nur sehr wenig vom Erdreich und den Witterungseinflüssen ab. Vielmehr, um im Bilde zu bleiben, von der Dünnschaligkeit des Kerns, d. h. von seiner Empfindlichkeit für das Erleben, und zwar speziell für das, was bei allen Eindrücken und Erfahrungen dahinterliegt. Denn das Metaphysische in den Dingen und Ereignissen ist das Lebenerregende für das Metaphysische in uns.

Und deshalb wird es den Einfältigen gegeben, d. h. den Unmittelbaren. Sie sind die empfindlichen und empfänglichen Seelen. Alles gelehrte Zeug und komplizierte Wesen ist eine Verschalung, welche die direkte Empfindung der Wirk-

lichkeit verhindert (vgl. Von der inneren Verworrenheit S. 153 ff.) und die unmittelbare Fühlung zwischen unserm eigentlichen Wesen und den Tiefen der Ereignisse unmöglich macht. Darum sind nur die Einfachen für die unsichtbaren Strahlen des Göttlichen, die in dem göttlichen Kern in uns das Leben anregen, aufgeschlossen.

* *

Zu S. 56 und 57: Was ist nun das, was J. M. das „ursprüngliche Wesen" ist, in meinem Sinne, der ich mich bestrebe, mit ihm zu gehen, ihm alles anzuverstehn und in Gleichung mit dem Meinigen zu setzen? Ich glaube, was in jenem Erlebnis zum Ausbruch kommt: als Summe aller äußern und innern, bewußter und unbewußter, erworbener und ererbter Erfahrung, ist nichts als die mehr oder weniger verstandes- immer aber völlig gefühlsmäßige Entdeckung unsres wesentlichen Zusammenhangs mit dem Ganzen von Welt und Leben — das wir in dieser heiligen Stunde und von ihr an nicht mehr Gott zu nennnen brauchen, wohl aber könnten.

Bis dahin lebten wir als wilde, aber mannigfach eingeschränkte und unterdrückte, daher recht zahme Tiere für uns, ein jeder im Zentrum seiner engen, oft schmutzigen und zuletzt immer sinnlosen Welt. In ihr lebte er allein, wie eine hungrige Spinne im Netz, in einem Krampf von Gier nach mehr und Angst vor dem Tode, zu deren Bannung er hinter dem letzten Arzte die Unsterblichkeit der Seele und des Jenseits erfand — oder verzweifelte. In der Stunde jenes Erwachens nun reißt der enge Zirkel, in den er bisher gebannt war, die Grenzpfähle und Schlagbäume verschwinden, die gegen den Nächsten, das Ferne und das Ganze errichtet waren, er gibt die Herrschaft über den Misthaufen preis, um dienend seinen Anteil an der Herrlichkeit der Welt zu gewinnen, in der er sich unsterblich fühlt, obgleich sie ihn vernichtigt; die alte Rüstung rasselt in Stücken nieder, und sein Kern zerschmilzt im Menschheitsganzen als dem nächsten Größeren, dem er angehören muß, um zu dem noch möglichen ferneren und größeren zu ge-

langen. Diese Hingehörigkeit wird ihm in jener Stunde zum Gefühl, zur Bewußtheit, zur Notwendigkeit und zum Willen, und sie ist kein Traum und kein Schaum und keine Theorie, sondern die Besinnung auf das Gewissеste, und eben auf das Ursprüngliche seines Lebens.

Denn der Mensch ist kein Selbst, sondern ein Glied! Wird er sich dessen, und zugleich der Pflichten und Rechte dieser seiner erweiterten Persönlichkeit bewußt, so ist seine Neugeburt, die „Geburt aus dem Geiste" oder aus dem Sinne der uns zugänglichen Welt erfolgt, mit all dem Berauschenden und Zerschmetternden, was mit einer solchen „Geburt bei Sinnen" verbunden sein mag; denn es ist nicht zu verschweigen, daß das Kind einer solchen zugleich sein Vater und seine Mutter ist, also aus jedem der Becher trinkt. —

Was ich hier mit vielen Worten zu sagen mich bemühte, hat der Onkel meiner Weltanfühlung in einem lapidaren hingehauen: die Durchschauung des principii individuationis.

*

Auch will ich noch das hinzufügen: das Erlebnis kommt uns deshalb so ungeheuerlich und magisch vor, weil es sich unter Lichterscheinung und Feuerentwicklung in uns vollzieht, die wir bis dahin in Dunkel und Kälte schritten. Bis ein Hufeisen entstanden ist, wie lodert, glüht und sprüht und pinkepaukt es in der Schmiede!

Zu S. 58 oben: Ich freue mich, daß J. M. das doch so zart hinhauchte als eine feine Möglichkeit, die absolut zu verneinen wir kein logisches Recht haben. Wir wissen nicht, was jenseits unsrer menschlichen Sinne sich regt, und ob sich nicht ein höherer Sinn mit uns beschäftigt, wie wir uns mit unsern Rosen und Kartoffeln. Aber ich möchte auch diesen Menschengeist (J. M.) darauf aufmerksam machen, daß diese Entfaltung durch eine Berührung von außen her, falls wir diese „Lebensmacht des Alls" uns „von außen" rührend vorstellen dürfen — nicht wunderbarer wird, als ohne, d. h. als wenn wir uns ohne einen solchen Züchter von uns, von innen und unten aus nach außen und oben entwickeln.

Noch immer ist mir ein Mensch, der zur Göttlichkeit ansteigt, ehrwürdiger und wunderbarer vorgekommen, als einer der Götter und Gottessöhne, die man vom Himmel herabgestiegen sein ließ.

Erwiderung des Herausgebers:

Was hier geschildert wird, ist gewiß ein Teil der Bewußtseinsvorgänge beim Erwachen unsers ursprünglichen Wesens. Aber in diesem Bewußtsein besteht es nicht, sondern dieses Bewußtsein ist nur der Reflex der elementaren Lebensbewegungen des objektiven göttlichen Keimes in uns, die sich regen, wenn wir erwachen.

Und dann muß ich ganz entschieden dem Satz widersprechen: der Mensch ist kein Selbst, sondern ein Glied. Ich sage: er ist kein Individuum, sondern Glied. Aber im Unterschied zu allen andern Gliedern im Weltorganismus ist er ein Selbst, und nur in dem Maße als er Selbst ist, ist er ein Glied der Art, zu der er im Besonderen gehört. Der Standpunkt des Verfassers ist das extreme Gegenstück des Egoismus, das eine wie das andere eine übertriebene und beschränkte Einseitigkeit. Das Innewerden der Gliedschaft gehört gewiß zur zweiten Geburt, aber genau in dem Maße wie das Innewerden des Selbst, der Seele, des besonderen Ewigen, vgl. „Die beiden Brennpunkte des persönlichen Lebens" Band 9 der Blätter z. Pfl. p. L.

Praktisch gesprochen: Das gemeinschaftliche Leben des Einzelnen hebt nicht sein Fürsichselbstleben auf, sondern ruht darauf, es ist dadurch bedingt. Will man klar werden, was unter „Selbst" und Selbstleben zu verstehen ist, so lese man in meiner Erklärung der Bergpredigt das Kapitel über das Fürsichleben. Auch der Randbemerker wird nicht sagen wollen, daß das durch die zweite Geburt aufgehoben oder geschwächt wird. Im Gegenteil, es vertieft und entfaltet sich, es wird das Zentralfeuer des ganzen Lebens.

Die Auflösung des Selbst in das Alleine ist die zweite Geburt im Sinne des Buddhismus und der Mystik. Aber

das ist etwas wesentlich Anderes, als Jesus meint. Dort handelt es sich um die Auflösung, hier um die Erfüllung des Menschen.

Soll ich schließlich noch erst sagen, daß mir die Bemerkungen zu S. 58, daß wir nur unter der Berührung der Lebensmacht des All erwachen, ganz zuwider sind. Ich habe nicht davon gesprochen, daß wir sie uns als „von außen her" rührend vorstellen sollen. Außen und Innen sind hölzerne Begriffe, die wir heranbringen. Ich bin mir ihrer Unzulänglichkeit wohl bewußt. Aber auch dessen, daß der Anmerker mit seiner grotesken dualistischen Verzerrung vom Züchter usw. dem Tatbestand noch weniger gerecht wird. In jedem Erlebnis geht „Äußeres" und „Inneres" in einander über. Denn es ist eine Verbindung von Subjekt und Objekt. Das Göttliche aber liegt in beidem dahinter, und man wird seiner inne, wenn es in beidem zur Geltung kommt.

* *

Zu S. 58. „Anders ist es, wenn jemand aus dem Fleisch neu geboren wird" usw.

J. M. übertreibt, überspannt das Geheimnis dieses Ausspruches Jesus, führt einen dritten Sinn ein, konstruiert einen Epizykel — hier im Kleinen und Einzelnen, wie sonst überhaupt im Ganzen seiner Anschauung und Lehre — einen Epizykel, der das Problem nur verwickelt und — fälscht.

Es gibt, und Jesus denkt an gar keine Wiedergeburt aus dem Fleische! Jesus setzt ganz unzweifelhaft der ersten natürlichen Geburt aus (den Wildstämmen) Vater und Mutter die eigene des Menschen aus dem Geiste, d. i. die aus dem erkannten oder aufdämmernden Wesen der Welt, des Lebens und des Menschen entgegen; eine Wirkung dieses Erkennens, die im Vergleich mit der bloßen Einverleibung in unser Wissen, bei der sich weiter nichts ereignet (außer der mit der Aufklärung unvermeidlichen Erkältung, Entzauberung und vielfachen Entwertung der Welt), einer neuen Geburt gleichkommt.

Erwiderung des Herausgebers:

Ich bin mir nicht bewußt etwas überspannt oder konstruiert zu haben, sondern ich habe das Wort Jesu ganz einfach so verstanden, wie es dasteht. Natürlich gibt es nicht die zweite Geburt, die Jesus meint, aus dem Fleische, aber genug andere, von denen sich manche auch für zweite Geburten ausgeben.

Ich verstehe die Worte Jesu naiv. D. h. sie leuchten ganz unmittelbar in mir auf und werden lebendig, oder sie bleiben mir überhaupt fremd und unverständlich. Und dann lasse ich sie stehen, aber knaupele nicht theoretisch an ihnen herum. Ich glaube, daß damit am Besten der Gefahr einer Fälschung begegnet wird. Jedenfalls bin ich zu naiv, auch nur zu verstehen, worin der Anmerker hier und überhaupt meine Fälschung sieht. Ich weiß ja nicht einmal, was ein Epizykel ist!



Das Leben ist das, was wir daraus machen.

Zwei Ansprachen.

1.

Erwarten Sie keinen „Vortrag" von mir. Ich möchte bloß wieder einmal die Stimmgabel nehmen und den Grundton anschlagen. Ich hoffe, daß er in Ihnen allen widerklingt und weiterklingt. Vielleicht daß Sie sich darauf stimmen können.

Ich möchte Ihnen den Satz vor Augen stellen, der für mich eine Tatsache der Erfahrung ist: das Leben ist das, was wir daraus machen.

Das ist uns ja eigentlich ein ganz geläufiger Gedanke, wenn wir an die Lebensführung denken. „Jeder ist seines Glückes Schmied." „Wie man sich bettet, so liegt man." In dieser Weise wird es häufig vor Augen gestellt. Und auch ich habe oft genug

darauf hingewiesen: wir müssen unser Leben selbst in die Hand nehmen. Wir gleichen mit dem Unternehmen unsers Lebens dem Schiffer, der auf das Meer hinausfährt. Er muß steuern, und so wie er steuert, wie er die Segel stellt, wie er Wind und Wetter zu begegnen weiß, wie er sich auskennt und zu orientieren vermag, so kommt er vorwärts. Er hat es gewiß nicht in der Hand, ob er einmal von einem verheerenden Aufruhr der Elemente zertrümmert wird. Aber es liegt in seiner Hand, den Kurs einzuhalten und das Ziel soweit zu erreichen, als es unter den gegebenen Umständen möglich ist. Gewiß ist unser ganzes Leben bedingt. Aber diese Bedingungen unsrer Existenz sind gleichzeitig die Grundlagen unsers Lebens, und was wir auf diesem Grunde aufbauen, das ist unsre Sache. Das steht in unsrer Hand.

Aber das ist es nicht, was mich heute beschäftigt. Ich möchte Sie auf etwas Anderes hinweisen, wenn ich sage: das Leben ist das, was wir daraus machen. Ich meine: das Leben ist so, wie wir es ansehen, wie wir uns dazu stellen, wie wir es anfassen, wie wir es schaffen. Wir sind es, die dem Leben die Wirklichkeit geben, wenigstens seine Wirklichkeit für uns. Das Leben ist so, wie wir sind. Sein Wesen, seine Art und Bedeutung liegt in uns begründet. Alles Sein ist abhängig von uns. Wir geben ihm Leben und Gepräge. Wir besitzen eine angeborene Vollmacht darüber. Wer sie entdeckt und erfaßt, dem wird alles Erleben zu Vermögen. Der Stein der Weisen liegt inwendig in uns, und jeder ist in seinem Besitz. Aber jeder muß ihn erst entdecken.

Das klingt überspannt und frevelhaft. Aber es ist ganz einfach. Nur grundsätzlich ausgesprochen scheint es unerhört. Im praktischen Einzelfall leuchtet es jedem ein. Also Beispiele.

Das Leben hat keinen Sinn. Darin sind die nachdenklichen Menschen aller Zeiten einig. Die Verhältnisse, aus denen wir erstehen, die Ereignisse, die über uns hereinbrechen, die Umstände, denen wir begegnen, die Einflüsse, die uns bestimmen: das ist alles etwas absolut Unberechenbares, Unvernünftiges, Zufälliges, Willkürliches, ohne Sinn und begreiflichen Zusammenhang. Das Leben

hat also keinen Sinn. Aber wir können ihm einen Sinn geben. Und sobald wir das tun, dann hat unser Leben jedenfalls einen Sinn, dann hat das Leben für uns jedenfalls einen Sinn. Es fragt sich nur, welchen Sinn wir ihm geben, und auch das haben wir in der Hand.

Sie sehen ja, wie die verschiedensten Menschen ganz unbewußt dem Leben einen Sinn geben, den Sinn ihres Niveaus, ihrer Entwicklungshöhe, ihrer Befangenheit, ihrer Knechtschaft, kurz den Sinn ihres Seins. Die einen geben dem Leben den Sinn des Genusses, des niederen oder des höheren, und es wird ein vielfältiger Genuß für sie bis zur Erschöpfung, zum Überdruß, bis zur Auflösung unter seinen Reizmitteln. Andere geben ihm den Sinn des Dienstes für die Brüder, und siehe, alles gewinnt für sie diesen Sinn und zehrt sie auf in diesem Dienst, kraft dieses Sinns. Wieder andere geben ihm den Sinn ihrer Persönlichkeit. Sie wollen ihre Persönlichkeit durchsetzen und ausleben. Und auch hier dient das Leben dem, was sie wollen, und macht sie zu den Entartungen und Zerrbildern, die sie unter Persönlichkeit verstehen.

Hier sehen Sie die angeborene Vollmacht über das Leben in willkürlicher, kümmerlicher Wucherung und in dumpfer, instinktiver Betätigung, und Sie erkennen, wie das Leben von all den Entartungen, Einseitigkeiten und Beschränktheiten des Menschen beseelt und zu dem gemacht wird, was das Treibende im Menschen ist. Aber Schöpfer des Lebens wird der Mensch nur, wenn er seinem Dasein den zutreffenden Sinn gibt, den Sinn, der stimmt. Das ist der Sinn, der das Problem des Lebens löst, des allgemeinen Lebens, aber so, wie wir es erleben. Denn wir fassen das allgemeine Problem des Daseins nur an dem kleinen Zipfel, an dem wir es erleben. Und da haben wir es mindestens ebenso in der Hand wie der Genußmensch, der den Sinn des Lebens fälscht und aus dem Leben eine Fälschung schafft, die weder dem Leben noch dem Menschen gerecht wird.

Nur der Sinn der Erfüllung ist der wahre Sinn des Daseins, denn er ist sowohl der Sinn der menschlichen Existenz als

des Seins und Geschehens, in das wir hineingestellt sind. Aber ihn den Dingen und dem Leben geben können wir nur aus unserm Wesen heraus. Gewiß kann man sich auch einen solchen Sinn zurechtgrübeln und zusammenphilosophieren, um ihn dann als Wahlspruch über sein Leben zu setzen. Aber Theorien sind unfruchtbar. Mit ihnen kann man sich und das Leben wohl zurechtrücken und verrücken, aber es nicht im Innersten bewegen und nicht die ruhenden Anlagen und Keimkräfte entbinden. Wir können uns damit das Leben subjektiv verschleimen, aber nicht sein Geheimnis offenbaren. Der objektive Sinn unsers Daseins kommt uns durch Leben und Werden zum Bewußtsein. Dann glüht er durch den unmittelbaren Kontakt, den wir mit den Dingen und Vorgängen gewinnen, in allem Sein und Geschehen auf, und wir werden befähigt, ihn schöpferisch auszuwirken. Was wir solchermaßen aus dem Leben machen, sind dann keine Illusionen und Kunststücke, sondern es ist die Wahrheit, die in uns und durch uns ins Leben tritt.

Ganz ähnlich ist es mit der Meinung: das Leben hat keinen Zweck, die Menschheit hat kein Ziel. Wozu leben wir, keine Ahnung. Wohin treibt die Menschheit, wir wissen es nicht. Aber wir können dem Leben einen Zweck geben und der Menschheit ein Ziel stecken. Auch hier liegt es in unsrer Hand, ob wir ihm einen geringen oder hohen, einen subjektiv-egoistisch beschränkten oder einen universalen Zweck geben, der in dem einen Ziel der Menschheit ausläuft. Auch hier hängt die Höhe und Wahrheit, die Fruchtbarkeit und Tragweite von der Tiefe der Menschen ab. Ich brauche darüber nichts weiter zu sagen. Sie finden es ausgeführt in meinen Betrachtungen über „das Ziel."*)

Ebenso sagt man: es ist alles in der Welt wertlos, eitel, vergänglich. An sich ist es das wohl. Aber es liegt wieder in unsrer Hand, ob es das ist, ob es das bleibt. Wir müssen nur verstehen, Lebenswerte zu schaffen und Lebenswerte zu heben. Dann ist die Eitelkeit und Vergänglichkeit vorbei. Freilich muß uns dazu der

*) Im 6. Band der Blätter und selbständig erschienen als drittes Stück der Bausteine für persönliche Kultur, München bei C. H. Beck.

Sinn für d a s Leben aufgegangen sein, das von unvergänglichem Wesen ist. Suchen wir dann jeder Erscheinung dieses Geheimnis zu entlocken, spüren wir in allen Vorgängen nach diesem innersten Nerv des Weltwesens, geben wir allen unsern Handlungen diesen ewigen Lebenswert, und hüten wir uns vor der Verstrickung mit allem, was nicht wahrhaft dem Leben dient, dann gewinnt unser Leben einen unvergänglichen Lebenswert, und wir geben allem, was wir anfassen, eine Beziehung zum unvergänglichen Wesen und damit bleibenden Wert.

Aber weiter. Viele finden das Leben langweilig. Darum suchen sie sich zu zerstreuen, sind gierig nach Sensationen, niederen oder höheren, und schlagen die Zeit tot. Aber das Leben braucht durchaus nicht langweilig zu sein. Es kann sogar höchst interessant sein. Aber nur dann, wenn wir uns dafür interessieren. Dann gewinnt für uns alles Bedeutung, wird uns zu einem Rätsel und Geheimnis. Das erregt und beschäftigt uns, zieht uns an und läßt uns nicht wieder los. Wir dringen immer tiefer hinein. Wir entdecken Zusammenhänge und Bedeutungen. Auch das Geringste wird fabelhaft interessant. Denn auch in dem Winzigsten tritt das große Geheimnis des Daseins in Erscheinung, und in allem Menschlichen fassen wir das Problem des Menschen. Nur wer stumpf ist, findet das Leben langweilig. Wer aber durch alles in Erstaunen und Verlegenheit versetzt wird, erleidet und bekämpft die großen Schrecken des Chaos in seinem Leben ebenso wie er das Hochgefühl und die Herrlichkeit der Schöpfung erlebt. So schauen wir in die Natur, in die Geschichte: so ist das Leben, genau so, wir es erfassen.

Andere klagen, daß das Leben so erbärmlich sei. Aber das ist es doch nur, wenn die Menschen erbärmlich sind. Sobald es die Menschen anders schauen, hört mit einem Schlage die Erbärmlichkeit auf. Wenn sie aufhören, kleinlich, kindisch, sentimental und subjektiv beschränkt zu sein, dann kommt auch in ihr Leben ein großer, freier, vornehmer und gewaltiger Zug, dann gewinnt auch die Welt und das Schicksal Größe und Erhabenheit, weite Aus-

sichten und einen ergreifenden Rythmus der Bewegung. Es ist dann ganz gleich, wo einer steht und was er ist. Sowie er Held wird, gewinnt sein Leben einen heroischen Zug. Auch das Leben des Kleinsten und Unscheinbarsten. Es kommt nur darauf an, wie er es auffaßt und anfaßt. Denken wir nur an die Ehe. Das liegt doch ganz in unsrer Hand, was sie ist, ob nur „ein erbärmliches Behagen" oder in ihrer Begründung die souveränste Tat der Persönlichkeit und in ihrer Führung das gewaltigste Unternehmen, das es überhaupt gibt.

So ist es aber überall. Wieviele klagen über die Dürftigkeit ihres Lebens, weil sie sich in kleinen Verhältnissen befinden! Aber unser Dasein ist nur dürftig, wenn wir selbst dürftig sind. Das Leben eines Großindustriellen, der mit Tausenden von Menschen und Millionen von Geldern schaltet, kann ebenso dürftig sein, wie das eines spießbürgerlichen Schreibers, wenn er eine dürftige Seele hat. Wie dürftig und öde sehen so manche Naturforscher die Welt. W i r geben den Dingen die Größe, wenn wir sie groß ansehen. Wir erleben Großes, wenn wir groß denken lernen. Wer erst auf die Sternwarte steigen muß, um die Welt groß zu finden, wird niemals einen rechten Eindruck von ihrer Größe gewinnen. Wer aber die Herrlichkeit Gottes im unscheinbarsten Geschehen sieht, dem werden groß und klein überhaupt zu Maßen und Begriffen, die er in der Hand hat.

Wir können auch das Geringste groß ansehen und groß behandeln. Die kleinste Begegnung im Leben kann die größte Bedeutung für uns haben, wenn wir uns groß dazu stellen. Und die geringste Aufgabe, der nichtigste Lebensanspruch hat ewige Tiefen und unermeßliche Tragweite, wenn wir ihn „erfüllen". Aber wie sind die Menschen so klein, so dürftig, so armselig! Das Leben ist so ungeheuer reich, überall und immer. Aber wir müssen den Reichtum zu heben verstehen. Sonst können wir über Goldfelder wandeln und halten alles für Dreck. Wer jeden Augenblick als „Repräsentanten einer Ewigkeit" nimmt und alles aus seinem Innersten erfaßt, wer immer ganz dabei ist und das Höchste will,

der wandelt Staub zu Gold, der schlägt aus Felsen Lebensquellen, der schafft aus Unvollkommenheiten Vollkommenheit.

Wir können z. B. Briefe schreiben, um die Eingänge ordentlich zu erledigen. Wir können aber auch die Sache, um die es sich handelt, vor unsre Seele treten lassen, daß sie in unsrer Seele glüht, und dann aus der glühenden Seele heraus schreiben. Dann wird der Brief eine Schöpfung unsers Lebens, eine Offenbarung unsers Wesens. Im andern Fall ein erbärmliches Gewäsch. Wenn Sie nun einen ganzen oder halben Tag mit solch armseligem Geschreibe verbracht haben, so ist es kein Wunder, wenn Sie der Erbärmlichkeit und Öde des Lebens überdrüssig werden. Aber wenn sie menschenwürdig antworteten, dann glühen Sie von dem Erlebnis und von der Schöpferlust, die sich in Ihnen offenbarte und auswirkte, in dem Sie erfüllend lebten.

Wieviele klagen über ihren Beruf! „In meinem Beruf ist mit persönlichem Leben nichts zu machen. Da müßte man einen andern haben. Ihre Ideale sind nichts für unsereinen." Aber das kommt nur daher, weil sie kein Leben haben und darum auch ihrem Beruf keins geben können. Jeder Beruf hat das Leben dessen, der ihn treibt, und es gibt keinen, der nicht lebendig würde, wenn ihn ein persönlich lebender Mensch angreift. Und je größer der Widerstand der trägen Masse, der toten Materie ist, um so größer ist der Lebensreiz für den Menschen, darüber zu triumphieren.

Das gilt aber allgemein. Die Welt glüht in dem Feuer, von dem sie erlebt und ergriffen wird. Viele klagen darüber, daß das Leben ein kalter, toter Mechanismus ist, von dem wir zerrieben und verbraucht werden. Ja gewiß, wenn wir oberflächlich sind und uns das gefallen lassen, dann ist es so. Aber wenn wir es so erleben, daß die Gründe unsers Wesens darunter erbeben, wenn wir uns nicht bloß oberflächlich reiben, sondern Widerstand leisten und reagieren, wenn wir uns nicht flüchtig abfinden, sondern empfänglich verweilen, um die Eindrücke und Erlebnisse sich ganz enthüllen zu lassen: dann machen wir die Entdeckung, daß hinter diesem eisern mechanischem Gefüge und Getriebe ein lebendiger Organis-

mus geistigen Lebens waltet, und daß wir auf ein Leben unmittelbarer Fühlung mit dem, was dahinter liegt, angelegt sind. Aber dieser Kontakt des Lebens kann nur eintreten, wenn wir die Fühler unsers innersten Seins ausstrecken und durch tief ursprüngliches Empfinden für die Offenbarung dessen empfänglich werden, was hinter der Oberfläche der Erscheinungen lebt und webt. Die Welt ist nur solange seelenlos, als wir sie nicht beseelen, als sie in uns keine Seele auslöst. Ergreifen wir sie aber aus der Tiefe unsrer Seele, dann gewinnt alles Leben, dann schöpfen wir aus allem Leben. Dann werden wir nicht vom Leben verbraucht, sondern wachsen und werden durch Leben und Erleben. Denn alles wird uns zum Lebensanstoß und zur Energiequelle. Aus allem strömt unerschöpflich Kraft und Klarheit.

Das haben wir in der Hand. Es hängt von uns ab, ob eine Erfahrung uns enttäuscht und niederschlägt oder zu einem fruchtbaren Anstoß unsers persönlichen Lebens, zu einer Stärkung und Bereicherung unsers Innersten wird. Wir verteilen uns selbst Licht und Schatten im Leben. Denn es kommt nur darauf an, wie wir uns stellen. An uns liegt es, ob wir in der Sonne wandeln oder unter Wolken gehen. Nicht bloß, weil wir allem Traurigen den Rücken kehren und uns in die Sonne stellen können, sondern weil wir die Sonne in uns haben, wenn wir wollen. Denken Sie daran, was Lebensfreude ist. Sie ist nichts anderes als die Schwingungen der innersten Lebenstätigkeit in uns, die uns erfüllen. Ist diese Lebensbewegung stark, dann sind wir voll Lebensfreude. Und sind wir voll Lebensfreude, dann liegt uns die ganze Welt, unser ganzes Leben im Sonnenschein. Mag dann kommen, was will, stellen wir ihm die intensive Lebensbewegung unsrer Seele entgegen, dann kann uns nichts anfechten, dann müssen alle Dunkelheiten vor der Strahlenfülle weichen, die aus uns bricht und der Sonnenherrlichkeit des Daseins entgegenflutet, die auch von den schrecklichsten Ereignissen nur verhüllt, aber nicht verschlungen werden kann.

Darum ist es kein Wunder, wenn man allgemein sagen kann:

ob das Leben uns verwahrlost, verkümmern läßt und zu Grunde richtet, oder ob es uns gedeihen läßt, erzieherisch auf uns wirkt und aus uns etwas werden läßt, liegt nur an uns. Von uns hängt es ab, ob wir von ihm abgeschliffen werden wie ein Bachkiesel, oder ob wir uns zu einer klaren Persönlichkeit reinen Stils krystallisieren. Denn die plastische Kraft ist nur in uns, niemals in den Dingen. Das Gebilde unsers Selbst trägt seine Kräfte und Gesetze in sich. Das Leben löst sie nur aus, wenn wir tief erleben und lebendig reagieren. Die Verhältnisse und Umstände sind ganz gleichgültig: wenn wir aus dem Nein leben, wirkt das Leben aufreibend, zersetzend, vernichtend; wenn wir aus dem Ja leben, wirkt es anregend, auslösend, bildend, aufbauend. Wenn wir uns an die Dinge verlieren, sind wir verloren. Wenn wir sie aber unterkriegen, tragen sie uns. Wenn wir von Vergangenheit und Zukunft wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werden, sind wir ohnmächtige Nichtse. Aber wenn wir im Augenblick die Ewigkeit ergreifen, sind wir Schöpfer und Ausschöpfer des Lebens.

Oder haben wir nicht ganz in der Hand, was wir von unsern Mitmenschen haben? Wir können sie nicht anders machen, als sie sind. Aber wir können sie nehmen, wie wir wollen. Und dann liegt es nur an uns, ob wir uns mit ihnen bloß reiben, bald angenehm, bald unangenehm, oder ob wir eine lebendige Fühlung mit ihnen gewinnen. Denn selbst wenn sie uns ärgern und verletzen, so brauchen wir doch nicht übel zu nehmen, nachzutragen und mit ihnen zu hadern, sondern können unbeirrt Fühlung mit ihrem bessern Ich suchen und kraft der Witterung ihres ewigen Kerns unerschütterlich an sie glauben! Dann sind wir aber sofort innerlich unantastbar und gegen alle Reibungen gefeit. Wir machen es ihnen dann geradezu unmöglich, uns weh zu tun. Wir binden ihnen die Hände. Sie brauchen das nur einmal zu versuchen, wenn es ihnen unmöglich erscheint. Sie werden ja dann sehen, wie ohnmächtig ihre Widersacher zappeln und sich schließlich vielleicht gar schämen.

Dann kommt es also nur auf uns an, ob wir einsam, be-

schränkt, isoliert verkümmern oder in einem großen organischen Zusammenhang leben, indem wir gemeinschaftlich leben. Ich habe das ja in meinem Aufsatz „Menschen unter einander" ausgeführt. Da wurde auch eingeworfen, ob wir gemeinschaftlich leben könnten, hinge von den andern ab. Keineswegs. Es hängt nur von uns ab. Es kann Sie doch kein Mensch hindern, sein Unglück oder Leiden innerlich aufzunehmen und mitzutragen. Dann leben Sie gemeinschaftlich, wenn es auch noch so heimlich geschieht, und haben den Segen gemeinschaftlichen Lebens. Für den andern hat es eine eine erlösende und für Sie selbst eine entbindende Wirkung.

So verhält es sich schließlich auch mit uns selbst. Wir haben es ganz in der Hand, was wir sind. Denn wir haben es in der Hand, was wir werden. Unsre Schuld ist es ganz allein, wenn wir ein Zufallsprodukt sind und bleiben. Wir brauchen uns das nicht gefallen zu lassen. Denn wir können die Entwicklungslinie von dem Zufallsprodukt, das wir zunächst sind, zu der Persönlichkeit ziehen, die wir werden sollen. Es ist das der Werdegang aus der Barbarei zur Kultur, die Schöpfung des Kosmos aus dem Chaos im Leben des Einzelnen. Das ist uns in die Hand gegeben. Und wir können es, wenn wir unserm Leben diesen Sinn geben, wenn wir das Zufällige auflösen in innere Notwendigkeit, wenn wir durch die Entfaltung unsers eigentlichen Wesens ganz von selbst alle Fremdstoffe, die in uns eingedrungen sind, ausstoßen, alles von ihm durchdringen und beherrschen lassen, und so zu einer reinen Bildung und Entfaltung unsers Selbst kommen. Dann sind wir kein Zufallsprodukt mehr, sondern eine einfache, einheitliche, geschlossene, innerlich notwendige Persönlichkeit.

Da entgegnen nun manche: ja aber wir haben doch keinen freien Willen, wir sind doch abhängig von unsrer Vergangenheit, den gegenwärtigen Verhältnissen und zukünftigen Einflüssen. Gewiß, aber wir haben es in der Hand, ob wir das sind. Zunächst ist gewiß niemand frei. Aber sowie wir dafür sorgen, daß das in uns, was nicht von dieser Welt ist, entbunden und erlöst wird, keimt und sich entfaltet, gewinnen wir in uns eine Grundlage,

die unabhängig ist von dem ganzen Ursachengefüge, das von dieser Welt ist, und können uns auf ihr stehend frei entfalten und frei leben kraft der innern Notwendigkeit, die in unserm ursprünglichen Wesen verborgen liegt, kraft des uns „vom Himmel Gegebenen", seinem Vermögen und seinen Gesetzen.

Sie haben es aber auch in der Hand, ob Sie genial sind oder das Gegenteil davon. Sie brauchen zunächst nur tief ursprünglich zu empfinden und ganz unmittelbar aus dieser Empfindung heraus zu leben, und dann durch den großen Zug Ihres Lebens nach dem Ziel der Menschheit objektiv gerichtet zu werden. Dann sind Sie genial, und alles, was Sie tun, wird genial. Denn das eine ist die Quelle elementarer Kraft und das andere die Quelle elementarer Klarheit. Beides vereinigt in einer lebendigen Persönlichkeit gibt den genialen Menschen.

Nun werden Sie wohl begreifen, daß man unbeschränkt sagen kann: das Leben ist das, was wir daraus machen. Haben wir das aber nicht nur begriffen, sondern auch, wenn auch nur einigermaßen, erlebt, dann haben wir erst den richtigen Eindruck von der kolossalen Überlegenheit der Menschen über alles, die einem jeden wie eine ungeheuere Mitgift mit ins Leben gegeben wird. Aber es ist ein Schatz, den wir erst heben, ein Vermögen, das wir erst entfalten müssen. Bei fast allen Menschen liegt es da wie ein totes Kapital. Gewinnt aber der Mensch *das* Leben, dann wird auch sein Kapital lebendig. Und dann ergreift er es, um damit zu wirtschaften.

Archimedes soll gesagt haben: Gib mir einen Punkt außerhalb, und ich will die Welt aus den Angeln heben. Wir haben den Punkt. Der Punkt außerhalb dieser Welt liegt in uns. Und wenn wir diesen Punkt gefunden haben und uns darauf stellen, dann sind wir imstande, die Welt aus den Angeln zu heben. Dann sind wir Schöpfer unsers Lebens.

2.

Ich weiß nicht, ob das, was ich Ihnen gestern gesagt habe, bei allen lebendigen Widerhall gefunden hat, ob Sie es verstehen, ob Sie es kennen. Ich meine das unmittelbare lebendige Verstehen, welches die Wirklichkeit spürt, die ich Ihnen beleuchtete. Ist Ihnen etwas davon aufgegangen? Fanden Sie in Ihrem eigenen Erleben Berührungspunkte einer entsprechenden Erfahrung?

Ich habe Ihnen gestern gleichsam eine Partitur aufgeschlagen, und ich weiß nun nicht, ob Sie die Noten klingen hörten, ob Sie die gewaltige Symphonie des wahrhaftigen Lebens vernommen haben, die drin aufgezeichnet war. Das erst ist lebendiges Verstehen. Denn das ist Erleben. Es handelte sich im Grunde um das Geheimnis unsers Lebens, und ich zeigte Ihnen nur, was für Wunder hervorspringen, wenn wir dieses Geheimnis entdecken und uns erschließen. Wer es nicht wenigstens wittert, der wird alles, was ich anführte, für eine überspannte Betrachtungsweise halten und sich für alle diese Einbildungen und Verstiegenheiten bedanken. Der sieht nur die Partitur und wird nicht von der lebendigen Flut der Töne durchströmt.

Anders ausgedrückt: Ich habe Sie gestern in das Leben hineingeführt, in seine Verhältnisse und Verhängnisse, durch die Welt hindurch, unter die Menschen und in Ihr Inneres, und habe Sie überall aufmerksam gemacht: sehen Sie einmal, da leuchtet etwas, da quillt etwas, da liegen ungeheuere Werte, da sind Kräfte verborgen, und habe Ihnen gesprochen von Ihrer Vollmacht, Ihren Vorrechten und Ihrer verlorenen Majestät. Es kommt darauf an, daß Sie das sehen, und daß sich die königliche Art in Ihnen regt. Wer es nicht sieht, bemerkt nichts und spürt nichts. Der sieht überall nur den ganz andersartigen Augenschein der Oberfläche. Er findet immer nur erbärmlichen Plunder, Schmutz, Verwirrung, Elend, Nichtigkeit. Der andere aber, dem an dem Hinweis die Augen dafür aufgehen, der sieht, wie es eigentlich ist und sich verhält. Und indem er es sieht, ergreift er es und erlebt es. Aus dem Erleben heraus aber hebt er den verborgenen Schatz, der ver-

sunken war, und lebt aus Vermögen, von dem er bis dahin nichts ahnte.

Es gehört also dazu ein Innewerden. Wir haben es nicht in der Hand, ob wir es entdecken. Wenn wir es nicht ohne weiteres erblicken, können wir uns nicht zwingen, es so anzusehen. Aber wir können die Fühler unsrer Seele ausstrecken, ob wir es nicht spüren. Es ist keine willkürliche Einbildung und Stellungnahme, sondern eine Entschleierung des Geheimnisses unsers Daseins, ein ursprüngliches Verspüren des Geistigen, des Lebendigen in der Welt, in der Natur und in den Dingen, in den Ereignissen und Vorgängen, ein Erbeben unter dem gewaltigen Zug des Lebens, unter der Spannung des Geschehens, die auf Lösung und Erfüllung harrt, unter dem Rythmus des anbrandenden Lebens, das uns in Bewegungen des Lebens zu versetzen sucht, ein Innewerden dessen, was eigentlich in uns ist, und der Quellen, die in unsern Tiefen rauschen.

Sind wir dafür empfänglich, dann gehen wir mit diesem Spürsinn wie mit einer Wünschelrute durchs Land und empfinden den Zug der unterirdischen Quellen und die Anziehung des verborgenen Metalls. Wer aber diese Fähigkeit des Durchspürens nicht besitzt, merkt nichts von den tiefen Quellen und den Schätzen, die überall verborgen ruhen. Der hat dann aber auch kein Vermögen und keine Vollmacht des Lebens, so sehr er sie sich vielleicht aneignen möchte.

Ich habe Ihnen gestern eigentlich nur vor Augen gestellt, was — glauben ist. Ich habe es nicht begrifflich festgestellt, sondern ich habe Ihnen einen lebendigen Eindruck davon gegeben, indem ich das Vermögen des Glaubens vor Ihren Augen ausbreitete.

Die meisten von Ihnen werden dabei gar nicht an „Glauben" gedacht haben. Denn darunter versteht man gewöhnlich ganz etwas Anderes. Wir haben heute so verkehrte Ideen, und zwar die verschiedensten, vom Glauben, daß man notgedrungen den Ausdruck verschweigen muß, wenn man auf seine Spur führen will, weil

sonst alle Welt, sobald nur das Wort fällt, die Witterung dafür verliert und an etwas ganz Anderes denkt, auf etwas ganz Anderes aus ist.

Aber Sie werden gestern den Eindruck gehabt haben, daß es sich bei dieser schöpferischen Gewalt des Menschen über alles, was von dieser Welt ist, um eine besondere Fähigkeit handelt, die uns unwillkürlich die rechte Stellung zu allem gibt, uns ohne weiteres in eine eigentümliche lebendige Fühlung mit dem Leben bringt und uns eine überlegene Vollmacht verleiht; um eine Fähigkeit, kraft deren der Mensch ganz von selbst Kräfte auslöst, Gestaltungen entfaltet, Entwicklungen werden läßt, Bann und Erstarrungen aufhebt, Bestimmungen und Ansätze erfüllt, bleibende Werte hebt und schafft, Lebloses beseelt, Vollkommenes hervorbringt und nach allen Seiten schöpferisch wirkt, *einfach indem er lebt*.

Haben Sie eine Ahnung von diesem sechsten Sinn und geheimnisvollen Vermögen bekommen, so sollen Sie wissen, daß ich immer nur das meine, wenn ich vom Glauben rede. Das möchte ich ein für allemal gegenüber allen möglichen Mißverständnissen und Blindenbegriffen vom Glauben gesagt haben.

Glauben als ursprüngliche Empfindung und ein aus ihr quellendes Vermögen ist die Witterung — und durch Erleben gesteigert: das Schauen und Innewerden — des verborgenen Lebens, der ruhenden Kraft, der keimenden Wahrheit in allem Sein und Geschehen und der Instinkt des eigentlichen Lebens, das Auslösung und Erfüllung dessen ist, was man wittert, schaut und inne wird. Glauben ist gegenüber dem blöden Selbsterhaltungstrieb der Lebewesen und ihrer Befangenheit im Augenschein die Empfänglichkeit für die Spannungen der Daseinsnot und den Werdedrang, für die Lebensreize und das Schimmern der Wahrheit in allem Vorhandenen und der daraus entspringende Schöpfungs- und Erlösungstrieb, der aufwacht, wenn sich die Seele des Menschen mit der Seele des Alls berührt.

Glauben ist also nichts anderes als die ursprüngliche Empfindung dessen, was überall dahinter liegt, des Verborgenen in den

Dingen, in der Welt, in uns selbst und in unsern Mitmenschen, in unserem Schicksal und in unsrer Geschichte. Es ist das Erleben und in Schwingung Geraten durch das verborgene Geistige in der Welt, durch das Ewige, das in allem quillt und nach endlicher Erscheinung ringt. Aus diesen Schwingungen heraus leben heißt leben aus dem Glauben. Und wer kraft dieses sechsten Sinnes lebt, der lebt die schöpferische Energie aus, von der ich gestern sprach.

Glauben ist also die eigentliche Lebensfähigkeit. Es ist das Vermögen, das uns zu dem Leben, das allein in Wahrheit Leben ist, befähigt. Was nicht aus diesem Glauben ist, das ist unter allen Umständen im strengen Sinn der Wahrheit verkehrt, verrückt, unsinnig, „Sünde". Denn es ist nicht leben, sondern gelebt werden, verwandt werden, verbraucht werden und zu Grunde gehen. Glauben ist das Verspüren und Vermögen des Eigentlichen, Wesentlichen, Wertvollen, Bleibenden, der Instinkt des Aufschließens, Entbindens, Auslösens, Erfüllens und schöpferischen Vollendens, das unmittelbare Innewerden des Wahrhaftigen, Lösenden, innerlich Notwendigen und Zielgemäßen, das Vermögen zu begaben, beleben, beseelen, erlösen und zur Herrlichkeit zu führen.

Gestern habe ich Ihnen eigentlich nichts anderes ausgeführt, als was Jesus mit dem Worte meint: „Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so mögt ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben. Und nichts wird euch unmöglich sein". Davon wollte ich Ihnen einen Eindruck geben, daß uns tatsächlich nichts unmöglich ist, wenn wir glauben. Einen Berg ins Meer zu werfen ist eine Kleinigkeit, wenn wir eine Welt aus den Angeln heben können. Man ist bei dem Worte immer an dem Versetzen des Bergs hängen geblieben und so darüber erschrocken, daß man das übersah, was viel mehr ist, und worauf alles Gewicht fällt: Nichts wird uns unmöglich sein.

Man ist an dem entwurzelten Berge hängen geblieben, an dem Bilde, und der Satz selbst, den es anschaulich machen sollte, konnte nicht verhindern, daß das Bild zu der unsinnigen Idee verführte, als sei dem Glauben hier ein absolut willkürliche Zau-

bermacht zugesprochen. So kam dem Aberglauben zu gute, was dem Glauben galt, weil man aus seinem Aberglauben heraus verstand, was nur aus dem Glauben zu verstehen ist.

Wir dagegen sahen gestern überall, daß die Vollmacht des Glaubens bedingt ist, bedingt durch das Gegebene. Seine Allmacht besteht vielmehr darin, daß er allenthalben das „Vom Himmel Gegebene" spürt, aufschließt, enträtselt, auslöst, entbindet, ins Leben treten läßt und auswirkt. Der Glaube ist die Empfängnis des Geistes und der Wahrheit, des Lebens und schöpferischem Treibens, das in allem Sein und Geschehen verborgen beschlossen ruht, und die Menschwerdung und das Ausleben dessen, was empfangen ist. Glauben ist die Gegenbewegung der Seele auf die andringenden Lebensschwingungen Gottes, die in allem walten und von allem ausgehen, und diese Gegenbewegung der Seele trägt und durchströmt unser Leben mit der allmächtigen Energie des Glaubens, von der Jesus spricht, die wir uns gestern vergegenwärtigten.

Wer keine Empfindung der verborgenen Fühlung zwischen dem Metaphysischen in uns und außer uns hat (das Metaphysische ist das, was nicht von dieser Welt ist) und nicht durch sie das Geheimnis des Lebens und seiner Vollmacht entdeckt hat, der wird natürlich hinter jedem Satz, den ich gestern aussprach, nein, nein, nein! rufen. Aber wer einmal unter den göttlichen Lebensschwingungen erzitterte und seine Seele erschauern spürte, der ist herausgehoben auf den festen „Punkt außerhalb", dem kommt die Art, wie er bisher alles ansah, wie eine Nachtansicht vor gegenüber der Tagesansicht, die ihm aufging, als er merkte, was eigentlich leben ist.

Vielleicht blitzt aber auch manchen die noch keine Erfahrung haben, eine Ahnung davon auf, daß das erst eigentliches Leben ist. Aber theoretisch kommen wir nicht dazu. Das wir einen ewigen Kern und Keim in uns haben, kann man niemand nachweisen, der es nicht spürt. Und die Überzeugung davon hilft ihm nicht, wenn er sich nicht regt. Ebenso müssen wir es erst erleben, daß in uns ein ewiger Grund der Freiheit vorhanden ist, und der

Angelpunkt verborgen liegt, von dem aus wir die Welt bewegen können. Sonst wird es nicht Wahrheit und Macht für uns, sondern bleibt eine überspannte Ohnmacht und Einbildung. Aber wenn wir es einmal gespürt haben, können wir unter allen Umständen daran festhalten, auch wenn uns die Wogen gegenteiliger Empfindungen von dem Felsengrunde des wahrhaftigen Lebens reißen. Und wir müssen es, wenn wir ihn dauernd gewinnen wollen.

Zunächst kommt ja dieses Verspüren des Eigentlichen, Wesentlichen, wo es auch sei, wie einzelne lichte Momente über uns. Wir geraten in eine seltsame Schwingung des Lebens, es kommt über uns wie eine Erleuchtung, wir spüren etwas vom Hintergrunde der Ereignisse, wir fühlen uns auf einmal wie herausgehoben aus dem Gefüge des Geschehens, wir sehen alles plötzlich wie aus einer andern Welt. Einen Augenblick, dann verschwindet es wieder. Aber wenn man einmal davon geschmeckt hat, kann man daran festhalten: das ist das Eigentliche; so soll es sein.

Damit wird der Glaube als Tat aus dem Glauben als Erlebnis geboren. Wir halten unerschütterlich an diesem verborgenen Geheimnis des Lebens fest, das in uns und um uns überall dahinter liegt, und an der wahrhaftigen Seinsweise, die aus diesen Tiefen quillt. Wir halten daran fest wie an einer Vollmacht, die uns gegeben, wie an einem verbrieften Recht, wie an einem angeborenen königlichen Gottesgnadentum, das unverlierbar auf uns ruht, wenn wir auch vorläufig noch im Elend verkommen.

Wird dieser Glaube die Magnetnadel, an der wir uns immer orientieren, so werden wir ganz und gar auf diese verborgenen Quellen des Lebens gerichtet. Dadurch bekommen wir den Spürsinn dafür und werden sie, wenn wir nur suchen, immer mehr entdecken. So wird aus dem Glauben als Tat des Festhaltens wieder der Glaube als Erlebnis des Innewerdens geboren. Und aus dieser dauernden Wechselfolge zwischen Erleben und Leben, zwischen Gnade und Tat, zwischen Empfängnis und Geburt wächst der Glaube wie der Baum aus dem Samenkorn.

Anders ausgedrückt: indem wir Lebensversuche aus unserm Verspüren machen, werden wir empfänglich für das Einströmen der göttlichen Lebenswellen, die sich wie die Lichtwellen von allen Erscheinungen lösen, werden wir empfindlich, spürfähig für die Schwingungen des wahrhaftigen Lebens. Wir haben das schöpferische Element zunächst nicht in uns. Wir müssen ganz Empfänglichkeit werden. Dann ziehen wir das schöpferischen Weben der Gottheit aus all unserm Erleben in uns hinein, um es in unserm Selbst wie in einem Brennglas gesammelt wieder aus uns herausströmen und schöpferisch sich betätigen zu lassen. Das ist Glauben.

Nun suchen Sie das Geheimnis des Glaubens zu erfassen, wenn Sie das Rätsel des Lebens lösen wollen. Schauen Sie um sich und schauen Sie in sich. Sorgen Sie für die Reinheit, Kraft und Ursprünglichkeit Ihrer Empfindung. Ich erinnere Sie wieder an den Aufsatz über den Zweifel, wo ich ausgeführt habe, wie wir das tun können. Und dann dringen Sie vor und nach, wenn Ihr inneres Auge einmal wie durch einen Spalt hindurch von einem Strahl des verborgenen Lebens in den Dingen getroffen wird. Der eine bemerkt es hier, der andere dort. Aber hat er es irgendwo bemerkt, dann ist er auf der Spur.

Dann haben Sie den Glauben vielleicht nur wie ein Senfkorn. Aber Sie haben ihn doch und mit ihm seine Vollmacht. Und dann ist es nur eine Frage der Zeit und der Entwicklung, daß er wächst und die alles beherrschende Lebensmacht wird, daß die Gewalt des Willens, die unter allen Verdunklungen an dem inneren Licht festhält, zurücktreten kann, weil der Glaube ganz elementar ursprünglich aus uns quillt und von allem, was wir erleben, ohne Maß und Ende gespeist wird.



Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

Elfter Band



Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1908

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Inhalt

Die Randleisten dieses Bandes zeichnete Jakobine Sattler





Was wir wollen

Es scheint vielleicht wunderlich, ist aber im Grunde ganz in der Ordnung, daß im elften Band der Grünen Blätter zum erstenmal die Frage aufgeworfen wird, was wir wollen. Denn bei allem Lebendigen bedarf es erst geraumer Entwicklung, ehe klar wird, was daraus werden will. So hat sich auch bei diesen Blättern erst allmählich, worauf sie hinaus wollen, dadurch ergeben, daß sie sich in dieser Richtung entfalteten.

„Persönliches Leben" war nur ein Fingerzeig. Ich habe seinerzeit dieses Wort geprägt, um anzudeuten, daß das Leben, das ich meine, die Erfüllung dessen sei, was wir seit Goethe mit dem Ausdruck Persönlichkeit wie eine Ahnung und Sehnsucht aussprechen. Mir lag daran, die Art Leben zu entdecken und anzuregen, die durch ihre Entfaltung ganz von selbst einen jeden zu dem macht, worauf alle die hervorragenden Menschen, von denen wir den Eindruck einer Persönlichkeit haben, eine ferne Verheißung sind.

Diesem ursprünglichen Wesen und eigentlichen Leben des Menschen, das wie ein verborgener Kern und eine schlafende Keimkraft in jedem von uns ruht, wollte die „Pflege persönlichen Lebens"*)

*) Man hat oft über die „Pflege" gespottet. Wenn wir das Fremdwort „Kultur" gebraucht hätten, dann hätte es allerdings wohl großartiger geklungen.

nachspüren und es zur Entfaltung bringen. Der Begriff davon galt uns nie etwas, sondern nur die Offenbarung, das Erlebnis dieser verborgenen Würde und Vollmacht des Menschen. Die zehn Bände Blätter sind die Urkunden unsers Forschens und Versuchens. Von den verschiedensten Aufgaben und Nöten des menschlichen Daseins aus wurden immer die lebendigen Beziehungen nach diesem bewegenden Mittelpunkt gesucht.

In dem Maße als wir dem ursprünglichen Wesen und seinem eigentümlichen Leben auf die Spur kamen, fanden wir darin die Lösung des Problems Mensch. Und indem wir es erlebten, erkannten wir es und entdeckten seine Gebundenheit und Verkümmerung im Unwesen, die Bedingungen und Gefahren seiner Entfaltung, seine Art und seine Naturgesetze, seine echten Empfindungen und sein wahres Verhalten, die Bedeutung und Tragweite seiner Wiedergeburt. Jetzt **sind** wir auf der Spur. Aber wir stehen noch in den Anfängen eines neuen Werdens. Wir müssen weiter forschen und Lebensversuche machen. Wir müssen weiter warten, was wird.

Darum brauchen wir auch noch die Grünen Blätter. Jetzt noch mehr als vor zehn Jahren, wo sie zur Entdeckung des Menschen aufriefen und alle, die Not und Sehnsucht in sich tragen, auf dieses Ziel hin sammeln wollten. Wir brauchen sie nicht nur zur Anregung unsers Suchens und zur Schärfung unsers Spürsinns, sondern vor allem als Vermittlungsorgan unsrer Erfahrungen, mit denen wir uns gegenseitig vorwärts helfen. Wir brauchen sie als **Jahrbücher der Menschwerdung**.

* * *

Wir, d. h. alle, die an den Blättern innerlich beteiligt sind. Von uns allen rede ich, nicht von mir allein, wenn ich frage, was wir wollen. Denn alle, die nicht nur lesend, sondern lebend daran teilnehmen, sind Mitarbeiter an dem, wovon die Blätter handeln, und tragen durch ihre Erfahrungen zu ihrem Inhalt bei. Wie schon in den letzten Jahren werden die Grünen Blätter mehr und

mehr von der Mitarbeit ihrer Leser an dem Problem des Menschen getragen und gespeist werden. Ich sehe mich nur als die Stimme an, die vernehmlich zum Ausdruck bringt, was uns gemeinsam aufgeht und widerfährt.

Der Brennpunkt dieses gemeinschaftlichen Strebens, in dem sich unsre Erfahrungen sammeln, ist Schloß Mainberg. Es überwiegt dafür an Wert und Wirkung meinen Briefwechsel mit den Lesern um so viel wie gemeinschaftliches Leben einen gelegentlichen Gedankenaustausch. Dem zurückblickenden Auge erscheint es wie eine innere Notwendigkeit der Entwicklung, daß, wie nach fünf Jahren Vorträge die Blätter ins Leben traten, so fünf Jahre nach Erscheinen der Blätter Schloß Mainberg, die Freistatt persönlichen Lebens, entstand, die nun in den fünf Jahren ihres Bestehens immer mehr das Herzwerk unsers Strebens geworden ist. Keineswegs nur für die, welche da einkehren, sondern für alle, die an den Blättern teilnehmen. Denn was wir hier erlebten, sprach sich in den Blättern aus, und was aus dem weiten Kreise der Leser an Fragen und Verlangen zu mir drang, wurde die gemeinsame Not und Sehnsucht der Gäste auf dem Schloß. Das ist der Kreislauf des Lebens, den ich zwischen der großen Schar der Leser, den Schloßgästen als ihren Vertretern und den Grünen Blättern vermittle.

Nur in diesem Sinne kann von einer „Gemeinde der Grünen Blätter" die Rede sein. Niemals im Sinne der Anhängerschaft an eine Person. Denn der Weg zur Menschwerdung geht immer nur über uns selbst, niemals über einen andern. Nur in Freiheit und Selbständigkeit können wir unsre Spur suchen.

Andrerseits bin ich nicht Führer, sondern Kundschafter und Vermittler. Ich habe niemals jemand aufgefordert, mir nachzufolgen, sondern immer gesagt: glaubt mir nicht, sondern überzeugt euch selbst; forscht und versucht selbst; traut nur euren eigenen Erfahrungen und folgt allein der Spur eurer wirklichen Erlebnisse. Ich suche niemand für das, was wir wollen, zu gewinnen, sondern habe von Anfang an gesagt, daß nur der es verstehen kann, in

dem es schon irgendwie lebt, und wäre es nur in der Form einer unbegreiflichen Unruhe des Werdedrangs. Gewiß habe ich vieles zu zeigen versucht. Aber das galt immer nur denen, die es selbst sahen, wenn sie hinblickten. Gewiß habe ich vielen Menschen helfen können. Aber ich half ihnen immer auf die eigenen Füße und hielt sie so lange für hilflos, als sie nicht selbständige Schritte tun konnten.

Auch im Sinne einer gemeinsamen und verbindenden Weltanschauung kann nicht von einer Gemeinde der Grünen Blätter die Rede sein. Denn sie vertreten keine und sind an keiner sonderlich interessiert. Sie halten vielmehr alle herrschenden Weltanschauungen für Befangenheiten unsrer untermenschlichen Existenz. Sie wollen nur das Suchen der Zeit jeder Richtung und Herkunft auf das eine Grundproblem des menschlichen Wesens richten und Mitarbeiter an seiner Lösung sammeln. Es gibt nur eine Gemeinde der Grünen Blätter als eine unsichtbare und unzählbare Gemeinschaft von Menschen, die jeder für sich das Neuland menschlichen Wesens und Lebens suchen, das unsre Not hebt und unsre Sehnsucht erfüllt.

* * *

Darum haben die noch keine Fühlung mit dem treibenden Nerv der Blätter gewonnen, die meinen, man müßte über die Grünen Blätter hinauskommen. Sei es, daß sie sich unabhängig machen wollen von ihrem Herausgeber: dann waren sie überhaupt noch niemals reife Teilnehmer an unserm Werk, sondern Parasiten einer Zeitschrift. Sei es, daß sie über unsern Standpunkt hinaus wollen: die Grünen Blätter haben keinen Standpunkt, sondern ein Ziel, das nur die Menschheit als Ganzes einmal erreichen wird, das aber niemals jemand hinter sich lassen kann. Sei es, daß sie unsre Anschauungen zu kennen glauben und andere kennen lernen wollen: dann haben sie die Blätter mißbraucht; denn sie sind nicht dazu da, um Gedanken mitzuteilen, sondern um das Leben in jedem einzelnen anzuregen, zu entbinden und zur Entfaltung zu bringen.

Wir alle trachten vielmehr darnach, wie wir über uns selbst hinauskommen. Wir geben uns auf, wie wir gegenwärtig sind, um uns zu gewinnen, wie wir eigentlich sind. Wir möchten mit unserm ganzen Leben, mit unsrer Kultur und allen Verhältnissen auf eine Höhenlage hinauf, auf der endlich einmal das ursprüngliche Wesen des Menschen zur Erscheinung, zur Geltung und zu schöpferischer Auswirkung kommt.

Ist das der Fall, dann ist es gleichgültig, ob es die Suchenden so ansehen und verstehen, wie es der oder jener Aufsatz zum Ausdruck bringt. Es kommt nur darauf an, daß dieser Werdedrang in ihnen lebendig ist und als die treibende Kraft ihres Lebens wirkt. Ist er das aber und tut er das, dann wird man die Beiträge der Blätter dazu in jeder Fassung verstehen und zu würdigen wissen.

Das Literarische, Philosophische, Dialektische in den Blättern ist ja ganz Nebensache und unwesentlich. Sie verfechten keine Sätze kunstgerecht mit Gründen und Beweisen, sondern stellen anschaulich vor Augen, was uns aufgegangen ist. Sie konstruieren kein System und spinnen keine Begriffe, sondern treiben empirische Forschung auf dem Gebiete des menschlichen Wesens. Sie haben gar keinen literarischen Ehrgeiz. Sie sind überhaupt keine Literatur, sondern Lebensmittel. Wer sie als Literatur, Philosophie oder gar Theologie nimmt, der wird sich so lange mit diesem absonderlichen Genuß unterhalten oder „erbauen", bis er den Geschmack daran verliert und eine Abwechslung braucht. Wer dagegen ihre Antriebe ins Leben umsetzt, der wird ihren Lebenswert heben.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß das öffentliche geistige Leben so gut wie keine Notiz von den Blättern nimmt. Denn sie passen und gehören nicht in seine Interessen, Gedanken und Treibereien. Vor allem ist schon deshalb keine Befruchtung des allgemeinen geistigen Lebens durch die Blätter möglich, weil ihre Vertreter sie nicht lesen, selbst wenn man sie darauf aufmerksam macht. Man mißachtet sie, weil man sie nicht versteht. Darum bleiben ihre Errungenschaften verborgen. Es ist für uns oft geradezu

tragikomisch, zu sehen, wie man sich dort mit Problemen abmüht, über die wir längst hinaus sind (z. B. Willensfreiheit, Glauben und Wissen, Egoismus und Persönlichkeit, Individuum und Gemeinschaft), und wie unglaublich rückständig man in allerlei geschichtlich gewordenem Wahn und Befangenheiten bleibt, so fortgeschritten man sich fühlt.

Aber das ist wohl so in der Ordnung und muß so bleiben. Denn was wir wollen, versteht nur, wer mittut, und die Wahrheiten, die uns aufgehen, sollen nicht theoretisch auf Flaschen gezogen in den Handel kommen, sondern sollen in persönlicher Erscheinung durch uns ins Leben treten.

* * *

Die Grünen Blätter haben keinen Standpunkt. Denn sie bewegen sich andauernd vorwärts. Aber sie haben eine Fährte, die sie verfolgen. Die heißt Jesus. Wenn wir uns nicht vergebens bemüht haben, sondern vorwärts gekommen sind, so verdanken wir es ausschließlich den Entdeckungen, die er gemacht, und den Fingerzeigen, die er uns gegeben hat.

Aber Jesus bedeutet für die einen eine Religion und für die andern eine Weltanschauung, für die dritten eine Moral oder gar eine Kultur. Darunter leiden die Grünen Blätter. Denn es werden viele durch dieses Vorurteil abgehalten, die zu uns gehören, und was sie enthalten, wird durch die verschiedenen Befangenheiten über Jesus mißverstanden und falsch verwendet. Die einen suchen, die andern argwöhnen in den Blättern Religion, christliche Weltanschauung, Moral, Kultur.

Für uns bedeutet Jesus einen Weg zum Ziel, und zwar den einzigen gangbaren, der bisher entdeckt wurde. Das ist für uns kein vorgefaßtes Dogma, sondern das Ergebnis unsrer Forschung. Sobald uns von jemand irgendwo in der Geistesgeschichte der Menschheit ein Weg gezeigt werden wird, der uns aus unsrer untermenschlichen Existenz auf die Höhe wirklicher Menschen hinaufführt, werden wir uns keinen Augenblick besinnen, ihn anzuer-

kennen und Nutzen davon zu ziehen. Aber vorläufig ist sonst keiner jemals gefunden, geschweige mit Erfolg beschritten worden. Darum sind wir bis auf weiteres ausschließlich auf Jesus angewiesen.

Wir finden bei Jesus erstens ein unerhörtes Erlebnis des Problems Mensch und infolgedessen eine Klarheit darüber, die so weit über unsre Begriffe geht wie sein Erlebnis über unser Erlebnis dieses Problems; zweitens, was noch unerhörter ist, die praktische Lösung des Problems für ihn selbst und seine Persönlichkeit: er hat nach allem, was wir von seinen Lebensäußerungen kennen, für sich das Ziel erreicht; drittens infolgedessen eine sonst nirgends bekannte Aufklärung über die Tatsachen und Gesetze unsers eigentlichen, zunächst ganz verborgenen und ungeahnten Wesens (dessen Pulsschläge wir erst nachträglich in dem Erlösungsdrang, in dem Freiheitsbewußtsein, in dem Verantwortlichkeitsgefühl, in der Sehnsucht nach Menschen u. s. w. erkennen), über die Bedingungen seines Werdens und Lebens, über die neuen Tafeln der Werte und die Neuordnung der Dinge, der wir in dem Maße entgegengehen, als wir Menschen werden.

Man mag bestreiten oder verkleinern, daß Jesus einzigartig das Problem Mensch nach Tiefe und Umfang erlebte, und daß er ganz allein es löste. Aber als Entdecker der Naturgesetze des menschlichen Wesens und Werdens ist er nicht anzufechten. Und darin hat die Menschheit bisher noch nie seinesgleichen gesehen. Gewiß wird auch das gewöhnlich bestritten mit Hinweis auf „die andern großen Geister der Menschheit". Aber damit bezeugt man nur, daß man nicht versteht, was wir meinen. Es handelt sich hier gar nicht um Vergleichung menschlicher Größe, sondern um die Feststellung, daß Jesus den Menschen entdeckt und sein Geheimnis gelöst hat, was ja zufällig auch einem kleinen Geiste gelungen sein könnte. Das Außerordentliche der „Großen der Menschheit" besteht in ihren Fähigkeiten. Das Außerordentliche Jesu in seinem menschlichen Wesen, in der neuen Art Mensch, die er war.

Ich habe immer und immer wieder aufgefordert, mir doch

andere Entdecker auf diesem Gebiete zu zeigen, mir auch nur die Kenntnis der von Jesus entdeckten Naturgesetze, geschweige anderer ihm unbekannter, nachzuweisen. Aber bisher ist mir noch nichts dergleichen mitgeteilt worden. Doch das Bestreiten geht ruhig weiter. Ich hätte beinahe Lust, einmal ein Preisausschreiben darüber zu veranstalten, um diese Frage zum Austrag zu bringen.

Wenn es möglich wäre! Aber vorläufig wüßte ich noch nicht einmal drei in der Öffentlichkeit maßgebende Männer als Preisrichter zu nennen, die auch nur begriffen hätten, daß in oft ganz unscheinbaren Worten Jesu die tiefsten Naturgesetze des menschlichen Wesens verborgen liegen, geschweige daß ihnen das Unternehmen Jesu in seiner unvergleichlichen Art und Bedeutung aufgegangen wäre. Und wie weit es gelungen ist, denen, die Jesus religionshistorisch einordnen und religiös mißverstehen, die Augen für die Entdeckung Jesu auf dem Gebiete des menschlichen Wesens zu öffnen, das hat ja der Erfolg meines Buches über die Bergpredigt unter ihnen gezeigt: sie haben es nicht verstanden.

Darum bleibt mir vorläufig nur das eine Zeugnis übrig: was sich in den Grünen Blättern an Lösungen für unsre tiefen Werdenöte und leidenschaftliche Werdelust, an Klarheiten über unser eigentliches Wesen und sein eigentümliches Leben, an Aussichten in ein Neuland menschlichen Daseins, an Enträtselung der Probleme der Welt und des Menschen findet, sind alles Entdeckungen Jesu. Was wir darüber wissen, das wissen wir direkt von ihm oder durch ihn, indem wir es auf seinem Wege gehend erfuhren. Es ist alles seine Offenbarung, wiedergeboren aus unserm Suchen und neuen Werden. Es ist das Wachstum der Wahrheit, die er war, in unsrer Zeit.

Wenn ihr also darüber staunt, so staunt ihr über Jesus. Und wenn ihr diese Befruchtung der tiefen Unruhe unsrer Zeit durch den ewigen Kern, der in den vergänglichen religiösen Schalen der Worte eines Menschen vor zweitausend Jahren liegt, erwägt, so wird euch etwas aufdämmern von der Einzigartigkeit dieser Persönlichkeit, von dem ich sagen möchte: er ist der

modernste Mensch, den es heute gibt, weil er der Mensch der Zukunft ist.

Doch schließlich ist es ja ganz gleich, ob man das begreift oder nicht. Wer Fühlung mit den Kräften und Klarheiten in den Grünen Blättern gewinnt, wird sich durch Vorurteile über Jesus nicht abhalten und stören lassen, seiner Lebensspur zu folgen.

* * *

Die Fährte, die uns Jesus zur Lösung des Problems Mensch gezeigt hat, weist uns in die Tiefe des Menschen und des All. Das Wesentliche, Wahre, Bleibende, Keimkräftige, Schöpferische ist überall das, was dahinter liegt. Darin liegen alle Quellen des Lebens verborgen. So lange sie nicht entdeckt und erschlossen werden, so daß aus ihnen die treibenden Kräfte alles Werdens strömen, ist alle Entwicklung nur Entartung, Verderben, Untergang. Und der gewöhnliche Weg der Menschheit, vorwärts zu kommen: das auf diese Weise „geschichtlich Gewordene" weiter zu führen, zu verbessern und auszubauen, ist ein Irrweg, der immer tiefer ins Unheil führt.

Darum warf Jesus das Steuer vollständig herum: von Grund aus ganz anders muß es angefaßt werden. Nur durch die Entbindung des wahrhaftigen Wesens im Menschen und durch die Auslösung des verborgenen Lebens in allem Sein und Geschehen wird das Chaos überwunden und die Daseinsnot gehoben, die Entartung ausgeheilt, alles Menschliche wiedergeboren und seine tiefe Bestimmung erfüllt. Darum suchte Jesus den Keim des eigentlichen Menschen in den Lebewesen seiner Zeitgenossen zu wecken und die Erwachten durch die persönliche Fühlung mit der Lebensmacht des Alls schöpferische Lebenszellen einer wahrhaftigen Menschheit werden zu lassen.

Den menschlichen Keim nannte er Seele und die Lebensglut des Alls Gott. Aber das waren nur Ausdrücke für das Unbegreifliche, was dahinter liegt, im Menschen und in allem Sein und Geschehen. Das waren nur Andeutungen verborgenen Wesens,

lebendiger Wirklichkeit, nur Fingerzeige in die letzten Tiefen des Lebens. Sie sollten das Erlebnis der Menschheit werden, Grundlage und Gehalt einer neuen Zeit, der Herrschaft und Entfaltung des ursprünglichen Wesens. Wem aber die Entfaltung dessen, was dahinter liegt, nicht in ihm selbst Erlebnis wurde — und das waren immer die meisten — dem waren Seele und Gott religiöse Begriffe, Theorie, Glaube, Wahn. Wer nun von diesen Begriffen innerlich ergriffen wurde, der trieb mit ihnen Kultus, und damit war die Verfinsterung für die Wirklichkeit fertig. Wen sie aber kalt ließen, der wollte von diesen vermeintlichen Überspanntheiten nichts wissen. So war es damals, so ist es heute noch.

Es ist deshalb ganz begreiflich, daß alle Wirklichkeitsmenschen äußerst mißtrauisch werden, wenn sie in den Grünen Blättern von „Gott" und „Seele" lesen, und sich mit Händen und Füßen gegen eine vermeintliche neue religiöse Verschleimung der Wirklichkeit wehren zu müssen glauben.

Aber wir meinen Seele und Gott nicht als Wahn, sondern als Erlebnis. Wir haben ebensowenig wie Jesus einen Begriff, sondern einen Eindruck davon. Wir machen uns auch keine Vorstellung davon, sondern trachten darnach, daß das ursprüngliche Wesen in uns entbunden wird, und das, was die Welt im Innersten zusammenhält, in unserm Leben schöpferisch zur Geltung kommt.

Darum stehen wir jenseits von Theismus, Pantheismus, Atheismus, jenseits von Monismus und Dualismus, jenseits von Idealismus und Materialismus im Angesicht einer verborgenen Wirklichkeit, die sich in uns und um uns regt. Wer das Mystizismus nennt, mag es tun, obgleich ich darunter etwas anderes verstehe, wovon ich zeitlebens nichts wissen wollte. Aber schließlich hat jeder . . ismus sein Wahrheitselement. Nur der Sensualismus nicht, welcher behauptet, die Oberfläche sei das Wesen der Dinge und die Sinnlichkeit ausschließlich das Reich der Wirklichkeit. Das ist einfach nicht wahr. Das ist für werdende Menschen ein unmöglicher Atavismus (ein Rückfall in tierische Art).

Der Mystizismus, wie ich ihn aus der Geschichte kenne, sucht des Göttlichen auf ungewöhnliche Weise durch besondere Vorgänge und Gesichte inne zu werden. Wir dagegen erleben gar nichts anderes als die übrigen Menschen, wenn wir etwas spüren von dem, was dahinter waltet. Wir erleben genau dasselbe, nur anders, tiefer, lebendiger. Uns scheint etwas hindurch, den andern nicht.

Ich kenne in meinem ganzen Leben nicht einen einzigen Vorgang, wie ihn die Mystiker erstreben und pflegen, der aus dem Rahmen des Natürlichen herausgetreten wäre. Ich habe auch nur wie jeder andere die Natur, die Geschichte und das eigene Leben als Welt meiner Erfahrungen zur Verfügung und finde darin weder etwas Magisches noch etwas Mysteriöses. Aber ich spüre in der Natur, was die Welt im Innersten zusammenhält, ich merke in allem scheinbar sinnlosen Geschehen den schaffenden Sinn, der nach Entfaltung drängt, ich erfahre in meinem Leben eine väterliche Macht, die mich kennt und liebt, während andere nichts dergleichen verspüren. Zwischen den Nichtsspürenden und den Hellsehenden ist ein Unterschied wie zwischen blinden und geöffneten Augen. Es ist nicht ein Unterschied der Erfahrung in ihrem Leben, sondern ein Unterschied der Empfindung gegenüber denselben Erfahrungen.

Am deutlichsten wird es durch den gleichartigen Vorgang in der Kunst. Zweie sehen ein Bild. Der eine sieht die schöne Farbenharmonie, den Gegenstand, den Vorgang, den das Bild erzählt, der andere wird von der Offenbarung des Genies in dem Bilde so überwältigt, daß er das, was dem andern auffällt, kaum bemerkt. Jedenfalls sieht er durch alles das hindurch und kommt in lebendige Fühlung mit der Seele des Kunstwerks. Das ist doch wohl kein Mystizismus, sondern ursprüngliche Empfindung dessen, was dahinter liegt. Das wollen wir überall erleben und heben.

Wir wollen uns und andere also nicht religiös behandeln und kurieren, sondern suchen eine neue Art Leben. Wir wollen keine Metaphysik treiben und verbreiten, sondern trachten nach der

freien Entfaltung alles Ursprünglichen und nach der Kultur alles Menschlichen durch die plastische Kraft des geheimnisvollen Wesens, das überall im Grunde der Dinge und Vorgänge verborgen lebt. Wir wollen gar nichts als Wahrheit ausgeben, sondern sind gespannt darauf aus, daß sich die Wahrheit allenthalben selbst offenbart, indem sie ins Leben tritt. Das ist unsre Sehnsucht, und wir sorgen dafür an dem einzigen Punkt, wo wir es in der Hand haben, an uns selbst, daß wir Wahrheit werden, indem wir die Wahrheit tun.

* * *

So mögen denn die Blätter weiter ihre Aufgabe erfüllen, gleichgültig, wie sich die Menschen dazu stellen. Auch fernerhin kommen sie zu jedem, der sie in die Hand nimmt, wie eine Frage. Und nur die sollten sie halten, in denen ihr Ruf zum Leben einen lebendigen Widerhall der Sehnsucht findet.

Mag er zunächst noch so schwach sein: es ist eine Bewegung des Lebens. Und sie wird sich durch die Anregungen der Blätter ausbreiten und stärker werden. Sie wird sich an ihren Aufklärungen orientieren und Kraft gewinnen, wenn man den Weisungen folgt, die sie enthalten. Hat man nur einmal die Witterung für das, worum es eigentlich geht, dann kommt man auf die Spur und findet den Weg zum neuen Werden.

Dann wird erst alles, was man liest, lebendig werden. Nur ist es damit nicht getan, daß man es „erfaßt" hat. Die Klarheit, die uns aufleuchtet, hilft uns nichts, wenn wir nicht den Weg treu und stetig gehen, den sie uns erhellt. Erst dann kann aus uns werden, was wir eigentlich sind. Denn unser ursprüngliches Wesen kann sich nur entfalten, wenn wir ihm Luft verschaffen, indem wir die Wahrheit tun, die uns aufgeht.



Das Problem der Kraft

1. Das Verlangen nach Kraft

Die vielstimmige und so verschiedenartige Sehnsucht der Menschen von heute klingt zusammen in einen einzigen leidenschaftlichen Schrei nach Kraft. Nicht nur das Suchen der Zeit, sondern auch die Gemeinschaften, die das überlieferte Herdfeuer der Religion hüten, die Kreise der Kunst, die der Schönheit dienen und huldigen, und alle, die durch ein gewaltiges Lebenswerk die verborgene Unruhe ihres Herzens befriedigen möchten: sie alle erheben bald stürmisch, bald verhalten den Ruf nach Kraft.

Unsre Zeit ist nicht arm an Kräften. Sie schöpft aus der Natur eine unendliche Fülle von Kräften und verrichtet Wunder der Schöpfung auf allen Gebieten des Lebens. Aber in uns selbst fühlen wir uns kraftlos und arm an schöpferischen Quellen. Warum liegt das Feld der Seele so brach? Warum gelingt es uns nicht, aus unsrer Natur Kräfte zu lösen? Je gewaltiger die Naturkräfte in unsrer Hand wachsen, um so stärker empfinden wir den Mangel an eigener Kraft.

Infolgedessen ist der einmütige Widerhall, den alle Bemühungen um das Vorwärts der Menschheit hervorrufen: wir brauchen Kräfte, gib uns Kraft. Was helfen uns Worte, Gedanken, Aufklärungen, Anregungen! Wir vermögen nichts ohne Kraft. Wir möchten ja so gern, aber wir können nicht. Darum schaff Kräfte. In den Vorträgen und Blättern suchen wir nichts als Kraft. Wer Kraft mitteilen kann, der ist der Heiland.

Und der Widerhall hat recht. Er spricht nur unsre eigenen Empfindungen aus. Was ist der Überdruß an Reden und Schreiben, die bittere Verachtung alles Wirkens anderes als die unstillbare Sehnsucht nach Kraft! Was läßt uns die heilsamsten Wirkungen, den fruchtbarsten Segen für nichts achten als das leidenschaftliche Verlangen nach mehr Kraft! Und wenn sie haufenweise kommen und rühmen, was sie davon gehabt haben, und in unsrer Abwehr

nur Kleinglauben, Mißtrauen und Ungenügsamkeit erblicken — sie mögen uns umringen und betäuben mit ihrer Freude, mit ihrer Dankbarkeit, mit ihrem neuen Glück: es wird alles zunichte vor dem überwältigenden Eindruck, daß wir im Grunde und Wesen nichts vermögen, und wahres Heil nur aus einer Offenbarung von Kraft quillt, die uns noch verschlossen ist.

Wo sind die Quellen der Kraft, daß wir sie suchen? Denn Quellen der Kraft muß es geben. Kraft ist nichts Magisches, kein übernatürlicher Zauber. In Menschen ebensowenig wie in der Natur, im geistigen Leben ebensowenig wie in der Körperwelt. Kraft ist überall ein lebendiger Vorgang, der naturnotwendig aus bestimmten Bedingungen entsteht. Haben wir die Bedingungen, dann haben wir auch die Kraft. Und Kraft können wir nur dadurch gewinnen, daß wir uns die Voraussetzungen verschaffen, aus denen sie quillt. Es gibt keine Wunder. Es gibt bei einem unerhörten Vorgang nur ein noch nie dagewesenes Zusammentreffen seiner unumgänglichen Vorbedingungen.

Darum hat sich in mir immer alles dagegen aufgelehnt, wenn man unsers Suchens und Bemühens spottete und sagte: „Es ist heute nichts zu machen. Wir müssen warten, bis sich wieder einmal der Himmel öffnet, und uns Geist und Kraft gegeben wird. Es hat keinen Sinn, persönliches Leben zu pflegen, so lange du nicht Kräfte mitteilen kannst." Da könnt ihr warten, bis ihr schwarz werdet. Nein, wir müssen nach den Quellen der Kraft forschen. Das bloße Stöhnen nach Kraft ist unfruchtbar, auch wenn man es beten nennt.

Natürlich kann man warten, bis sich zufällig einmal in einem Menschen die für eine Kraftentfaltung nötigen Vorbedingungen ebenso zusammenfinden wie bei Berthold Schwarz die Stoffe, als er das Pulver erfand. Dann ersteht ein Wundermann oder ein Genie. Aber wenn man da nicht den verborgenen Bedingungen der Kraftäußerungen nachforscht, bleibt es eine vorübergehende Erquickung der Menschen, und die Kraft wird nie mitteilbar, geschweige ein allgemeines Gut.

Aber wem wird es denn heute einfallen, über die Naturforscher und Techniker zu spotten und ihnen zuzurufen, sie sollten warten, bis sich ihre Probleme gelegentlich einmal von selbst lösten, sie sollten nicht mehr auf Entdeckungen ausgehen, sondern sich bescheiden, bis sie die Natur einmal mit etwas überraschte! Genau so abgeschmackt wäre aber solch ein Verhalten auf dem Gebiete des menschlichen Wesens.

Im Kindesalter der Menschheit war es schließlich in der Ordnung, daß man wartete, bis einem neue Früchte des Werdens in den Schoß fielen. Für das Mannesalter, in dem wir heute stehen, wäre das unverantwortlich. Sobald man Probleme empfindet, hat man nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, nach der Lösung zu forschen, an ihrer Lösung zu arbeiten. Das Erlebnis des Problems ist das Zeichen der Reife dafür. Dann sind wir aber heute reif, nach den Quellen der Kraft zu suchen, weil wir unter ihrem Mangel so empfindlich und so bewußt leiden.

Die Vorbedingung dazu ist allein, daß sie uns erreichbar sind. Lägen die Kräfte in der vierten Dimension, könnten sie uns nur aus einem übernatürlichen Jenseits eingeflößt werden, dann freilich müßten wir warten, bis sie uns einmal zufielen. Aber alle dem Menschen möglichen Kräfte liegen ebenso in ihm verborgen wie die Naturkräfte in der Natur. Sie gehören zu seinem Wesen und sind ihm eigentümlich. Auch alle die, von denen wir noch keine Ahnung haben. Es gibt keine übernatürlichen Kräfte. Es gibt nur Kräfte, die über unsre Erfahrung hinausgehen, die wir noch nicht kennen. Wer sie hat, wird sie immer ganz natürlich und in der Ordnung finden.

2. Das Wesen der Kraft

Ehe wir aber nach den Quellen der Kraft suchen, müssen wir darüber klar werden, was Kraft ist. Vielen wird das gleichgültig sein: wenn sie nur Kraft kriegen. Aber die der Sache auf den Grund wollen, möchten auch zu ihrem Rechte kommen. Und

niemand wird imstande sein, erfolgreich nach Kraft zu suchen, der nicht weiß, was Kraft ist.*)

Kraft ist Bewegung, sagt der Naturforscher, wenn er die Kräfte in der Körperwelt ganz allgemein bezeichnen will. Auch die Kraft des Geistes, die Kraft der Seele ist Bewegung. Wie jeder Druck, Zug, Stoß und jedes Steigen der Säfte, jedes Schwellen des Wachstums, jeder Trieb der Instinkte, jede Energie des Willens Bewegung ist, so ist auch alle Kraft geistiger Auffassung und Äußerung Bewegung, die in unserm geistigen Vermögen vor sich geht und von ihm aus wirkt.

Kraftentfaltung ist Entfaltung von Bewegung. Kraftübertragung ist Übertragung von Bewegung. Hervorrufen von Kraft ist Auslösung von Bewegung. Kraftwirkung ist Wirkung durch Bewegung. So verschieden die Bewegungen sind, die es gibt, so verschiedenartig sind die Kräfte: von der mechanischen Kraft der Schwere, die nur lastet, bis zur lebendigen bildenden Kraft, die schöpferische Bewegung ist.

Überall, wo wir Kraft sehen, erkennen wir Bewegung. Die Kraft des Empfindens, des Erlebens besteht in der Stärke des Erbebens unter den Eindrücken der Erscheinungen und Vorgänge. Die Kraft des Auslebens besteht in der Stärke des Drangs, des Schwunges, der Wucht unsrer Lebensäußerungen. Die Kraft des Selbst ist die lebendige Schwingung unsers innersten Wesens und die Hochspannung des in ihm aufgespeicherten Bewegungsvermögens.

Jede Erscheinung von Kraft ist ein Bewegungsvorgang. Aber es gehört nicht zum Wesen der Kraft, daß sie in Erscheinung tritt und sich äußert. Die Kraft als Tätigkeit ruht auf der Kraft als Fähigkeit, als Vermögen. Als solches ist sie aber nicht etwas

*) Auch unter den Blätterlesern gibt es manche, die wie viele Romanleser nur nach dem Ergebnis fragen. Die werden nichts davon haben als die Befriedigung ihrer Neugier. Wieder andere kümmern sich nur um den Weg und die Lösung. Alles andere sei Luxus. Das klingt sehr praktisch und tatkräftig. Aber sie finden nie den Weg. Denn den findet nur der, dem aus tiefstem Erleben des Problems die Klarheit darüber aufleuchtet und seine persönliche Wegspur erhellt.

wesentlich anderes als Bewegung, sondern nur ein gehaltener Drang, eine ruhende Spannung, ein gesammeltes Bewegungsvermögen, ein Fonds schwingenden Lebens.

Vermögen ist mehr als die Anlage für etwas. Es ist die Entfaltung und Erfüllung, die Fruchtreife und das Überströmen der Anlage. Es verhält sich dazu wie das freie, überlegene Können zur bloßen Begabung für etwas. Es ist Mächtigkeit in dem, wozu uns die Anlage befähigt. Demnach ist Kraft als Vermögen der Überschwang starken pulsierenden Lebens, die Vollmacht reger, tiefer, mächtiger Bewegung, die Fähigkeit gesteigerter Bewegung, die Glut und Spannung drängenden Lebens.

Lebensbewegung ist Lebenskraft. Unbeweglichkeit, Hemmung, Störung, Lähmung der Bewegung ist Schwäche. Und es ist hier wie überall in der Welt der Bewegung. Der äußere Widerstand beraubt nicht der Kraft, sondern lähmt höchstens ihre Wirkung, weil er die Bewegung nicht aufhebt, geschweige das Vermögen dazu verringert. Nur die Bindung der Bewegung, die innere Störung führt zur Ohnmacht, weil damit die Bewegung aussetzt, und das Vermögen selbst beeinträchtigt wird.

Anregung und Steigerung der Bewegung ist Stärkung der Kraft. Die Mächtigkeit der Bewegung ist der Grad der Kraft. In der Mächtigkeit muß sich aber Qualität und Quantität vereinigen. Denn Heftigkeit ist keine echte Kraft. Ursprünglichkeit, Tiefgang und Lebhaftigkeit gehört ebenso wie Umfang, einheitliche Wucht und innere Geschlossenheit zu der Bewegung, die sich als große elementare Kraft äußert.

Aber nicht jede Bewegung in uns ist Kraft. Die Erschütterung durch einen Schicksalsschlag ist es ebensowenig wie die Unruhe der Sorge, die uns vor irgend etwas ergreift. Die Widerstandslosigkeit, die unter jedem Anreiz in Bewegung gerät, die Schnellfertigkeit, die das Urteil nicht zurückhalten kann, bis man das Erlebnis gründlich erfaßt hat, ist Schwäche, und die Schwäche ist um so größer, je stärker, je besinnungsloser die Bewegung ist.

Überall da äußern sich Kräfte, aber nicht eigene, sondern

fremde Kräfte, die über uns kommen und sich unsrer bemächtigen. Infolgedessen sind viele scheinbare Kräfte nur Mächte, die in uns walten: Instinkte, Interessen, Ideale, Gewohnheiten, Einflüsse. Wie oft bricht ein Mensch völlig zusammen, wenn seine Verabschiedung des Dienstes gleichgestellte Uhr stehen läßt, die ihn im Gange hielt und ihm Kraft verlieh.

Kraft ist nur die innewohnende, eigenständige, eigene Bewegung. Nur die Bewegung, die wir selbst entfalten, ist unsre Kraft. Nur die aktive, persönliche Bewegung. Die unpersönliche Bewegung, das bloße Bewegtwerden ist Schwäche. Alle Erregungen, die wir erleiden, sind passive Preisgabe an fremde Kräfte. Alle inneren Bewegungen, die aus einer Abhängigkeit quellen, sind in Wahrheit Anwandlungen oder Zustände von Schwäche, so kraftvoll sie aussehen, und so erhebend wir sie empfinden mögen.

Unsre Eindrücke und Erlebnisse, mögen es große Gedanken oder künstlerische Schöpfungen, bedeutende Menschen oder erhabene Naturerscheinungen, schreckliche oder beglückende Ereignisse unsers Lebens sein, begaben uns also niemals mit Kraft, so sehr sie uns ergreifen mögen. Sondern sie lösen nur eigentümliche Lebensbewegungen in uns aus und vermehren dadurch unser Bewegungsvermögen: dann entfalten sie unsre Kraft und steigern sie. Schlagen sie aber nicht durch bis in unser Innerstes, so daß eigenstes Vermögen in uns lebendig wird, und verborgene Quellen unsers Wesens aufspringen, dann überwältigen uns nur die Eindrücke und Erlebnisse: wenn sie uns nicht niederschlagen, betäuben, belasten, dann regen sie uns an und erheben, begeistern, berauschen uns, aber sie entfalten keine Kraft in uns. Im Gegenteil, sie veroberflächlichen, zerstreuen, entnerven und entkräften uns. Man denke dabei z. B. an unsre geistigen Genüsse, unsern Verkehr, unsre Bildung, aber auch an das Leiden der Menschen unter Verhältnissen und Unglücksfällen.

Dann wird also ein Schicksalsschlag, der den einen zerschmettert, den andern entflammen, weil er sein innerstes Wesen

entzündet. Die Last, die den einen erdrückt, steigert die seelische Spannkraft des andern zu sprengender Gewalt. Was den einen betäubt, sammelt alle Kräfte des andern zu einheitlicher Wucht. Das musikalische Kunstwerk, das den einen kitzelt und überreizt, versetzt den andern in gesteigerte seelische Bewegung. Das Buch, das den einen ermüdet oder unterhält oder belehrt, verhilft dem andern zu einer ganz neuen Art Leben, weil es den schlummernden Genius weckt und den Lebensdrang entbindet.

Nur die jedem Ding eigentümliche Lebensbewegung, die Bewegung seines eigentümlichen Wesens ist seine Kraft. Darum gibt es keine Krafterreger, die uns Kräfte mitteilen könnten, sondern nur Krafterreger, welche das in uns ruhende Vermögen in Anspruch nehmen und dadurch beleben und stärken. Das tut aber jeder Eindruck, der unser Innerstes in selbsttätige Bewegung versetzt.

Es kommt dann nicht darauf an, ob sich diese Bewegung als Äußerung oder Rückäußerung, als Selbstentfaltung oder Widerstand, als verarbeitende Aneignung oder entgegengesetztes Verhalten kundgibt, ob sie der inneren Spannung oder Lösung, der Arbeit oder dem Kampf, dem Werden oder dem Wirken dient: wenn nur unser eigenes Vermögen darin tätig ist, wenn nur die Vorgänge aus dem Bewegungsfonds unsers Wesens quellen, wenn nur unser Selbst es ist, das die Bewegung entfaltet. Dann ist es ganz gleichgültig, welcher Art der Anstoß zur Bewegung ist, woher er kommt, und wie er empfunden wird: er entbindet Kraft und steigert unsre Kraft; denn er belebt uns. Was aber nicht eigenstes Erleben wird und selbsttätiges Leben entfaltet, das spannt ab, hemmt und lähmt. Das ist ermüdender Fremdstoff, so erregend er auf uns wirken mag.

Gedanken sind also keine Kräfte. Denn es sind keine Bewegungen, sondern Spiegelungen und Vorstellungen unsers Bewußtseins, Fassungen und Gebilde unsers Verstandes, Urteile und Schätzungen unsrer Vernunft. Es sind vielleicht Prägungen, Abdrücke und Niederschläge von Bewegungen, aber kein schwingendes Leben. Empfindungen sind Kräfte, wenn sie ursprünglich aus uns

quellen. Gedanken können nur Kräfte entbinden, wenn sie unrechte Empfindungen in uns lösen. Aber auch das vermögen sie nicht als Gedanken, sondern nur als Noten eines lebendigen Klangs, als Wertzeichen eines unmittelbaren Eindrucks.

Ebensowenig ist alles Wissen und unsre Lebenserfahrung als Niederschlag im Gedächtnis Lebenskraft. Weder unser geistiges Eigentum, noch unser Besitz und Kapital ist persönliches Vermögen. Kraft ist nur die lebendige Bewegung der Seele, des Geistes, der Sinne: also das Erstaunen und Erbeben über die Rätsel des Daseins, die Eindrücke des Lebens und die Aufgaben der Stunde, das ursprüngliche Erlebnis der Geschichte und der Naturvorgänge, das quellende Leben, das aus unsern versunkenen Erfahrungen emporsteigt, die Arbeitskraft und das Lebensvermögen, das hinter dem steht, was wir erwarben, die feine, starke, lautere, unbefangene Empfindung des Schönen, Bedeutenden, Wesentlichen, Lebendigen.

Kraft ist immer ein Können und niemals ein Haben. Keine Errungenschaft ist Kraft, sondern nur das Vermögen, das sie hervorbrachte; keine Bildung ist Kraft, sondern nur die plastische Bewegung der Sinne, des Geistes, der Seele, die wechselwirkend das persönliche Gebilde schafft. Keine Weltbekanntschaft, keine Lebensweisheit, keine Menschenkenntnis ist Kraft. Aber die lebendige Fühlung mit den Menschen, mit dem Leben, mit der Welt der Wirklichkeit ist eine Kraftquelle ohnegleichen. Wahrheiten, die man uns lehrt, sind keine Kräfte. Denn nur was schwingendes Leben, quellendes Vermögen und spielendes Können ist, das ist Kraft.

Ebensowenig wie Gedanken sind Stimmungen Kräfte. Denn sie sind der Widerschein unsers Zustandes oder unsrer Lebenseindrücke, also unsers Empfindens in unserm Selbstgefühl, Färbungen unsers Lebensmuts, Äußerungen dessen, wie es uns zumute ist. Stimmungen sind Lichtwirkungen unsers Empfindens in unserm Gemüte. Wenn man sie also überhaupt als Bewegungen auffassen will, sind es jedenfalls keine ursprünglichen Bewegungen, sondern abgeleitete Nebenwirkungen. Vor allem aber sind es keine persönlich tätigen Bewegungen, sondern nur passives, unpersönliches

Bewegtwerden unsers Lebensgefühls. Deshalb sind Stimmungen viel mehr Mächte, die über uns kommen, als Kräfte, die wir bewirken.

Natürlich kann man mit Hilfe dieser Mächte Kraft entfalten. Aber das ist dann nicht eigenes Vermögen, sondern ein Handeln in Kraft der Stimmungen, aus fremder Macht. Darum ist jede Stimmung, die in uns wirksam wird, eine Anwandlung von Schwäche. Und mit der Kraft, die sie uns verleiht, steht es genau so wie mit der Kraft irgend einer Sucht oder einer Sorge, die uns unterjocht. Sobald wir uns von Stimmungen beeinflussen lassen, werden sie zu Hemmungen des persönlichen Lebens. Sie sind auf seelischem Gebiete genau Kräfte der Art wie der Rausch auf körperlichem.

Wenn man sich über das alles klar wird, dann begreift man, warum unsre Kultur das Problem der Kraft nicht lösen kann, und warum das übliche religiös-sittliche Wirken den Menschen keine Kraft verleiht. Weil man Gedanken und Stimmungen für Kräfte hält. Weil man geistige Güter und Ideale für Kraftquellen ansieht, die man mitteilen kann. Weil man, statt innewohnende Kräfte zu wecken, durch persönlichen Einfluß Kräfte einflößen will, kurz weil man Kraft mit Macht verwechselt.

Man zuckt die Achseln darüber, daß sich der Apostel Paulus den heiligen Geist förmlich als ein Kraftvolumen vorstellte, was den Menschen von oben eingesenkt würde. Aber man verfährt genau nach dieser Vorstellung (während das Paulus, nebenbei bemerkt, nicht tat), wenn man Gedanken, Überzeugungen, sittliche Forderungen, allerlei Gefühle als Kraftmittel einzuflößen sucht, obgleich man doch nachgerade wissen könnte, daß dadurch niemand mit Kraft begabt wird, sondern die Beeinflußten höchstens der Macht der Ideen, des Wahns, der Grundsätze, der Gefühle unterworfen werden. Beweis dafür ist ihre persönliche Ohnmacht, ihre Unreife, Unklarheit, Urteilslosigkeit und Abhängigkeit in alledem, was sie sich einflößen ließen.

Man hat so wenig Verständnis für die Empfängnis, das Keimen und Geborenwerden im innern Leben, daß man den

Menschen theoretische Ausgeburten einverleibt oder leere Gefühlswehen hervorruft und sich dann wundert, daß nichts werden will. Man füllt die Köpfe mit Anschauungen, statt sie sehen zu lehren, das Gedächtnis mit Wissen, statt sie erleben zu lassen, den Sinn mit Gefühlen, statt ursprüngliche Empfindungen zu wecken, die Herzen mit Geboten, statt den genuinen sittlichen Drang zu entbinden — und ist dann außer sich, über den ungeheuren Zwiespalt zwischen Wissen und Können, zwischen Wollen und Kraft. Ach, man ist ja gar nicht mehr außer sich, sondern hat sich darein gefunden, als gehöre dieser Zwiespalt zur menschlichen Natur, während er doch nur eine herausgezüchtete Unnatur unsrer barbarischen geistigen Abrichtung ist.

Man meint, die Kräfte der ohnmächtigen Menschheit heben zu können, wenn man sie durch Musik, durch geniale plastische und dichterische Gebilde mit heroischen Stimmungen erfüllt. Man glaubt brünstig an die bildende Kraft des Schönheitsdusels und des literarisch verbreiteten Kunstverständnisses und merkt nicht, daß die ganze Kunstschmeckerei nur eine veroberflächlichende und aufblasende Einbildung ist, kraftlos wie alle Blendwerke, daß man durch die ästhetischen Reize und Sensationen die hypnotisierte Menge nur entnervt, durch die beigebrachten Räusche sie noch mehr schwächt, durch die künstlichen Erregungen das naive Empfinden abstumpft und durch die Beeinflussung mit fremden Mächten ihr Selbstvermögen erstickt.

Man glaubt, Kraft mitgeteilt zu haben, wenn man einen mit fortgerissen hat, als ob jemand zu Kräften kommen könnte, wenn man sich seiner bemächtigt. Und man bildet sich ein, Kraft gewonnen zu haben, wenn man unter dem Einfluß eines andern, d. h. aus seiner Kraft heraus etwas tut. Eingeflößtes Vermögen ist niemals Kraft, sondern ein fremder Druck, mit Selbstentäußerung, Abhängigkeit und Befangenheit im Gefolge.

Sehen wir uns das geistige Wirken genau an: überall geht es darauf hinaus, Macht zu entfalten, ob es nun die Macht des Christentums, irgendwelcher Ideen, Gebote, Wertschätzungen, Ideale

und geistiger Güter ist. Aber was in Wahrheit und allein Kraft ist, das lebendige Vermögen des ursprünglichen Wesens des Menschen zu entbinden, daran denkt man nicht. Manche hoffen vielleicht, es dadurch zu erreichen, daß sie die Menschen den von ihnen bevorzugten Lebensmächten unterwerfen. Aber jede fremde Macht kann es nur noch mehr unterdrücken.

Und sehen wir unsre Kultur an, so hat sie eine Fülle von unpersönlichen Mächten hervorgerufen, die in den Menschen walten und mit ihnen ihr Spiel treiben, aber nicht die in uns liegenden Kräfte entbunden und kultiviert. Wenn wir doch noch wirkliche Kräfte haben, so verdanken wir es der Natur und dem Leben, das uns fortwährend in Anspruch nimmt und dadurch eigenste Bewegungen in uns auslöst. Wo sich aber solch eigentümliches Vermögen im Menschen regt, gerät es immer in Gegensatz zu den Mächten unsrer Kultur. Aber trotzdem werden diese Mächte angebetet und für die alleinigen Kraftquellen gehalten, und je eifriger man ihnen dient, um so eher glaubt man, Kraft zu kriegen. In Wahrheit aber entfernt man sich nur um so mehr von den Quellen der Kraft. Darum ist es kein Wunder, daß, je gewaltiger sich die Herrschaft der Lebensmächte ausbreitet, um so elementarer die Sehnsucht nach wirklicher Kraft hervorbricht, und daß es eine geradezu närrische Täuschung ist, wenn man meint, diesen Mangel an Kraft mit der Kultur der Lebensmächte heben zu können.

Schlaglichter

1. Moderne Geistesschwäche

Es ist ein schlimmes Zeichen für unsre Bildung und für das geistige Vermögen unsrer Gebildeten, daß die meisten von ihnen alles, was das Nachdenken in Anspruch nimmt, nur in homöopathischen Dosen zu sich nehmen können. Daher der Riesenerfolg aller Sammlungen von Ausschnitten aus Werken bedeutender

Männer, deren Schöpfungen selbst zu erleben man völlig außerstande ist. Und indem derartige bequeme Gedankenauslesen dieser Schwäche entgegenkommen, entwöhnen sie die Menschen natürlich nur noch mehr, etwas Ganzes in sich aufzunehmen und persönlich zu verdauen.

Das wäre nicht so schlimm, wenn die Art der Zufuhr geistiger Lebenswerte gleichgültig wäre. Aber das bezweifle ich. Denn der Nährwert zusammenhangloser, aus dem lebendigen Gefüge des Ganzen herausgerissener Einzelheiten kann nur gering sein. Das sind keine lebendigen Teile eines organischen Gebildes mehr, sondern entseelte Stücke, denen der Geist fehlt, der ihre Gesamtheit im Innersten zusammenhält und zur Einheit macht. Und der Genuß derselben ist Schmecken und Naschen, keine persönliche Aneignung, keine befruchtende Empfängnis, kein Aufbau des Lebens.

Aber die Lust und die Fähigkeit, etwas Ganzes innerlich zu erfassen, scheint immer mehr zu schwinden. Ich weiß das von meinen zehnjährigen Erfahrungen mit den Grünen Blättern. „Nur keine langen Aufsätze," schallt es unaufhörlich aus dem Leserkreise. „Kurz, kurz, kurz! Wir lesen es sonst nicht." Aber Lebensprobleme kann man wirklich nicht auf wenigen Seiten ausschöpfen, und von der Oberfläche in die Tiefe kann man nur allmählich und umständlich eindringen.

Gewiß gibt es noch Menschen genug, die sich immer wieder vornehmen, auch einmal ein ganzes Werk zu lesen. Aber wie wenige kommen durch, und wie wenige sind noch imstande, es geistig zu bewältigen, es als Ganzes zu erfassen, den Lebenszusammenhang zu durchdringen, die neue Wirklichkeit, die es schauen läßt, zu erleben! Das habe ich bei meinem Buch über die Bergpredigt beobachten können. Wie wenige ihrer Leser haben das Neuland gesehen, auf das es die Aussicht eröffnet, obgleich sie es mit der Seele suchen! Wäre ihnen das aber etwa gelungen, wenn das Buch weniger gründlich gehalten wäre! Solch ein verborgenes Zukunftsland kann man nicht mit einigen Scheinwerferstrahlen hierhin und dorthin erhellen. Und bloße Andeutungen geben weder

ein anschauliches Bild der Erscheinung, noch ein Verständnis des lebendigen Wesens. Sonst brauchten wir ja nicht die ganze Herrlichkeit auszubreiten. Dann würden die Andeutungen Jesu genügen.

Viele werden sagen: am Wollen liegt es nicht, sondern wir haben keine Zeit. Dann schafft euch welche. Ohne Muße gibt es keine persönliche Kultur. Und die Bemühungen, sich unter allen Umständen einen Sonntag in der Woche zu schaffen, eine Stunde des Tages für sich selbst zu erübrigen, und überhaupt es durchzusetzen, die unerläßliche Zeit für seinen innern Menschen zu gewinnen, sind eine wundervolle Selbstzucht, die an sich schon wert wäre, daß man sie treibt.

2. Theoretisches und lebendiges Verständnis

So sehr man davon durchdrungen sein mag, daß das Aussprechen einer Wahrheit allein nicht genügt, um sie zum Verständnis zu bringen, sondern daß alles von der Empfänglichkeit der Hörer abhängt: jedesmal, wenn man aus dem starken Eindruck einer Wahrheit heraus etwas ausspricht, glaubt man doch immer wieder, das müsse jedenfalls unbedingt verstanden werden, um jedesmal wieder dieselbe Enttäuschung zu erleben. So ging es mir z. B. mit der „Bergpredigt". Niemals war ich so davon überwältigt, daß etwas die Auslösung aller vorhandenen inneren Spannungen sei wie hier, sobald der Kontakt zwischen dieser Rede Jesu und uns hergestellt werde, und noch niemals hatte ich so das Gefühl, daß das worum es sich handle, so klar und gründlich ausgesprochen sei wie in diesem Buch. Ich meinte, diesmal könnte sich unmöglich jemand der Aufklärung entziehen, die uns den Weg zum wahrhaftigen Leben zeigt. Aber ich erlebte die alte Wahrheit: „Mit sehenden Augen sehen sie nicht, mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn es ist ihnen verborgen" erst recht.

Das Problem, um das es sich in dem Buch handelt, ist so deutlich, um nicht zu sagen drastisch ausgedrückt: wie werden wir von Grund aus ganz anders, wie gewinnen wir die Wahrheit

des Menschen, wie wird ursprüngliches Wesen in uns? In christlicher und Nietzschescher Sprache, aus religiöser und allgemein menschlicher Erfahrung heraus ist es vor Augen gestellt, und doch ist es vielen Lesern und Beurteilern gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Denn sie kennen es nicht aus ihrer Erfahrung. Ob sie dann darüber hinweglesen, weil es ihnen fremd ist, oder ob sie es im „übertragenen" Sinne verstehen oder für eine Phrase halten, das weiß ich nicht.

Es genügt eben nicht, daß man etwas theoretisch kennt, sondern man muß es erlebt haben, um Aufklärungen darüber lebendig verstehen zu können. Wer sich mit den Gedanken eines Buches vertraut macht, versteht damit noch lange nicht, wovon es handelt. Solange wir etwas nur aus dem Buche verstehen und nicht aus dem Leben, verstehen wir es nicht wirklich, wenigstens nicht lebendig, sondern nur tot.

Alle unsre Worte und Ausdrücke sind nur Zeichen und Andeutungen. Mit ihnen kann jemand in der geschicktesten Weise wie ein Mathematiker mit Buchstaben rechnen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was sie im konkreten Falle ausdrücken. So lange das Wort nicht ein Fingerzeig ist auf ein eigenes Erleben, das sich in seiner Fülle und Bewegung gar nicht schildern läßt, versteht man unmöglich, was gemeint ist, mag einem der Begriff auch noch so geläufig sein.

Wem z. B. bei dem Wort „Suchende" nicht sofort sein ganzes inneres Schicksal aufwacht, wer da nicht seine furchtbare innere Not und Sehnsucht mit allen Versuchen und Enttäuschungen, Verirrungen und Umkehrungen, mit den Zeiten der Niedergeschlagenheit und höchsten Erwartungen aufs Tiefste empfindet und wie mit einem Schlage alles wieder erlebt, der versteht nicht das Wort: „Selig sind die Armen im Geiste", der macht sich einen Begriff von den Suchenden, denkt vielleicht an das Goethesche: „Wer immer strebend sich bemüht" und andere Äußerungen in dieser Richtung und fragt sich dann, ob es auch von ihm gelte, findet natürlich auch einige Berührungen und liest befriedigt darüber, daß er

auch zu den Beglückwünschten gehöre, weiter, ohne auch nur das mindeste erlebt zu haben.

Dieser Gegensatz eines theoretischen Verständnisses und eines Erlebens bis in die letzten Tiefen der Seele, ist mir niemals so lebendig entgegengetreten wie durch die Äußerungen über die „Bergpredigt", die ich in den vergangenen zwei Jahren hören konnte.

3. Mißverständnisse

Seit ich mich um ein neues Werden unter den Menschen bemühe, begleiten und verfolgen mich Schwärme von Warnungen und Klagen, daß alles, was ich sage und schreibe, tue und treibe, so sehr mißverständlich sei. Und die Klagen haben recht: es wird alles mißverstanden, was ich will und was ich meine, was ich tue und was ich lasse, und die das so schmerzlich bedauern, mißverstehen mich am meisten. Aber die Warnungen haben unrecht. Denn das läßt sich nicht ändern.

Nur wenn ich wie alle Welt lebte, nichts täte, was nicht ganz gewohnt wäre, und bloß ausspräche, was allen beschränkten und beharrenden Seelen geläufig ist, würde ich nicht mißverstanden werden. Also nur wenn ich auf ein Anderswerden des menschlichen Wesens verzichtete, die Wahrheit, die mir aufgegangen ist, verleugnete, meinen Beruf verriete und mir selbst untreu würde. Wer mich also beschwört, nicht so mißverständlich zu sein, wünscht, daß ich — abdanke. Oder er versteht überhaupt nicht, was ich will. Sein Entsetzen über die vielen Mißverständnisse entspringt einem Mißverständnis.

Vor allen Dingen dem Mißverständnis, daß ich irgendetwas lehren wollte. Aber ich bin ja im Gegenteil ein Feind aller Lehre. Ich möchte vielmehr die Menschen von der Gefangenschaft unter der Lehre erlösen und sie zu einem Leben führen, was keiner Lehre bedarf, weil es die Gesetze seines Verhaltens in sich trägt und die Wahrheit zur Erscheinung bringt, indem es sich entfaltet.

Es ist aber doch nun ganz unmöglich, ein Ziel zu stecken, das über den gegenwärtigen Horizont hinausweist, ein Neues zu er-

streben, das dem Alten unfaßbar ist, auf eine Umwälzung alles Bestehenden hinzuwirken, ohne mißverstanden zu werden!

Vor allen Dingen von denen, die dafür nicht reif oder gar dafür überhaupt nicht fähig sind. Nur wenn man die Leute in dem befestigen will, was sie sind, denken und glauben, wird man verstanden. Aber ich will sie ja nicht befestigen, sondern im Gegenteil erschüttern, umkehren, sie veranlassen umzudenken und umzuleben, damit sie von Grund aus ganz anders werden. Was ich darstelle, versteht deshalb nur der, den es innerlichst darnach zieht, und nur in dem Maße, als die Wendung, die Umwälzung und die Wiedergeburt in ihm vor sich geht.

Wer nicht in Bewegung des Lebens kommt, versteht nichts, oder, was dasselbe ist, alles falsch, wenn er von dem Leben reden hört. Er versteht alles unlebendig, oder genauer gesagt, unterlebendig, z. B. alles theoretisch, begrifflich, gesetzlich, historisch, religiös, ethisch, politisch. Wenn er nun aber gar nicht einmal die geistige Beweglichkeit besitzt, den Darlegungen zu folgen, auf den Redner einzugehen, sich in die Sache hineinzudenken, sondern nur an einzelnen Sätzen oder Ausdrücken hängen bleibt, oder daran widerstrebend, nörgelnd und aburteilend widerhakt, wie klotzig müssen dann die Mißverständnisse sein, und welch ein Wahnsinn wäre es, da aufklären zu wollen! Sie nun aber gar vermeiden zu wollen, könnte nur der unternehmen, der weder weiß, was er will, noch versteht, was er will.

Es gibt eine Froschperspektive, eine Affenperspektive, eine Bildungsphilisterperspektive, es gibt die Perspektive absoluter Interesselosigkeit, geistigen Dünkels und aller möglichen Scheuklappen. Bin ich nun für alle die Zerrbilder verantwortlich, die man da sieht, wenn ich etwas zeige? Kann ich es ändern, daß jeder das sieht, was ihm entspricht, was er ist? Man versteht unter persönlichem Leben Egoismus, unter Selbständigkeit Größenwahn und Rücksichtslosigkeit, unter ursprünglichem Wesen barbarische Urwüchsigkeit, unter dem Leben als Abenteuer über die Stränge schlagen, unter Freiheit Zügellosigkeit, unter neuem Leben Religion, unter Glauben

eine Überzeugung von etwas, was sich nicht beweisen läßt — und was derartige Ungeheuerlichkeiten mehr sind. Da hilft kein Aufklären. Da kann man nur lachen oder heulen, je nachdem einem gerade zumute ist. Überall handelt es sich hier um Dinge eines höheren Niveaus und um die Fratzen, wie sie einem niederen Niveau naturnotwendig erscheinen müssen.

Ich rede zu Menschen des Suchens und der Sehnsucht, zu solchen, die unter allen Umständen aus ihrem Unwesen heraus und aus ihrer Niederung herauf wollen, die es mit sich nicht mehr aushalten, die verzweifeln müssen, wenn sie nicht anders werden. Wenn die, bei denen das wahrhaftige und lebendige Wirklichkeit ist, auch nur einen Klang von dem Ruf zum Leben hören, dann gerät ihre Seele in Bewegung und schließt sich ihm auf.

Die verstehen dann, um was es geht, ob sie auch nicht verstehen, was ich sage. Die sind in Bewegung auf das, was ich meine. Darum brauchen sie es gar nicht erkenntnismäßig zu erfassen, weil sie ja erleben werden, was ich meine. Das Verstehen ist also überhaupt Nebensache: das Erbeben der Seele unter der lebendigen Berührung ist alles. Wo das eintritt, da folgt man der Stimme, die man hört, und dringt durch zur vollen Klarheit, auch wenn man zunächst nur einen Schein davon wie durch eine Ritze wahrnimmt.

Solche werden immer das verstehen, was sie brauchen, und das andere wird sie nicht interessieren. Und zwar verstehen sie es, mag es noch so unvollkommen ausgedrückt sein. Denn sie ahnen aus ihrem Bedürfnis heraus, was ihnen dafür angedeutet wird. Aber sie verstehen es nicht, ohne es zuvor mißzuverstehen. Denn ohne Mißverständnis gibt es kein lebendiges Verständnis.

Theoretische Sätze kann man ganz und gar verständlich machen. Aber Eindrücke des Lebens kann man nur vermitteln, wenn man zum Erlebnis führt. Erst die ursprüngliche Empfindung der lebendigen Wirklichkeit gibt das unmittelbare Verständnis, das allein ein wirkliches ist. So lange die in einem nicht aufspringt, wird er also alle Andeutungen darüber mißverstehen müssen. Aber in dem

Maße als ihm der Blick dafür aufgeht, in dem Maße als die Wahrheit seine Erfahrung wird, versteht er sie immer zutreffender, tiefer, umfassender. Aber nicht, ohne sie eigentümlich zu verstehen, „wie er es sieht".

Man kann niemand etwas klar machen. Es kann uns nur etwas klar werden. Aber jede Klarheit wird aus einer Unklarheit geboren, wie jeder Kosmos aus dem Chaos. Zu jedem Verständnis gelangen wir durch viele Schichten von Mißverständnissen hindurch. Eine Befangenheit nach der andern löst sich, eine Einbildung und Verkennung nach der andern zerfließt, eine Verkehrtheit nach der andern kommt ans Licht. Das sittlich trübe und theoretisch geblendete Auge wird klar. Die Sehkraft erstarkt, und der reine Sinn spiegelt die Wahrheit wieder, die er erlebt.

Mißverständnisse sind also notwendig. Sie sind Durchgangspunkte unsrer Entwicklung, unsrer Menschwerdung. Sie sind die Unreife, die der Reife vorausgeht. Darum müssen wir sie respektieren. Denn jedes Mißverständnis ist das jeweilig gerade mögliche Verständnis. Wenn nur der Keim der Wahrheit darin ruht. Dann wird er sich auch entfalten.

Jeder Mensch trägt auch hier das Schicksal der Menschheit. Ihre Geistesgeschichte ist ja nur eine Geschichte von Mißverständnissen. Das Christentum ist das große Mißverständnis Jesu, das die Kirchenlehre zum System erhoben hat. Alle Weltanschauungen sind Mißverständnisse der Wahrheit, die offenbar werden wird, und auch die neuesten werden sich als solche erweisen, je mehr sie offenbar werden wird.

Darum freue ich mich auch der Mißverständnisse, wenn ich nur in den Menschen den Instinkt für Wahrheit und das Verlangen nach Klarheit treiben sehe. Denn sie sind Lebensspuren. Und darum hüte ich mich, sie aufzuklären. Denn das wäre Knospenfrevel. Wenn ich gefragt werde, gehe ich auf die Mißverständnisse ein und suche nur die Richtung zu weisen, in der es sich von selbst weiter klären wird. Aber ich gebe Fingerzeige für das Leben,

nicht für die Erkenntnis. Denn sonst würde ich ja theoretisch aufklären, und das heißt zum theoretischen Mißverständnis verführen.

Nur die versteinerten Mißverständnisse muß man zu heben suchen, zumal wenn sie als objektive Wahrheiten verehrt werden, weil sie das Leben unter sich begraben. Aber wer kann sie heben! Wir müßten wie die Jüngerinnen Jesu am Ostermorgen verzweifelt klagen: wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür! wenn wir nicht wüßten, daß das erwachende und treibende Leben auch die mächtigsten Gewalten des Todes bricht.

4. Erbliche Belastung

Die Bedeutung der erblichen Belastung wird übertrieben, wenn nicht in gleichem Maße der Wiederherstellungsdrang, der durch die ganze lebendige Natur geht, anerkannt und in Rechnung gestellt wird. Die erbliche Belastung wird erst dadurch zum Verhängnis, daß der Mensch die Bahn des Verderbens persönlich weitergeht, zu der er erblich neigt und veranlagt ist. Also daß er in derselben Richtung wie seine Väter sündigt. Das tritt natürlich immer ein, wenn er nicht durch die Erziehung oder durch das Leben zu einer radikalen Wendung gekommen ist, und durch eine gesundheitliche und sittliche Gegenbewegung von der verderblichen Bahn abgebracht wird.

Geht er nicht die Wege seiner Väter, dann wirken die gesunden Kräfte seiner Natur gegen die krankhafte Anlage und überwältigen sie, wenn er ihren gesunden Instinkten durch persönliches Eintreten zum Übergewicht verhilft.

Das können wir aber, wenn unser Selbst aus dem Banne des schlimmen Hanges erlöst wird und seine Widerstandskraft gegen die verderblichen Reize entfaltet. Fängt dann unser ursprüngliches Wesen an zu keimen, so springt eine Quelle der Gesundung in uns auf, dem auf die Dauer keine erbliche Belastung Widerstand zu leisten vermag.

5. Nicht sich selbst rechtfertigen!

Willst du anders werden, so höre auf, dich zu rechtfertigen, vor den andern und erst recht vor dir selbst. Denn mit diesen Bemühungen befestigst du dich in dem, was du bist, und verblendest dich gegen Klarheiten, die dir sonst werden würden. Aber, höre ich da einwerfen. Es gibt kein Aber! Wenn dich jemand nicht unmittelbar versteht, so wird ihm deine Rechtfertigung nicht dazu verhelfen.

Nicht verstanden und falsch beurteilt zu werden, wird nur der schwer ertragen, der von andern innerlich abhängig ist. Leidet man es, so wird man frei.

Jeder der anders werden will, wird unvermeidlich mißverstanden und verkannt. Denn erst die Früchte sind die Rechtfertigung unsers Werdens. Darum müssen wir es uns gefallen lassen, bis wir Früchte bringen. Aber dann brauchen wir erst recht nichts zu sagen. Denn wem sie nicht gut schmecken, kannst du es nicht einreden.

Die Rechtfertigung vor sich selbst aber ist eine direkte Hemmung des Werdens, weil es ihm widerspricht. Denn alles Werden quillt aus der Empfindung, daß wir so, wie wir sind, nicht zu rechtfertigen sind. Wir suchen vielmehr nach einem Leben, das eine Rechtfertigung unsers Daseins ist.

Leuchtet dir das ein, dann versuch es im Nächstliegenden, z. B. in deiner Ehe, unter deinen Kollegen, gegenüber Nachbarn und Freunden, Gönnern und dergleichen.

Leben und Arbeiten

Ich habe immer gegen das berühmte Wort Carlyles: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" mit dem heute fast ein Kultus getrieben wird, einen instinktiven Widerwillen gehabt. Es ging mir einfach wider den Geschmack. Schon ehe es ein fast allgemeiner Wahlspruch wurde, lehnte ich es ganz unwillkürlich ab.

Lange bin ich nicht dahinter gekommen, warum es mir eigentlich als Losung so zuwider war. Zunächst war es wohl die pessimistische Stimmung, die es voraussetzt. Das gewaltsame sich Aufraffen aus Verzicht und Verzweiflung berührte mich peinlich. Nicht an sich. Aber die Voraussetzung, von der es ausgeht, daß die ringenden und schaffenden Menschen eigentlich verzweifeln müßten, und sie nur die Arbeit von der Verzweiflung retten könne, daß man es nötig habe, Männer aus pessimistischen Anwandlungen zur Arbeit zu rufen: das widerspricht so meinem Begriff von Menschenwürde, d. h. von der uns gehörigen Überlegenheit über die Verhältnisse, zu der doch auch die innere Unabhängigkeit von dem Erfolg gehört, daß es mir peinlich war. Es schmeckte mir zu sehr nach ausharrendem Kampf auf einem verlornen Posten, und um das vertragen zu können, dazu habe ich immer einen viel zu starken Eindruck von dem Vorwärts in der Menschheit gehabt.

Außerdem wird mir auch dieses Wort durch die Stellung verleidet, die hier die Arbeit einnimmt. Die Arbeit als Selbsterhaltungstrieb, die Arbeit aus Verzweiflung, die Arbeit als ultima ratio hominis, als letzte Rettung aus der Not, die Arbeit mit dem Gespenst der Aussichtslosigkeit im Hintergrund, der man krampfhaft entschlossen den Rücken kehrt, während es innerlich noch weiter spukt, die Arbeit als einziger Träger einer Zukunft, die Arbeit im tragischen Gewande: diese Stellung zum Werk unsrer Hände wird weder dem Leben noch der Arbeit gerecht.

* * *

Das Wort als solches und die Bedeutung, die es gewonnen hat, ist charakteristisch für unsere Zeit. Die rechte Stellung der Arbeit im Haushalt des Lebens hat sich in ungesunder Weise verschoben. Man überschätzt und übertreibt die Arbeit zum Schaden des Lebens. Früher wurde weniger gearbeitet, aber mehr und tiefer gelebt. Heute hat sich die Arbeit breit gemacht und beeinträchtigt das Leben. Ich weiß nicht, ob die Unfähigkeit zu leben aus der Erschöpfung durch die Arbeit entspringt oder das mühsame

Arbeiten aus der Unfähigkeit zu leben. Jedenfalls scheint die Überbürdung mit Arbeit und der Niedergang persönlichen Lebens in einem festen Verhältnis zueinander zu stehen.

Die Arbeit genießt heutzutage eine geradezu götzendienerische Verehrung. Alles überwiegt sie und drängt es in den Hintergrund. Sie heiligt alles, sie rechtfertigt alles. Sie gilt als die erste der Pflichten, die von allen andern entbindet. Daß man der Arbeit wegen seine Familie vernachlässigt, seine Gesundheit zerrüttet und sein inneres Leben verkümmern läßt, findet man ganz in der Ordnung. Denn die Arbeit geht immer vor. Man fragt gar nicht nach ihrem jeweiligen Wert, wenn das Leben seine Ansprüche dagegen erhebt — das persönliche oder gemeinschaftliche oder soziale —, sondern die Berufsarbeit gilt immer für wichtiger. „Ich habe keine Zeit" schlägt alle Anforderungen nieder. Nur wenn es sich darum handelt, Menschen zu begraben, läßt sich niemand durch seine Arbeit abhalten.

Darum müssen wir einmal über das Wesen und den Wert der Arbeit zur Besinnung kommen.

Wir können sie aber nur richtig aus dem Leben heraus und vom Menschen aus verstehen. Denn nur von ihm aus gewinnt sie Leben, und nur in seinem Dienst erhält sie Lebenswert. Wir sind nicht zur Arbeit geboren, sondern zum Leben und Werden. Wären wir zur Arbeit geboren, dann hätte das Leben keinen Sinn. Denn alles, was wir leisten, ist mehr oder weniger eitel und vergänglich. Selbst wenn es ein Wirken für die Menschheit im höchsten Sinne wäre. Denn auch dann empfinge es nur einen bleibenden Wert von seiner Wirkung, im Menschen Leben und unvergängliches Wesen zu entbinden, zu fördern, zu bilden, zu steigern. Nur der Zweck, d. h. die lebendig fortlebende Wirkung erhebt dann die Arbeit aus der Vergänglichkeit, Eitelkeit und Sinnlosigkeit. Aber die Arbeit als solche ist nicht zur Rechtfertigung unsers Daseins zu gebrauchen. Nur in unserm Wesen, in unserm persönlichen Werden und Leben ruht die Berechtigung unsrer Existenz.

Der Mensch ist also nicht der Arbeit wegen da, sondern die Arbeit ist des Menschen wegen da. Wenn also erst die Verfassung und Beherrschung alles Tuns und Treibens, aller Verhältnisse und Gestaltungen, aller unpersönlichen Mächte vom Lebensinteresse des Menschen aus menschenwürdig ist, wenn wahre Kultur nur in dem Maße vorhanden ist, als alles dem Menschen zum Leben dient und der Lösung des Problems unterstellt wird, das wir darstellen, dann ist die Besessenheit von der Arbeit ebenso ein Zeichen der Barbarei wie die faule Trägheit des Wilden. Wir müssen über unsrer Arbeit stehen. Sklaven der Arbeit sind Barbaren. Ob sie es freiwillig sind oder gezwungen, ist dafür ohne Belang. Ob man seine Seele der Arbeit verschreibt aus Flucht vor sich selbst oder um die Fülle seiner eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen, ist die Folge der gleichen Unfähigkeit zu leben und dasselbe Verhängnis für das Leben. Nur Herren ihrer Arbeit sind freie Kulturmenschen und besitzen die Vollmacht zu leben. Das Zeichen der Herrschaft aber ist die innere Überlegenheit über die Arbeit, die zweckmäßige Haushaltung in der Arbeit und das vernünftige Maßhalten in der Arbeit.

Die Arbeit als Mittel zur Selbsterhaltung und Lebensgestaltung im weitesten Sinn, die Arbeit als fruchtbare Erfüllung des Tätigkeitsdrangs und nützliche Verwertung unsrer Fähigkeiten, die Arbeit als soziale Leistung für die Gesamtheit und als gliedliche Mitarbeit in ihrem wirtschaftlichen Gefüge ist menschenwürdig. Denn sie ist eine Eigentümlichkeit des Menschen. Und sie hat Sinn, denn sie dient dem Leben. Aber nur wenn Freiheit, Vernunft, Maß und innere Notwendigkeit in ihr waltet. Sie muß vom Menschenbewußtsein getragen, belebt und erleuchtet sein, was bekanntlich bei jeder Arbeit, auch der „geisttötenden" möglich ist, wenn nur der Mensch selbst Geist hat. Sobald sie aber ein blinder, toter, mechanischer Betrieb ist, der nur aus dem Zwang der Verhältnisse oder aus Gewohnheit getan wird, verkümmert der Mensch darin. Sie dient ihm nicht zum Leben, so gut sie ihn ernähren mag. Denn sie ist menschenunwürdig, weil sie ihn zum Sklaven der Arbeit macht.

Darum sind die Kulturmenschen von heute Barbaren. Denn sie werden von ihrer Arbeit beherrscht, und je mehr sie von ihr geistig in Anspruch genommen werden, umsomehr sind sie von ihr besessen. Sie stehen darunter, nicht darüber. Sie sind von ihr befangen. Sie gehen in ihr auf. Die Arbeit ist der Inhalt ihres Lebens. Sie gehen als Menschen darin unter.

Ein Arzt sagte mir einmal nach einem Vortrag über die Bestimmung des Menschen mit naivem Erstaunen: mir ist noch nie der Gedanke gekommen, daß ich außer Arzt noch etwas bin. So erleben sich die meisten niemals als Menschen, weil sie sich nur als Arbeiter, Berufsmenschen, Beamte u. s. w. kennen. Man fragt ja auch nur darnach, was einer ist, und sorgt sich nur, was einer wird. Wer einer ist und wird, das ist ohne Belang. Welch eine Verwüstung der Menschlichkeit, aller edlen, feinen Empfindung, aller höheren Interessen und großen Gesichtspunkte, der ursprünglichen Art und schöpferischen Kraft, welch eine Entartung und Verkümmerung des menschlichen Wesens diese Entseelung durch die Arbeit heraufgeführt hat, ist unsagbar.

Die Arbeit ist zu einer Tretmühle geworden. Die Menschen arbeiten nicht mehr, weil sie wollen, sondern weil sie müssen. Sie sind Medien der Arbeit und werden von ihr rücksichtslos verbraucht. Sie sind wie Räder in einem mechanischen Getriebe. Ja es ist viel schlimmer. Es wird gar nicht gefragt, ob sie an eine Stelle passen, sondern sie müssen das arbeiten, wohin sie der Betrieb befördert. Von einer organischen Lebensbeziehung zur Arbeit ist höchstens in bezug auf ihre Fähigkeiten die Rede. Was wäre denn auch noch außerdem da, was in Betracht kommen könnte!

Darum ist auch Überanstrengung das Zeichen der Zeit. Man kann mit seinen Kräften nicht haushalten, wenn man Werkzeug der Arbeit ist. Man kann nicht Maß halten, wenn man von der Arbeit in Anspruch genommen, von ihr getrieben und bestimmt wird. Man kann nicht leben, wenn man von der Arbeit verbraucht wird. Denn es bleibt weder Zeit noch Kraft dazu übrig. Man wird gelebt. Man reibt sich nur mit dem Leben, ohne

wirkend darauf einzugehen. Man findet sich mit seinen Ansprüchen ab, so gut es geht, weil man nicht daran denken kann, sie zu erfüllen. Man erlebt nichts mehr, weil die Arbeit dafür abstumpft. Und bricht das Schicksal herein, so rettet man sich in seine Arbeit. Wie soll man noch mit dem Leben ringen, wenn man von der Arbeit mit tausend Armen gefesselt ist! Man treibt dahin, wie es geht. Man wird dem eigentlichen Leben fremd, wenn einem die Arbeit das Leben ist.

Recht gefaßt und getrieben hat die Arbeit eine außerordentlich bewahrende und erzieherische Bedeutung für den Menschen. Sie erhält ihn gesund und in Ordnung. Sie befriedigt seinen Tätigkeitsdrang und erfüllt ihn dadurch mit Lebensfreude. Sie macht ihn lebensfähig und läßt ihm den Lebensgenuß bekommen. Sie erst beglückt ihn mit der Muße; denn für jeden arbeitslosen Menschen bedeutet die freie Zeit Langeweile. Sie behütet ihn vor den Versuchungen des Nichtstuns. Sie bringt den straffen Zug und gleichmäßigen Gang in sein Leben. Sie ist ein erzieherisches Mittel zur Selbstzucht, zur Überwindung der Trägheit, zum Pflichtbewußtsein und zur Widerstandskraft gegen die ablenkenden Reize, zur Übung der Stetigkeit, Ausdauer, geistigen Sammlung, Bereitschaft und Beweglichkeit des Geistes, zur Tatkraft und gesteigerten Anstrengung des Willens. Wir können nicht ohne Arbeit leben und nichts ohne Arbeit werden.

Aber die Arbeit allein tut das nicht, sondern der Mensch, der sich die Arbeit dazu dienen läßt. Wenn der nicht lebendig dabei ist und die Arbeit überragt, sie persönlich treibt und mit sich selbst erfüllt, wenn er sich nicht selbst mit der Arbeit erzieht, wenn er sie nicht zu einer Lebensäußerung macht und als Mittel zum Leben gebraucht: dann geht die Arbeit aller dieser Wirkungen verlustig. Die Arbeit an sich ist tot und kann nichts Lebendiges wirken. Sobald sie aber selbständige Bedeutung gewinnt und den Menschen unterjocht, reibt sie ihn auf und macht ihn zu einem Apparat in ihrem Betriebe. Sie entleert ihn persönlich und verödet ihm dadurch das Leben. Dann empfindet er sie als Plage, die ihm das

Leben verleidet. Dann langweilt sie ihn, macht ihn müde, verdrossen, lebensüberdrüssig. Er kann nicht mehr das Leben wahrhaftig genießen, sondern sich nur noch zerstreuen und betäuben. Dann macht sie ihn feig und gemein, feil und widerstandslos gegen alle Versuchungen, zu einem vegetierenden Lebewesen, bei dem sich alles nur ums Geld dreht. Was der Mensch eigentlich ist, wird von der Arbeit ausgesogen, und sein Leben geht an ihr zugrunde.

Die Arbeit hat also nur Lebenswert als eine freie Lebensäußerung des Menschen. Sobald sie das nicht mehr ist, sondern ein selbständiges Getriebe, dem die Menschen um des Lohnes oder des Ehrgeizes willen versklavt sind, verliert sie Geist und Leben und wird ein mechanischer Betrieb, in dem das Leben zugrunde geht.

Aber auch die Arbeit selbst verliert an Wert, wenn sie den Menschen entwertet. Sie wird entseelt, ein totes Räderwerk. Sie wird Broterwerb, Kampf ums Dasein, Habgier. Sie wird Gewohnheit, Uhrwerk, Bureaukratismus, Routine, Schablone. Das Schöpferische geht verloren. Der Lebenssaft verdorrt, der Schwung fehlt, die Initiative und die persönliche Energie verschwindet. Die Arbeit ist keine Tat des Lebens mehr, sondern eine äußerliche Verrichtung, die Erledigung einer Vorschrift, eines Pensums. Sie wird genau so öde wie der Mensch, den sie verödet. Denn wie der Mensch, so ist auch seine Arbeit. Deshalb mußte der Degeneration und der Auspressung des Menschen durch die Arbeit die Degeneration und Entwertung der Arbeit folgen.

Dieses Gesetz gilt für alle Lebensgebiete. Niemand, der überanstrengt wird, kann etwas Schöpferisches leisten. Jede Arbeit ist genau in dem Grade unzulänglich, als sie über unsre Kraft geht. Sobald unsre Tätigkeit nicht mehr aus ursprünglicher Empfindung quillt, ist sie ein impotentes Gemächte. Sobald der Zwang der Verhältnisse, die Gewohnheit oder irgendwelche äußere Nötigung die Arbeit treibt, wird sie subaltern. Wenn man ohne Freude arbeitet, ist die Arbeit ohne Leben.

Nur in dem Maße als persönliches Leben in der Arbeit ist, ist sie lebendig und wirkt lebendig. So wie einer nicht innerlich

dabei ist, wird die Arbeit äußerlich: statt der Erfüllung der Aufgabe eine Abfindung mit der Aufgabe. Sobald die Lust dazu fehlt, wird sie mühsam. Man kann aber nicht unter der Arbeit keuchen, ohne es ihren Leistungen anzumerken. Wer über der Arbeit nicht mehr zu sich selbst kommt, kann auch sein Selbst in der Arbeit nicht mehr zur Geltung bringen. Wer seine Gedanken nicht spazieren gehen lassen kann, wird nie auf eigene Gedanken kommen. Wer von der Arbeit beherrscht ist, kann nichts Selbständiges, Neues, Ursprüngliches leisten.

Es ist ein Irrtum, wenn man meint, das gelte nur für die „höheren" Berufe. Es gilt für alle. Es ist bei keiner Arbeit gleichgültig, ob jemand mit Lust und Liebe dabei ist, ob sie von seinem eigensten persönlichen Interesse getragen wird, ob sie wirklich eine Lebensäußerung von ihm ist oder ein äußerlicher, fremder Betrieb, ob sich ein Mensch darin kundgibt, oder ein Apparat sie verrichtet. Die Dienstbotennot stammt aus dem Mangel an persönlichem Interesse der Dienenden an ihrem Dienst. Aber das Mietlingswesen, das überall Halbheit, Oberflächlichkeit, Kümmerlichkeit und Trägheit in der Arbeit zur Folge hat, geht doch durch alle Berufe wie eine schleichende Krankheit hindurch. Der Niedergang des Handwerks kommt doch nur daher, daß den Handwerkern ihr Schaffen nicht mehr Lust und Leben, nicht mehr ihre Kunst und ihr Stolz ist, sondern notgedrungene Brotarbeit. Wo aber kein lebendiges und sachliches Interesse ist, geht das Können zurück. Da verflüchtigt sich das Eigenartige, jede Entwicklung und Neubildung ist ausgeschlossen. Aber man denke weiter an die Krankenpflegerin, an den Lehrer, den Pfarrer, den Arzt, den Beamten, den Gelehrten, den Fabrikanten: überall wird man das Gesetz bestätigt finden, daß der Niedergang des Menschen durch die Arbeit den Niedergang der Arbeit selbst zur Folge hat.

Es ist deshalb eine kurzsichtige Politik, wenn man aus Gründen wirtschaftlicher Kraftentfaltung die Steigerung der Arbeitsleistung um jeden Preis verlangt. Denn wenn das Leben darunter leidet, dann leidet auch der Wert der Arbeit. Es kommt nicht so darauf

an, wieviel man arbeitet, sondern wie man arbeitet. Sklavische, handwerksmäßige, mechanische Arbeit ist unproduktiv. Sie schafft nur Masse, aber keine Werte. Andrerseits muß aber jede Nation zurückgehen, wo unter der Arbeit das persönliche Leben die Schwindsucht bekommt. Wir Deutschen sind selbst ein Beispiel dafür. Dem Übermaß der Arbeit in unserm Volk entspricht der Mangel an Persönlichkeiten. Aber die Überproduktion unsrer Arbeitsleistung macht doch nicht den Mangel von Persönlichkeiten nach Art eines Bismarck und seiner Mitarbeiter für das nationale Leben wett!

* * *

Das Leben ist mehr als die Arbeit. Denn die Arbeit ist nur ein Teil des Lebens, nur eine Lebensäußerung unter anderen, nur ein Erwerb und Beitrag von Mitteln für das Leben. Die Arbeit ermöglicht uns unsre Existenz. Aber Leben ist mehr als Selbsterhaltung, und der Kampf ums Dasein mit Hilfe der Arbeit hat nur dann einen Zweck, wenn er uns die Bedingungen zum Leben im vollen Sinne des Wortes schafft. Die bloße Existenz ist weder eine Rechtfertigung unsres Daseins noch des Kampfes ums Dasein.

Der Mensch lebt nicht von der Arbeit allein. Er ernährt sich davon. Aber die leibliche Versorgung und der Stoffwechsel macht nicht das Leben aus, sondern erhält nur die körperliche Grundlage dafür. Das Leben ist mehr als Speise und Kleidung. Es ist der lebendige Austausch und die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seiner Umwelt, die Behauptung und Entfaltung seines Selbst gegenüber seinen Erlebnissen, die Erfüllung der Ansprüche und Aufgaben des Lebens, die Führung, die dem Dasein Sinn, Zweck und Ziel gibt, die schöpferische Auswirkung, die für sich und andere Lebenswerte hebt und schafft, das Dienen als lebendiges Glied für alle, die auf uns angewiesen sind. Das ist leben. Daran ist unser Tagewerk gewiß mit beteiligt. Aber das Wesentliche ist unser persönliches Verhalten, das unsre jeweilige Bestimmung als Mensch in jedem Augenblicke des Daseins erfüllt.

Ich will mich greifbarer ausdrücken. Unser Selbst entfaltet und nährt sich von dem Wechsel zwischen unsern Erlebnissen und Lebensäußerungen. Das ist der Stoffwechsel unsrer Persönlichkeit. Ihr Gedeihen hängt davon ab, daß er gesund ist. Es müssen also die Eindrücke tief ursprünglich empfunden, gründlich im innersten Fürsichleben verdaut und zu einem lebendigen Fonds von Erfahrungen umgesetzt werden, um sich in unserm Verhalten und Lebensäußerungen als eigentümliches, reiches und kräftiges quellendes Leben auszuwirken. Wo dieses Erleben und Ausleben nicht in Ordnung ist, da verkümmert der Mensch, da wird er lebensunfähig, da ist er außerstande, seine Lebensaufgaben zu erfüllen. Das ist ein Naturgesetz, das sich nicht umgehen läßt.

Da klage ich nun die Überwucherung, Überlastung und Überschätzung der Arbeit an, daß sie diesen Stoffwechsel des persönlichen Lebens in verhängnisvollster Weise beeinträchtigt, wenn nicht unmöglich gemacht hat, weil sie den Menschen die Zeit, die Kraft, die Fähigkeit dazu und den Sinn dafür geraubt hat. Sie hat die von Arbeit Überlasteten für das lebendig empfindende und tief erfassende Erleben ermüdet, abgestumpft, veroberflächlicht, entkräftet, entnervt, ja größtenteils ganz unempfindlich gemacht. Wo aber keine Empfängnis durch das Leben eintritt, da wird auch kein persönliches Fürsichleben und Auswirken geboren. Heute reibt man sich im allgemeinen nur mit dem Leben und kitzelt sich mit sensationellen Eindrücken. Aber man verdaut nicht mehr, was man eigentlich erlebt, weil man es nicht persönlich erlebt. Man verträgt nicht mehr, was einen trifft, sondern leidet an dem Leben. Darum wachsen keine ragenden Persönlichkeiten mehr heran. Es ist alles elendes Gestrüpp. Wir kommen nicht mehr über das Mittelmaß hinaus, auch in den Leistungen nicht. Denn die Quellen der Genialität mußten auf diese Weise versiegen.

Wenn wir durch gesundes Erleben und Ausleben Reife und Vollmacht zum Leben gewonnen haben, besteht das Leben weiter darin, daß sich jeder seine Welt schafft und erhält, sie baut und bewirtschaftet. Aber die besteht doch nun nicht bloß in dem „Wir-

kungskreis“ unsrer Arbeit und in unserm Besitz als der materiellen Grundlage unsrer persönlichen Unabhängigkeit, sondern da steht im Vordergrund das Problem der Ehe, der Kindererziehung, des gemeinschaftlichen Lebens mit innerlich näher oder ferner stehenden Menschen. Das sind alles Lebensprobleme ersten Ranges, die wir nicht nur ihrer selbst wegen, sondern erst recht unsertwegen lösen müssen. Leben heißt diese Aufgaben erfüllen, die hier verborgen liegenden Lebenswerte heben, alle diese Verhältnisse fruchtbar machen und ihre schöpferischen Keime zur Entfaltung bringen. Wer das nur alles über sich ergehen läßt, sich mit allen Schwierigkeiten nur notgedrungen abfindet, den Dingen immer ihren Lauf läßt und sich nur vor allen peinlichen Anstößen, Reibungen und Verletzungen hütet, wer das alles wild und willkürlich wachsen läßt, es gleichgültig mitmacht oder sich ihm feig entzieht, die Verhältnisse blindlings schalten und walten läßt, wie es sich zufällig fügt, der lebt nicht, sondern vegetiert bloß.

Zum wirklichen Leben läßt die Arbeit die Menschen gar nicht kommen. Meist sind sie von ihrem Tagewerk so erschöpft, daß sie zu einem fruchtbaren persönlichen Lebensaustausch in ihrer Ehe und zu einem wirklichen, für Eltern und Kinder erzieherischen Familienleben außerstande sind. Sie sind dafür nicht mehr frisch, eindrucksempfänglich, beweglich, anpassungsfähig und mitteilsam genug. Sie sind viel zu müde, zu abgespannt, zu verstockt und zu lahm durch die Arbeit, als daß sie nun daheim das volle Leben in ihre Arme schließen und es persönlich beleben, durchdringen und beeinflussen könnten. Sie haben bloß einen Wunsch: Ruhe, nur keine Ansprüche an sie! Sie brauchen Zeitvertreib, Betäubung, Zerstreuung, unter allen Umständen aber etwas, wobei sie sich ganz passiv verhalten können und nichts zu leisten brauchen. Wer freut sich denn noch am Abend des Werks seiner Hände! Man ist infolge der Überanstrengung gleichgültig, unmutig, verstimmt, reizbar, so daß die Ehe trotz aller Liebe statt zu herzlicher Auslösung zu Ärger, Streit und gegenseitiger Quälerei führt, daß man das lebhafte Wesen, die Fragen und Wünsche der Kinder einfach nicht mehr ertragen kann, geschweige daß man

die persönlichen Ansprüche von Frau und Kindern erfüllen und die sonstigen Probleme und Schwierigkeiten, die das Leben für jede Familie mit sich bringt, gedeihlich erledigen könnte. Überall läßt man den Dingen ihren Lauf, findet sich möglichst leicht und oberflächlich mit allem ab, wurstelt fort und entzieht sich allem, was peinlich ist.

Kein Wunder, daß die Paradiese der Ehe, wenn nicht zur Hölle, doch zur Einöde werden, daß die Ehen nicht mehr ihre erzieherische Bedeutung erfüllen, sondern abstumpfen, verstimmen und gemein machen, daß die Kinder verwahrlosen und verwildern, daß keine Zucht und Ordnung mehr im Hause ist, daß so viele Familien wie steuerlose Wracke auf dem Meere des Lebens herumtreiben. Und aus diesen entarteten und kranken Zellen baut sich die Nation auf. Wie soll sie gesund, lebenskräftig und leistungsfähig bleiben, wenn ihr Mark verdorrt!

Wer in der Arbeit aufgeht, kann unmöglich sein Leben führen. Denn er kann es nicht übersehen, beherrschen, behandeln und leiten. Er kann seine Lebenszeit nur absitzen, abarbeiten und seine Tage verbringen. Zu einer wirklichen Lebensführung fehlt viel zu sehr der Überblick, die Überlegenheit, die Maßreglungsgabe, die Gestaltungskraft, die Steuerkunst. Der Erwerb unsrer Existenzmittel spielt im Leben die Rolle wie die Heizung der Maschinen auf dem Schiff. Mit bloßem Heizen kann man aber weder ein Schiff führen, noch allem Wind und Wetter begegnen, noch Schaden ausbessern und günstige Gelegenheiten nützen. Dagegen schadet das übermäßige Anhäufen von Lebensmitteln ebenso dem Menschen und seiner Lebensführung wie das Überheizen der Maschinen in der Schiffahrt.

Vor allem aber bringt die Überbürdung mit Arbeit die Menschen um ihre Erlebnisse. Die Ereignisse, die zur Geschichte und zum Schicksal des Menschen gehören, vollziehen sich in unwandelbarer Naturordnung. Aber sie werden nicht mehr zu Erlebnissen. Sie werden als Lust oder Leid empfunden, aber sie werden nicht mehr zu Lebensempfängnis. Was haben die Menschen von heute z. B. noch von dem umwälzendsten Ereignis und der souveränsten Tat der Persönlichkeit im Leben, von der Eheschließung. Eine sentimen-

tale Aufregung und ein erbärmliches Behagen kurzer Tage! Was haben sie davon, Vater zu werden, das einen Menschen eigentlich aufs tiefste ergreifen und heiligen müßte! Was haben sie von schweren Enttäuschungen und Verlusten, von Schicksalswettern am eigenen Leib und von Blitzschlägen des Todes in ihrer Umgebung! Was wissen sie von dem Segen der Not, von dem Kampf mit dem Leben, von der Bändigung der Leidenschaft, von der Aufopferung für den Nächsten und von der Lebensfülle, die aus alledem quillt. Das erleben sie vor lauter Arbeit gar nicht, so oft sie es durchmachen. Dafür hat sie die Arbeit verhärtet. Und wenn es wirklich einmal durchschlägt, dann sind sie in ihrer Gefangenschaft in der Arbeit so lebensscheu geworden, daß sie sich vor den Erlebnissen in die Arbeit flüchten. Nur nicht daran denken, ablenken durch die Arbeit, „arbeiten und nicht verzweifeln!" Denn innerlich damit fertig werden oder gar das Unglück umsetzen in persönliche Lebenskraft, das verstehen sie nicht. Welche Verluste am Leben uns damit die Arbeit bringt, kann nur der ermessen, der erfahren hat, was ihm das Leben für Offenbarungen und inneres Vermögen gebracht hat, was er durch Not und Leiden geworden ist, wie er sein Selbst seinem Schicksal verdankt, welche Lebenskräfte ihm aus all den Drangsalen und Wettern des Lebens entsprungen sind. Darum bringt gewiß die Menschen auch ihre verkehrte Stellung zum Leben. Aber vor allem die Arbeit, die ihnen keine Zeit, keine Kraft und keine Lust dazu läßt. Und dann ist ein guter Teil der verkehrten Stellung zum Leben, z. B. der Drang, sich möglichst schnell und heil mit allem abzufinden, zweifellos eine Folge der Überschätzung der Arbeit und der daraus sich ergebenden Nichtachtung des Lebens.

Und endlich kommen wir vor Arbeit nicht zu Taten und Schöpfungen des Lebens. Denen, die Sinn dafür haben, fällt es immer wieder auf, wenn man durch die Menschen geht, wie wenig menschliche Züge man in ihren Gesichtern findet. Aber das ist kein Wunder, weil das innere Wesen infolge der Anspannung durch die Arbeit wie gelähmt ist. Wenn sich aber das persönliche Leben

nicht einmal im Gesichtsausdruck auszuprägen vermag, wie kann es sich dann in Lebensäußerungen offenbaren! Und das ist auch wahrlich noch seltener. Wie selten sind die Lebensäußerungen ursprüngliche Auslösungen des Selbst, leuchtende Strahlen des Genius! Sie sind ja immer mehr konventionelles Benehmen, ein geschicktes Vorbeischlüpfen, eine Beseitigung des Anlasses, ein Abtun des Lebensanspruchs. Wie selten ist z. B. das freiwillige Mittragen fremden Leides, das so erlösend wirkt! Die persönliche helfende Liebe geht an der Überbürdung durch Arbeit ebenso zugrunde wie das geniale Schaffen des Eigenlebens. Die Arbeit verdirbt die Witterung für das Leben. Man merkt nicht mehr, was werden will. Man übersieht die Lebensmöglichkeiten, die sich ergeben. Wie viel weniger kann man sie tatkräftig erfassen und die Aufgaben, die sie darstellen, erfüllen!

* * *

Das ist die allgemeine Lage der Dinge. Ich will natürlich gerne glauben, daß es in den Kreisen der Blätterleser nicht so schlimm steht, wie ich es geschildert habe. Doch steht es damit auch hier noch immer schlimm genug. Vor allem kam es mir aber gar nicht darauf an, ein Urteil darüber zu fällen, wie weit das Leben in unsrer Zeit von der Arbeit erdrückt wird, sondern ich wollte nur meinen Satz unmittelbar begreiflich machen: „das Leben ist mehr als die Arbeit," indem ich das Leben anschaulich vor Augen stellte, was heute durch das überschätzte Arbeiten beeinträchtigt wird. Denn ich mußte damit rechnen, daß viele Leser zunächst überhaupt nicht wüßten, was ich mit dem Leben im Gegensatz zur Arbeit verstehe.

Gewiß gehört die Arbeit selbst mit zum Leben. Denn sie ist eine Lebensäußerung. Aber als solche muß sie sich dem Leben unterordnen und einordnen. Heute ist sie aber dem Leben übergeordnet. Das Leben steht in ihrem Bann. Es wird von ihr ausgesogen, verödet und veräußerlicht. Und das ist für das Leben wie für die Arbeit ein Verhängnis.

Die Beeinträchtigung des Lebens durch die Arbeit zeigt sich gerade auch darin, daß wir die Arbeit nicht mehr als eine Lebensäußerung der inneren Ordnung des Lebens entsprechend behandeln können. Wir können sie vor allem nicht mehr auf das rechte Maß beschränken, sondern werden von ihr fortgerissen. Wir können sie nicht mehr gestalten, sondern lassen sie wuchern.

Ich höre schon während meiner ganzen Darlegung den Einwurf und Vorwurf: ja wir müssen eben so arbeiten, um zu leben, um das zu erwerben, was wir fürs Leben brauchen. Das ist aber einfach nicht wahr. Ich behaupte, daß heute mehr gearbeitet wird, als es der Kampf ums tägliche Brot verlangt. Man muß übermäßig arbeiten, um seine übermäßigen Bedürfnisse zu befriedigen. Statt sich zur Einfachheit, diesen Weg zur Kraft und Wahrheit, zu erziehn, übernimmt man sich mit Arbeit. Wer hat denn heute noch eine Ahnung, wie wenig man in Wirklichkeit zum Leben braucht, und was andrerseits eigentlich zum wahren Leben gehört! Äußerlicher, belangloser und überflüssiger Bedürfnisse wegen überlastet man sich so mit Arbeit, daß man keine Muße mehr für die eigentlichen Lebensbedürfnisse hat.

Diese faulen Verhältnisse sind wieder ein Beweis, daß wir nicht wissen, was Leben ist, daß wir nicht leben können. Wir verstehen nicht, unsre Bedürfnisse auf ihren Lebenswert zu prüfen und darnach sie zu richten. Wir verstehen nicht, sie in Zucht und Schranken zu halten, sondern lassen uns von ihnen beherrschen und der Sklaverei der Arbeit unterwerfen. Das ist nun eine verhängnisvolle Zwickmühle: die Arbeit verleidet uns die natürlichen Reize des Lebens, indem sie uns dafür abstumpft oder nervös überempfindlich macht. Infolgedessen suchen wir nach künstlichen Reizen und bekommen eine Menge Bedürfnisse, die im Sinne des Lebens wertlos und überflüssig sind. Die natürlichen Reize des Lebens, unsre Eindrücke und Erfahrungen, kosten kein Geld. Aber die künstlichen Reize und raffinierten Bedürfnisse sind sehr teuer. Infolgedessen müssen wir mehr arbeiten, um sie uns verschaffen zu können. Durch die Steigerung der Arbeit wird aber wieder die Stumpfheit gegen die natürlichen Anregungen des

Lebens gesteigert und die Fülle der Bedürfnisse vermehrt. So gibt es eine fortwährende Wechselwirkung zwischen Arbeit und Bedürfnissen, die das Übel immer schlimmer macht, bis der Mensch besinnungslos in dem Fangballspiele hin und herfliegt, das Arbeit und Bedürfnisse mit ihm treiben.

Zur Ökonomie des Lebens, die auf Grund des Gegebenen das Mögliche tut, um das Notwendige — das, was wahrhaftig zum Leben nötig ist — zu erringen, gehört also in erster Linie die Prüfung und Auslese der Bedürfnisse auf Grund des Unterscheidungsvermögens, das sich am Sinne des Lebens orientiert, nach ihrem Lebenswert und die Beschränkung der Arbeit im Interesse des Lebens.

Ich sage damit keineswegs, daß man nur so viel arbeiten soll, als man zur Befriedigung seiner unerläßlichen Bedürfnisse braucht. Ich habe immer vor der übertriebenen Bedürfnislosigkeit aus Arbeitsscheu, wie sie sich oft bei sogenannten Naturmenschen findet, eine starke Abneigung empfunden. Im Gegenteil. Man soll so viel arbeiten, als man irgend kann, d. h. aber, man soll so viel und nicht mehr arbeiten, als man leisten kann, ohne das Leben zu beeinträchtigen und Schaden an sich selbst zu nehmen.

Es fällt mir nicht ein, jemanden in seiner Arbeit Beschränkungen auferlegen zu wollen, die nicht im Interesse des ganzen Lebens nötig wären. Denn das wäre ja wieder eine Beeinträchtigung des Lebens, weil es die Hemmung einer Lebensäußerung, und zwar einer der wichtigsten, der Arbeit, wäre. Ich habe die Forderung des achtstündigen Arbeitstags immer als eine unerträgliche Bindung des Menschen empfunden. Es ist eins der ersten Menschenrechte, daß jeder so viel arbeiten darf als er mag, als es für ihn Bedürfnis und innere Notwendigkeit ist. Und ich kenne kaum etwas Schöneres im Leben als ein gewaltiges Tagewerk, wo der ganze Mensch unter Hochspannung seiner gesamten Lebensenergie etwas Ordentliches schafft. Das ist Leben. Das ist Menschenart. Das ist einfach wundervoll. Das ist aber auch keine Beeinträchtigung, sondern Steigerung des Lebens. Aber sobald die Arbeit über unsre Kraft geht, sobald sie uns nervös macht, so daß wir unter ihr keuchen

und ihre Knechte werden, sobald sie uns dem übrigen Leben entfremdet und uns die Erfüllung seiner Aufgaben unmöglich macht, müssen wir die Arbeit zügeln. Denn sobald sie mit uns durchgeht, verunglücken wir als Menschen.

Das zweite ist, daß man die Arbeit nicht mißbraucht, um sich den Anforderungen des Lebens zu entziehen. Man darf sich nicht hinter die Arbeit gegen das Leben verschanzen. Für viele Menschen ist heute die Arbeit das Kloster, in das sie sich vor dem Leben flüchten. Es braucht ja nicht immer so groteske Gestalt zu gewinnen, wie bei einem mir bekannten Redakteur, der über zehn Jahre lang seine Wohnung nicht verlassen hatte. Die Arbeit darf nicht die natürlichen Interessen des Lebens und die geistigen Interessen des Menschen verschlingen. Aber das ist doch heute ganz gewöhnlich. In diesem Sinne sagte mir einmal einer, der es wissen muß: „Wissen Sie, was eine Universität ist? Eine Universität ist die organisierte geistige Interesselosigkeit und der organisierte Dünkel." Aber darin sind die Universitäten keineswegs einzig in ihrer Art. Die Fachsimpelei, das einseitige Spezialistentum und die Verblödung durch den Beruf ist eine allgemeine Krankheit der Zeit.

Die Arbeit darf uns nicht um unsre Erlebnisse bringen. Es ist unter allen Umständen wichtiger, daß wir die Ansprüche, die das Leben an uns stellt, erfüllen, die Probleme, in die es uns führt, lösen, die schweren Erlebnisse, die es uns bringt, bis in ihre Tiefen ausschöpfen, und das alles innerlichst verarbeiten, um die Kräfte und Klarheiten, die darin verborgen liegen, zu gewinnen, als daß wir in der Arbeit etwas mehr vollbringen. Das Erlebte ist immer mehr wert als das Erarbeitete. Das innerste Fürsichleben ist das Allerwichtigste im Leben. Denn es ist das Herzwerk des Lebens. Nur was da durch geht, wird organisches Leben. Was nicht dort lebendig erfaßt, verarbeitet wird und schöpferisches Leben gewinnt, bleibt mechanisches Getriebe an der Oberfläche der Sinne oder des Geistes.

Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, daß in jedem Lebensanspruch das Problem des Menschen uns anruft und Lösung

verlangt.*) Wenn wir da nur im Geringsten eine Lösung finden, so ist das unendlich mehr wert, als wenn wir in der wichtigsten Arbeit etwas fertig bringen. Wenn du also die persönliche Spannung zwischen dir und einem andern löst, so ist das sachlich und persönlich unendlich mehr wert als eine wissenschaftliche Entdeckung. Oder wenn du dir aus einem furchtbaren Schicksalsschlag Quellen des Lebens erschließt, so ist das für dich unvergleichlich fruchtbarer als ein Vermögen zu erwerben.

Darum ist die Arbeit als Zerstreuung vergeudetes Leben, die Arbeit als Ablenkung versäumtes Leben, die Arbeit als Schutz gegen das Leben Hemmung des Lebens. Die Arbeit als Heilmittel gegen das Leiden unter dem Leben macht das Leben unfruchtbar. Die Arbeit als Betäubung bringt uns um den Segen der Not. Es ist gar nicht auszudenken, welche Verwüstungen dieser Mißbrauch der Arbeit schon auf dem Gebiete des menschlichen Wesens hervorgebracht, welche Entwicklungssprossen der Menschwerdung er vernichtet, welchen Lebensreichtum er verschleudert und welche Lebensmöglichkeiten er hat brach liegen lassen.

Um uns in dieser Beziehung nicht mehr zu versündigen, müssen wir aber vor allen Dingen wieder richtig sehen lernen. Unser Auge ist ein Schalk. Wir sind von der Arbeit befangen. Darum sehen wir in ihr Herrlichkeiten, die gar nicht vorhanden sind, und die unscheinbaren oder verborgenen Lebenswerte, die im Leben ruhen, sehen wir nicht oder halten sie für wertlos. Wir betrachten die Zeit für unfruchtbar, wo man nicht arbeitet. Aber nur die Zeit ist unfruchtbar, wo man nicht wirklich lebt. Man hält es für ein Unglück, nicht arbeiten zu können. Aber arbeitsunfähig zu sein ist wohl unter Umständen ein äußeres Unglück, wenn man infolgedessen Hunger leiden muß, aber niemals ein inneres. Denn die unmittelbaren Aufgaben des Lebens sind so groß, und ihre Lösung so wertvoll, fruchtbar und befriedigend, daß sie alle Arbeit übertrifft.

Klar wird aber unser Auge ganz von selbst, wenn der Schwerpunkt unsers Leben in uns selbst ruht und nicht in unsrer Arbeit,

*) vgl. Wie ich es sehe 8. Band der Blätter S. 121.

in unserm Besitz, in unserm Ansehen oder in sonst irgend etwas in der Welt.

* * *

Das alles gilt in allen Verhältnissen und unter allen Umständen. Auch hier heiligt der Zweck nicht das Mittel und rechtfertigt nicht die Opfer, die man ihm bringt.

Es wird ja immer wieder von denen, die sich getroffen fühlen, nach Entschuldigungen und Gegengründen gesucht, und ich bestreite auch nicht, daß es deren genug gibt. Gegen jedes Naturgesetz des menschlichen Lebens gibt es Gegengründe. Aber sie heben es nicht auf, und das Verhängnis ist das gleiche, ob man dagegen im guten Glauben und mit gewichtigen Gründen oder mit bösem Gewissen sündigt.

Man meint, es gebe Lebenslagen, wo man sich und sein Leben seiner Arbeit zum Opfer bringen müßte. „Wenn ich nicht ganz in der Arbeit aufgehe und mich ihr so widme, wie ich es zum Schaden meiner Gesundheit und meiner Familie tue, geht meine Fabrik zurück. Ich habe sie von den Eltern als Erbe und Aufgabe überkommen. Tausende von Menschen leben davon. Die Konkurrenz ist groß. Da darf man nicht nachlassen, wenn man nicht alles aufs Spiel setzen will."

Das ist ein typischer Fall. Wendet man ein, daß es doch möglich sein müßte, sich durch Hilfskräfte zu entlasten, so wird immer erwidert, es gebe so wenig brauchbare, zuverlässige Menschen, oder das passe nicht in das Geschäftsgefüge, wie es sich herausgebildet habe, oder darauf würden die Teilhaber nicht eingehen u. s. f. Das sind im Grunde aber alles nur Vorwände. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Aber man traut sich nicht, sich aus dem trägen Arbeitshang aufzuraffen und gegen den Zwang der Arbeit zu empören. Das sind alles nur Äußerungen der Unfähigkeit zu leben, die Verhältnisse zu beherrschen und zu gestalten, sein Leben so zu führen, daß man selbst nicht an Seele und Leib Schaden nimmt und seine Familie verwahrlosen und veröden läßt.

Es ist mir da immer eine gewisse Genugtuung gewesen, wenn eine schwere Krankheit dann mit unglaublicher Schnelligkeit die Hindernisse, die eine Entlastung unmöglich machten, beseitigte, und dem armen Arbeitsknecht so viel Tage der Muße schaffte, als er Stunden gebraucht hätte, um gesund zu bleiben und seine Lebenspflichten zu erfüllen. Aber ich empfand es dabei immer als einen Schimpf für den Menschen, wenn man freiwillig etwas nicht zu leisten vermag, was man unter dem Zwang der Verhältnisse spielend fertig bringt.

In sehr vielen Fällen hält der Wahn unersetzlich zu sein, die Menschen ab, sich zu entlasten, obgleich uns der Tod fortwährend überzeugt, wie leicht und schnell jeder zu ersetzen ist. Oder sie überschätzen den Wert ihrer Leistungen, befangen von ihrer Arbeit, wie sie sind. Ich denke da z. B. an die unzähligen Büchermacher aller Gebiete, die unser geistiges Leben mit der Masse ihrer Erzeugnisse schier erdrücken. Würde man sich hier und sonst überall einmal unbefangen über den wirklichen Lebenswert seiner Leistungen klar werden, statt sie nach dem Marktwert oder Modewert oder eingebildeten Wert zu beurteilen, so würde man keine wahren Lebenswerte mehr dafür aufs Spiel setzen. Aber das kann man nicht. Denn man ist verblendet von der Bedeutung seiner Leistungen, von einem einseitig entarteten Pflichtgefühl, dem Sklavenmal, das die Arbeit der Seele aufgedrückt hat, von der Erwerbsgier, vom Ehrgeiz, von der öffentlichen Meinung.

Das sind alles Beweise, daß die Menschen nicht wissen, was Leben ist und Leben bedeutet. Sie kennen es nicht, geschweige, daß sie seinen Sinn erfaßt hätten. Sind sie darum eine Beute der Arbeit geworden, oder kamen sie nicht zum Leben, weil die Arbeit ihr Dasein ausfüllte? —

Die Naturordnung zwischen Arbeiten und Leben wird auch nicht durch das blendende Ideal, sich selbst im „Dienste für die Brüder" aufzureiben, geändert. Inserviendo consumor ist ebenso fragwürdig wie Arbeiten und nicht verzweifeln! Ohne Zweifel gibt es nur den einen Weg, groß und vornehm zu werden, daß man

als Glied lebt und dem dient, der, jeweilig in einzigartiger Weise auf uns angewiesen, dann gerade unser Nächster ist. Aber nur, wenn wir das leben. Sobald es unsre Arbeit wird, teilt es die Art aller Arbeit. Das kann doch auch nur so, wie es gemeint ist, in der lebendigen Wechselwirkung mit dem Leben, das uns in der mannigfaltigsten Weise in Anspruch nimmt, gelebt werden. Das kann nie Tagewerk werden.

Christliche Liebestätigkeit ist soziale Arbeit und etwas wesentlich anderes als das immer wieder an uns herantretende und immer neue Erlebnis des Nächsten und die Lebensoffenbarung, zu der es uns jedesmal anregt. Und als soziale Arbeit kann sie uns genau so dem Leben entfremden, uns lebensunfähig machen, uns aussaugen und veröden wie jede andere Arbeit, wenn wir sie nicht unserm Leben einordnen und unterordnen. Auch hier ist jedes Übermaß eine Unwahrheit und Unsittlichkeit, die sich am Menschen sowohl wie an seiner Arbeit rächt.

Arbeiten bleibt arbeiten, auch wenn wir es wirken nennen. Mag es noch so sehr das innerste Leben des Menschen in Anspruch nehmen, noch so sehr in seinem Handeln auf Offenbarung der Persönlichkeit und Selbstentfaltung angelegt sein und dazu drängen: es ist gefährlicher und verhängnisvoller als jede andere Arbeit, wenn es uns den unscheinbaren Ansprüchen des Lebens entfremdet, wenn es uns den einfachen, unmittelbaren Aufgaben des Lebens entzieht, wenn es nicht durch dieses Leben und Lösen von Lebensproblemen unausgesetzt gespeist wird. Denn dann verödet es erst recht das Fürsichleben des Menschen, zerstört seine persönliche Keimkraft und saugt ihn tiefer aus als jede andere Arbeit. Wenn die Wirksamkeit mehr wird als eine Äußerung eines von ihm unabhängigen Lebens, das sie trägt, wenn das Leben in ihr aufgeht, dann wird sie Prostitution der Persönlichkeit, und alles Wirken zu Leistungen von Prostituierten.

Allen aber, die während des Lesens dieses Aufsatzes das befriedigende Gefühl hatten: „ich danke dir Gott, daß meine Arbeit nicht so ist wie andere Arbeit, und daß du mir eine gegeben hast,

die solche Not nicht kennt," gilt das, was ich ausführte, doppelt und dreifach, weil ihnen ihre Arbeit Größe und Bedeutung vorspiegelt, die sie verblendet, daß sie die Gefahren nicht sehen, die ihr Tagewerk noch viel mehr als jedes andere hat, wenn der Schwerpunkt ihres Lebens darin ruht.

Über das Leben

Die Frage

Als Leser der Grünen Blätter und vor allem Ihrer Bergpredigt erlaube ich mir, Sie um Aufklärung über etwas anzugehn, dessen Verständnis mir allmählich als das Allerwichtigste erscheint, nämlich über Ihre Anschauung vom Leben. Vielleicht erscheint Ihnen meine Zumutung nicht mehr so ungeheuerlich, wenn ich meine Bitte näher dahin formuliere, daß ich um eine Bestätigung oder aber eine Ablehnung meiner Interpretation Ihrer Darstellung des Lebens bitte. Rücksichtslose Klarheit in dieser Beziehung ist mir immer mehr als eine Hauptforderung der Pflicht geistiger Selbstbehauptung herausgetreten.

Ein etwas zufälliges Ereignis, die Verhandlung einer Pfarrerversammlung über das Thema „Dr. Johannes Müller" war es, was mich endgültig bestimmte, Sie darum zu bitten. Man redete auf dieser Versammlung über alle möglichen Probleme und Nöte und über die Verschiedenheit Ihrer und der orthodox-liberalen Bewältigung derselben: über das Problem „Religion und Kirche", „Religion und Theologie", „Erlösung durch Gott oder durch Christus". (Ich verstand kaum, wie die Liberalen, denen doch die alte Christusanschauung rettungslos untergegangen ist, eine Erlösung durch Gott selber als Pantheismus verurteilen und die Erlösung durch den Menschen Jesus von Nazareth als der Wahrheiten tiefste ver-

ehren können: als ob eine religionsfreie Religion geradezu als Höhepunkt der Religionsentwicklung zu betrachten wäre! Dieser Methode entspräche es durchaus, das hölzerne Schüreisen für das allertüchtigste zu erklären!) Schließlich schien das Problem „Religion und Religion" auftauchen zu wollen: man erörterte nämlich Ihre Anschauung vom Leben. Allein rasch, sehr rasch waren die Wackeren zur Überzeugung gelangt, daß hier wirklich keine Differenz vorliege, jedenfalls keine wesentliche: die Bestimmung des Lebensideals und Lebensziels ist ganz genau die bei uns übliche; nur eine eigentümliche, manchmal vielleicht gekünstelt zu nennende Darstellungsweise erweckt den Anschein einer Differenz, auch bezüglich des Darstellungsinhalts, aber wirklich nur den Anschein! In Wirklichkeit, Freunde, es ist hier alles wie bei uns! Wirklich, alles wie bei uns! — Da ich mich dem Beruf noch nicht gewachsen fühlte, „die Herzen der Väter zu bekehren zu den Kindern", schwieg ich, trotzdem mein Innerstes mich drängte, gegen diese Vergewaltigung Ihrer „Bergpredigt" zu protestieren.

Ich sehe nämlich „in meinem jugendlichen Unverstand" die Dinge ganz anders als meine „lebenserfahrnen und mit der Volksseele vertrauten" Amtsbrüder: orientiert sich die moderne Theologie (und im letzten Grunde auch Orthodoxie und Pietismus) an der Not der Vergänglichkeit des gegenwärtigen Sinnenlebens, so Ihre „Bergpredigt" an der Not der Sinnlosigkeit des bloßen Sinnenlebens (also auch eines verunendlichten und verewigten Sinnenlebens im Jenseits, auf das doch auch ein A. Ritschl deutlich hinausschaut, wenn er von der „künftigen Herrschaft über eine andere Welt" redet). Während aus der Trauer über die Vergänglichkeit die Sehnsucht nach einer Ewigkeit im quantitativen Sinne oder nach einem unvergänglichen Sinnenleben im Jenseits entspringt, erwächst aus der Trauer über die Sinnlosigkeit die Sehnsucht nach einer Ewigkeit im qualitativen Sinn oder nach einem sinnerfüllten geistigen Leben schon im Diesseits. Dort sucht man Erlösung aus der Situation eines „Hiob", hier dagegen aus der eines „Predigers".

Verehrter Herr Doktor, habe ich Ihre Bergpredigt, jene zwei Ansprachen mißverstanden, wenn ich überall die Worte Sinnlosigkeit, Zwecklosigkeit, Wertlosigkeit, Eitelkeit der bisherigen Lebensinhalte unterstrichen und über das Wort Vergänglichkeit hinweggelesen habe? Wenn ich überall die Erlösungsnöte und Erlösungsseligkeiten eines aus einem Leben der Sinnlosigkeit zu einem solchen der Sinnerfülltheit sich durchringenden Menschenlebens herausgehört habe, wenn ich die in der „Christlichen Welt" meist von J. H. geübte Einreihung Ihres persönlichen Lebens in die Rubrik „religiöser Individualismus" als eine gänzliche Verkennung Ihrer inneren Situation betrachtet, Ihr „persönliches oder ursprüngliches Leben" dagegen als ein nicht bloß sozusagen sondern allen Ernstes geistiges Leben aufgefaßt habe, als ein geistiges Leben, das von allem Sinnenleben, auch einem versittlichten oder gebändigten Sinnenleben, aber auch von allem Intellektleben himmelweit verschieden ist?

Die Antwort

Ich soll Ihnen klar machen, was ich unter Leben verstehe! Ist das möglich? Einen Begriff kann man klar machen, aber eine Erscheinung muß man erleben, um darüber klar zu werden. Ich habe keinen Begriff von dem Leben, den ich Ihnen definieren könnte. Ich habe nur einen lebendigen Eindruck vom Leben, den ich anschaulich wiederzugeben versuche. Es ist mir also unmöglich, die das Wesen des Lebens ausmachenden Merkmale, organisch zu einer Theorie des Lebens zusammengefaßt, Ihnen vorzukonstruieren. Sondern ich kann Ihnen nur das Leben schildern und muß es Ihnen überlassen, es aufzuspüren. Ich kann Ihnen nur das unmittelbare Bewußtsein, das ich vom Leben habe, auszudrücken suchen, wie es auf Ihre Fragen antwortet.

Sie wollen auf intellektualistischem Wege den Intellektualismus überwinden. Das geht nicht. Sie würden nur einen Begriff mit dem andern vertauschen, aber dem Erlebnis selbst gleich fern bleiben. Ihr Lebensbegriff ist um keinen Deut mehr wert als der, den Sie

überwinden wollen. Denn im Vergleich mit der lebendigen Wirklichkeit ist er ebenso wertlos wie alle Begriffe.

Was ich unter Leben verstehe, ist weder an der Sinnlosigkeit, noch an der Vergänglichkeit des Daseins orientiert. Es ist an nichts derartigem orientiert, weil es kein Hirngespinst ist, weil es nicht aus Gedankennöten durch Nachdenken entsprungen ist. Sondern es ist von dem in mir angebrochnen Leben ein Reflex in meinem Bewußtsein. Eine eigentümliche Wirkung dieses Lebens ist allerdings, daß es die Sinnlosigkeit des Daseins aufhebt, weil es den Sinn des Daseins offenbart und schafft. Aber ebenso, daß es unvergängliches Wesen zur Erscheinung bringt, weil es den unvergänglichen Kern unsers Wesens, das Göttliche, Ewige, Metaphysische in uns ins Leben treten läßt. Was von beiden einem mehr zum Bewußtsein kommt, hängt davon ab, was von beidem man gerade mehr erlebt. Daß man die Unvergänglichkeit als ewig an Wert und Art empfindet (qualitativ), ist zweifellos. Aber man empfindet sie so nicht ohne die Gewißheit, daß etwas von solchem Wert niemals untergehen kann.

Aber vielleicht wollen Sie wissen, worunter ich früher mehr gelitten, unter der Sinnlosigkeit oder der Vergänglichkeit des Daseins, wovon ich mich vor allem durch das neue Leben erlöst fühle, um dann daraus den Schluß zu ziehen, daß meine Lebensauffassung unbewußt daran orientiert sei. Aber auch da kann ich ihnen nicht helfen. Denn das war eben alles ganz anders. Mit der Erlösung hatte das überhaupt nichts zu tun. Wenigstens bin ich mir dessen nicht bewußt. Als vielmehr das Leiden unter der Sinnlosigkeit des Daseins seinen Höhepunkt erreicht hatte, sagte ich mir: wohlan, wenn das Leben keinen Sinn hat, dann will ich ihm einen Sinn geben, von mir aus, meinem Leben, den Sinn meines Selbst. Dieser Entschluß aus der angeborenen Vollmacht der Persönlichkeit war gewiß die Folge davon, daß das innerste Wesen in mir erwachte und sich gegen die Befangenheit in der Sinnlosigkeit des Daseins empörte. Aber es war keine Erlösung noch Folge einer Erlösung. Denn nun wurde die Erlösungssehnsucht erst recht

lebendig, weil die Not akut wurde: wie sprenge ich die Banden des sinnlosen Getriebes in mir und um mich, und wie gewinne ich die innere Notwendigkeit meines Genius in meinem Leben?

Unter der Vergänglichkeit alles Irdischen habe ich eigentlich nie gelitten. Ich bin ihrer vielmehr immer von Herzen froh gewesen. Mir war vielmehr der Gedanke an eine Unwandelbarkeit und Zeitlosigkeit im Jenseits von Jugend an fürchterlich. Nur das Ende des Lebens war mir allezeit gräßlich, so lange ich es als endgültiges Aufhören meiner persönlichen Existenz fürchtete. Aber das überwand ich nicht durch die Hoffnung auf ein Jenseits, sondern durch Konzentration auf das Diesseits. Das Diesseits ist das Gegebene. Und indem ich in seine Tiefen tauchte, fand ich im Diesseits das Ewige, das Bleibende, das was unantastbar hinter dem vergänglichen Schleier des Raums und der Zeit verborgen liegt. Gewiß war das wiederum die Folge davon, daß sich das ursprüngliche Wesen, der ewige Kern in mir regte. Von ihm strömt die Gewißheit aus: du kannst in deinem eigentlichen Wesen niemals untergehen und aufhören zu leben. Aber auch hier ist das keine Folge der Erlösung. Sondern aus dieser Regung des Metaphysischen in mir entsprang erst recht die Unruhe des Suchens und der Sehnsucht nach Befreiung meines ursprünglichen Wesens aus dem Verwesen, das man Leben nennt.

Sie sehen, *Erlösung ist für mich nicht eine Entlastung des Bewußtseins von irgendwelchem Druck* der Sinnlosigkeit, Vergänglichkeit, Sünde, Schuld oder sonst etwas wie bei jeder Art Theologie, wie im „Christentum", sondern ein objektiver umwälzender Vorgang in der inneren Verfassung des Menschen. Sie besteht darin, daß das ursprüngliche Wesen, der Genius, die Seele, das eigentliche Selbst des Menschen,*) das Metaphysische in uns, oder

---

*) Was wir zunächst als unser Selbst kennen, ist ja nur ein widerspruchsvolles trübes Gemisch von Instinkten, Gewohnheiten, Interessen und Überzeugungen, die uns beseelen und bestimmen. Aber das sind wir nicht selbst, sondern fremde Mächte, von denen wir in Liebe oder Haß besessen sind. Darunter liegt schlaftrunken und traumbefangen unser eigentliches

wie wir es nennen wollen, entbunden wird, (daher zweite Geburt oder Geburt des eigentlichen Menschen), und das Chaos, das wir als bloßes Lebewesen darstellen, in eine neue Schöpfung umwandelt, wie Paulus sagt, also daß wir in Verfassung und Leben die Wahrheit des Menschen werden. In den naturgesetzlichen Vorgang dieser Regeneration und ihrer Ergebnisse läßt Sie mein Buch über die Bergpredigt blicken. Es führt die Verfassung und Erscheinung der neuen Art Leben vor Augen.

Ob dieser Vorgang als eine Erlösung durch Gott, durch Christus, durch Mitmenschen, durch uns selbst oder durch sonst etwas anzusprechen ist, das ist mir ganz gleichgültig. Wenn er sich nur vollzieht. Doch darüber streiten sich ja auch die Theologen nicht. Denn sie meinen eine ganz andere Erlösung. Sie meinen ja die Entlastung des Bewußtseins! Das kenne ich natürlich auch, d. h. wieder nicht als Lehrsatz, sondern als Erlebnis. Am radikalsten trat das bei mir ein, als mir aufleuchtete, worauf uns Jesus mit den Worten aufmerksam macht: „wie euer Vater im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte", oder naturwissenschaftlich ausgedrückt: daß der Wille zum Leben unbedingt in allem waltet, was lebt.

Aber sehen Sie: hier zeigt sich der Unterschied. Den Religiösen ist damit geholfen. Mir nicht. Denn was habe ich denn davon, daß ich bei Gott in Gnaden bin, wenn meine Seele zugrunde geht, und mein ursprüngliches Wesen in mir unerlöst bleibt! Ich will Mensch werden, hier in dieser Welt. Ich habe keine Sicherheit darüber, ob ich noch ein anderes Leben dafür zur Verfügung habe. Was hilft mir also ein gnädiger Gott, wenn ich ein affenartiges

---

Wesen, von dem die allgemein menschliche Erlösungssehnsucht und das Verantwortlichkeitsgefühl auch denen dunkle Kunde gibt, die niemals die Stimme ihres Genius vernahmen. Das ist es allein, was erst aus den vegetierenden Lebewesen der „Zweihänder" Menschen macht. Darum werden wir aber auch nur dann erst in unserm persönlichen wie allgemeinen Dasein auf die Höhe wirklicher Menschen gelangen, wenn dieser eigentliche Wesenskern in uns zur Entfaltung und schöpferischen Auswirkung kommt.

Scheusal bleibe, wenn ich an dem Chaos in mir täglich zugrunde gehe! Aber das interessiert die Theologen offenbar gar nicht, vor Gott gerechtfertigt wie sie sind. Sonst hätten sie sich auf die „Bergpredigt" wie eine abgehetzte Meute auf frische Spuren gestürzt.

Die wollen ja nur Religion, nicht Leben. Ich brauche keine Religion, wenn ich das Leben habe. Und ich habe solchen Hunger nach der Herrlichkeit des Lebens, daß mir alle Religion als eine leere Vorspiegelung zuwider ist. Das halten Ihre Amtsbrüder natürlich für paradoxe Spitzfindigkeiten, weil sie mich nicht verstehen. Die Stellung zur Religion ist immer der Prüfstein dafür.

Das Leben, was ich meine, ist genau das, was ich in den beiden Ansprachen (10. Band) zu schildern suchte. Und das ist etwas wesentlich anderes als das Glaubensleben oder das neue Leben des Christentums. Es ist vielmehr die ganz neue Art Leben, die Jesus entdeckte und offenbarte, die nach Erlösung von allen inneren und äußeren Abhängigkeiten und Befangenheiten, nach der Läuterung von allen Fremdstoffen, nach der einheitlichen, stilreinen Verfassung unsers persönlichen Seins dann entsteht, wenn das ursprüngliche (unvergängliche und sinnvolle) Wesen in uns in Wechselwirkung und Austausch mit unsern Erlebnissen tritt, um sich dadurch zu entwickeln und schöpferisch auszuwirken. Das ist alles im eigentlichsten Sinne der Worte gemeint. Nicht bloß sozusagen. Sinne und Verstand sind dann nur die Vermittlungsorgane dieses Lebens, die aber keine selbständige Bedeutung haben und uns kein Leben geben. In einer andern Seinsweise werden wir vermutlich weder unsre Sinnlichkeit, noch Wort und Begriffe brauchen. Sinnlichkeit und Vorstellung sind nicht mehr das Wesen des Lebens, das ich meine, nicht mehr Mächte, die, während das eigentliche Wesen scheintot schläft, das mehr oder weniger geistige Leben des Menschen führen, wie bei Instinktmenschen einerseits und Verstandesmenschen andererseits. Das Leben ist also nicht Sinnenleben, sondern Seelenleben, nicht Gedankenleben, sondern unmittelbares Leben aus der Fülle der ursprünglichen Empfindungen unsers erwachten Genius heraus.

Weiter kann ich Ihren Gedanken nicht folgen. Alles andere

werden Ihnen nun ganz deutlich meine Aufsätze („Die Entstehung des Lebens", „Das Leben ist das, was wir daraus machen", 10. Band) und die „Bergpredigt" sagen. Sie müssen bedenken, daß ich nicht mehr theologisieren und theoretisieren kann. Wenn man unmittelbar geworden ist wie die Kinder, hat man das geistige Raffinement für diese Begriffsakrobatie verloren. Und darum werden auch Sie nicht herumkommen: wenn Sie das Leben haben wollen, müssen Sie die Theologie, wenigstens wie sie jetzt ist, aufgeben. Denn „den Weisen und Klugen bleibt es verborgen". Wenn Sie aber das Leben haben, werden Sie kein Bedürfnis empfinden, Ihr Erleben begrifflich aufzuspannen.

Was Sie von der Beurteilung meines Wollens seitens der Theologen erzählen, überrascht mich nicht. Nehmen Sie es ihnen nicht übel. Sie kennen mich nicht. Was mögen die Pfarrer jener Konferenz von mir gelesen haben! Von mir wahrscheinlich gar nichts, allenfalls etwas über mich. Hätten sie in der „Bergpredigt" nur die Ausführungen über die schmale Pforte oder die Schlußbetrachtungen des Abschnittes über das Leben mit Gott oder nur die über das Wort: „laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut", oder nur das Kapitel über die Richtschnur der Suchenden gelesen, so würden sie nicht behaupten können, daß ich dasselbe meine wie sie.

Und sie verstehen mich nicht. Denn sie leben in einer andern Welt. (Vergleichen Sie den Brief S. 67.) Bis jetzt habe ich noch nie in einer theologischen Äußerung über mich, deren es übrigens sehr wenige gibt, ein lebendiges Verständnis dessen gefunden, was ich vertrete und erstrebe. Können Sie sich dann wundern, wenn sich diejenigen das Unglaublichste leisten, die mich darnach beurteilen? In der Beurteilung des Lebens, das ich suche, als „religiösen Individualismus" z. B. finde ich zwei faustdicke Verkennungen. Denn erstens will ich nichts von Religion wissen. Das Leben, das ich meine, liegt oberhalb des Niveaus der Religionen. Es ist die Erfüllung aller Religion durch „das Leben und unvergängliches Wesen". Zweitens bin ich ebensowenig Individualist wie Sub-

jektivist, sondern das Gegenteil des einen wie des andern. Gegen solche direkte Verkehrungen des Sachverhalts kann ich aber ebensowenig etwas machen, wie wenn ich von einer theologischen Richtung in Anspruch genommen werde. Ich kann ja nicht einmal die Herren, die über mich referieren, zwingen, die Bücher von mir zu lesen, über die sie urteilen, geschweige diejenigen, die sich darnach ihre Meinungen über mich bilden. Wie kann ich ihnen dann aber erst helfen, mich zu verstehen, wenn sie weder Zeit, noch Lust, noch Interesse haben, sich auch nur mit dem Problem zu beschäftigen, auf das ich hinweise, geschweige daß sie das Problem erleben, erleiden und mich von da aus lebendig verstehen!



Stimmen des Widerhall

1. Wie es einem erging

Sie haben einen gar herrlichen Christbaum auch diesmal angezündet durch die Ansprache: „Das Leben ist das, was wir daraus machen". Wie viele werden gewiß sich freuen in den tiefsten Kammern des inwendigen Menschen, wenn der Schein Ihres diesjährigen Christbaums ihnen in die Seele hineinflutet! So zwei Weihnachtslichter, das Geheimnis der Lebensfreude im vorigen Jahr und das von jetzt — das ist etwas!

Nämlich ein Strom von Gottes Gnade, den Sie zu den Lesern der Grünen Blätter hinleiten, ein Gruß von dem Gott des Lebens, den Sie weitergeben als ein zu diesem Werke Berufener, weitergeben an die Augen, die in Sehnsucht glühen, daß ihnen ein himmlischer Gruß, ein Gruß von oben her werde, ein freundliches Händewinken aus jener Welt, wo der Tod keine Stätte hat.

Ich bin also weit davon entfernt, einen Johannes-Müller-hymnus anzustimmen, einen Personenkultus, der sich auf Sie be-

zöge, zu treiben. Was würde Ihnen auch widerwärtiger sein als dieses! Ich meine es so. Sie sind es nicht, der da gibt, Sie sind ein Werkzeug des Lebendigen, der das All durchbraust mit seiner Energie und aus seiner Lebensfülle heraus Feuerbrände sendet in die Menschenherde hinein: Lebensanstöße, Ewigkeitsfunken. —

Gott besucht uns wieder, er macht einen neuen umfassenden Versuch, ob er mit uns und in uns leben könne, der Sturm Gottes ist vor den Toren — es ist hohe Adventszeit.

* * *

So sehe ich es nach dem Vermögen meines Geistes, so schaue ich es.

Wenn solches anhebt, zu geschehen, kommen die Krisen in dem geistigen Lebensorganismus des Menschen, die dann auch auf den leiblichen Organismus überspringen. Es entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod: Kosmos und Chaos, Leben und Tod sehen sich in Todfeindschaft ins Auge. Dann wird entweder der Mensch gerettet, erlöst, oder er verfällt rettungslos dem Nichtsein.

* * *

Ich meine, Ihnen, verehrtester Herr Doktor, auch ein kleines Weihnachtslichtlein anzuzünden neben den vielen, die Ihnen gewiß von andern Freunden her entgegen schimmern, wenn ich noch ein paar Bemerkungen anschließe über den glücklichen Ausgang meiner Lebenskrisis, veranlaßt durch den Aufenthalt auf Schloß Mainberg und weiterhin eine kurze Betrachtung mache über den Erfolg der zehn Bände Grüner Blätter.

Wie Sie wissen, bin ich von Hause aus Theologe. Ich war mit innerster Anteilnahme bei den vielen theologischen Streitigkeiten der letzten Jahre, die in dem Kampfe um das Apostolikum ihren Brennpunkt hatten. Ich war vielfach ganz zerrissen von diesem Kampf, wähnte ich doch, es handle sich um ewige Güter! Ich brauche Ihnen weiter nicht mehr vorzutragen, was das war: als ein Theologe mit Theologen kämpfen oder an dem Kampf,

den andere öffentlich kämpfen, sich innerlichst beteiligen. Sie wissen ja übergenug selbst davon. —

Die Grünen Blätter habe ich von vornherein „gehalten", ohne sie jemals „abbestellt" zu haben. Ich witterte alsbald — ich entsinne mich dessen ganz genau — so etwas wie Erlösungsnähe in den Blättern, aber ich begriff die Sache noch nicht — dunkle Ahnungen, kein klares Licht von der Sache.

Ich habe daneben eine große Zahl von Schriftstellern gelesen, ich muß bekennen: mit suchender Seele, mit Hunger. Bei den großen Philosophen von den Vorsokratikern an bis zu Nietzsche ging ich ehrerbietig in die Schule. Ich habe mir die Augen wund gelesen. Plato, Spinoza, Goethe, Schiller, Fechner, Tolstoi, wie habe ich diesen angehangen in den Zeiten, als ich Theologe war! Ich hatte das Gefühl, daß ich zu ihnen hinflüchtete, wenn ich des Lebens leid war — ja des Lebens leid. Warum? Herr Gott, jetzt weiß ich es, was mich so entsetzlich immer quälte: Hunger, Hunger nach Wahrheit. —

Bei den großen Männern fand ich dann ein Glück. Aber es war stets nur vorübergehend — so wie die Sonne einmal kurz durch die Wolken bricht, bald aber wieder verschwindet hinter der Wolkenmauer. Ich blieb nach wie vor Theologe. Wenn die Grünen Blätter kamen, stürzte ich mich gleich darüber, und es gingen mir Lichter auf, die Bande um mein Wesen lockerten sich, die seltsamen Banden — Aufatmen kam. Aber das Licht sah ich noch nicht, immer nur ein Durchschimmern von etwas unsagbar Schönem durch Dunkelheiten.

Und Jesus, über den ich doch seit Jahren Sonntag für Sonntag predigte, der schönste der Menschenkinder!

Trotz Ihres herrlichen Aufsatzes: Wer war Jesus u. s. w. war es für mich doch nach wie vor eine Lebensfrage ersten Ranges: ob er „aus der Jungfrau geboren" sei oder nicht, ob er „leiblich," d. h. ob er mit Fleisch und Blut früherer Art verwandelt in den Leib höherer Art aus dem bestimmten Grabe am Felsen bei Jerusalem am Morgen des dritten Tages sich erhoben habe, aus dem Grabe

heraufgeschwebt sei wieder auf die Erdoberfläche und dann mit den Jüngern geredet habe, sogar mit ihnen gegessen — oder ob das alles vielleicht noch anders zu nehmen sei u. s. w. u. s. w. — Lebensfragen ersten Ranges waren Fragen dieser Art für mich!

Sie ermessen die Pein, die ich hierdurch andeute, die tötliche Pein.

Da kam ich nach Mainberg. Endlich. Und da begann alsbald die Krisis. Den Dämonen des Todes in mir wurde unheimlich zumute. Sie fühlten ihre letzte Stunde herannahen, denn ich schöpfte Lebensluft und — damit bekam ich auch Haß, gesunden Haß gegen die Mächte, die das liebe Leben verneinen und ersticken.

Ich hörte die heimlichen Glocken läuten — ein Klang aus Kindertagen — und doch reicher und tiefer. Wieder wie einst als ich mit Entzücken den Stimmen des Waldes lauschte, und die arme Seele noch nicht geknechtet war von Vorurteilen und Buchstabenweisheit, als die Stirne noch kein Brett vor sich hatte, und die Augen noch nicht verdunkelt waren durch Scheuklappen, und die Seele noch nicht in Hunger verging.

Wieder wie einst — und doch noch schönere Musik, welch ein Wogen der Lebenswellen, dieses Rauschen, dieses unaufhörliche Quellen aus Tiefen, die kein Verstand ermessen kann!

Ein Mensch sein unter Menschen — „Menschen untereinander"! Das ist es. Das ist das Licht. Einer merkt auf die Seele des andern: siehe, da möchte auch ein Mensch leben grade wie du, weiter nichts als leben in der Wahrheit. Der möchte auch loskommen von dem Nichtigen und Nichtswürdigen, grade wie du. Der hat auch Hunger wie du. Da lernt man zusammen wandern und zugleich auch für sich sein. Da blüht eine Gemeinschaft heran ohne Statuten und Organisation, ohne Generalversammlung — die grenzenlose Liebe zum Vater des Lebens schließt die Kinder still zusammen: das ist ihr Gemeinsames.

Welch eine Kraft!

Das ist Jesus, des Vaters erstes Kind im Geiste. Jesus in unserer Mitte — denn Jesu Wesentlichstes, sein Ewiges: das

ist seine grenzenlose Liebe zum Vater des Lebens. Wir schmecken die Kraft und Lust dieser Liebe: wir leben.

* * *

Nun will ich noch ein Wort über Ihre zehnjährige Arbeit durch die Blätter sagen, ein ganz kurzes, das sagt alles:

Es war eine schwere Mühe, aber diese Mühe ist nicht vergeblich gewesen. Das ist gewißlich wahr.

* * *

So wandern wir durch Sonnenbrand und Winterkühle, durch Last, Einsamkeit und Enttäuschung, durch Siechtum des Leibes und Qual aller Art, wie solche, die sich freuen, die sich nicht satt genug sehen können an den unzähligen Wundern der Welt und der Seele des Menschen, und die, wenn der Tod uns stillstehen heißt, zitternd und doch voll unsäglichen Vertrauens sagen: Vater, nimm dein Kind heim!

2. Erfüllen

Darf ich Ihnen heute danken für das eine Wort in der „Bergpredigt": Was den Juden „Gesetz und Propheten" waren, das ist bei uns . . . . .

Darf ich es Ihnen heute früh in aller Kürze sagen, wie es mir aufleuchtete?

Der große Haß meiner gedrückten Jugendjahre galt aller Organisation und allen Formen, vor allem den „guten" Formen der Gesellschaft. Ich litt in namenloser Einsamkeit abseits von ihrem Getriebe und kann nun, seit Sie mich belehrten, ganz anders davon denken und darnach leben. Und weil von diesem oberflächlichsten Stück Leben eine Pfahlwurzel in die tiefsten Lebensgründe geht, darf ich es Ihnen schreiben.

Klarheit kam neulich über mich, als mein lieber Kollege Dr. K. mir als einen Hauptzug seines Wesens offenbarte die Hochachtung

vor der „Form". „Die gute Form ermöglicht es zum großen Glücke, daß so viele verschiedenartige Menschen trotz aller Spannungen ersprießlich nebeneinander leben können." —

Form ist ein Ziel, gesetzt dem, was werden soll.

So hat sich die Menschheit seit jeher in ihrer selbstsüchtigen Befangenheit eine schöne Scheinwelt gebaut: die Welt der Form.

Jeder scheint von sich wenig zu denken, vermeidet von seiner Person zu sprechen, geht ganz auf in den Interessen des anderen. Jeder zeigt durch Verbeugung und Gruß jedem Menschen, dem er je begegnete, seine Ehrfurcht. Bei den geringfügigsten Anlässen werden sie durch Händedruck ein Leib, durch Verwandtenkuß oder Amtsbruderkuß ein Paar. Das Selbstgefühl des andern, dieses rohe Ei, dieses kranke oder sieche Kind, wird peinlichst geschont — und so fort in alle Ewigkeit.

„Bildung", so weit sie nicht den Werdegang aller menschlichen Ideale und den inneren Zusammenhang und Aufbau aller menschlichen Güter lehrt: Bildung erzieht zu dieser Form.

Da kommt Jesus, da kommen Sie:

„Ihr steht gar nicht vereinzelt in der Welt. Ihr seid Gottes Kinder, ihr seid Glieder des großen . . . . Die Selbstsucht ist gar nicht Euer Innerstes: Euer Eigentliches ist verborgen. Entwickelt es, dann wird es wachsen: füllen, erfüllen wird es die Form."

Wohin werden wir dann kommen? Zur Anarchie? Nein!

Die neue Welt wird der alten Schein- und Formenwelt ähnlich sehen — aber sie wird sie erlösen von allem innerlich nicht Notwendigen, von der beständigen Betonung alles Selbstverständlichen. Der schöne Schein selbstloser Hingabe an den Nächsten wird Wahrheit, wird Notwendigkeit werden, dem erwachten und lebenglühenden, lebenstrotzenden Selbst.

Das neue, wahre Wesen ist die Erfüllung der „Form" und der „Bildung".



Aus Briefen

1. Auf die Einladung zu einer theologischen Konferenz

So lange die Theologie und Kirche im Banne des Intellektualismus steht,*) kann ich nur ein teilnahmevoller Zuschauer sein, der darauf wartet, daß sie von diesem Banne erlöst wird. Ob der Intellektualismus orthodox oder radikal ist, ob er dogmatisch und biblisch oder religionswissenschaftlich und religionspsychologisch begründet wird, ob er kirchenpolitisch oder kirchlich emanzipiert auftritt, das ist meines Erachtens ganz ohne Belang.

Es kommt darauf an, daß wir in der Wirklichkeit Fuß fassen, durch Nachfolge und Lebensversuche Jesus begreifen lernen und durch Erleben dahinter kommen, was er mit Reich Gottes meinte. Es kommt darauf an, daß wir an der Hand seiner Worte die verborgenen Gesetze des menschlichen Wesens und Werdens (suchend, bittend, anklopfend) entdecken und zum Schauen der Wahrheit dadurch kommen, daß sie ins Leben tritt.

Wenn sich einmal die Theologie vom Intellektualismus zum Empirismus bekehren wird — einmal muß sie doch den andern Wissenschaften darin folgen! — dann werden sich der vorsichtige und der radikale Empirismus sehr gut miteinander vertragen und

*) Die Krankheit unsrer Zeit und Kultur, die wir mit dem Namen Intellektualismus bezeichnen, läßt sich nicht mit wenig Worten darstellen. Ich hoffe, sie nächstens eingehend behandeln zu können. Vorläufig nur für alle, die sich unter diesem Fremdwort gar nichts vorstellen können: der Intellektualismus verkennt das Unmittelbare (in unserm Wesen, Werden und Leben) über den begrifflichen Vermittlungen unsers Geistes, über unserm Gedankenleben, das er für das Wesentliche des Menschen hält. Er übersieht das Erlebnis vor der Erkenntnis, das Wesen des Menschen vor seiner Weltanschauung, das persönliche Werden vor der verstandesmäßigen Bildung, das quellende Leben vor der Theorie des Lebens, das Objektive in der persönlichen Verfassung und in den Lebensbewegungen des Menschen vor den subjektiven Gedankenbildern in seinem Bewußtsein. Und seine Kultur des Menschen ist überall dementsprechend. Der Intellektualismus ist das, wogegen jede Zeile der Grünen Blätter gerichtet ist.

vorzüglich ergänzen. Ich denke, wir werden das noch erleben. Und dann werden wir uns auch verstehen. Bis dahin aber leben wir in zwei verschiedenen Welten. Wenigstens scheint es mir so.

2. Über Monistenbund und Keplerbund

Leider kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen. Es ist mir weder möglich, dem Keplerbund beizutreten, geschweige mit meinem Namen Ihren bevorstehenden Aufruf zu unterstützen.

Ich verkenne durchaus nicht die gute Absicht, die Sie und die mit Ihnen verbundenen Männer zu diesem Unternehmen führt. Ich halte es aber für verfehlt. Wenn Sie meinen Aufsatz „Drei Versuchungen" im 8. Band der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens gelesen haben, so wissen Sie, was ich von allem agitatorischen Vorhaben im Interesse der Wahrheit und des Reiches Gottes halte. Es widerspricht den klaren Direktiven Jesu, dem Wesen der Wahrheit und dem Charakter des Reiches Gottes.

Aber davon ganz abgesehen hat mich meine Beobachtung belehrt, daß durch alle derartigen Gegenunternehmungen die Sache, die bekämpft werden soll, die kräftigste Unterstützung erhält. Es wäre meines Erachtens viel wünschenswerter, Ihren Kreisen zu predigen: fürchtet euch nicht. Der Monistenbund mag noch so viel Geld haben, aber er ist innerlich so schwach, und seine Position ist so unfruchtbar, daß er unmöglich eine verhängnisvolle Bedeutung gewinnen kann. Vielmehr bröckelt er schon in sich ab. Wenn Sie seine Entstehung genauer verfolgt haben, so müssen Sie wissen, daß sich eigentlich alle bedeutenden Männer ostentativ von ihm fern gehalten haben, gleichgültig wie sie zum Gottesglauben stehn.

Ferner wenden sich jetzt schon wieder hie und da Männer von ihm ab, weil sie die Gefahr der Versumpfung aller höheren geistigen Interessen im Monistenbund erkannt haben und fürchten, daß seine Intoleranz den Fortschritten der Wahrheit viel mehr schaden werde als die Intoleranz der Orthodoxie.

Schließlich wird Ihnen doch wohl auch nicht entgangen sein,

daß selbst ganz radikale Zeitschriften wie der „März“ scharfe Stellung gegen ihn genommen haben. Der Monistenbund wird immer mehr und mehr als das offenbar werden, was er ist, als eine große Beruhigung der Bildungsphilister, ihren Schlaf absoluter Interesselosigkeit weiter schlafen zu können, weil ja alle Probleme gelöst seien. Er wird also unsrer Zeit denselben Dienst leisten, den nach Nietzsches Darlegungen David Friedrich Straußens „Alter und neuer Glaube“ seiner Zeit geleistet hat. Die wirklich suchenden Menschen aber, die er etwa einfängt, werden nicht in ihm bleiben können.

Man kann also den Monistenbund nicht besser bekämpfen, als indem man ihn seinem Schicksal überläßt. Jedes Gegenunternehmen halte ich geradezu für eine verhängnisvolle Unterstützung seiner Bestrebungen. Deshalb wird auch der Keplerbund weiter nichts bewirken, als den Monistenbund zu stärken und am Leben zu erhalten. Denn er wird nicht nur seine Bemühungen anregen, sondern auch viele Menschen, die durch den Angriff des Keplerbundes zu der Meinung verführt werden, es handele sich hier um einen Kampf zwischen Aufklärung und Dunkelmännern, in die Reihen des Monistenbundes treiben. Ich weiß ja, daß meine Warnung nichts nützen wird. Sie werden weiter gründen. Aber ich hielt es für meine Pflicht, sie auszusprechen.

Endlich verkennen Sie ganz, daß vorläufig noch Elemente im Monistenbund sich befinden, die durchaus nicht atheistisch sind, sondern einen idealistischen Monismus vertreten, wie z. B. Bruno Wille. Diese Männer sind sich ihres Gegensatzes zu der großen Masse der im Monistenbund zusammengeballten Materialisten sehr stark bewußt, aber sie haben die Hoffnung, sie mit ihrem Idealismus durchsäuern zu können. Diese ihre ungemein wertvolle Wirksamkeit, die gar nicht hoch genug zu schätzen ist, werden Sie mit Ihrem Frontalangriff nicht nur stören, sondern geradezu unmöglich machen.

Aus allen diesen Gründen bedaure ich auf das Allerlebhafteste Ihr Vorhaben. Glauben Sie mir doch, daß die Wahrheit en marche

ist und nicht durch einen Monistenbund aufgehalten werden kann. Sie wird allerdings auch nicht durch einen Keplerbund aufgehalten werden. Aber es ist schade um die Zeit und die Kraft, die Sie und die mit Ihnen vereinigten Männer auf polemisches Wirken verwenden. Positiv verwandt könnte das eine Unterstützung des Fortschritts der Wahrheit werden.*)

Sehen Sie aus dieser meiner eingehenden Beantwortung, wie hoch ich Ihren Eifer für die Sache schätze, und wie sehr ich bedaure, nicht mit Ihnen übereinstimmen zu können.

3. Warum ich mich nicht an den literarischen Kämpfen beteilige

Ich danke Ihnen sehr für Ihr Schreiben und den Aufsatz von Professor X. Aber ich kann mich beim besten Willen an dieser Auseinandersetzung nicht beteiligen. Abgesehen davon, daß es sich um Äußerungen verschiedener Richtungen handelt, die sich die Redaktion zu der Frage „Kalthoff" erbeten hat, und sie wahrscheinlich nicht geneigt sein würde, zuzulassen, daß sich noch ein Ungerufener hineindrängt: abgesehen davon bin ich der Meinung, daß bei derartigen journalistischen Auseinandersetzungen die Entgegnung sofort erfolgen muß. Und dazu fehlt mir die Gewandtheit im Schreiben. Ich kann nichts aus den Ärmeln schütteln, sondern muß alles erst gründlich verarbeiten. In diesem Fall

*) In dem später veröffentlichten Aufruf des Keplerbundes tritt allerdings, wie ich gern anerkenne, die polemische Absicht zurück. Hiernach ist sein Ziel einfach „Förderung der Naturerkenntnis in der Gesamtheit unseres Volks" und es heißt dann weiter: „Der Keplerbund steht auf dem Boden der Freiheit der Wissenschaft und erkennt als einzige Tendenz die Ergründung und den Dienst der Wahrheit an. Er ist dabei der Ueberzeugung, daß die Wahrheit in sich die Harmonie der naturwissenschaftlichen Tatsachen mit dem philosophischen Erkennen und der religiösen Erfahrung trägt. Dadurch unterscheidet sich der Keplerbund bewußterweise von dem im materialistischen Dogma befangenen Monismus und bekämpft die von ihm ausgehende atheistische Propaganda, welche sich zu Unrecht auf Ergebnisse der Naturwissenschaft beruft."

müßte ich mich auch erst auf das Eingehendste mit Kalthoffs Schriften beschäftigen, natürlich auch mit dem Buch von A. Drews selbst, womöglich noch mit etwas von Haeckel. Dazu habe ich keine Zeit und noch viel weniger Lust. Denn ich halte die ganze Art und Weise, wie sich unsre Theologen und Philosophen mit dem Problem beschäftigen, für höchst unfruchtbar. Ich mag mich nicht in ihre Streitigkeiten einmischen, da ich mich auf einer ganz anderen Fläche bewege wie sie. Meinetwegen mögen sie sich gegenseitig auffressen: mir kann das nur recht sein.

Sie werden mir zwar entgegnen, daß durch diese öffentlichen Streitereien und die unausgesetzte kritische Minierarbeit in der Presse viel Verwirrung und Unheil angerichtet wird. Ganz gewiß. Aber das kann ich nicht ändern, sonst müßte ich eine Hydra von Köpfen und Federn sein und wöchentlich hunderte von Aufsätzen schreiben. Aber selbst dann würde die Verwirrung nicht geringer, sondern nur noch größer, wenn ich von meiner anderen Fläche noch hineinredete.

Diese ganze Verwirrung und der religiöse Nihilismus, wie ihn Haeckel und andere mit ihrer Gefolgschaft vertreten, muß an seiner eigenen Unfruchtbarkeit zu Grunde gehen. Und das wird er auch. Mit den Menschen aber, die davon gefangen werden und sich damit befriedigen lassen, ist doch nichts Rechtes anzufangen und nichts Wirkliches zu erreichen. Denn das sind alles solche, die froh sind, sich auf diese Weise mit den unbequemen Fragen, welche Christus repräsentiert, abfinden zu können. Die zukunftskräftigen Elemente aber, welche die Grundlage einer neuen Zeit bilden können, werden ganz allein mit diesen zersetzenden Schriften fertig. Denn sie kommen über kurz oder lang hinter die absolute Unfruchtbarkeit dieses Nihilismus und werden dann durch ihren Hunger nach Wahrheit und Leben von ihm befreit. Sie fangen dann von selbst an, danach zu suchen, wo sie Leben finden können. Und wenn sie das auf den Lebensspuren Jesu finden, so berührt sie die groteske Erscheinung, daß ein rabiater Kritikaster und Phantast der Persönlichkeit Jesu die geschichtliche Wirklichkeit abzustreiten sucht, überhaupt nicht, sondern sie folgen ihm nach.

Ich denke, Sie werden mich verstehen und begreifen. Trotzdem stimme ich Ihnen auf das Lebhafteste zu, daß es außerordentlich wünschenswert wäre, Männer zu finden, die literarisch für meine Bücher eintreten würden und sozusagen eine Vermittlerrolle einerseits gegenüber der Kirche und Theologie, andrerseits gegenüber den modernen geistigen Strömungen übernehmen würden. Aber bisher haben sich noch keine gefunden. Es liegt das daran, daß meine Äußerungen so wenig in das literarische Geistesleben von heute hineinpassen. Darum wird es gerade den literarischen Leuten und zwar auf allen Seiten sehr schwer, sich hineinzufinden. Den Literaten ist es noch verborgen. Sie mißverstehen mich im tiefsten Grunde, weil sie das Problem, um das es mir geht, nicht ursprünglich empfinden und erleben. Sie sehen in meinen Auslassungen auch Gedankengespinste, d. h. Theorie und finden dann notwendigerweise, daß das gar nicht in die sonst herrschenden Theorien irgend welcher Art hinein paßt, weil es eben keine sind.





Was haben wir von der Natur?

Jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, wacht in den Menschen die große Sehnsucht nach der Natur wieder auf. Wie die Winterstarre von der auflebenden Erde löst sich der Bann unsers naturfremden Wesens und naturfernen Treibens von der Seele. Und wie sich draußen alles mit jungem Grün und frischem Glanze überzieht, so sprießen in uns neue Empfindungen auf, und seltsame Stimmungen werden lebendig, die ihresgleichen nur in dem wundervollen Zauber der erwachenden Natur finden. Es wird uns wohl und weh zumute. Rührung und Ergriffenheit wechselt mit Spannung und Überschwang. Ein Leuchten, Quellen, Singen und Duften geht durch unser Inneres. Ein neues Werden will in uns anbrechen. Es ist wie eine Verjüngung, die über uns kommt.

Und all dieses Weben und Wogen in uns treibt uns in die Natur hinaus, als ob wir bei ihr Verständnis fänden für das Unsagbare, das sich in uns regt. Und so ist es auch. Hier finden wir uns wieder. Sie versteht uns ohne Worte und deutet uns unser Frühlingserlebnis ohne Worte. Das ist der Osterspaziergang der Menschheit, der mit jedem Lenze wiederkehrt.

Aus dem hohlen finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern;
Sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Denn sie sind selber auferstanden;
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht. —
Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt;
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel;
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

(Goethe, Faust.)

Was wir aber draußen erleben: die sonnige Welt, die balsamische Luft, die weißen Frühlingswolken auf dem blauen Himmelsgrunde, der blumige Teppich der Wiesen, der maigrüne Wald, der Blütenschnee der Fruchtbäume, der plätschernde Bach, der jubelnde Gesang der Vögel — alles das befriedigt nicht unsre Sehnsucht, so sehr es uns erquickt, sondern steigert sie nur. Je mehr wir fühlen: hier bist du Mensch, hier darfst du's sein, um so leidenschaftlicher überkommt uns das Verlangen: könntest du es doch werden! Wohin wir blicken, überall hören wir die Stimme der Natur: das ist deine Welt, in die du gehörst. Kehre heim aus der düstern Gefangenschaft, aus dem wilden Fieberwahn der Kultur, die dich krank gemacht hat. Sei endlich einmal du selbst, und werde, was du bist.

Die Menschen bringen ihre Sehnsucht nur gesteigert von ihren Osterspaziergängen wieder heim. Sie werden unruhig hinter ihren

Mauern und hasten jeden freien Augenblick hinaus in die Luft, in die Sonne, in die Wälder, Felder, Wiesen und Gewässer, bis sie es nicht mehr aushalten, sondern, wenn es irgend geht, die Last ihres ganzen Daseins abschütteln, um wenigstens einmal eine kurze Zeit im Jahre Mensch zu sein in der herrlichen Natur. Hie und da in ihrer reinen Luft tief aufzuatmen, genügt ihnen nicht. Sie möchten einmal aus der Fremde zur erquickenden Rast in der Heimat ihres Lebens einkehren.

Wie eine Blutwallung geht dieser Drang jedes Frühjahr durch die Menschen. Bei den meisten bleibt es ein dunkler Instinkt, dem sie sich halb schwermütig, halb wollüstig hingeben, dem sie blindlings wie dem Selbsterhaltungstriebe folgen. Aber dem Menschen in uns helfen nur die Instinkte, die er mit Bewußtsein erfaßt und in Kräfte persönlichen Lebens umsetzt. Wir müssen aus den verborgenen Gluten Klarheit leuchten lassen und aus dem Rohstoff der Empfindungen Lebensgebilde schaffen. Darum wollen wir uns einmal besinnen, was wir von der Natur haben, und welche Lebenswerte wir aus ihr schöpfen können.

* * *

Solange wir den Sinn eines Instinktes nicht begreifen, vereiteln wir ihn, wenn wir ihm folgen, so sehr wir ihn scheinbar befriedigen. Der Mensch ist nun einmal nicht wie das Tier rein instinktmäßig verfaßt, sondern seine Instinkte sind Anlagen und Naturtriebe, die sich nur mit Bewußtsein verwirklichen und verwerten lassen. Darum muß man sie verfehlen, wenn man ihnen blindlings folgt.

Ein drastisches Beispiel für diesen allgemeinen Satz sind die Millionen Menschen, die von dem ungestümen Drange nach der Natur erfaßt nur den einen Wunsch haben, einige Zeit ganz in ihr aufgehen zu können. An gutem Willen fehlt es ihnen gewiß nicht. Sie stürzen sich förmlich kopfüber in die Natur hinein. Und doch bleiben sie ihr fremd und fern, weil sie nicht auf sie einzugehen wissen. Sie werden nicht naturgemäß, sondern bleiben

naturwidrig, auch in der Natur. Äußerlich und innerlich fehlt ihnen die Kongenialität, ohne die es keine innere Fühlung gibt.

Ich will gar nicht von den städtischen Barbaren reden, die ihre Naturfreude im Lärm der Ausgelassenheit, in willkürlichen Albernheiten und in affektiert natürlichem Wesen von sich geben, das zwiefach unnatürlich ist. Sie sind in ihrer Rohheit und Stumpfheit der Schrecken aller Naturfreunde, und werden von den Naturmenschen als Ungeziefer empfunden, das die Natur verunreinigt. Ich denke vielmehr an die unzähligen Liebhaber der Natur, die sich in ihr herumtreiben und breit machen, die sich in ihr zur Geltung bringen wollen, als käme es darauf an, daß sie auf die Natur Eindruck machten, und nicht vielmehr umgekehrt. Ich meine alle, die in Sitte, Kleidung, Gewohnheiten und Ansprüchen die Stadt mit aufs Land bringen. Die verderben sich damit den Jungbrunnen, in dem sie gesunden wollen, und bringen sich um allen Segen. Denn die Kulturhaut, die sie nicht auszuziehen vermögen, macht sie für das verborgene Leben der Natur unempfindlich, und ihre städtische Atmosphäre verhindert sie, mit ihr vertraut und einig zu werden. Nur gewaltige Gebilde, die wie Schläge wirken, machen Eindruck auf sie. Nur die auffälligen Sehenswürdigkeiten wecken flüchtige Aufmerksamkeit. Aber alles, was sie anschauen, bleibt ihnen ein fremdartiges Ungeheuer oder eine seltsame Merkwürdigkeit.

Sie alle haben gar keine Ahnung, was man von der Natur haben kann. Sie finden höchstens eine körperliche Erholung durch die gute Luft und die viele Bewegung und eine geistige Erfrischung durch die Abwechslung des Landlebens. Aber die eigentlichen Lebensquellen der Natur bleiben ihnen verborgen.

Wer die finden will, der muß sich vor allem mit gesammeltem und aufmerksamem Sinn der Natur ganz hingeben, einsam und schweigend sich in sie versenken, mit allen Fühlern seines Geistes sich an ihr festsaugen, sich von ihrer Ruhe durchdringen, von ihrer Schönheit überschauern und von ihrer Größe erfüllen lassen, das heißt ganz Empfänglichkeit werden und ihrer Offenbarungen warten. Nur so kommt man ihr nahe und wird ihrer inne. Wer mit zer-

streutem Sinn nur an ihr herumgreift oder von Anstrengungen erschöpft sie mit müden Augen blöde anstiert oder nur ihre geographischen Einzelheiten mustert oder mit überlegener Sachkenntnis ihre einzelnen Schönheiten kritisiert, wer sie in Gedanken schildert oder andern anpreist, dem bleibt sie unnahbar.

Wer der Natur nahe zu kommen sucht, wird bald finden, daß es verschiedene Grade der Hingabe und des Erlebnisses gibt. Je feiner unsre Empfindung für ihre Erscheinung und ihre Vorgänge wird, um so mehr zieht sie uns in ihr Leben hinein. Je tiefer wir empfinden, um so innerlicher werden wir von ihr berührt. Viele Naturfreunde kommen nie darüber hinweg, ihr betrachtend gegenüber zu stehen. Und doch kommt es darauf an, mitzuempfinden, an ihrem Leben unmittelbar teilzunehmen. Das gibt ein ganz anderes Erleben.

Ein ganz kleines Beispiel dafür. Betrachten wir einen Wasserfall in der üblichen Weise, so haben wir den bald beunruhigenden Ausdruck eines wirren, wilden Aufeinanderstürzens der Wassermassen. Nun geh aber aus deiner Gegenüberstellung heraus und nimm an diesem Naturvorgang teil, indem du einer Welle im Fallen mit den Augen folgst. Dann erlebst du auf einmal etwas ganz Anderes: kein wirres, wildes Stürzen mehr, sondern ein ganz gelassenes sich Herabsenken, ein wundervoll harmonisches Sichauflösen der überspringenden Welle in zarte Schleier, die duftig herniederschweben. Waren wir vorher von dem Anblick erregt, so wirkt dieses Erlebnis geradezu besänftigend, es löst aus in Harmonie und Wonne. Es erfüllt uns mit der unsagbaren Wollust, der sich die Natur in diesem schleierartigen Herabsenken ihres quellenden Lebens hinzugeben scheint. Man muß das erleben, um den Unterschied, den Gegensatz zu begreifen. Dann kann man aber auch die Verschiedenheit des Eindrucks ermessen, je nachdem man sich zur Natur stellt.

Wer von der Natur etwas haben will, der muß zum andern ihr innerlich ähnlich werden. Nur den Einfachen und Unmittelbaren gelingt es. Das vielspältige, verwickelte, verworrene, verzerrte Wesen, das wirklichkeitsferne Gedankenspinnen, die blasierte

Gespreiztheit und alle eitle Sucht verstocken ebenso gegen die Einflüsse der Natur wie übertriebene Ansprüche und überfeinerte Bedürfnisse, Abwechslungshaft und oberflächliche Art. Wer gerade, unscheinbar, anspruchslos ist wie die Natur, wer unmittelbar auffaßt und sich gibt, wer ganz dabei ist, wenn er empfindet und schafft, und immer den Augenblick auszuschöpfen und zu erfüllen versteht, der ist der Natur verwandt, der versteht ihre Sprache und erschließt sich ihre verborgenen Lebensbewegungen.

Und endlich hat niemand teil an der Natur, der nicht in sie hinabtaucht wie in eine Taufe zu neuem Leben, der nicht alles dahinten läßt, um ihr Leben durch alle Adern seines Wesens strömen zu lassen. Aber wie wenige können das! Wie wenige wollen das auch nur! Gewiß scheint es bei vielen auf den ersten Blick, als ob sie alles daheim zurückließen, was bis dahin ihr Leben war und es ausmachte. Aber sieht man genauer zu, so zeigt sich, daß sie eigentlich alles mit in die Natur hineinnehmen: ihre ganze Unnatur und ihr jämmerliches Wesen, die Unwahrhaftigkeit ihres Seins und Bewußtseins und ihr erbärmliches Behagen, ihre Betrachtungsweise der Dinge, ja selbst ihre Gewohnheiten, von denen sie die übrige Zeit des Lebens im Gange gehalten werden. Darum nimmt sie die Natur auch nicht in sich auf, sondern verschließt sich vor ihnen. Wer Fühlung mit ihr gewinnen will, der muß alles, was und wie er sonst lebt, dahinten lassen, seine ganze Lebenskultur wie ein Gewand ausziehen und in seiner nackten Menschlichkeit bei ihr einkehren, wie sich ein Mensch nach furchtbarem Kampf ums Dasein und gewaltigen Abenteuern einmal zu kurzer Rast in die Arme seiner Mutter flüchtet.

Wer so ihr naht, findet mehr bei ihr als in den Armen der Mutter.

1. Die heilende Wirkung der Natur

Vor allem eine unschätzbare Hilfe zur Gesundung. Wenn wir ganz in die Natur eingehen und uns ihr einfügen, statt uns im Gegensatz zu ihr zu fühlen und zu befinden, wenn wir auch

mit Natur zu werden suchen, dann gewinnen wir eine tiefe und unmittelbare Fühlung mit ihr. Leben wir aber aus dieser Fühlung heraus, so werden wir förmlich von den Kräften der Natur durchströmt. Es ist, als ob ihre Gesundheit uns durchdränge, als ob sich ihre treibenden Säfte in uns regten, als ob der Blumenduft und Waldesodem, der Erdgeruch und Lebenshauch in uns überginge und uns erfüllte.

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen: nicht sentimental sollen wir in der Natur werden, sondern wir sollen die Natur empfinden und sie auf uns wirken lassen. Lebt nur einmal mit der Natur! Steht mit ihr auf und geht mit ihr schlafen. Erlebt den Morgen, den Tag, den Abend, die Nacht. Lebt in der Natur. Betrachtet das Haus nur als Notschutz gegen das Unwetter. Schließt ihren Erscheinungen und Vorgängen eure fünf Sinne wirklich auf, daß ihr sie auf alle nur mögliche Weise erlebt. Badet in ihrem Licht und in ihrer Luft. Und lernt atmen. Ihr saugt damit ihre Gesundheit in euch ein. Körperlich und seelisch, sinnlich und geistig. Wer kann das trennen! Man kann sich einen inneren Druck wegatmen. Und was zieht erst die Sonne alles aus uns heraus, wenn ihre Strahlen uns umfluten! Wer sich allerdings von ihr rösten läßt, der richtet sich an ihrer Glut zugrunde. Sport und Fanatismus sind nicht die Wege zur Lebensgemeinschaft mit der Natur und ihrer Heilkraft. Denn alles Übertriebene und Überspannte widerspricht der Natur.

Wenn wir aber natürlich mit ihr leben, werden wir von ihrer Gesundheit angesteckt. Wenn wir uns unter ihren Einfluß stellen, ist es uns bald, als ob sich ein krankhafter Zustand in uns löste. Wir fühlen uns wie Rekonvaleszenten, die etwas unsagbar Schweres und Peinliches hinter sich haben. Es wird uns so wohl und lebensfroh zumute. Der dumpfe Druck, der auf uns lastete, ist weg. Die Unruhe in uns ist verschwunden. Behagen strömt durch alle Sinne in uns ein. Jugendlust, klarer Sinn und Übermut beginnt sich zu regen. Und wie wir in der Natur werden, so erleben wir sie wiederum: unmittelbar, unbefangen, aufgeschlossen,

tief und lebhaft empfindend. Wir erstaunen dann über ihre Wunder und erbeben unter ihrer Herrlichkeit. Das steigert wieder die Lebensbewegung unsers Selbst und erhöht seine Spannung. Wir saugen ihre lichte Schönheit in uns auf, und alle ihre Strahlen lassen uns in Lebenslust erzittern. Das ist der Wechselstrom des Lebens zwischen uns und der Natur.

Wie schnell heilen alle Wunden in der Natur! Die schrecklichsten Schicksalsschläge, schwere Verluste und bittere Enttäuschungen werden ohne Mühe durch das emportreibende Leben überwunden, das die Natur in uns anregt. Innere Zusammenbrüche werden hier gesund überstanden. Denn hier finden wir uns selbst wieder und richten uns wieder auf. Wer hätte das nicht schon erfahren, wenn er einmal zur Mutter Natur flüchtete! Wenn er im tiefen Wald am einsamen Weiher in die Gipfel der Bäume schaute, wenn er in der sommerlich duftenden Wiese lag und über sich die Wolken endlos ziehen sah! Wie fällt da alles ab, was den Schwung und Flug unsrer Seele hemmt! Wie frei werden wir von allem, was uns daheim drückend, tragend, mit fortreißend umgibt, was uns lebt und nicht zum Leben kommen läßt! Die schwere Last der Vergangenheit, der Druck der Arbeit, die Sorgen und Ängste des Lebens, die schlimmen Begierden, die Hast und Hitze des tagtäglichen Treibens, die schon wie eine zuständliche Nervosität in uns sitzt und zittert: alles das löst sich auf und löst sich aus. Wir kommen wirklich zur Ruhe. Es geht wie ein tiefer reiner Ton durch uns hindurch. Wir atmen auf in unsrer reinen Menschlichkeit, ja ich möchte sagen in unsrer reinen Naturheit.

Wir kennen alle das bekannte Lied von Allmers, das Brahms vertont hat: „Ich liege still im tiefen Gras . . ." Der Dichter hat die Empfindung, als ob er längst gestorben wäre und über allem Irdischen durch selige Räume schwebte. Diese Vorstellung ist mir nie gekommen, wohl aber die starke Empfindung, ein Teil der Natur zu sein, in ihr zu wurzeln und in ihr verfaßt zu sein wie ein Baum, wie eine Blume. Man spürt dann förmlich den Atem der Natur und atmet mit ihr. Es ist, als ob ein Puls in ihr

und in uns schlüge. Dieses Erlebnis — übrigens genau dasselbe, was der Dichter meint, wenn er es sich auch anders vorstellt — hat eine außerordentlich befriedigende und erlösende Wirkung. Unser Bewußtsein wird spürbar entlastet. So vieles, was noch an uns hängt und uns niederzieht, fällt ab. Die inneren Nöte vereinfachen sich, wo sie sich nicht ganz auflösen. Es ist wenigstens, als ob ihr Fieber nachließe. Der ganze Druck des Lebens, der auf uns liegt, das ganze tötliche Gespinst der Verhältnisse, in dem man steckt, fällt ab. Man ist herausgenommen und in ein Anderes eingepflanzt.

Dieses Andere ist aber der Naturboden unsers wahren Wesens. Je mehr wir die Natur auf uns wirken lassen, je mehr ihre Lebenssäfte in uns steigen, um so mehr klärt es sich in uns. Das Trübe, Fremde, Faule in uns versinkt. Der verdorbene Geschmack schwindet. Das Unnatürliche wird uns widerwärtig. Raffinierte Reize berühren uns fad und ekelhaft. Je mehr sich unsre Sehnsucht nach der Natur befriedigt, um so mehr wird die Sehnsucht nach der Natur in uns lebendig. Ein leidenschaftliches Verlangen nach der Wahrheit und Schönheit, die uns eigentümlich ist, wacht auf. Aber nicht, ohne daß wir in uns gehen und uns unsers vergeudeten Lebens, unsers erbärmlichen Wesens, unsrer vergifteten Sinne, unsrer schlimmen Instinkte von Herzen schämen. Das ist die innere Reinigung in der Natur, die sich ganz unwillkürlich und unmittelbar unter ihrem Einfluß vollzieht.

Ganz von selbst werden dann unsre Schätzungen und Maße anders. Denn wir sehen alles anders an. Wenn wir mitten drin in unserm gewöhnlichen Leben und Treiben stecken, sind wir davon benommen, und sehen alles mit den Augen dessen an, was wir treiben, was uns treibt, was wir besitzen, wovon wir besessen sind. Schlagen wir aber Wurzel in der Natur, so verschiebt sich der Schwerpunkt unsers Lebens. Wir sehen dann alles von dem an, was wir sind. Denn wir erblicken es in dem Lichte unsers Selbsterlebnisses auf dem Boden der Naturwirklichkeit. Ach, wie erscheint uns dann das Meiste eitel, geringfügig und unwesentlich, woran wir hängen, worin wir bis dahin den Sinn und Wert des Lebens

erblickten! Vorher sahen wir alles aus der Froschperspektive, jetzt sehen wir es aus der Vogelperspektive, im Lichte des Universums, dessen Teil wir sind. Wie klein werden da auch unsre Leiden, wie verschwinden unsre Plagen, wie schmerzlos spüren wir nun unsre Verluste!

Ich finde, daß man in der Natur objektiver wird. Je mehr man in die Atmosphäre der Natur eintaucht, um so mehr löst sich die subjektive Atmosphäre, die uns umgibt. Und damit verschwinden die Schmerzen, Lüste und Süchte, die ihren Sitz in ihr haben, und das sind wohl die meisten. Wir selbst sind ja im Grunde unsers Wesens unantastbar. Unsre subjektive Hülle ist es, die so empfindlich ist, die uns alles zur Anfechtung macht. In der Natur werden wir sachlicher. Wir fassen fester Fuß in der Wirklichkeit und erleben sie echter, lebendiger, unmittelbarer. Aber infolgedessen leben wir dann persönlicher, weil wir weniger gelebt werden, weniger unter allerhand Einfluß stehen. Je weniger wir von der subjektiven Stimmung benommen sind, um so klarer und stärker sind wir in uns selbst, um so überlegener stehen wir im Leben.

Aber auch die Fesseln unsers individuellen Daseins lockern und lösen sich in der Natur, je mehr wir in dem allgemeinen Dasein aufgehen. Wir sind ja stolz auf unsre Individualität, und mit Recht. Aber wenn unser Sondersein nicht aus dem Ganzen wächst und Leben schöpft, wenn es sich nicht in der großen Einheit eingegliedert fühlt und aus ihr lebt, wird es für uns zur Beschränktheit, und diese Beschränktheit des Egoismus wird unser Fluch. Je mehr wir uns im Gegensatz zu allem fühlen, um so mehr verhärtet sich unsre Beschränktheit. Je mehr wir uns eins mit allem fühlen, um so mehr werden wir aufgeschlossen, unbefangen, empfänglich. Darum löst der Einfluß der Natur auf, was der Kampf ums Dasein verhärtet hat.

Dem kann sich niemand entziehen. Selbst den blasierten Menschen kostet es Überwindung, in der Natur hochmütig und abweisend zu bleiben. Alle andern aber sind unwillkürlich füreinander zugänglich, mitempfindend, teilnahmsvoll, hilfreich und gut. Wie schnell kommen

sich in der Natur die Menschen nahe! Natürlich, denn die objektiven und subjektiven Zwischenwände sind da sofort verschwunden. So ist die natürliche Gemeinschaft in der Natur eine Macht über die Gemüter, der sich niemand entziehen kann, auch wenn er sich keine Rechenschaft darüber gibt.

Wer sich nun aber in der Gemeinschaft mit der Natur auf- und untergehen fühlt in der großen Einheit, wer sich als Glied des Ganzen empfindet, weil er sich als Zweig und Sproß des Weltbaumes sieht und den Kreislauf des allgemeinen Lebens durch sich rauschen spürt, dem können überhaupt die Menschen nicht mehr fremd bleiben. Denn es überkommt ihn: das bist du in anderer Gestalt und Art; das sind Glieder wie du; ihr gehört zusammen in einen großen Lebensorganismus; ihr seid nur Spitzen und Vorsprünge eines gewaltigen Gebirgsstocks, eures Volks, und mit ihm Gebilde einer großen Welt, der Menschheit. Was mein ist, das ist darum sein, und sein Wohl ist mein Wohl. Es ist ein Leben, was in uns treibt und leidet, ein Schicksal, das wir gemeinsam tragen, ein Ziel, nach dem es uns alle zieht, so wenige diesen objektiven Drang noch verstehen, geschweige ihn in persönliches Streben umsetzen mögen.

So wird uns das Herz weit in der Natur und der Sinn hoch und der Mut groß. Es ist etwas unsagbar Gewaltiges, was wir erleben, wenn die individuelle egoistische Beschränktheit wie eine Blindheit, wie eine Stumpfheit von uns abfällt. Diese weiten Horizonte, diese hohen Gesichtspunkte, diese tiefen Blicke, die uns da aufgehen! Da blüht Großmut, Geduld, Hochherzigkeit, Weitsicht, Gelassenheit in uns auf. Auch das Kleinste lernen wir groß ansehen und das Geringste schätzen, wenn wir spüren, daß in allem das Ganze lebt, und daß es in unserm Leben zur Geltung kommen will.

Der ganze Lebenskrampf, der unser eigentliches Wesen lähmt, der Drehwahn um uns selbst und die Besessenheit von den Eitelkeiten löst sich. Es wird lebendig in uns von ungeahnten Empfindungen. Wir können frei atmen und stehen darüber. Wir kommen

heraus an das Sonnenlicht wie aus einem dumpfen Kerker, wie aus einer erstickenden Verschüttung. Fortan können wir nicht mehr alles, was uns trifft, so übertrieben wichtig nehmen, so ins Ungeheuerliche steigern. Denn unsre kleine Welt ist uns nicht mehr die Welt. Ob uns etwas angenehm oder unangenehm berührt, spielt keine entscheidende Rolle mehr, sondern die allgemeine Bedeutung, der sachliche Wert, der verborgene Segen, die innere Notwendigkeit. Es lebt in uns eine ganz neue Lebensspannung, die uns treibt und bewegt, ein allgemeiner aktiver Lebensdrang, der das Leiden durch schöpferische Lebensbewegung überströmt. Darum kann sich auch in der Natur kein Pessimismus halten. Die positiven Kräfte, die aus ihr quellen, sind hundertmal stärker als die negativen Reize des zwecklosen Leidens und der Vergänglichkeit. Wir sind gewiß nicht gegen diese allgemeine Not gefeit, sondern empfinden sie lebhaft mit, aber wir sind davon durchdrungen, daß jede Not nur da ist, um überwunden zu werden.

Natürlich muß uns das alles ein unmittelbares Erlebnis sein. Wer es nicht ursprünglich empfindet und diese Erfahrungen nicht wirklich macht, dem quellen nicht Kräfte daraus, dem gehen keine Klarheiten auf, sondern der denkt sich nur hinein und bringt es höchstens zu Stimmungen, in die man hineintaucht wie ins Wasser: sobald man heraussteigt, tropft es von einem ab. Dem wird die Einkehr in die Natur keine Taufe zu neuem Leben, kein Aufschwung zu sieghafter Lebensfähigkeit.

2. Die geistige Anregung und bildende Kraft der Natur

Sobald einmal über die Vorzüge des Stadt- und Landlebens gesprochen wird, oder gar die Rede auf meinen Satz kommt, daß jeder, der nicht gezwungen sei, in der Stadt zu leben, eigentlich die sittliche Verpflichtung habe, auf das Land zu ziehen, hört man immer den Einwand, auf dem Lande fehle die geistige Anregung, man sei da in Gefahr, zu verbauern. Was man aber damit meint: versauern, in der Entwicklung stocken, stumpf und barbarisch

werden, liegt immer am Menschen selbst, niemals aber an der Umgebung. Wer lebt, im vollen und tiefen Sinne des Wortes, der versumpft niemals. Wie viele unsrer Bauern sind lebendige Beweise dafür! Wer aber vegetiert, verbauert ebenso unfehlbar in der Stadt, ja dort noch viel gründlicher als draußen auf dem Lande. Man nennt es nur hier nicht verbauern, sondern Philister werden. Und die gibt es bekanntlich in der Stadt in buntester Mannigfaltigkeit. Berufs- und Geschäftsphilister, Stammtisch- und politische Philister, Bildungsphilister und Musiknarren, Sport- und Vereinsphilister, Philister des Salons wie — der Unsittlichkeit. Jede Enge des Horizonts, jede Abstumpfung des Empfindens, jede Unpersönlichkeit des Erlebens, jeder Dogmatismus der Anschauung, jede Routine des Lebens, jede Einseitigkeit der Interessen, alles äußerliche Wesen und Treiben, jede Herrschaft der Gewohnheit und jede Besessenheit von irgend etwas läßt den Menschen versimpeln. Darum gibt es nichts, was ihn nicht philiströs machen könnte — selbst Religion, Wissenschaft und Kunst sind keine Ausnahmen davon —, wenn er darnach ist. Und lieber will ich noch verbauern als ein Philister werden. Denn jenes ist menschenwürdiger und naturverwandter, und auch der beschränkteste Bauer hat immer noch einen weiteren Horizont und mannigfaltigere Interessen als jede Art von Philister.

Die „geistige Anregung in der Stadt" aber gehört auch mit zu den konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Daß die Möglichkeit vielseitiger geistiger Anregung in der Stadt besteht, wird niemand bestreiten. Aber wer benutzt sie denn, wer kommt vor dem zersplitternden Leben der Stadt dazu, wirklich etwas davon zu haben? Es gibt immer eine peinliche Verlegenheit, wenn man dann fragt, wie oft sie denn in diesem Jahre in ihren Museeǹ, Ausstellungen, Theatern und Konzerten waren. Die bloße Möglichkeit aber, genießen zu können, regt doch ebensowenig geistig an, wie eine Speisekarte uns sättigt. Und wie betreten sind die geistigen Lebewesen, die methodisch genießen, wenn man sich einmal erkundigt, was sie denn nun an wirklichem Lebenswert von ihren

Kunstausstellungen, Premièren, Konzerten, Vorträgen gehabt haben! Oder besteht die geistige Anregung im gesellschaftlichen Leben: ja kann denn der übliche Verkehr überhaupt noch so etwas bieten? Dann bleiben also nur noch das Straßenleben, die Läden und die Kaffeehäuser von der vielgerühmten geistigen Anregung der Stadt übrig. Denn Menschen und Bücher kann man gründlicher auf dem Lande genießen als in dem städtischen Gewühl.

Wir wollen uns doch endlich einmal darüber klar werden, was geistige Anregung ist. Offenbar alles, was unser geistiges Leben anregt, was es in Anspruch nimmt, stärkt und bildet, was unsre verborgenen Gaben entwickelt und reifen läßt. Dann ist also alles, was wir erleben, geistige Anregung, wenn wir es nur tief, ursprünglich und lebendig empfinden. Dann schöpfen wir aus allen Eindrücken Lebenswerte, und unser Geist nährt sich davon und bildet sich daran. Ob uns Lebenserfahrungen, Menschen, Bücher, Kunstwerke zu einem Erlebnis werden, in jedem Falle haben wir dann eine starke geistige Anregung davon. Wenn sie uns aber nicht zum Erlebnis werden, dann mögen wir die Menschen, die Museen, die Konzerte noch so häufig besuchen und alle geistigen Lebensmittel noch so massenhaft genießen: dann regen sie uns nicht an, sondern stumpfen unser Empfinden dafür ab. Und das ist im allgemeinen der Bildungswert, den die Stadt für alle Anregungssüchtigen hat: eine Abstumpfung der feinen ursprünglichen Empfindung gegenüber allem, was sie anregen könnte. Verhält es sich so, dann ist das Land nicht im Nachteil vor der Stadt. Denn es bietet außer dem Leben und den Menschen *die geistige Anregung und bildende Kraft der Natur.*

Ich staune immer wieder darüber, daß man die geistige Anregung, die wir von der Natur haben, so wenig kennt. Ich sehe ganz davon ab, wie sie durch alle die Erlebnisse, die wir in ihr und an ihr machen, unsern Geist anregt. Niemand wird das unterschätzen können, der eine Ahnung von dem hat, was ich darüber ausführte. Ich beschränke mich hier allein auf die Anregung, die unser Empfindungs- und Bewußtseinsleben, die Entwicklung unsers

Geistes, das Ausreifen unsrer Erfahrungen, das innere Schauen und Klarwerden, die Festigung des Charakters und die Ausbildung unsrer Eigenart dem unmittelbaren Einfluß der Natur verdankt. Wenn wir alle zunächst embryonische Menschen sind, so ist die Natur der Mutterschoß, in dem wir zu vollen Menschen ausgetragen werden. Es gibt keine Umgebung, kein Lebensbereich, in dem unsre keimende Persönlichkeit, unser aufblühender Geist, unser ursprüngliches Empfinden, unsre sprossende Eigenart und das Werk unsers Lebens in so gedeihlicher Hut und belebender Atmosphäre wäre als in der Natur, wenn wir lebendige Fühlung mit ihr haben. Gegenüber der Natur sind Religion, Dichtung, Kunst und Wissenschaft alles künstliche Brutanstalten und Treibhäuser.

Das Leben wird uns zu einem Erzieher, wenn wir uns selbst an dem Leben erziehen. Es regt uns nur geistig an, wenn unser Geist selbst regsam ist. Von den Menschen haben wir nur persönliche Lebenswerte, wenn wir an sie glauben und auf sie eingehen können. Kunst und Weisheit vermittelt uns fremde Früchte, die wir erst in uns aufnehmen, verdauen und in Eigenes umsetzen müssen. Aber die Natur beeinflußt uns unwillkürlich, ohne daß wir es ahnen, direkt und unmittelbar. Sie ist wie ein stetiger, stiller Lebensstrom auf alles Verborgene, Keimende, Werdende, Reifende in uns. Sie versetzt durch ihre unmittelbaren Eindrücke ohne weiteres unser Inneres in starke Lebensbewegung. Sie sammelt unsern Geist und steigert sein Vermögen. Sie klärt das Dunkle, Widersprechende, Problematische in uns ganz von selbst auf. Unter ihrem Einfluß treten die inneren Notwendigkeiten mühelos zutage, und das einzig Wahre geht uns auf. Ungeahnte Lebensmöglichkeiten tauchen empor, ganz einfache Lösungen stehen uns auf einmal vor den Augen, an denen sich das Nachdenken bis dahin vergeblich zermarterte. Unfaßbare Eindrücke und Empfindungen gewinnen von selbst klare Gestalt. Gedanken schießen ungewollt zusammen wie Krystalle, daß wir nur so staunen. Was zaubert die Natur nicht alles aus unserm Unterbewußtsein, aus unsrer versunkenen

Vergangenheit und unserm verborgenen Lebensfonds hervor, wenn wir nur unsre Gedanken in der Natur spazieren gehen lassen, während unsre Seele in ihr ruht! Ein Zeugnis für viele: Helmholtz erzählte in der Rede, die er zu seinem siebzigsten Geburtstage hielt, daß ihm seine genialen Einfälle „besonders gern bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter kamen".

Das ist kein Wunder. Denn in der Natur werden alle unsre Empfindungen lebendiger, anschaulicher, wirklichkeitstreuer, greifbarer. Ohne daß wir es beabsichtigen, wird unser Geist stille und schweigend wie ein klarer Bergsee, in dem sich alles deutlich spiegelt, oder die Wogen gehen hoch und die innere Bewegung schwillt zu mächtiger Brandung an. Eins ist aber so fruchtbar wie das andere. Das eine ist gesteigerte Empfänglichkeit, das andere gesteigertes Schaffen. Etwas Ähnliches kenne ich annähernd nur von der Musik. Aber wo finde ich in einem Konzert die Sammlung und die Muße, die dazu gehört, um das Ganze zu erfassen, was unter der Flut der Töne in mir werden will? Die Natur aber regt uns den Geist an und gibt ihm gleichzeitig die günstigen Bedingungen, daß ihre Anregungen fruchtbar werden können.

Bilder, Bücher, Musik, Menschen und Unterhaltungen ermüden. Die Natur hat noch keinen ermüdet, der in ihr lebte. Alle künstlichen geistigen Anregungen stumpfen ab, wenn man dafür nicht aufgeschlossen ist, weil ihre Reize harthäutig und unempfindlich machen, wenn sie sich nicht in eigene persönliche Lebensbewegung umsetzen. Die Natur aber stumpft nur die zudringlichen Gaffer und Bergfexen ab, die keine Fühlung mit ihr haben, weil sie keine suchen, und sich trotzdem nicht in gehöriger Entfernung von ihr halten. Sonst nicht. Sie läßt jeden in Ruhe. Sie drängt sich nicht auf. Aber sobald ich für sie empfänglich werde, stehe ich sofort unter ihrem Einfluß, erbebe unter ihrer lebendigen Berührung, und mein geistiges Leben gerät in starke Schwingung.

Alle andere geistige Anregung müssen wir erst in die Sprache unsrer Vorstellung übersetzen, in unsre Verhältnisse übertragen.

Wir müssen auf ihre andersartigen Ausdrucksformen eingehen, uns in ihr fernes Leben versetzen und ihren Gehalt verpersönlichen. Die Natur redet immer zu uns in unsrer Sprache. Sie ist uns vertraut wie eine Mutter, nah und bekannt wie unsre Welt, und was wir an ihr erleben und von ihr erfahren, ist uns eigentümlich. Die Eindrücke der Natur rufen nur eigentümliche Empfindungen in uns wach, stellen persönliche Beziehungen her und fassen sich in uns geläufige Vorstellungen. Sie spricht zu den Menschen in allen Zungen und geht auf jede Art, Lage und Reife ein. Sie ist jedem ohne weiteres verständlich. Jeder hat die Empfindung, als wäre sie nur für ihn da, und jeder findet sich in ihr wieder. Jeder sieht sie anders, aber jeder, wie er gerade sie sehen muß. Man sollte einmal, um das zu ermessen, zusammenstellen, was sie den verschiedensten Menschen alles gesagt, welch unendlich mannigfaltiges Echo sie bei Dichtern und Denkern geweckt hat. Man vergleiche auch nur etwa, wie der Sonnenuntergang auf die verschiedenen Menschen ganz eigentümlich wirkt. Dem einen z. B. führt er seine unwandelbare innere Gewißheit zum Bewußtsein:

Fahr hin, ein andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Bei dem andern weckt er faustisches Sehnen:

Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt;
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ew'gen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken,
Allein der neue Trieb erwacht;

Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!

Alle künstliche geistige Anregung bringt Fremdartiges an uns heran: Gedanken, die uns nicht aufgingen, Empfindungen, die wir nicht erlebten, Klänge, die wir nicht hörten, Bilder, die wir nicht sahen. Wir müssen nachdenken, nachempfinden, uns darauf stimmen, uns hineinhören, hineinsehen. Was aber die Natur in uns weckt und uns gibt, ist ursprünglich, echt, uns gemäß und für uns innerlich wahr. Und wie vieles bleibt uns von jenen geistigen Anregungen trotz alles inneren Anschmiegens und Übersetzens ins Persönliche, trotz alles darnach Richtens, Stimmens, Strebens und Hineinfühlens doch fremd, fern, unverständlich, unwahr! Da müssen wir immer sondern und sichten, wenn wir uns nicht selbst verlieren wollen, immer Widerstand leisten, wenn wir nicht in fremdes Fahrwasser mit fortgerissen werden wollen. Es gibt hier keine ganz reinen Genüsse wie in der Natur. Denn wir können hier nichts aufnehmen, ohne uns nicht damit innerlich auseinandersetzen zu müssen. Zuträglich genießen können wir jedenfalls nicht ohne einen fortwährenden Kampf mit den Fremdstoffen, mit denen die geistige Anregung uns überschwemmt. Denn sie bringt Verdauliches und Unverdauliches, Klärendes und Verwirrendes, Verständliches und Unverständliches rücksichtslos an uns heran. Man denke z. B. nur an die Bibel oder an Goethes Faust oder an Beethovens neunte Symphonie.

Von der Natur haben wir nur, was uns gemäß, faßlich und gedeihlich ist. Alles andere bleibt uns verborgen. Denn sie zeigt sich uns nur so, wie wir für sie empfänglich sind. Sie verführt uns weder zur Einbildung noch zur Nachempfindung. Das tun höchstens Naturschilderungen. Sie belastet uns nicht mit Ungehörigem, sondern entbindet das Ursprüngliche in uns und macht das Gegebene fruchtbar. Sie flößt uns nichts Fremdartiges ein, sondern löst nur Eigentümliches in uns aus. Darum beschwert sie uns nicht wie so vielfach die geistige Anregung, noch geht sie

auf die Nerven, sondern sie erholt, erleichtert, befreit und erhebt uns nur. Was das für ein Vorzug ist, kann nur der ermessen, der die geistige Verworrenheit der Menschen, das barbarische Geschiebe ihrer Bildung, ihr unheilbares Leiden an Fremdstoffen und die Verbildungen, Unreinheiten, Verkümmerungen und Häßlichkeiten kennt, die sich daraus ergeben.

Alle andern geistigen Anregungen führen uns von uns weg. Wir müssen uns erst heimholen, was wir brauchen. Darum besteht die Gefahr, daß wir persönliche Ausländerei treiben, uns selbst entfremden und verlieren. Es besteht die Gefahr, daß wir in unsrer geistigen Beschäftigung ein Leben führen, das mit unserm innersten Fürsichselbstleben nicht einen Blutumlauf hat, sondern unabhängig davon ist und es dann beeinträchtigt und erstickt. Es besteht die Gefahr, daß wir Anhänger werden, von Mode und Meinungen abhängig werden, daß sich ganz zufällige und willkürliche Niederschläge in uns ablagern, daß wir zerstreut und einseitig werden, daß wir verflachen und zersplittern. Die gewöhnliche geistige Anregung wirkt zentrifugal, die Natur zentripetal. Sie führt uns zu uns selbst. Sie regt unser ursprüngliches Wesen an und hebt seine verborgenen Schätze. Darum ist ihre geistige Anregung organischer, entsprechender, echter, solider als jede andere.

Die Natur regt aber nicht nur unser geistiges Leben an, sie hilft uns auch bei der Bildung unsrer Vorstellungen, bei dem Ausdruck dessen, was uns bewegt. Der bildende Einfluß der Natur auf unser unmittelbares Bewußtsein kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Was bliebe uns alles unfaßbar, wenn wir es uns nicht an ihr anschaulich machen könnten! Wir wären rettungslos der grauen Theorie verfallen, wenn sich nicht unser Inneres im Leben der Natur spiegelte. Und wie wollten wir uns verständigen, wenn wir nicht die Bildersprache der Natur hätten! Jeder begriffliche Austausch ist mühsam und mißverständlich, weil man sich immer erst die Hilfsbegriffe definieren muß, und was für Verschiedenheiten des Eindrucks der lebendigen Wirklichkeit kann der gemeinsame Begriff verbergen! Man denke,

wie weltenfern Menschen im Geiste und im Erleben voneinander sein können, wenn sie beide von „Gott“ reden. Ein Name allein wird jedem die bildende Kraft der Natur für unsre Vorstellung und ihre Bedeutung für alle Mitteilung vor Augen führen: Jesus. Die Natur gab seinem Ausdruck die Einfachheit, Tiefe und Kraft der Anschauung. Wie schlimm wäre die Menschheit daran, wenn er nicht anschaulich, sondern begrifflich wie Paulus gesprochen hätte! Wenn wir so manches seiner Worte trotz der Kluft der Rasse und der Zeit unmittelbar, lebendig und zutreffend verstehen, so danken wir es der Natur, an der seine unmittelbare Anschauung ihre Gebilde gewann.

Damit sind wir aber schon von der geistigen Anregung der Natur zu ihrer bildenden Kraft übergegangen. Diese erstreckt sich nicht nur auf unser Bewußtsein, sondern auf unser ganzes Wesen und Werden, auf unsre Empfindung und Äußerung, auf unsre innere Verfassung und Ordnung, auf die Maße und Verhältnisse unsrer Individualität, auf die Entfaltung unsrer Anlagen und die Bildung unsers Charakters, auf den Grad und den Rhythmus unsrer Lebensbewegung, auf die Blüten und Früchte unsers persönlichen Lebens.

Die Herrlichkeit der Natur hat den bildenden Einfluß aller Schönheit auf uns, in unsrer körperlichen, sinnlichen, geistigen und seelischen Sphäre, und sie übertrifft in ihrer Wirkung jede andere um so viel, als ihre Schönheit jede andere übertrifft. Kein Gebilde der Kunst kann sich mit der Natur messen. Denn sie ist lebende Schönheit. Sie ist die Schönheit in der atmenden Bewegung des Lebens. Nur der schöne Mensch, der beseelte Mensch kann sich mit ihr messen. Denn er ist die höchste Schönheit der Natur. Darum gewinnt auch die bildende Kraft der Natur in der beseelten Schönheit des Menschen ihre höchste Steigerung und entfaltet in ihm ihre konzentrierteste Wirkung. Das verstreute Licht der Natur ist in solchen Wesen sonnenhaft gesammelt, und niemand kann in ihrer Nähe verweilen und Fühlung mit ihnen gewinnen, ohne an sich ihre schöpferische Wirkung und bildende

Kraft zu verspüren. Aber solche Menschen sind vorläufig noch so selten, daß wir froh sein müssen, in der Natur einen Ersatz für sie zu finden.

Und den finden wir überall. Wer noch meint, er müsse erst nach der Schönheit der Natur auf Reisen gehen, der wird sie vielleicht in allen möglichen Erscheinungen programmäßig anstaunen, aber ihren bildenden Einfluß nie erleben, weil ihm der Sinn dafür fehlt. Wer nur die Schönheit der Natur in der Form findet, die grade Mode ist, dem sind die Augen noch nicht für ihre Herrlichkeit geöffnet, die sich überall zeigt, wo sie uns entgegentritt. Wir brauchen dazu nicht einmal die Stadt zu verlassen. Wer aus irgend einem Dachfenster die weißen Wolken auf dem blauen Himmelsgrunde erblickt oder ein Gewitter erlebt, wie es sich zusammenballt und in Blitzen entlädt, wer über die Dächer hinweg die Sonne in blutroter Glut versinken sieht oder unter dem strahlenden Sternenhimmel erschauert, der genießt viel mehr Schönheit, als die ganze verlogene Pracht der Stadt in sich birgt. Wer sie hier erfahren hat, der findet sie auch im unscheinbarsten Grasfleck und im bescheidensten Blumenstock.*) Aber wer von dem Geringen nichts hat, dem wird auch das Große unfruchtbar bleiben.

Die Natur unterstützt alles Natürliche, alles Keimende und Werdende in uns und widerstrebt allem Künstlichen, Gemachten und Gewaltsamen. Wir bekommen an ihr Geschmack für das Ursprüngliche, Echte, Bodenständige, Eigentümliche in uns und eine instinktive Abneigung gegen alles Unechte, Überspannte, Manierierte, Nachgemachte. Sie führt uns zur Natur zurück in uns selbst, macht uns frei von allem entarteten Herkommen und Übereinkommen, gibt uns die Unbefangenheit wieder gegenüber allem Natürlichen und lehrt uns den großen Respekt vor der

*) Bismarck sagte einmal in einem Gespräche über die Natur zu Lady Churchill: „Haben Sie je auf dem Grase gesessen und es aus nächster Nähe beobachtet? Da ist in jedem Quadratmeter genug Leben, Sie völlig zu überwältigen."

Wirklichkeit. Ihr Einfluß leistet einen passiven Widerstand in uns gegen alle Hirngespinste und theoretischen Machenschaften, gegen Prüderie und lebensfeindliche Anwandlungen. Er führt uns aus allen Verschleierungen ganz unfehlbar in die lichte Klarheit der Wirklichkeit, wo alle Nebel- und Dunstschichten versunken sind.

Daß man aus einem reflektierten, komplizierten und affektierten Menschen in der Natur und durch die Natur wieder jung werden kann und unmittelbar, naiv, grade, harmlos und unscheinbar, dafür werde ich mich immer als persönlichen Zeugen anbieten. Denn das habe ich überwältigend erlebt. Nur ist das natürlich mit etwas Naturliebhaberei nicht erreicht, sondern man muß gründlich in und mit der Natur leben und alles fahren lassen, was ihr widerstrebt.

Die Natur bringt uns die große Ruhe, die tiefe Stille und das einsame Schweigen, in dem sich unser ganzes Sein sammelt, in dem wir die Stimme unsers Genius vernehmen und den Offenbarungen lauschen, die aus den Quellgründen unsers Wesens entspringen. In der Natur kann man Kern bilden und kernig werden. In der Ruhe, die sie uns mitteilt, in der Verborgenheit, in die sie uns führt, in dem Schweigen, das sie über uns senkt, kann keimen und sich entfalten, erblühen und reifen, was in uns werden will. Darin beruht die Bürgschaft für die Reinheit, Gesundheit und Lebenskraft unsrer Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen.

Ihre Ruhe erfüllt dann alle unsre Lebensäußerungen, unsre Haltung im Leben und das Fürsichleben der Seele. Sie macht uns fest und gefeit, sie trägt unsre Entschlüsse und spricht aus unsern Kundgebungen. Fahriges, hastiges, unsicheres, nervöses Wesen, willkürliches, maßloses und zuchtloses Treiben leidet die Natur nicht. Sie führt uns zu Maß und Haltung durch den Eindruck ihrer Erhabenheit, durch die Gewalt ihrer Ruhe.

Die Natur erzieht uns zur Einfachheit. Denn sie ist einfach trotz ihrer Mannigfaltigkeit und wirkt immer einfach trotz der unendlichen Verschiedenheit der Erscheinungen, die in jedem ihrer Eindrücke zusammenwirken. Darum ist die Einfachheit, zu der sie uns

führt, auch nie Einförmigkeit, sondern innere Einheit in der Vielfältigkeit unsers Wesens. Jeder kann das beobachten, wenn er einige Zeit unter dem Einfluß der Natur steht, wie er immer einfacher wird, wie alles abfällt, was der Einfachheit widerspricht, wie alles in ihm fortschreitend einheitlich verfaßt wird. Das ist von der allergrößten Bedeutung für die Bildung der Persönlichkeit. Denn es bewirkt und sichert einen reinen Stil in allen unsern Lebensäußerungen.

Die Natur führt uns zu Kraft und Größe. Sie kann gewiß nicht mehr aus uns machen, als uns gegeben ist, aber sie hilft uns bewahren, was uns gegeben ist, und bringt es zu voller Geltung in unserm Sein und Leben. Sie löst die in uns ruhende Kraft aus und behütet sie vor Zersplitterung, Vergeudung und Erschlaffung. Denn sie hält uns gesammelt in reger Bewegung. Alles Vertändeln vergeht uns in der Natur ebenso wie alle eiteln Aspirationen. Man bekommt einen Instinkt für alles, was das Leben in uns steigert, und vermeidet dann unwillkürlich, was es herabsetzt und vermindert.

Ebensowenig kann sich das kleinliche Wesen und alberne Gebahren in der Natur halten. Man müßte ja schamrot vor ihr werden. Alles, was die Natur in uns beeinflußt, gewinnt etwas von ihrer Größe. Und wie sie auch in dem Kleinsten und Geringsten groß ist, so gewinnt auch unsre bescheidenste Anlage und unscheinbarste Eigentümlichkeit etwas von ihrer großen Art. Wir werden etwas Ganzes. Darin besteht die Größe, die jedem Menschen eigen sein kann. Und alles, was wir tun, wird dann etwas Ganzes; denn wir sind ganz dabei. Aber etwas lebendiges, unmittelbares Ganzes. Nicht etwas ausgeklügeltes, erzwungenes, zusammengeklaubtes Ganzes. Pedanterie verträgt sich nicht mit der Natur, denn die ist nirgends pedantisch, sondern voll Überschwang und immer aus dem Vollen. So gewinnen auch die Anhänger der Natur in ihrer Erscheinung und Äußerung ihre großzügige Art. Durch ihr Leben und Schaffen geht ein freier, adeliger, gewaltiger Zug, der der Natur, unter deren Einfluß sie leben, gleichartig ist.

Wenn nun Ruhe, Einfachheit, Kraft und Größe die Elemente des monumentalen Stils, die Merkmale der heroischen Art sind, so können wir einigermaßen die Bedeutung der bildenden Kräfte ermessen, die für uns in der Natur verborgen liegen.

3. Die Natur als Lehrmeisterin des Lebens

Endlich schöpfen wir eine Fülle von Lebensweisheit und Lebenskunst aus der Natur, wenn wir ihr Leben belauschen und auf ihre Art achten. Es geht uns dann auf, wie die Natur lebt, und es kommt uns zum Bewußtsein, wie wir leben. Wir merken, wie anders wir leben, wie unnatürlich wir uns zum Leben stellen und uns verhalten. So prüfen wir unsre Lebensart an der Natur und erkennen, wo sie verkehrt ist.

Kein Vernünftiger wird dabei den Unterschied zwischen uns und der Natur übersehen. Im Gegenteil, er wird uns in der Gemeinschaft mit der Natur nur klarer werden. Aber es ist kein wesentlicher Gegensatz, sondern nur ein Unterschied des Grades. Der Mensch ist die höchste Steigerung der Natur. Die Einheit, die zwischen ihm und der Natur herrscht, wird dadurch nicht beeinträchtigt, der wesentliche Zusammenhang bleibt bestehen, und die Ordnungen der Natur gelten für ihn genau so. Das unbewußte, vegetative Leben der Natur ist in ihm nur gesteigert zu bewußtem, persönlichem Leben. Diese Steigerung ist es, die uns in Wahrheit erst zu Menschen macht. Solange sie nicht wirklich erreicht ist, sind wir nur Lebewesen. Dann muß aber die instinktive Lebensart der Natur im persönlichen Leben des Menschen zum sittlichen Prinzip erhoben werden, solange sie sich nicht als die innere Notwendigkeit seiner Natur unwillkürlich von selbst geltend macht. Denn was in der Natur recht ist, kann nicht für den Menschen verkehrt sein, sondern wird sich in menschlicher Weise und Bildung auch für ihn gehören. Aber was der Art der Natur widerspricht, muß auch für den Menschen widernatürlich sein.

Nun kann man ja im Buche der Natur ebenso verschieden lesen wie im Buche des Lebens. Subjektiv wie sie sind, lesen sich die Menschen in die Natur hinein. Man findet für alle Anschauungen und Stimmungen Bilder in der Natur. Man kann sie sentimental und geistreich, naturalistisch und religiös, pessimistisch und optimistisch betrachten und beleuchten. Von alledem ist hier nicht die Rede. Wir wollen nichts in die Natur hineinlesen, sondern ihre Lebensweise kennen lernen. Wir wollen sie nicht vermenschlichen wie die Dichter, sondern ihrer eigentümlichen Lebensart nachspüren, um sie für das menschliche Leben anzuwenden, wie die Forscher und Denker. Jeder, der mit der Natur vertraut ist, wird da Entdeckungen machen. Ich kann hier nur auf einiges hinweisen, was mir aufging und wertvoll wurde.

Überall in der Natur treffen wir auf den ganz elementaren Willen zum Leben. Wohin wir blicken, sehen wir im Verborgenen sein schweigendes Walten: den unstillbaren Werdedrang, eine rastlose Lebensbewegung, Tag und Nacht, ununterbrochen, unwiderstehlich, unerschütterlich, rücksichtslos. Er ergreift alles und durchdringt alles; er macht sich alles untertan und zunutzen. Aus dem Zerfallenen schafft er Lebendiges, und alle Zusammenbrüche müssen ihm zum Aufbau dienen. In der Natur triumphiert überall das Leben über den Tod. Hier ist wahrhaftig „der Tod verschlungen in den Sieg" des Lebens.

Es ist das Größte, was wir von der Natur haben können, wenn wir diesen Willen zum Leben in uns aufsaugen, wenn wir so in der Natur aufgehen, daß er mit demselben gleichmäßigen starken Pulsschlag durch unser persönliches Leben braust und in allem, was wir erfahren und äußern, kraftvoll pocht und treibt. Wie sich draußen in der Natur der Wille zum Leben niemals zurückschlagen, ermüden und verstocken läßt, sondern sich fortwährend gleichmäßig unbeirrt und unerschütterlich auswirkt, so soll er sich auch in uns unter allen Umständen überwältigend kundgeben, durch alle Nöte und Widerstände tätig vorwärts drängen, unanfechtbar in überlegener Gelassenheit und rastloser Stetigkeit Leben offenbaren und schaffen. Laßt diesen Instinkt in der unmittelbaren Fühlung

mit der Natur in euch zu solcher Macht anschwellen, daß er die Grundempfindung und der elementarste Drang eures Wesens wird, daß er euer Innerstes ergreift und euern Genius aus dem Schlafe erweckt, damit seine Stimme Tag und Nacht euch vernehmlich zuruft, was unter der lebendigen Berührung mit der Natur durch alle Fasern euers Wesens zittert: lebe, gib dem Leben Recht und Raum, schaffe und erhalte, steigere und verteidige das Leben! Dann kann uns nichts mehr widerfahren, was nicht ohne weiteres diesen Lebenstrieb in uns auslöste, und alles muß uns zum Besten dienen, weil alles auf uns belebend wirkt.

Wenn dieser Wille zum Leben unser ganzes Wesen durchglüht und durch unser Bewußtsein flammt, dann wird aus seiner Glut der unverwüstliche Glaube an das Leben geboren, in dem sich der Lebenswille der Natur auf der Höhe des Menschen selbst empfindet, um als heiliger Geist des Lebens alles, was Mensch wird, zu erfüllen. Wo dieser Glaube an das Leben eine ursprüngliche Empfindung von treibender Gewalt ist, da quillt unüberwindliche Widerstandskraft gegen alle Anfechtungen des Lebens, unermüdliche Lebensenergie und schöpferische Kraft aus unversiegbarem Brunnen. Da erhebt sich im Menschen unerschütterliche Festigkeit, Gewißheit, Unerschrockenheit, Hartnäckigkeit, Tatkraft. Da blüht Freude, Freiheit, Heldentum auf. Da reifen die Früchte der Menschwerdung. Dieser Glaube macht uns gegen alle Schläge gefeit. Denn er macht uns innerlich unantastbar, überlegen und übermächtig. Der Glaube an das Leben ist die eigentliche Vollmacht, kraft deren der Mensch seine Bestimmung vollkommen erfüllen kann. Haben wir ihn, dann haben wir das Leben gewonnen. Denn wir bleiben unter allen Umständen Sieger. Leben wir aus diesem Glauben, dann leben wir von selbst in der Harmonie mit der Natur. Dann brauchen wir nicht mehr von ihr belehrt zu werden. Denn der Glaube an das Leben trägt alle Lebensgesetze der Natur als starke Antriebe in sich, die sich ganz unwillkürlich geltend machen.

Aber davon sind wir noch weit entfernt. Noch lange nicht ist in uns die Natur wiedergeboren und erfüllt zur Wahrheit

menschlicher Art. Noch brauchen wir sie dringend als Lehrmeisterin des Lebens, um ihrem Beispiel zu folgen. Je mehr wir ihr folgen, um so mehr schaffen wir dem Willen zum Leben in uns Raum, um so mehr werden wir für den Glauben an das Leben empfänglich. Denn nur wenn wir im Kleinen und Einzelnen der Natur treu sind, werden wir mit dem Großen und Ganzen betraut werden, das ihre Gebote überschwänglich erfüllt. Darum achtet auf die Natur und lernt von ihr an jedem ihrer Züge.

Seht, wie im Frühjahr die Nachtfröste kommen, und der Reif auf das keimende Leben fällt: die Spitzen werden schwarz und die Sprossen fallen ab. Aber die Natur läßt sich nicht anfechten. Und wenn immer wieder erfriert, was ausgeschlagen ist, es werden immer neue Sprossen hervorgetrieben. Darin liegt die siegende Kraft der Natur. Man kann sich ja nicht genug wundern, wie die Natur auch in einem sonnenlosen Jahr doch immer wieder ihr Ziel erreicht. Das Getreide wird doch reif, allen Unbilden der Witterung zum Trotz. Das liegt an dem unbeirrbaren Treiben des Lebens in der Natur. Sie gibt nie nach. Sie läßt sich auch dadurch nicht irre machen, daß in ihr selbst Mächte walten, die ihr treibendes Leben zerstören und ihre Schöpfungen vernichten. Solange die Erde steht, kämpft die Vegetation unverdrossen mit dem Wetter und seinen elementaren Katastrophen, und niemals hat sie den Kampf aufgegeben. Sie kümmert sich nicht um den Erfolg. Mag auch die Ernte vernichtet werden, das schöpferische Leben setzt nicht aus, sondern treibt unerschrocken immer und unter allen Umständen völlig heraus, was grade möglich ist.

Da kann der Mensch leben lernen. Was sind wir demgegenüber für elende, haltlose, feige Wichte! Nöte, Hemmungen, Hindernisse, Verluste und Zusammenbrüche erschüttern uns innerlich und lähmen uns immer wieder. Gleich ist aller Lebensmut zum Teufel. Wir lassen den Kopf hängen: es ist zu schwer. Es geht doch nicht. So lassen wir uns fortwährend anfechten, werden müde, schlapp, feig und faul und geben es auf. Und nun gar wenn wir in uns Mächte finden, die dagegen wirken, und das

stören, worauf es ankommt. Dann erklären wir gleich alles für unmöglich und beruhigen uns dabei, statt unbeirrt weiter zu wirken, gleichgültig, ob uns etwas gelingt, ob wir etwas erreichen.

Der Wille zum Leben ist keine Macht in uns. Wir müssen immer durch angenehme Erfahrungen angeregt werden. Sonst werden wir unruhig und ängstlich, zweifeln und verzweifeln. Wo quillt in uns das unerschütterliche Ringen des Lebens wie in der Natur? Wo ist der anhaltende Lebensdrang, der sich durch nichts anfechten läßt? Wir können keine Erfolglosigkeit vertragen. Wir schaudern, wenn Anstrengungen vergeblich sind. Wir können nicht geben, ohne Wiedervergeltung zu erleben. Wir können nicht an das Leben glauben ohne Beweise. Wir können nicht aushalten. Wir erschöpfen uns in Sorgen und Ungeduld. Wir hadern mit dem Schicksal, machen aus unsrer Lebensschwäche die Tugend genügsamen Verzichts und fühlen uns als Verächter des Lebens.

Und wenn wir uns auch immer wieder aufraffen, schämen wir uns nicht vor der Natur, daß wir uns immer wieder aufraffen müssen? Warum widerstehen wir nicht wie sie unerschütterlich und unnachgiebig allen Anfechtungen! Warum sind wir nicht zäh und unerschrocken, widerstandskräftig und vorwärtsdrängend, voller Wucht und Lebensspannung wie die Natur! Die Menschen sind wirklich eine elende Gesellschaft. Ein hysterisches Gezeter nach Leben, ein krampfhaftes Lebenwollen, und doch keine Spur eines wirklichen Willens zum Leben.

Menschenlos, wird man einwenden. Die Hemmungen des Lebens liegen in uns. Die Natur kennt keine Reflexion und kein Gefühl. Das ist wohl eine Erklärung der Schwäche, aber kein Einwand. Denn die Ursachen der Schwäche des Menschen sind auch die Quellen seiner Kraft. Nicht die Gedanken und Gefühle an sich schwächen den Willen zum Leben, sondern nur die Unbändigkeit, das willkürliche Überwuchern der Gedanken und Gefühle ist es, was den Willen zum Leben stört, abspannt und erstickt. Gedanken und Gefühle müssen von dem Willen zum Leben

eingespannt und gezügelt werden, um ihm zu dienen. Sonst werden sie Parasiten, die seine Kraft aussaugen. Wenn das Selbst nicht mit seinem tief empfundenen Willen zum Leben in ihnen herrscht, entnerven sie es und lähmen den innersten Lebensdrang. Alles schweifende Gedankentreiben und überflüssige Reflektieren betäubt und zersetzt das Leben, weil es ihm seine Frische nimmt und seine Unmittelbarkeit zerstört. Alle Sentimentalität verweichlicht uns und spannt den Willen zum Leben ab. Das ist die Lage. Nun, so wehrt euch doch eurer Gedanken und Gefühle! Aber kämpft nicht mit Reflexionen gegen Gedanken und nicht mit Stimmungen gegen Gefühle — das heißt einen Teufel durch einen andern austreiben wollen, sondern stärkt das unmittelbare Leben in euch, und laßt eure Grübeleien und Gefühle hungern, bis sie euch zu Willen sind, bis sie kein unabhängiges Leben mehr in sich haben, sondern ganz und gar von dem Willen zum Leben und seiner tätigen Bewegung durchdrungen werden. Und wo könnten wir das am besten, als in der Natur, die fortwährend einen vereinfachenden Einfluß auf uns ausübt!*)

Seid ihr es aber geworden, dann werdet ihr auch erkennen, daß dem Menschen zum Machtmittel werden kann, was ihm zum Verderben gereichte. Denn weil wir denken können, deshalb können wir auch den instinktiven Willen zum Leben mit Bewußtsein zum Lebensprinzip erheben und alle die verborgenen Naturgesetze seines Waltens zu Grundsätzen unsers Lebens machen. Der Wille zum Leben muß gewaltig gesteigert werden, wenn er zur treibenden Kraft unsers Selbst wird, wenn er von dem Glauben an das Leben getragen wird. Sind wir nicht doppelt gegen alle Anfechtungen gefeit, wenn wir seinem unwillkürlichen Drang unter allen Umständen durch ein unerschütterliches Dennoch persönliches Rückgrat geben? Dann wird er zu der persönlichen Wucht, die noch ganz andere Wunder und Heldentaten vollbringt als die Natur.

---

*) Wer aus dieser Not heraus kommen will, der lese in meiner „Bergpredigt" den ersten Teil des Kapitels über das persönliche Leben.

Dasselbe gilt von den Gefühlen. Wenn wir sie, statt uns von ihnen lähmen und umtreiben zu lassen, fangen und fassen, dann können wir dieses beunruhigende und bedrückende Fluidum in eine Sprengkraft verwandeln, die unwiderstehlich wirkt. Wir Menschen haben vor der Natur nicht nur den Glauben an das Leben voraus, sondern auch den Zorn des Willens zum Leben, die große Leidenschaft des Lebensdrangs, die schöpferische Kraft des persönlichen Empfindens. Wir können den Willen zum Leben mit unserm Temperament erfüllen. Wir können alles, was Leben verneint, hassen, und was Leben bejaht, lieben. Wir können dem Lebensdrang mit unsrer Begeisterung, Lebensfreude und Schaffenslust Schwungkraft verleihen. Das alles wird uns gerade klar in der Gemeinschaft mit der Natur, wenn uns die Augen darüber aufgehen, wie wir darauf angelegt sind, daß in uns das unbewußte vegetative Leben der Natur die bewußte persönliche Steigerung gewinnen kann.

Ist uns aber der Sinn für den Willen zum Leben in der Natur aufgegangen, so lernen wir auch alle Tugenden kennen, die sich daraus ergeben: die Tatkraft, die Gewandtheit, die augenblickliche Entschlossenheit, die unmittelbare Sicherheit des Verhaltens. Wenn der Natur irgendwo eine Wunde geschlagen wird, so beginnt auf der Stelle ein Lebensprozeß, der diese Wunde schließt. Wir können das am eigenen Leibe beobachten. Wir aber! Wir fangen an, zu klagen und zu heulen, wenn uns irgendetwas trifft. Wir warten darauf, daß die Zeit die Wunden heilt. Wir reißen sie immer wieder auf und wühlen darin herum. Wenn wir gestürzt sind, springen wir nicht augenblicklich wieder auf, sondern bleiben zunächst einmal liegen, jammern darüber und trauern, beschäftigen uns mit unsrer Niederlage und sind froh, wenn wir es allmählich wenigstens zu guten Vorsätzen für die Zukunft bringen. Diese ganze Prozedur hat aber dann unsre Kraft bereits so erschöpft, daß an Schritte nach vorwärts vorläufig nicht zu denken ist, sondern wir froh sind, wenn wir uns einigermaßen wieder aufgerichtet haben und uns in geknickter Haltung an irgendeinem Troste

festhalten können. Trifft die Natur ein Verlust, so geht sie augenblicklich darüber zur Tagesordnung über. Wir aber verlieren uns selbst noch dazu. Wir trauern, wir wühlen uns in die Vergangenheit und schwelgen in den Gefühlen, die aus ihrem Grabe aufsteigen. Wir können uns nicht losreißen von dem, was uns entrissen wurde. Was ist das für eine elende Erbärmlichkeit, für ein jämmerliches Gebahren gegenüber der großen Art der Natur!

So setzt in uns immer wieder das Leben aus. Der Zusammenhang der Bewegung zerreißt. Immer wieder fallen wir in Ohnmacht. Aus dem Leben geraten wir durch Trauern, Sorgen, Grübeln und Klagen ins Verwesen. Abgerissene Lebensstöße, zeitweilige Lebenszuckungen, periodische Aufschwünge können den Niedergang nicht aufhalten. Immer wieder ein Schritt vorwärts und zwei zurück, denn Stillstand ist Rückschritt: das ist das traurige Bild unsers Strebens. Das kommt aber nur daher, daß wir uns nicht unbedingt und auf jeden Fall zum Leben bekennen. Wer den Willen zum Leben in persönliche Lebenstat und in fruchtbares Lebenswerk umsetzen will, der muß sich ganz und gar, rücksichtslos und in eiserner Selbstzucht dem Leben weihen und unfähig zu allem werden, was keinen Lebenswert hat, was nicht das Leben verlangt. Der muß jederzeit ganz dabei sein, um die Lebensimpulse zur Tat werden zu lassen, der darf weder rechts noch links schauen, sondern muß immer dem Moment leben und seinen Lebensgehalt ausschöpfen. Der muß so leben, daß die Vergangenheit augenblicklich versinkt, und die Zukunft nur in seinen Gesichtskreis tritt, wenn sie Gegenwart wird, der darf niemals auslassen, muß auf alles positiv reagieren, jeden Anspruch des Lebens, der an ihn herantritt, erfüllen und immer auf der Höhe des Willens zum Leben stehen wie die Natur.

Welche Bedeutung solch „naturgemäßes" Verhalten für unser Werden und Leben hat, kann sich jeder selbst vorstellen. Der ganze Segen, der auf dem Leben in der Natur ruht, wird dann auch unser Leben in Fülle tauchen.

Aber wir können noch mehr von der Natur lernen. Vor allen Dingen die Vereinigung von Ruhe und Kraft, die ihr eigen-

tümlich ist. In Stille und Stetigkeit entfaltet sie die größte Leistungsfähigkeit. Da geht uns das Geheimnis alles Wirkens auf. Nur die innere Ruhe ist für die Anstöße des Lebens empfänglich. Nur die Ruhe läßt die in uns angeregten Lebensbewegungen schöpferische Kraft gewinnen. Nur die Ruhe bewahrt sie uns und trägt sie aus, daß reife und lebensfähige Werke hervorgehen. Jede Störung der inneren Ruhe ist Störung des Werdens, Bildens und Ausreifens in uns. So hängt die Leistungsfähigkeit sowohl wie das Gelingen des Werkes von ihr ab. Alles nervöse, zuckende, zitternde Wirken ist von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Die Aufregung bringt nichts zustande. Es kann ja etwas dabei herauskommen und auch Erfolge geben. Aber nur unzulängliche, kümmerliche, mißratene. Gesund, blühend, voll eigener Lebenskraft sind sie nicht. Darum wollen wir uns mit der tiefen Ruhe der Natur erfüllen lassen, welche größte Lebensspannung zugleich ist.

Die Natur geht aber auch nie über ihre Kraft. Darum braucht sie nicht zu keuchen oder gar mit der Kraft der Verzweiflung sich selbst zu erschöpfen. Alles geht bei ihr spielend und wie von selbst. Sie will nur, was sie kann, und darum erreicht sie immer, was sie will. Und sie will nur, was sie braucht. Darum reichen ihre Kräfte immer aus. Jede Pflanze, jedes Tier handelt nach seinem Bedürfnis und richtet sich nach seinen Bedürfnissen ein. Darum geht es immer, und die Rechnung stimmt. Wir aber leben über unsre Verhältnisse und gehen über unsre Kräfte. Wir verausgaben uns an dem, was wir nicht brauchen, und reichen dann nicht mit unserm Vermögen für das Unentbehrliche, das Unumgängliche. Könnten wir Maß halten, so gäbe es keine Not, die für uns peinlich wäre. Verstünden wir die Kunst des Möglichen und das Rechnen mit dem zureichenden Grunde, so bliebe unser Können nicht hinter unserm Wollen zurück. Wie frei, leicht und befriedigend wäre dann unser Leben, und wie durchaus wahr, echt und solid!

Die Natur hat auch Zeit. Sie hastet nicht. Sie kann warten, weil ihr Warten andauerndes Wirken ist. Sie denkt nicht an den

Erfolg, sondern nur an ihre Lebenspflicht, nicht an das Ziel, sondern nur an das eine, was in jedem Augenblicke gerade not tut. Sie lebt um der Lebensbewegung willen. Wir wirken um des Erfolges willen und werden infolgedessen aufgepeitscht, beunruhigt und gelähmt, je nachdem die Aussicht auf ihn ist. Würden wir nur trachten zu leben, so würde uns alles von selbst zufallen. Wie den Blumen ihre Schönheit, wie den Bäumen ihre Früchte. Würden wir wirken, weil wir leben müssen, dann wäre all unser Tun unmittelbare Lebensäußerung, die vom Erfolge unabhängig wäre, weil sie ihren Zweck in sich trüge wie jeder Naturvorgang, wie jedes wahre Kunstwerk. Und wäre nicht der treibende Zweck, sondern der innere Drang der eigentliche Beweggrund, dann hätten wir auch die Gelassenheit und die Geduld wie die Natur, und alle unsre Leistungen würden natürlich werden, statt künstlich gemacht und gewaltsam hervorgetrieben zu sein. Wären wir innerlich unabhängig von dem Erfolg, dann stünden wir immer im Gedeihen und würden stets Erfolg haben. Allerdings nicht den geträumten oder den beabsichtigten, wohl aber den möglichen, während der ausgedachte uns um den möglichen bringt. Die Natur bezeugt uns überall: der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht, und der erreicht am meisten, der immer auch anders kann, als er vorhatte. Die Natur lehrt uns allenthalben: jeder tue in jedem Augenblicke seine Pflicht, alles andere geht ihn nichts an. Wenn wir „naturgemäß" leben, können wir nichts Besseres tun, als drauf los zu leben.

Ist das aber unsre innere Haltung im Leben, dann haben wir ohne weiteres die Geduld der Natur. Dann kann uns nichts beunruhigen. Dann können wir warten, was wird. Wir werden von den Blüten und Früchten unsers Wesens überrascht, wenn es unsre Bestimmung ist, Blüten zu tragen und Früchte hervorzubringen. Aber unsre Aufgabe ist nicht, etwas zu erreichen, sondern zu leben. Denn jede unsrer Lebensbewegungen ist fruchtbar, gleichgültig ob die Frucht uns oder andern in den Schoß fällt.

Weiter: in der Natur geschieht immer das innerlich Notwendige. Und das Notwendige wird immer auf dem kürzesten Weg und mit dem kleinsten Kraftaufwand erreicht. Unser Wesen und Leben ist dagegen voll willkürlicher Wucherungen, voll Launen und sinnlosem Treiben. Wir verzetteln uns an allen möglichen Nebendingen, Liebhabereien und konventionellen Narrheiten. Wir beschäftigen uns mit so vielem, was keinen Lebenswert hat. Wir treiben Luxus. Wir verstehen weder mit unsrer Zeit noch mit unsern Kräften haushälterisch umzugehen. Darum wollen wir von der Natur lernen, uns auf das Notwendige zu beschränken. Notwendig aber ist, was die Forderung der Stunde im Sinne des Lebens erfüllt. Alles andere ist überflüssig. Was aber überflüssig ist, vergeudet unser Leben und verkümmert unser Wesen.

Was aber notwendig ist, das tue sofort und auf dem kürzesten Weg, lehrt die Natur. Der Fluch des Menschen ist das Zögern. Nichts kann gelingen, was aufgeschoben wird. Denn die Empfindungen, aus denen die Klarheiten und Kräfte entspringen, die etwas Ganzes und Lebendiges schaffen, sind nur in dem Augenblicke ursprünglich, wo sie sich an der Lage, an dem Anlaß zur Tat entzünden. Schieben wir die Tat auf, so schwächen alle Eindrücke, die das Leben unterdessen an uns heranbringt, die Empfindungen ab, und keine Mühe und Sehnsucht bringt sie in ihrer Ursprünglichkeit wieder. Handeln wir aber sofort, dann greift Erlebnis und Tat ineinander wie Ursache und Wirkung in der Natur. Dann geht nichts von der Macht des Antriebs und der Kraft unsrer Empfänglichkeit verloren, sondern wirkt zusammen zur vollkommnen Tat. Jeder Aufschub aber zerreißt den natürlichen Lebenszusammenhang für immer, und was wir nachträglich hervorbringen, wird deshalb niemals ein Naturprodukt geben. So sehr wir überall warten müssen, bis es so weit ist, um Frühgeburten zu vermeiden, um so tatkräftiger müssen wir losgehen, sobald es soweit ist, um das, was werden will, nicht sterben zu lassen, ehe es geboren wird.

Und dann gradeaus und gradeheraus! Die Natur macht keine Umstände und Umwege. Die Menschen aber haben eine

wahre Scheu vor dem kürzesten Weg der Unmittelbarkeit. Sie fürchten die Schußlinie des ursprünglichen Impulses und vertrauen sich lieber den fragwürdigen Konstruktionen ihrer Reflexionen an, die alles komplizieren, zu Umwegen verleiten und in die Irre führen. Aus den Umständen entsteht aber die Mühsal, aus den Überlegungen die Unsicherheit und aus den Umwegen die Irrfahrten und Versäumnisse. Es mag sein, daß heute die meisten nicht mehr gradeaus leben können, weil niemand mehr unmittelbar ist. Aber die Naturordnung bleibt trotzdem für uns in Geltung, daß der grade Weg der kürzeste, leichteste, sicherste und fruchtbarste ist, den es gibt.

Mit ihm ist die Beschränkung auf den kleinsten Kraftaufwand ohne weiteres gegeben. Leben wir unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden, so leben wir spielend. In dem Maße als die Empfindungen abgestanden und das Verfahren kompliziert ist, wird es schwer. In dem Maße bedarf es außerordentlicher Anstrengungen. Persönliche Anstrengung muß die verlorene Energie des Anstoßes und die unmittelbar bildende Kraft der Empfindung ersetzen und die Schwerfälligkeit des umständlichen Verfahrens überwinden. Beweis dafür ist, daß die ursprünglich geborene Tat und das natürlich gewordene Werk die Lebensbewegungen des Menschen, d. h. seine Kraft und Lebensfreude steigert, während die aufgeschobene Pflicht und die umständliche Mühsal erschöpft. Jene ist Lust, diese ist Last.

Weil in der Natur nur das innerlich Notwendige geschieht, darum ist nichts unbedeutend in ihr. Sie ist auch im Kleinsten und Unscheinbarsten groß, und niemals hat jemand etwas in ihr gefunden, was unwesentlich wäre. Auch das Geringste ist ein vollkommener Ausdruck ihrer Art und steht im festen Lebenszusammenhang mit dem Ganzen. Jenes macht es an sich bedeutend, und dieses gibt seinem Leben Wert und Bedeutung. Das Ansehnliche und Unansehnliche, was wir finden, existiert nur in unserm Ansehen. An sich ist alles gleich an Art und Wert.

So sollte es auch bei uns sein. Denn das gilt eigentlich für den Menschen erst recht, wenn er naturgemäß wäre und in Wahr-

heit Mensch. Wir entwerten uns selbst, machen unser Dasein zu etwas, was nicht zu rechtfertigen ist, leben sinnlos und verfehlt und verlieren unsre bestimmungsgemäße Bedeutung dadurch, daß wir nicht in allem, was wir sind und treiben, Offenbarungen und schöpferische Ausprägungen unsers Selbst sehen und nicht jede Lebensäußerung als einen Dienst betrachten, den wir dem Ganzen leisten. Weil wir uns selbst nicht ernst nehmen, deshalb können wir nicht ernst genommen werden. Weil wir das Allermeiste in unserm Leben für belangslos, gleichgültig, unwichtig halten, deshalb ist es unwesentlich und unbedeutend. Wenn wir ihm nicht Wert verleihen und Sinn geben, woher will es denn Wert und Sinn nehmen! Vermögen wir das aber nicht im Kleinen, so können wir es erst recht nicht im Großen. Darum sind alle unsre hohen Dinge Nichtigkeiten und alle unsre Wertschätzungen eingebildete Werte, die nur in unserm Ansehen existieren. Kommen wir zum Bewußtsein, so ersticken wir in der Sinnlosigkeit unsers Daseins.

Nehmen wir aber alles in unserm Leben ernst, groß und wichtig, indem wir uns ganz ausschließlich dem innerlich Notwendigen weihen, dann gilt auch von jedem Zuge unsers Wesens und von dem geringsten Vorgange unsers Lebens genau dasselbe wie in der Natur, daß es nichts gibt, was unwesentlich und wertlos wäre. Auch die geringfügigste Lebensbewegung ist dann Entfaltung des einzigartigen Wunders, das jeder von uns im Grunde seines Wesens ist. Auch die nebensächlichste Lebensäußerung ist dann Erscheinung und Ausprägung unsers Genius, ist mit andern Worten geniale Schöpfung. Die unscheinbarste Erfüllung des geringsten Lebensanspruchs ist dann Mitarbeit an der Lösung des Problems Mensch, ist ein Entwicklungsglied in der Menschwerdung. Ihr Wert ist dann ganz unabhängig davon, ob unser Verhalten sichtbar zur Geltung kommt. Denn das Verborgene ist der Keimboden der Zukunft. Und auch das Vergänglichste, was wir tun, hat dann immer eine Tragweite in die Ewigkeit, wenn jeder Augenblick der Repräsentant einer Ewigkeit ist. So gibt es nichts Unbedeutendes mehr im menschlichen Dasein, wenn alles innerlich notwendig ist.

Die Natur berechnet und feilscht nicht, sondern gibt sich ganz und immer aus dem Vollen. Sie lebt aus dem Überschwang und ist überall voll Überfluß. Würden wir uns so immer ganz geben wie die Natur, dann wären wir auch so reich wie die Natur. Aber wir knausern, halten zurück, geben nur notgedrungen und notdürftig. Darum sind wir arm und kümmerlich. Je mehr wir geben, um so mehr quillt in uns und fließt uns zu. „Mit welchem Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen." Strömen wir ohne Maß und Grenzen über von Leben, dann steigen in uns auch die unerschöpflichen Quellen des Lebens empor. Das Maß der Entfaltung und Auswirkung steht überall in strengem Verhältnis zueinander. Darum muß jeder verkümmern, der mit sich spart. Auf dieses Naturgesetz sollen wir bauen, aber nicht auf Widervergeltung rechnen. Denn jedes Abmessen und Berechnen stört die Unmittelbarkeit der Lebensäußerung, und auf ihrer Unmittelbarkeit beruht die auslösende Wirkung, die sie auf das verborgene Vermögen in uns hat.

In der Natur herrscht der wahre Kommunismus: Selbstentfaltung und Auswirkung auf das Ganze und für das Ganze einerseits und Leben von dem Ganzen andrerseits. Nirgends Dienst um Gegendienst und Wirkung auf Rückwirkung, sondern rückhaltloses und rücksichtsloses Ausstrahlen des Lebens nach allen Richtungen, sich selbst Ergießen in den allgemeinen Strom des Lebens. Wie kleinlich sind wir dagegen, wie geizig und genau, wie schmutzig und gemein! Und doch haben wir dasselbe unerschöpfliche Vermögen wie die Natur. Aber es liegt in uns wie ein totes Kapital, und wir sind hungrig wie die Bettler. Weil wir uns nicht überströmend mitteilen, sondern uns möglichst „vorteilhaft", d. h. unredlich verzapfen, verkaufen und verhandeln, darum versinken unsre Schätze, und all unser Gold wird in der ausmessenden Hand zu Staub.

So lebt die Natur, so schafft die Natur in ununterbrochenem Wechsel der Zeiten, in unabsehbarer Folge der Generationen, immer in der majestätischen Ruhe rastloser Bewegung. Feiern und Schaffen

ist eins, weil alles Wirken eine tiefe Feier des Lebens ist. Jedes Vollbringen ist ein neues Beginnen, und jedes Beginnen die Frucht eines Vollbringens. So greifen die Glieder in dem Kreislauf des Lebens ineinander zu unendlicher Bewegung.

Sollte es nicht bei uns ähnlich sein? Und würde es das nicht ganz von selbst, wenn wir unmittelbar lebten? Jedenfalls würden wir dann weniger Aufheben von unserm Tun machen und weniger Geschrei von unsern Taten. Es würde alles in unserm Leben unscheinbarer, weil unwillkürlich, einfacher, weil natürlich, vornehmer, weil gliedlich. Die Natur feiert keine Feste, weder bei der Grundsteinlegung noch bei der Vollendung. Ihr ist das Beginnen selbst ein Fest, und sie weiht ein, indem sie in Gebrauch nimmt. Darum verliert man in der Natur den Geschmack an allen Festen und Feierlichkeiten, an aller besonderen Aufmachung und Repräsentation. Das Leben ist ein Fest und seine Tiefe immerdar feierlich und wunderbar. Wer das nicht empfindet, ist ein Hohlschädel und muß sich allerdings erst in Gala werfen und mit Stimmungen füllen, damit ihm feierlich zumute wird. Alles Prahlen aber und zur Schau Stellen würde unsrer Unschuld die Schamröte in die Wangen treiben, unsrer Unschuld und Naivität des Lebens, die wir wieder gewinnen, wenn wir uns selbst als Glieder in der großen Einheit finden und unmittelbar werden. Wir haben keinen Sinn mehr für den Schein, wenn wir dem Sein ausschließlich zugewandt sind. Wie könnten wir uns absichtlichen Beleuchtungen preisgeben, geschweige unser Werk selbst ins Licht setzen! Repräsentieren aber kann man nur durch das, was man ist und leistet, niemals durch alles das, was Luxus ist im Sinn des Lebens. Wie viel Menschenunwürdiges und Unmenschliches würde aus unserm Leben verschwinden, wenn uns der Geist und Sinn der Natur beseelte! Wie albern und verrückt kommen wir uns in unserm ganzen Lebensgetue vor, wenn wir uns in dem Spiegel der Natur betrachten!

Ja, wenn noch dabei etwas herauskäme! Aber nichts als Eitelkeit, als vergeudete Zeit und verlorene Kraft, als Selbst-

preisgabe und Abstumpfung unsers feinen Empfindens, als Entartung und Häßlichkeit. Es gibt keinen andern Weg zur Herrlichkeit als den, den uns die Natur zeigt: von innen heraus, durch Selbstentfaltung und Lebensäußerung. Alle äußerlichen Machenschaften bewirken das Gegenteil.

Man spricht immer von der Schönheit der Natur. Aber trotzdem sehen wir die Natur nie damit beschäftigt, irgendetwas zu verschönern. Nur die Menschen gründen Verschönerungsvereine und schminken die Natur. Die Natur verschönert nicht; und doch ist sie eigentlich überall schön und jedenfalls immer in der Entfaltung von Schönheit begriffen, weil sie niemals darauf ausgeht. Laßt uns doch von der Natur lernen, daß wir am besten für unsre Schönheit sorgen, wenn wir uns nicht darum bekümmern. Wer schön werden will, muß unscheinbar werden. Darin liegt das Geheimnis der lebendigen, der werdenden Schönheit. Sobald wir an den Eindruck denken, den wir machen wollen, werden wir unschön. Und sobald wir an uns „die Natur verbessern" wollen, verschminken wir ihre Schönheit. Die Schönheit der Natur erwächst und erblüht von innen heraus. Auch wir werden dadurch am schönsten, wenn wir uns von innen heraus entfalten, ohne Rücksicht darauf, wie es wirkt und aussieht. Man kann das nicht tief genug auffassen. Der sorgt am besten für die Schönheit seines Körpers, der für die Entfaltung seiner Seele sorgt. Denn die Seele ist es, die den Körper baut, bildet, durchglüht, verklärt.

So gibt es noch vieles, was uns die Natur lehrt, wenn wir ihr nachfolgen als Lehrmeisterin des Lebens. Ich muß abbrechen, weil es kein Ende gibt. Jeder mag selbst aufmerken, was sie ihm zeigt. Darum vermählt euch mit der Natur! Dann werdet ihr von der gegenwärtigen Kultur geheilt, die in Wahrheit nichts anderes ist als zivilisierte Barbarei, als menschenunwürdiges und untermenschliches Wesen und Treiben. Dann werdet ihr empfänglich für die größten und tiefsten Wahrheiten und bildungsfähig für die herrliche Gestalt, die ihr im innersten Kern eures Wesens als unvergängliche Mitgift mit euch tragt. Dann kommt ihr hinter das

Geheimnis des Lebens und die unwandelbaren Naturgesetze seines Gedeihens. Dann werdet ihr gefeit gegen alles Unnatürliche und Irrtümliche. Denn Unnatur und Unwahrheit ist im Grunde dasselbe.

Wenn wir mit unserm ganzen Sein und Leben in der Natur beruhen, dann stehen wir in Wahrheit in der Lebensgemeinschaft mit „Gott". Wir spüren seinen lebendigen Odem, erbeben unter den Schwingungen seines Wesens, und sein Wille wird der Nerv unsers Lebens. Es ist schade, daß man Gott und Natur begrifflich auseinander gerissen hat. Denn in Wirklichkeit sind sie ganz einig. Die Natur ist seine Offenbarung, das Lebenselement, das er durchdringt, durch das er waltet, und wie er sich in der Natur kundgibt, so ist er gewiß. Schlagen wir deshalb mit unserm Wesen und Leben in der Natur Wurzel, dann werden wir Fühlung mit dem gewinnen, von ihm erfüllt, geleitet und getragen werden, was hinter der Natur waltet, in ihr lebt und in allen ihren Vorgängen und Erscheinungen zur Geltung und Auswirkung kommt.



Aus Henry D. Thoreaus Walden*)

Jeder Morgen überbrachte mir die freudige Aufforderung, mein Leben gerade so einfach und, ich darf wohl sagen so unschuldig zu gestalten, wie die Natur selbst. Ich war ein ebenso aufrichtiger Verehrer der Aurora wie die Griechen. In aller Frühe stand ich auf und nahm ein Bad im Teich; das war eine religiöse Übung und eine meiner besten Handlungen. Man erzählte, daß auf der Badewanne des Königs Tsching-Thang Schriftzeichen eingegraben waren, welche besagten: „Erneuere Dich selbst jeden Tag; tue es wieder und wieder und in alle Ewigkeit wieder." Das kann ich begreifen. Der Morgen bringt heroische Zeiten zurück. Ich wurde, während ich bei offenen Türen und Fenstern dasaß, so tief ergriffen durch das leise Gesumm einer Mücke, die

*) Verlag von Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.

ihren unsichtbaren, unergründlichen Flug in früher Morgendämmerung durch mein Zimmer nahm, als ob ich Posaunentöne hörte, die laut ein Loblied tönten. Das war Homers Requiem: eine Ilias und Odyssee der Luft, die ihren eigenen Zorn und ihre Irrfahrten besangen. Es lag etwas Kosmisches darin. Ein ewiger Bericht (bis auf Widerruf) von der immerwährenden Lebenskraft und Fruchtbarkeit der Welt. Der Morgen, der wichtigste Teil des Tages, ist die Stunde des Erwachens. Da sind wir am wenigsten „somnolent", und wenigstens eine Stunde lang wacht jener Teil von uns, der den übrigen Tag und die Nacht schlummert. Wenig kann von dem Tag erwartet werden (wenn der Ausdruck Tag überhaupt angebracht ist), zu dem uns nicht unser Genius, sondern das mechanische Klopfen eines Domestiken erweckt, wenn wir nicht durch unsere neugesammelten Kräfte und Willensenergien von innen heraus, durch die Schwingungen himmlischer Musik — anstatt durch Fabrikglocken — und durch balsamische Lüfte zu einem Leben erweckt werden, das an Reinheit unser Leben am gestrigen Abend, als wir uns zum Schlummer niederlegten, übertrifft. So trägt auch die Finsternis ihre Früchte, erweist sich als heilsam, nicht weniger wie das Licht. Der Mensch, der nicht glaubt, daß jeder Tag eine frühere, heiligere und heller vom Morgenrot durchglühte Stunde mit sich bringt, als all diejenigen, welche er bereits entweihte, hat am Leben verzweifelt. Er wandelt auf abschüssigen, dunklen Pfaden. Nach einem zeitweiligen Stillstand des Sinnenlebens fühlt sich die Seele des Menschen (oder vielmehr fühlen sich die Organe der Seele) täglich neu gestärkt und des Menschen Genius versucht aufs neue, das Leben so edel wie möglich zu gestalten. Alle großen Ereignisse, so möchte ich behaupten, werden in der Morgenstunde, im Morgenlicht gezeitigt. In den Veden steht geschrieben: „Alle Geisteskraft erwacht am Morgen." Poesie und Kunst und auch die schönsten denkwürdigsten Taten der Menschen werden in solch einer Stunde geboren. Alle Dichter und Helden sind Kinder der Aurora, wie Memnon: um Sonnenaufgang tönt ihr Lied. Für den, dessen elastische kraft-

volle Gedanken mit der Sonne gleichen Schritt halten, ist der Tag ein ununterbrochener Morgen. Was die Uhren oder die Menschen durch ihr Tun und Treiben sagen, ist ganz nebensächlich. Der Morgen ist da, wenn ich erwacht bin, wenn ich einen Sonnenaufgang in mir spüre. Das Streben, den Schlaf abzuschütteln, nenne ich Umwertung der Moral. Warum geben denn die Menschen einen so stümperhaften Bericht über ihren Tag? Doch nur weil sie schliefen! Sie sind durchaus keine schlechten Rechenmeister. Wenn die Schläfrigkeit sie nicht überwältigt hätte, sie würden etwas getan haben. Für körperliche Arbeit sind Millionen wach genug. Aber nur ein einziger unter dieser Million ist wach genug zu wirksamen geistigen Leistungen, nur ein einziger unter hundert Millionen zu einem poetischen göttlichen Leben. Erwacht sein, heißt leben! Ich habe noch nie einen völlig erwachten Menschen gesehen. Wie hätte ich ihm ins Antlitz schauen können!

Wir müssen lernen wieder wach zu werden und uns wach zu erhalten, nicht durch mechanische Hilfsmittel, sondern durch das unendliche Erwarten des Sonnenaufgangs. Das darf uns selbst im tiefsten Schlummer nicht verlassen. Ich kenne keine ermutigendere Tatsache als die unbestreitbare Fähigkeit des Menschen, sein Leben durch bewußte Anstrengung auf eine höhere Stufe zu erheben. Es will schon etwas heißen, wenn man ein eigenartiges Bild malen, eine Statue meißeln, einigen wenigen Dingen Schönheit verleihen kann. Doch weitaus ruhmvoller wäre es die Atmosphäre, das Medium selbst, durch welches wir hindurchsehen, zu meißeln und zu malen. Moralisch sind wir dazu imstande. Auf die Beschaffenheit des Tages einzuwirken, das ist die höchste Kunst. Jedermann hat die Verpflichtung, sein Leben auch in Einzelheiten so zu gestalten, daß es selbst in seiner feierlichsten und kritischsten Stunde als der Betrachtung würdig sich erweist.

* * *

Wer inmitten der Natur lebt und seine Sinne noch beisammen hat, der kann einer wirklichen, düsterschwarzen Melancholie nicht anheimfallen. Mögen auch noch so oft gewaltige Stürme toben,

einem unschuldigen und gesunden Ohr klingen sie stets wie Musik — Äolsharfenmusik. Nichts kann einen einfachen, unerschrockenen Mann zu gemeiner Traurigkeit zwingen.

* * *

Ich habe mich nur einmal einsam, oder durch das Bewußtsein der Einsamkeit bedrückt gefühlt. Das geschah, als ich erst einige Wochen im Walde wohnte. Damals war ich eine Stunde lang im Zweifel, ob nicht die unmittelbare Nachbarschaft eines Menschen zu einem friedvoll heiteren und gesunden Leben erforderlich sei. Damals war mir meine Einsamkeit unangenehm. Ich war mir übrigens zu dieser Zeit einer leichten seelischen Gleichgewichtsstörung wohl bewußt und schien meine Genesung vorauszusehen. Während leise der Regen niederfiel und solche Gedanken mich beherrschten, verspürte ich plötzlich, welch wohltuende und holde Gesellschafterin die Natur ist: am Fallen der Tropfen, an jedem Klang und Anblick um mein Haus herum. Eine unendliche, unerklärliche Freundschaft umfing mich plötzlich wie ein Dunstkreis. Die eingebildeten Vorteile menschlicher Nähe schwanden dahin, und nie habe ich wieder an sie gedacht. Jede kleine Tannennadel dehnte sich aus, strömte über von Sympathie und wurde mir Freund. Selbst an Orten, die wir gewöhnlich als wild oder langweilig bezeichnen, fühlte ich deutlich, daß etwas mir Verwandtes in der Nähe sein müsse, daß das mir am meisten Blutsverwandte, das Menschlichste für mich nicht im Menschen, in einem Dorfbewohner zu suchen sei. Ja, ich glaubte, kein Ort könne mir je wieder fremd erscheinen.

Einige meiner angenehmsten Stunden verlebte ich im Frühling oder im Herbst während der langen Regenstürme, die mich sowohl vormittags wie nachmittags ans Haus fesselten, während ein beständiges Rauschen und Plätschern mich sanft umschmeichelte. Die früh hereinbrechende Dämmerung leitete einen langen Abend ein, an welchem viele Gedanken Zeit hatten Wurzel zu fassen und sich zu entfalten.

* * *

Die unbeschreibliche Unschuld und Güte der Natur — Sonne, Wind und Regen, Sommer und Winter — gewähren immerdar solch gute Gesundheit und solchen Frohsinn, sie haben so viel Mitgefühl mit dem Menschengeschlecht, daß die Allnatur trauern, der Sonne Glanz erbleichen, die Winde wie Menschen seufzen, die Wolken Tränen regnen, die Wälder ihre Blätter abwerfen und im Hochsommer Trauer anlegen würden, wenn je ein Mensch wahrhaft Ursache hätte, traurig zu sein. Soll ich nicht mit der Erde im Einvernehmen sein? Bin ich selbst nicht zum Teil Blätter und Pflanzenerde?

Was ist das für eine Arznei, die uns glücklich, heiter und gesund erhält? Nicht die Deines oder meines Urgroßvaters, sondern die unserer Urgroßmutter Natur. Ihr Universalheilmittel, durch welches sie sich selbst jung erhielt, durch dessen Kraft sie manchen Hundertjährigen überlebte, um aus seinem morschen Gebein neue Kraft zu sammeln, entströmt Feldern und Wäldern.

* * *

Ein einziger milder Regen macht das Gras um manche Schattierungen grüner. So hellt sich unsere Zukunftshoffnung durch den Einfluß besserer Gedanken auf. Gesegnet wären wir, wenn wir immer in der Gegenwart lebten, wenn wir jedes Ereignis, das an uns herantritt, vorteilhaft zu benutzen wüßten, wie das Gras, das den Einfluß des leichtesten Taus, der es feuchtet, verrät, wenn wir unsere Zeit nicht nicht dazu mißbrauchten, früher Versäumtes nachzuholen, was wir dann Pflichterfüllung nennen. Wir kleben noch am Winter, wenn es schon Frühling ist. An einem frischen Frühlingsmorgen sind dem Menschen alle Sünden vergeben. Solch ein Tag bringt Waffenstillstand für das Laster. Solange solch eine Sonne ohne Unterlaß uns scheint, kann der größte elendeste Sünder umkehren. Durch die Unschuld, die wir selber wiederfanden, sehen wir die Unschuld unserer Nachbarn. Auch wenn Du Deinen Nächsten gestern noch als Dieb, Trunkenbold oder Lüstling gekannt hast, nur Mitleid oder Verachtung für ihn fühltest und an der Welt verzweifelt bist — jetzt an diesem

ersten Frühlingsmorgen, wo hell und rein die Sonne hinunterblickt, siehst du ihn bei friedlich heiterer Arbeit, siehst wie seine schlaffen, kranken Adern mit stiller Freude sich füllen, den neuen Tag segnen, und wie er den Einfluß des Frühlings mit Kinderunschuld in sich saugt, und all seine Sünden sind vergessen. Ihn umschwebt nicht nur eine Atmosphäre guten Willens, nein auch ein Drang nach Heiligkeit ringt blind und vergeblich vielleicht nach Betätigung wie ein neuerwachter Instinkt, so daß — wenigstens eine Zeitlang der Hügelabhang keinen gemeinen Witz vernimmt. Du siehst einige unschuldige, schöne Triebe, die gerade aus der knorrigen Rinde hervorbrechen wollen, um ein neues Lebensjahr zu versuchen, so zart und frisch wie der jüngste Tag. Auch er ging ein zu seines Herrn Freude. Warum läßt der Kerkermeister die Türen nicht weit offen stehen? Warum schickt der Richter den Angeklagten nicht fort? Weil sie alle Gottes Wink nicht folgen, nicht die Vergebung annehmen wollen, die ihnen von Herzen angeboten wird.

* * *

Wir können nie genug Natur bekommen. Wir müssen uns an dem Anblick unerschöpflicher Kraft erquicken, an großen titanischen Formen, am Meeresstrand mit seinen Schiffstrümmern, an der Wildnis mit ihren lebendigen und modernden Bäumen, am Gewitterhimmel und am Regen, der drei Wochen herniederfällt und das Land überschwemmt. Wir müssen sehen, wie unsere eigenen Grenzen überschritten werden, wie dort frei ein Leben weidet, wo wir nie wandern. Mit Freude sehen wir, wie der Geier sich vom Aase nährt. Was uns Ekel und Abscheu einflößt, wird ihm eine Quelle der Gesundheit und der Kraft. Ein totes Pferd lag in einer Grube neben dem Weg, der zu meinem Hause führte. Manchmal wurde ich — hauptsächlich nachts, wenn die Luft dick war — dadurch gezwungen, einen Umweg zu machen. Doch der Beweis, den die Natur mir für ihren kräftigen Appetit und ihre unzerstörbare Gesundheit gab, entschädigte mich dafür. Mit Freude sehe ich, daß die Natur Leben in solcher Fülle birgt, daß Myriaden geopfert, einander zur Beute überlassen werden

können, daß zarte Geschöpfe so gelassen wie Brei aus ihrem Dasein herausgequetscht, Kaulquappen von Reihern verschlungen, Schildkröten und Kröten auf der Landstraße überfahren werden, daß bisweilen Leben aus den Wolken herniederregnet. Da jeder unglücklichen Zufällen ausgesetzt ist, können wir uns denken, wie gering das Leben veranschlagt ist. In all diesen Dingen sieht der Weise nur die universelle Unschuld. Gift ist durchaus nicht giftig, und Wunden, die töten, gibt es nicht. Mitleid ist durchaus nicht beständig. Drum betätige man es schnell. Seine Argumente lassen sich nicht stereotypieren.



Emil Gött

1. Meine Beziehungen zu Emil Gött

Viele Leser der Blätter werden sich noch der Randbemerkungen zu meinem Aufsatz über die Entstehung des Lebens erinnern, die ich unter den Stimmen des Widerhall im 4. Heft des 10. Bandes mitteilte, jedenfalls alle, die sie gelesen haben. Denn sie fielen ebenso auf durch die Eigenart der Anschauung wie durch ihre körperliche, farbige, funkelnde Sprache und halfen mit, das Problem in ungewöhnlicher Schärfe und Klarheit zu erfassen. Ich selbst habe ganz selten solch einen lebendigen Widerhall bekommen, solch ein selbständiges, tiefes Eingehen und Nachgehen, solch einen klaren Gegenklang, wo feine Ohren schon die Harmonie durchhören, in die sich die vorübergehende Dissonanz auflösen muß.

Erst vor wenigen Wochen erfuhr ich, daß der Verfasser dieser Anmerkungen der Dichter Emil Gött war, den uns dieses Frühjahr entrissen hat. Da er sich immer nur Gött unterschrieb, in seinen Briefen jede Anspielung auf seinen Dichterberuf vermied, und ich auch von einem Dichter Emil Gött nichts wußte, hatte ich vorher keine Ahnung davon.

Im vorigen Herbst erhielt ich seinen ersten Brief mit seinem Exemplar des 2. Heftes vom 10. Band, das, auf den Rändern

des Aufsatzes eng geschrieben, seine Anmerkungen dazu enthielt. Er schrieb (am 10. Oktober):

Lieber Herr Doktor!

Schon lange prickelt mir etwas Ähnliches wie dieser Brief in den Fingern. Ich sag: etwas Ähnliches, denn ob dieser Brief das wird, was mir seit langem in den Fingern prickelt, für Sie, weiß ich nicht. Höchstwahrscheinlich wird es nur ein erstes unsicheres Herumtappen und -tasten vor Ihrer Türe — bei mangelnder Flurbeleuchtung, um sie zum Anpochen zu finden.

Das spielt sich also schon länger ab, denn schon Jahre, sogar lange, sind es, daß ich zu Ihnen will, und es dürfte nicht leicht sein, mit einem Schlage zu bestimmen, was sich an Verhauen meinem Schritte vorlegte. Einmal, wo ich schon recht nahe war, lag eine gewisse Schuld an Ihnen, denn Sie riefen mich nicht herein, als ich anklopfte. Das war im Winter 1903 in Berlin. Das allein aber hätte mich nicht so lange fernhalten können, wenn mein Drang zu Ihnen energischer und steter gewesen wäre. Das war er aber nicht, konnte es nicht sein, weil ich selbst auf der Suche nach mir einen Wirbel aufführte.

Heut aber hab ich vor, diese erste Berührung einmal durchzusetzen, wenn sie auch nur, nach den Gesetzen der Stunde, sein kann, wie sie sein kann. Denn — lassen Sie sich das zur Erklärung kurz sagen — ich komme soeben erst aus einer ³/₄jährigen schweren, d. h. tiefwirkenden Erkrankung langsam in ein wirklich ungewöhnlich schwieriges Leben zurück, und alles ist noch schwach und unsicher an mir, und ein Gewimmel andrer unmittelbarer Anforderungen hält mich umstellt — was alles ganz unbeschreiblich ist. Sollte aus der ersten Berührung eine dauernde werden, wird es an Einblicken hierein, zu Schauder und Vergnügen, nicht fehlen.

Um es mir aber heute, wo ich erst zum drittenmal die Feder in bedeutenderer Sache rühre, leichter zu machen, verleg ich mich — aufs Abschreiben! Allerdings von mir selbst. Denn an eine originale Darstellung meines Verhältnisses zu Ihrer Bestrebung wag ich mich noch nicht heran. Vor mir liegt aber das 2. Heft dieses Jahrgangs der „Grünen Blätter", dessen ersten Aufsatz ich im körperlichen Elend dieses Sommers gelesen und, da die Hirngrütze gerade dafür zu reichen schien (in einer besseren Woche) mit Randbemerkungen versehen hab. Diese scheinen mir tief genug einzugreifen, um den ersten Kontakt mit Ihnen herzustellen. Diese — aber nun kommt eine bisher standhaft unterdrückte Versuchung mit letzter Kraft noch einmal zurück und stemmt sich ein: Wozu abschreiben, schwer wie mir das gebeugte Sitzen am Tische noch ankommt? Wo Sie, der Sie so viel Briefe lesen, gewiß Handschriften leicht lesen, oder auch vielleicht Hilfskräfte haben, die den etwas mäandrisch hingeschlungenen Text für Sie ausziehn, mündlich oder schriftlich?

Ein wenig (oder sehr?) krüppelhaft gehumpelt ist es, wie ich Ihrer Schwelle nahe. Aber dafür will ich doch nichts von Ihnen, sondern bilde mir ein, Ihnen mindestens eine Anregung zu bringen.

Der Gedanke, daß ich es mir vielleicht nur einbilde, macht mir ganz schwach, sodaß ich Neigung spüre, den Fuß wieder zurückzuziehn. Und doch soll es nicht sein, ich will vorwärts durch das Vorhaben, und sei es gehumpelt, und ich denk einen lebendigen Menschen wie Sie, dem wohl nicht viel Menschliches fremd sein wird, darf man doch wohl auch einmal versuchen.

So sei es denn und zwar vorn zur Türe herein. Nämlich ich hab auch eine Neigung zu unterdrücken, Ihnen dies und das Heft namenlos zu schicken. Ich halt es aber für viel einfacher und höflicher, Ihnen unverhüllt die Gelegenheit zu geben, mir, wenn Sie mich abgeschmackt finden, das Zeug direkt wieder an mich zurückgehn lassen zu können, ohne Gewissensbisse und Kopfzerbrechen. Herrgott! Wie umständlich ist mir nun das alles geraten! Eine nette Einführung das! Und Briefpapier hab ich zurzeit auch nicht hier außen, auf meiner Halde! Nun, so werd ich im Schatten aller Schwierigkeiten bei Ihnen einziehn, und die Ehre wird, für beide Teile, um so größer!

Doch nun genug, sonst verderb ich noch mehr!

Nehmen Sie die Versicherung meines herzlichen Interesses an Ihren Bestrebungen und des uneingeschränkten Vertrauens zu Ihrer Persönlichkeit, und üben Sie Nach- und Vorsicht an mir,

Ihrem
Gött
Zähringen.

Darauf erhielt ich, noch ehe ich geantwortet hatte, einen zweiten Brief (vom 22. Oktober), der ein Päckchen Zettel mit Sentenzen enthielt: die Sprüche, die ich im folgenden zum größten Teil mitteile:

Ich ziehe den zweiten Humpelfuß nach, zeige die zweite lahme Klaue, stöhne ein bresthaftes B zum hingefletschten A —— kurz ich bin wieder da, wie ein unverschämter Bringer, den Sie zwar noch nicht hinausgeworfen, aber auch nicht zum Wiederkommen eingeladen haben — können.

Es geht mir zwar von Tag zu Tag spürbar besser, aber meine Kräfte, in Brust und Kopf, sind noch so zart und von einem solchen Wust von durch und durch gehenden Lebensnöten und Versuchen, ihnen beizukommen in Beschlag genommen, daß ich wie gesagt wieder nur mit einer Probe kommen kann und mich dazu noch einer Krücke bedienen mußte: ich hab einer lieben Freundin, der ich dies mein Müllern verdanke, einen schmalen Notizblock von meinem Tisch zum Ausschreiben gegeben, in den ich gelegentlich einzelne Einfälle, die mich zu Haus treffen, niederlege — auswärts muß das Notizbuch herhalten, von welchen ich einen ganzen Stoß habe. Mit mehr Zusammenhang hab ich nun ein Dutzend Jahre in meine Tagebücher gelaicht, die sich noch ganz anders angesammelt haben, jedoch eines richtigen Bergbaus und vielleicht der Gründung einer „gedankenschiefer bauenden Gesellschaft" bedürfen, um ihre Werte abzugeben — allein bin ich zu faul, d. h. mein Fleiß richtet sich auf andere Dinge. Auf diesem Notizblock schien mir manches zu

stehen, was mich Ihnen ein Stück weit aufschließen und näher bringen zu können schien, und die Freundin sollte es auf einzelne Blätter bringen und dabei eine gewisse Auswahl treffen. Nun stellte es sich aber (leider erst nachher, denn die gute Seele verheimlichte es) heraus, daß sie die Abschrift selbst leidend, angegriffen, todmüde und in eigentlicher Unfähigkeit erzwang — und das ist ihr in mehrfacher Hinsicht übel bekommen. Lassen Sie sich nur als Symptom sagen, daß die Frau sonst schreibt wie gestochen — und sehen Sie sich das Gekritzel und die Mühe an. An Auswahl und Anordnung auf den Blättern nach Zusammengehörigem war gar nicht zu denken, zumal ich sie damit getröstet hatte, daß die Blätter doch zerschnitten werden sollen. Soeben habe ich sie durchgegangen, steh aber selbst ohnmächtig ihnen gegenüber. Von Auswahl und Anordnung kann keine Rede sein, da mir der Kopf ganz dumm von meiner Weisheit ist, und die Blätter handlicher sind als kleine Schnipsel. Nur ab und zu hab ich die Feder zu Verbesserungen und einigen Erweiterungen angesetzt. Ich denke aber vor einem geübten Aug und Ohr wie dem Ihren wird die Einsendung auch so den gewünschten Dienst tun; Sie werden wieder die Kunde gewinnen können, daß da oben im Rheinknie auch so ein Ringer und Sucher sitzt, ein Menschenspiel sich abspielt, das Ihnen so wohlbekannt und doch wieder nicht uninteressant vorkommen muß. Und ich denke: bei manchem Wort werden Sie lächeln und murmeln: auch du Brutus! Und das ist der Grund, warum ich mich zu Ihnen aufgemacht und selbst die ungewöhnlichen und widrigen Umstände nicht gescheut habe, die aus meiner Lebenslage fallen, und allerdings auch aus meiner Gemütsverfassung (mit Vorzeichen †!) fallen. Ich hätte ja wirklich warten können, bis ich gesund und für Sie allein bereit und im Besitz reinlicher und ausgiebiger Dokumente gewesen wäre. Statt dessen komme ich sozusagen verstrobelt vom langen Bett (in übertragenem Sinn) und lasse Sie, den ich ungerufen aufsuche, einen großen Teil der Folgen meiner Ungeduld tragen. Na, ich werde ja hören oder doch merken, inwieweit Sie mich entsühnen und doch so aufnehmen — oder sich bedenken!

Und mit dieser wohl etwas billigen Gelassenheit laß ich Brief und Dokumente (humana!) ziehen, leg aber zu Ihrer teilweisen Erleichterung die Rückfracht bei, die hoffentlich bei Heft und Wische zwanzig nicht übersteigen werden, ansonst Sie mir das Mehr ankreiden müssen. Leben Sie wohl! Machen Sie es gut und schauen Sie weniger auf den zeigenden Finger, als die gewiesene Richtung! Haben Sie mich aber nach Ihrem Lebensgeschmacke sehr zu tadeln, so behandeln Sie mich wie ein Beichtvater so innig Sie können — sub rosa. Und Zeit haben Sie, von mir aus, unendlich.

Ich hatte damals nicht Zeit, mich mit den Sprüchen eingehender zu beschäftigen. Aber ich schrieb ihm gleich, drückte ihm meine Freude über seinen schriftlichen Besuch aus und lud ihn ein, diesen Sommer nach Mainberg zu kommen zu persönlicher Fühlung und fruchtbarem Austausch.

Darauf schrieb er mir am 29. Oktober:

Die Freundlichkeit Ihrer Erwiderung hat mich glücklich gemacht. Ich war die Zeit her wegen meines unförmlichen An-Sie-Heranwälzens in einer zwiespältigen Stimmung gewesen, wie es immer ist, „wenn Heiligkeiten sich bekriegen". Aber nun ist es gut, die Planke ist gelegt, und nach dem Maßstab der Erstarkung unsrer Kniee können wir sie betreten, zum gegenseitigen Entern. Aber fühlen Sie keinen Druck von mir auf Sie, wenigstens keinen andern, als den ich dadurch vielleicht ausüben werde, daß ich Sie, wenn die losen Blätter mich Ihnen mehr aufschließen werden, überhaupt beschäftige. Aber nie etwa auf zeitliche Erfüllung des möglichen Bezugs. Über Ungeduld und Warten, unerfülltes, auf etwas von außen mich Umkreisendes, bin ich gottlob hinaus. Diese Frucht vom Baum der Erkenntnis (ich wollte der Philosophie sagen) hab ich gepflückt und verdaut. Ein alter Vers fällt mir ein, als Arabeske sei er hergeschlungen:

Und ob dich gleich die Sehnsucht brennt,
Deine Schätze zu verteilen —
Ich mein: wer Zeit und Ziel nicht kennt,
Der braucht auch nicht zu eilen.

Kurz: vor einer Hetz sind Sie bei mir sicher. Von den Blättern geben Sie mir nach vollkommen frei vollzogener Durchsicht das Ihnen Wertlose zurück.

Ihre ausgesprochene Erwartung, daß das nächste Jahr zu einer persönlichen Berührung führen möge, teile ich mit großer Freude, und ich leg es mit dieser Duplik keineswegs auf einen Briefwechsel an, der mir zurzeit und für einige Zeit so unbequem fiele, wie Ihnen auch. Ich überlasse Sie vorläufig von mir aus vollkommen dem Umgange mit meinen paar Gedanken auf Ihrem Tisch, und geh derweilen meinen eignen krausen Weg. Eines — sicher schönen — Tags wird mich dann Ihr Zuruf überraschen. So lieb ich's, so setz ich's!

Möge dazwischen die Zwangsruhe auf dem Weißen Hirsch Ihr Nervenschmalz wieder ersetzen, das Sie in der Unermüdlich- oder vielmehr Rastlosigkeit Ihrer aufreibenden Arbeit verbraucht. Und eine ähnliche Wiederaufwärtsbewegung erhoff ich, mit ich weiß nicht wie vielem Recht, auch von mir.

Leben Sie wohl, und — auf eine gute Begegnung, zu ihrer Zeit!

Statt der Sprüche brachte das 4. Heft seine Anmerkungen, die mich außerordentlich angeregt hatten. Leider ging sein Exemplar des Heftes verloren, ehe es ihn erreichte, so daß er erst in den ersten Tagen dieses Jahres durch seine Freundin von meiner Verwertung seiner Randbemerkungen erfuhr. Darauf erhielt ich einen langen Brief von ihm, in dem sich unsre scheinbare Dissonanz

schon zum guten Teil löste. Auf den Punkt, wo es noch nicht geschah, werde ich gelegentlich zurückkommen, da er wichtig genug ist. Ich schickte ihm damals, weil ich gesundheitlich nicht imstande war, darauf einzugehen, einstweilen mein Buch über „die Bergpredigt" zu und vertröstete ihn auf Mainberg. Darauf hat er mir noch einmal kurz geantwortet und derselben Hoffnung Ausdruck gegeben.

Nun ist er abgeschieden, ehe wir uns kennen lernen konnten. Die Nachricht traf mich wie ein Schlag. Sie brachte mir ja gleichzeitig Kunde von dem Reichtum, der hier hinter einer unscheinbaren Oberfläche ungehoben verborgen lag. Welch ein Verlust für das Suchen der Zeit! Gött war fast genau so alt wie ich, und alles, was er zu sagen hatte, war eigentlich noch zurückgestaut und wartete der günstigen Zeit, wo ihm seine wiedergewonnene Gesundheit erlaubte, es auszuströmen zu einer Erquickung und Anregung für viele. Sie sollte ihm nicht werden.

Aber seine Samenkörner werden doch nicht verloren gehen. Seine Freunde werden sie sammeln und hinausstreuen unserm Volke zum Segen. Vorläufig mag die Rede Professor Wörners den Lesern der Grünen Blätter ein Bild von dieser eigenartigen Erscheinung geben, und seine Sprüche, die er mir sandte, eine Probe von den Lebensfrüchten bieten, die er sammelte.

2. Professor Dr. Wörners Rede am Grabe Emil Götts

Nicht jedes Leben darf sich Leben nennen.
Nicht jedes Sterben kann Erfüllung heißen!

Dies tief empfundene Wort der Weisheit spricht in seinem gehaltreichsten Werke der Dichter und Denker, dem wir nun den Abschiedsgruß darbringen.

Emil Götts Leben — wie kurz auch ihm zugemessen — ohne Einschränkung darf es sich Leben nennen kraft der edlen Kühnheit seines Wollens, kraft der Lauterkeit seiner Gesinnung, kraft der Güte und Schönheit seines Gemütes. Und sein Sterben — so früh

und jählings er hinweggerufen ward, mitten aus der Schaffenszeit — es kann doch Erfüllung heißen, nicht des Werkes zwar, aber des Werktäters, der Persönlichkeit, die dahinging, vollendet in sich selbst.

Diese Vollendung drückte sich aus in der entschiedenen und befriedigten Klarheit des Mundes und der Stirne, als er, von Lorbeer umzweigt, aufgebahrt ruhte — das Antlitz nach den furchtbaren Qualen der letzten Tage edel wieder hergestellt durch den sanften Tod. So wollen wir nun, in einem treuen Gedenken, die geistigen Züge seines Wesens beschauend wieder herstellen und sammeln, ihm zum Ruhme, uns zum Trost und Gewinn.

Geboren zu Jechtingen am Kaiserstuhl den 13. Mai 1864, hat Emil Gött die erste Charakterbildung im Elternhause unter zahlreichen Geschwistern, die Schulbildung in Freiburg und später in Lahr am Gymnasium empfangen. Er war ein vorzüglicher Schüler der Befähigung nach und dem guten Willen; aber nicht immer so ganz botmäßig, weil die jungen Gedanken eigene Wege suchten, abseits von den gewöhnlichen und vorgeschriebenen. Entwarf doch der Knabe eine Verfassung für die südafrikanischen Burenstaaten!

Eben so weit über das bloß Kindliche hinaus ragten damals schon zwei seiner vornehmsten Eigenschaften, ja später die wahren Stützen und Säulen seines Wesens: der unverrückbare Gerechtigkeitssinn und die unerschütterliche Tapferkeit.

Als er die Hochschule bezog — erst in Freiburg, nachmals noch in Berlin — war sein Innenleben aufs reichste entwickelt und gefestigt, ja fast schon starr zu nennen, so daß er kein Anschmiegen kannte an Herkömmliches, kein Nachgeben — besonders nicht um praktischer Zwecke willen, kein Schwanken in dem, was er seiner Natur allein gemäß erachtete. Es war ihm vor allem zu tun um philosophische Studien, um das Auffinden und Abschätzen ethischer Werte. Glücklich nannte er je und je nur den Tag, an dem ihm solch ein bereichernder Gedanke gekommen war. Lebenswerte, Lebensgedanken, aus dem Schatzhause der Vergangen-

heit gewonnen, aus dem geistigen Verkehr mit unseren Größten, wie aus dem einfachen Stoff des täglichen Umgangs.

Indes, so leicht und frei er sich auf den Schwingen des Geistes und der Phantasie erheben konnte, eine besondere eingeborene Liebe, ja Zärtlichkeit zur Scholle entfremdete ihn dem bloß wissenschaftlichen, bloß dichterischen Streben. Handarbeiter wollte er sein, Landarbeiter, den heimischen Boden selbst bestellen und betreuen, werken und mühen unter den Volksgenossen. Sein Wahlspruch: „Mit beiden Füßen fest auf der Erde, mit beiden Händen in jeder Werkschicht, mit dem Haupt in den Wolken." Auffallend gleicht er darin den bei uns freilich noch wenig gekannten und gewürdigten Volkshelfern und Dichterphilosophen Walt Whitman und Thoreau, die den Spaten und jegliches Handwerkszeug so hoch schätzten wie die Feder und Jahre in anscheinend geringer Tätigkeit zubrachten — unverlorne Jahre.

Emil Gött lernte und arbeitete bei einem Gärtner; er bewirtschaftete ein gepachtetes Gütchen in der Nähe von Breisach; er nahm teil an allerlei Gründungen und Siedlungsversuchen, wie sie der Drang nach einem natürlichen, schlichten, Körper und Geist gleichmäßig beregendem Dasein heute so zahlreich hervorbringt. Dazwischen einmal ging er auf die Wanderschaft, die ihn bis nach Italien führte. Ohne alle Mittel, lebte und reiste er richtig wie ein Bursche auf der Walz, nur eben wie ein poetisch gestimmter, und hielt sich auch nicht für zu gut, gelegentlich in Tirol bei einem Bauern als Knecht einzustehen.

Endlich, im Jahre 93, konnte sich sein innigster Wunsch erfüllen: unabhängig ungestört allein mit der Natur, auf eigenem Grunde zu wohnen. Er erwarb ein Stück Gelände am Fuß des Zähringer Berges und errichtete sich dort im Tobel sein schönes, weit über die Ebene hinblickendes Haus.

Selbsterworben war auch dieses Glück, doch nicht mit dem Spaten — mit der Feder. Einige Jahre früher, von einer dramatischen Gesellschaft um ein Fastnachtsspiel ersucht, hatte er begonnen, des Cervantes Höhle von Salamanca zu bearbeiten.

Aber mehr und mehr war aus dem fremden ein eigenes Werk geworden, das wirksame Lustspiel „Verbotene Früchte", das alsbald seinen Weg nahm fast über sämtliche deutsche Bühnen. In etwas veränderter Gestalt und unter dem Titel „Der Schwarzkünstler", vor drei Jahren auch hier wieder aufgenommen, ist das heitere Spiel mit der doch ethisch-tiefen Lösung uns allen ja vertraut.

Der dichterische Erfolg führte ihn zunächst keinen Schritt weiter auf der so bequem geglätteten Bahn. Ausschließlich und fast eigensinnig, zur Betrübnis der Freunde, widmete er sich wirtschaftlichen Aufgaben und technischen Problemen, unermüdlich nachsinnend über Verbesserungen, die besonders dem kleinen Mann und seinem Betriebe sollten zugute kommen. Wie sich Obst- und Weinbau heben, wie sich mit praktischem Grundriß billige Heimstätten gründen, wie sich ein wildwachsender Ginster als spinnbare Faser ließe nützlich machen —: so überall als Erfinder neue Erwerbsquellen zu erschließen, so den Armen, den Vielen zu helfen: das war der Traum und die Hoffnung und die Zuversicht seiner besten Mannesjahre.

Das war auch der Ursprung herzzerstörender Kümmernisse und lebenverkürzender Sorgen. Denn die vielfachen und natürlich nicht immer gelingenden Versuche zehrten alles Erworbene auf, und sich selbst auch nur den nötigsten Vorteil zu wahren: dazu erwieß er sich außerstande — der Poet!

Endlich im neuen Jahrhundert nahm er die dichterische Tätigkeit wieder auf und schuf sein dramatisches Hauptwerk „Edelwild", eine Dichtung, von Geist und Humor und Lebensweisheit bis zum Überquellen erfüllt, bis zur Sprengung des Gefäßes. Das Werk war schon von einer großen Berliner Bühne angenommen, da zog er es wieder zurück, der Gewissenhafte, selten mit sich Zufriedene. Auf keinem Gebiet und in der größten Not kein Zugeständnis, — diese geradezu erhaben durchgeführte Forderung an sich selbst hat mehr als irgend die Ungunst der Verhältnisse sein Leben gehemmt und endlich vernichtet. Die Tragödie des Idealismus, die so oft gedichtet worden ist, — Emil Gött hat sie gelebt.

Und er hat sie wie etwas Selbstverständliches gelebt, schlicht und ohne Pathos, und so ist sie gerade ihm nicht zum Dichtungsstoffe geworden. Auch sein letztes, noch in den Qualen der Krankheit vollendetes Werk ist abermals ein heiter-lebensprühendes, bühnengerechtes Lustspiel: „Mauserung". Solche aus dem tiefsten Ernst und der mutigsten Überwindung quellende Heiterkeit verträgt sich eben selbst mit Leiden und Sterben — bei einem so wahrhaft gottesfrommen Menschen im Sinne des Goetheschen Wortes: das Unerforschliche still verehren.

Außer den drei Dichtungen liegt ein reicher Nachlaß vor: eine Fülle von Aphorismen, Gedichten, Skizzen und kostbaren Briefen. Wir Freunde werden uns bemühen, zu sammeln und zu sichten, und werden seine Gaben verflechten zu einem Kranze um die seltenste Gabe: sein im Idealen vorbildliches Erdenleben.

Dann erst wird es offenbar werden, wie Dein Leben, Emil Gött, sich darf ein Leben nennen, wie Dein Sterben kann Erfüllung heißen.

3. Sprüche von Emil Gött

Wenn in seiner Ontogenese der Mensch seine Phylogenese durchläuft, ob es nicht gezeichnete Naturen gibt, die auf diesem Wege ein Stück Menschenzukunft vorwegnehmen?

* * *

Sans reproche — sans peur! Wären wir den Selbstvorwurf los, wären wir auch der Furcht und Unruhe ledig.

* * *

Wie es keinen Menschen gibt, der nicht ißt und atmet, so gibt es auch keinen, der nicht, in irgend einem Grade, alles mit uns gemeinsam, und wir das Seine mit ihm hätten. In irgend einem Grade teilen wir seine Verbrechen, und er mit uns unsere „Tugenden".

* * *

Wie leicht verzeihst du Böses, wo du liebst,
Noch leichter Bösres, wo du Liebe suchst —
Hart aber läßt du deinen Tadel rasseln
Und bist noch gram dem Vorzug des Gehaßten.

* * *

Wir erheben nicht mehr die Forderung, den Feind zu lieben, aber Gerechtigkeit jedem zu gewähren, also auch und gerade da, wo Leidenschaftlichkeit sie erschwert.

Und verstehen wir erst den Feind, so sind wir nicht mehr fern davon, ihn gelten zu lassen, seinen Wert für uns zu erkennen — und von da ist es nicht weit zur — Liebe.

* * *

Der Beste ist auch der Weiseste. Mangel an Güte verrät dunkle Strecken auch im hellsterscheinenden Gehirn.

* * *

Die größte volkswirtschaftliche Weisheit des Staates von heute wäre: den ganzen Sinn und alle Energie darauf zu verwenden, daß der Bauernstand sich wohl fühlte; so wohl, daß es ihn schaudern müßte, in das zweifelhafte Element der Stadt zu tauchen, und aus diesem selbst sich Sehnsucht nach jenem erhöbe; magnetisch müßte er werden, auf alles Arbeits- und Lebensfrohe wirkend.

* * *

Soviel unedle Härte an dir, soviel Allzuirdenes ist noch ungelöst; der weise Mensch ist weich, der Reife süß.

* * *

Wenn ein Mensch zu einem Menschen spräche: ich verstehe nichts von dem, was du tust, weiß nicht, worauf du zielst, aber du tust es, so wird es seinen Sinn und sein Recht haben, und wenn es über mich hinweggeht und mich mit tausend Schmerzen rädert — — wie müßte dieser andere ihn lieben, da er sich so geliebt und seine Notwendigkeiten so geheiligt sieht!

Nun denke dich so vor dem Unbekannten, dem Weltwebemeister über dir. Denke dir, es sei ein fühlend dich Durchdringendes — wie müßte es dich lieben! Doch selbst wenn es dich nicht vernähme, ein unendlich dich überwiegendes Seelenloses, du könntest doch glücklich sein im Liebeverströmen und im Göttlichsprechen der Welt.

* *
*

Es gibt Kreise, denen die Sittlichkeit eher still steht als der Verstand.

* *
*

Ungezügelte Phantasie ist so unnütz und gefährlich wie ein ungebändigtes Roß. Ja, nicht einmal zum Ansehn ist sie so schön wie dieses, und schädlicher, weil sie nicht zum Ansehn da sein, sondern wirken will.

* *
*

Erst von einem Zusammenstrome naturwissenschaftlicher, philosophischer und ethischer Studien und Anstrengungen ist ein neues Ärztegeschlecht zu erwarten, das sich von dem bisherigen ähnlich abhebt, wie der Astronom vom Astrologen, oder der bessere Durchschnitt des heutigen Arztes vom alten marktschreienden Quacksalber.

* *
*

Der von einem annähernd entwickelten Menschen eingenommene Zustand verhält sich zu dem von ihm erträumten Gegenzustand genau wie die Scheitelwinkel sich kreuzender Linien: das Maß, das er hier zeigt, hätte er auch dort erreicht, unter Mitberechnung aller Momente. Beispiel: die unglückliche alte Jungfer, die alles Böse in ihr gerne auf die Unerfüllung ihrer Weiblichkeit zu schieben liebt, wäre die gleiche unzulängliche Frau und Mutter geworden; wie auch im Gegenfalle die andre, die unvermählt und kinderlos ihren Frieden und ihre Macht gefunden hat (so daß sie vor dem andern Lauf ihres Geschickes fast eher zurückschaudert als ihn anklagend fordert) sich wundervoll in diese Gegenrolle gefunden hätte.

* *
*

Zuerst hat der Mensch den Sinnen zu viel geglaubt und dann zu wenig; das rechte Maß wird wohl wie anderorts auch hier in der Mitte liegen.

* * *

In der einfachen, triebmäßigen (unvorgestellten und unbeabsichtigten) Großtat eines schlichten Menschen vollzieht sich, was nur wieder die höchste planmäßig suchende Weisheit als ihr Letztes und Höchstes erfinden kann.

* * *

Deck den Topf, im dem des andern Gift gegen dich brodelt, nicht auf; halt ihn weislich und wohl auch gütlich zu; seiner Explosion geh aus dem Wege.

* * *

Unsre Kinder werden, wenn wir nur jung und biegsam genug bleiben, unsre Eltern; unsre Lehrlinge machen uns entweder keine Freude oder werden unsre Meister.

* * *

Alle Menschen begehen Torheiten und Schlechtigkeiten; aber sie scheiden sich in zwei Gruppen; die einen empfinden darüber Groll gegen sich, die anderen gegen den, der es bemerkt.

* * *

Was ihr greift, greift fest — mit leichter Hand, willig zum Loslassen in der Stunde des Abschieds. —

Gedenket, daß ihr alles lassen müßt, was ihr habt, und nur besitzt und hinübernehmt, was ihr seid.

* * *

Hast du irgendwo *einen* Nagel einzuschlagen, so nimm *zweie* mit und zu dem Hammer noch die *Zange*.

* * *

Der gewaltigste Schlag ist der *Druck*. Er ist ein Dauerschlag, der in jedem Momente der ununterbochenen Reihe fällt und Reak-

tionen nicht aufkommen läßt. So hat ein relativ geringer Druck eine größere Wirkung als ein hart auffallender stärkerer Schlag.

*   *
*

Immer und immer wieder: in der (freien, ungetriebenen) Erfüllung der kleinsten Pflichten, im Gehorsam gegen die zartesten Ansprüche (die dich nicht mehr drücken als der Schein, den ein geschautes Ding auf dich wirft) ist dir Gelegenheit geboten, dein prahlendes Vorgeben von Eifer und Treue vor den größeren und mit andrer Wucht dringenden Aufgaben zu bewährleisten.

*   *
*

Die Frau des andern ist wie das ferne Gebirge: blau, in Duft und in einheitlich schön geschwungener Linie; willst du sie so behalten, so komm ihr nicht zu nah.

*   *
*

Hoffnung, du Abgrund,
Grab, in das der Mensch
Zu stetem Sterben seine
Wünsche bettet.
Und sind ihm Tausende
Auch drin gefault,
Aufs neue füllt er's,
Immer wieder hoffend.

*   *
*

Höre auf, deinem Glück zu mißtrauen, weil es nach Unglück schmeckt, und du wirst es erkennen.

*   *
*

So groß, so weltmäßig geräumig sein, daß kein Laut von Lärm und Unruhe bis zu unserm Kern und Wesen dringt, das in Stille und Weltabgeschiedenheit sich selbst vollbringt.

*   *
*

Der gesunde Naturverstand (Weltverstand) ist das höhere Stockwerk des gesunden Menschenverstandes.

* * *

Ich bin ein Liebling der Götter: selbst meine Dummheiten wenden sie mir zum Heil.

* * *

Man muß von Gott nicht immer nur wollen, man muß ihm auch bringen. Denke dir eines deiner Geschöpfe, etwa einen Baum, den du immer nur behacken, düngen beschneiden, stutzen, heften und sonst behandeln mußt, und der dir nie etwas bringt, nicht einmal Schatten, geschweige denn Frucht — —

was häng ich meine Müh an dich? wirst du ihn zornig und verächtlich fragen, oder — kalt.

* * *

Er weist Luther einen Fehler in der Bibelübersetzung nach und glaubt damit die Reformation aufzuhalten!

* * *

Je goldener ein Ding, desto schwerer wird es ihm, an Talmi zu glauben.

* * *

Dem Pechvogel begegnet ein Glück, dem Glücksvogel ein Unglück — und jener hat Pech und dieser Glück wie immer.

* * *

Wie manche Mutter weiß nicht genug die Tochter zu ermahnen „sich gerade zu halten“ — aber sie meint nur den Rücken; wie lehrt sie sonst das Kind sich krümmen, und wie wirkt sie mit, es zu beugen.

Wehe dem Mädchen, von der Mutter aus, das aufrecht und herrlich auch ins Leben hinaus wachsen möchte.

* * *

Um die Reinlichkeit eines Menschen zu beurteilen, müßtest du nicht auf seine Hände, sondern auf seine Füße sehen.

* * *

Er durchschneidet keine Packschnur, sondern löst mit fiebernder Geduld auch den schwierigsten Knoten; er sieht darauf, am Abend alle Lampen und das Herdfeuer mit einem Streichholz anzuzünden; um das zweifelhafte Gewicht eines Briefes festzustellen, läuft er bei Sturm und Regen eine halbe Stunde nach der Post, und die Sorgfalt, mit der er ein Telegramm abfaßt, einige 5 Pfennig zu sparen, wäre eines besseren Lohnes wert — noch in der Nacht peinigt ihn ein Wort, das er noch gestrichen haben könnte —:

wenn er aber auch nur einen Teil dieser grenzenlosen Geduld, Genauigkeit und Sorgfalt auf den Verkehr mit den Menschen, dem Nächsten und Fernsten, dessen Schonung und Unverletzlichkeit verwendete — er müßte ein Musterkerl werden.

Wie aber sauen meist gerade diese Peinlichen durch die Gehege ihrer Nachbarn hin!

* * *

Was uns von Jesus bleibt nach aller Kritik, die wir an der Überlieferung seiner Person und dieser selbst üben: das heilige Herz, mit dem der Mensch neu oder mit unerhörter Glut in die Welt fühlte, und die ebenso unerhörte Weisheit, die er dessen Heiligkeit verdankt.

* * *

Der Eine hält sich nur an das Beste, der Andre an jedes Schlechte des andern — wer verrechnet sich mehr?

* * *

Unterscheidung: Handwerker, Kopfwerker, Bauchwerker.

* * *

Niedrigkeit der Empfindung ist etwas Anderes als Niedrigkeit der Gesinnung, jene der schwarze Vogel, der sich ab und zu, in unbewachten Momenten, auf uns stürzt und einen Krallenfang

und Schnabelhieb nach uns tut, diese aber ist wie das Nest, in dem jenes Gelichter brütet.

* * *

Die beste Gesellschaft ist die Liebe; nicht eine Verliebtheit, sondern die Liebe; durch sie wird dem Einsamen auch die Fremde und die Wüste lebendig — ohne sie bleibt dem Geselligen auch das Getümmel um ihn tot.

* * *

Das sind die wahren Stunden,
Die seine Seele lebt,
In denen durchempfunden
Die Welt an ihm vorüberschwebt.
(Nach Arno Holz)

* * *

Es ist sonderbar: meine Welt fühlt sich nicht bedroht dadurch, daß ein Bruder anderer Ansicht ist.

* * *

Vom Wert der Tugend zieht sich von selbst der Stolz ab, den man auf sie hat.

* * *

Kann der mein Weiser sein, der seine Weisheit mir zuschnauzt?

* * *

Ich verstehe die Welt nicht, aber ich lasse sie gelten.

* * *

Kein Unrecht mehr wollen, ein eigenes unerträglicher finden als ein fremdes, sein Recht also, mit der Goldwage zugewogen, einem jedem zubilligen, also auch und gerade dem Feinde — wer noch nicht in diesen Empfindungskreis getreten ist, gehört noch einer roheren, unentwickelten Kultur an.

Der Schmerz über uns — sich immer mehr verfeinernd und verschärfend, ist der gute Führer, der uns von Stufe zu Stufe zu

immer größerer Sicherheit unsres Ernstes, zu immer höherem Takte immer reinerer Gerechtigkeit leitet.

* * *

Was sich nicht parodieren läßt, ist das einfach Schöne; und unmöglich anzuverstehen von dem, der es nicht hat, ist das Gute.

* * *

Es ist leichter, über eine Quadratmeile Spiegeleis, die vor dir ausgebreitet liegt, zu gehen ohne zu fallen, als ohne auszugleiten auf eine handgroße Glätte zu treten, die dir einer hinterlistig unter die Sohle schiebt.

* * *

Alt werden ohne zu verhärten, weise ohne zu verarmen — das ist Lebenskunst.

* * *

Wer trägt aus freien Stücken ein Scheit zum Herd seines Nächsten?

* * *

Eine fürchterliche Rache des Mittelalters war, einen Menschen mit einem Leichnam zu verschnüren und so einem langen Tode preiszugeben: — heute tut man so was nicht mehr, aber man heiratet es noch.

* * *

Die Kirche ist das schlechterdings entwicklungsfeindliche Prinzip geworden, sicher seitdem sie ihre Macht verloren hat, auf deren Höhe sie noch etwas wagte, wenn auch nicht viel. Es gibt keinen Zustand der Unkultur, zu dem uns wieder zurückzuführen, und keinen Greuel, den zur Hilfeleistung zu ziehen sie nicht bereit wäre. Krachen würde die Welt vor Frost und triefen von Blut, bis sie zur Macht gelangt wäre, und dann langsam und dumpf zum Tode bleichen — — aber es ist dafür gesorgt, daß ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen: „und sie fault doch!" Sie fault: denn der furchtbarste der Feinde erhebt sich unaufhaltsam: das unsterbliche Leben der Seele, dem ihr Dach zu nieder, ihre Mauern zu

eng, ihre Art zu dumm und schlecht ist. Und die tötlichste der Vernichtungen ist: die Errichtung des Neuen. Was von selbst versinkt, baut kein Mitleid mehr auf.

* * *

Jahrelang versündigen wir uns gegen die natürlichsten Forderungen der aus der großen Einheit entspringenden Pflichten und erwarten dann, wenn die Schuldenlast mehr und mehr zu drücken beginnt, daß uns irgend ein glücklicher Zufall völlig entsühne, und wieder und ganz glücklich mache.

* * *

Ein exaltiertes Leben ohne Fleiß, himmelhohes Wollen ohne bescheiden beharrendes Tun: — Wolkenkratzer mit schlechten Fundamenten: wenn sie bezogen werden sollen, krachen sie zusammen.

* * *

Wie schwächlich und vereckelt ist doch die Tugend des Pfaffen unter seinen kanonischen Weibsen! Weit vom Feuer ist gut vorm Schuß!

Von stürmischer Jugend, lachender Schönheit umgeben sein, unaufhörlich von ihr glühen — hier ist Lust, hier sei — keusch.

* * *

Ihre Gutheit bewähren Mensch und Religion in gleicher Weise, wenn diese, nachdem sie lange auf die Kindheit jenes eingewirkt, ihr magisches Netz aufheben und ihn frei auf sich verweisen kann, und er, in dieser Freiheit und Unverantwortlichkeit, nun erst recht gut ist und wird.

* * *

Unser Schlechtestes findet noch Verständnis und Verzeihung, unser Bestes aber keine Heimat unter den Menschen, als nur in eigner Brust.

* * *

Hinter das Unrecht, das sich mit lächelnder Ruhe zu behaupten weiß, muß das zu leidenschaftlicher Wehr getriebene Recht zurücktreten.

Gleichwohl ist mir ein unterlegenes Recht lieber als ein siegreiches Unrecht.

* * *

So schlecht gegründet ist diese Welt denn doch nicht, daß sie unterginge, wenn Recht würde. Indes: in ihren Fugen kracht sie, wenn Recht wird.

* * *

Wer lebt, als der, dem jeder Wahn entschwand —
Wovon die andern haben Lust und Mut —
Und der doch ragen bleibt im Graun der Welt?

* * *

Was hilft uns, daß wir nach der Sonne leben,
Da uns das Leben mehr und mehr entschwindet?
Wir sehen droben strahlender sie schweben,
Indes sie uns im Innersten erblindet.

* * *

Die Komödie, das Lustspiel, der Humor überhaupt entsteht — auch als Ergebnis eines Kampfes — wenn und wem das Leid der Welt nicht schwerer wiegt als ihre Lust.

* * *

Glück ist wie Butter in heißer Zeit — es wird leicht ranzig.

* * *

Lerne zu handeln ohne zu prahlen.

* * *

Ich habe viele Menschen verloren, die noch leben, und diese machen mir Schmerzen, und nicht die mir gestorben sind.

* * *

Ich gebe gern ein Unrecht zu,
Klar soll mein Wesen dir vor Augen liegen,
Und was ich vor dich lege, leg ich — ab.
Die bösgeaugte Gier, mich zu durchschaun

Läßt Zug um Zug mich reiner vor dir stehn, unnahbar dir zuletzt.
Denn wie, der nur den Teufel in mir sucht,
Wie sollte er mein Göttliches erkennen!

* * *

Es zahlt sich leicht ein Beitrag „zur Unterstützung entlassener Strafgefangener", aber wie schwer ist es, einen Menschen, der uns auch nur ein wenig angeht, eine Schuld oder einen Fehler zu vergeben.

* * *

Ungeduldige Überlegenheit mag sich grob durchsetzen, gut, ich will es ihr lassen —: aber Grobheit allein tut's denn doch nicht.

* * *

So frei wie die Welten im Raume schwingt unser Selbst in seiner sittlichen Freiheit — aber sind jene frei?

* * *

In einen Boden etwas säen oder gewaltsam einpflanzen, was nicht dahin gehört, quält ihn und den Pflänzling.

Einem jeden die eigene Flora, und allenfalls veredelnd auf diese eingewirkt.

* * *

Leben ist nicht Biose, sondern Symbiose. — Es scheint aber mit dem hoch hinaus zu wollen, den es ausstößt, ohne ihn verkommen zu lassen.

* * *

Für wohl keine unsrer Anstrengungen erwarten wir vom Schicksal so sehr Gutschrift, als für unsre Dummheiten, die wir aus Güte und Schwäche begangen haben — und für keine gewährt es sie weniger.

* * *

Dank ist, wenn's hoch kommt, eine flüchtige Stimmung, durch einen weichen Augenblick gegeben.

Unter dem rechten Prisma löst er sich auf in Gier nach Hilfe und in ein feindseliges Gefühl gegen die hilfreiche Hand.

Daher auch so wieder zu sehen, daß Nehmen unselig macht, unglücklich und schlecht.

Vor solcher Pest im Gemüte bewahrt nur: Freude aneinander, die eine Einheit von Geber und Begabtem herstellt.

* * *

Du vernichtest kein Atom, denn es risse die Welt nach sich, und Du wärest mitvernichtet, ehe Dein Streich zu Ende geführt.

Das ist das Siegel ihrer Unsterblichkeit.

* * *

Den minderen Mann zieht es zum größeren, sich an ihm durch Liebe zu stärken; das schlechtere Weib hält sich zur glücklicheren Natur, um sie oder sich an ihr hassend mehr zu verzehren.

* * *

Zwei Formationen des Menschen: in der einen triumphiert er über erfolgreiche Lügen, in der andern schämt er sich schon der anversuchten.

* * *

Wer die Hände faul oder verzweifelt in den Schoß legt und nicht mittut, verfällt faulend dem Ungestalteten; wer aber, auch ohne Zweck und Ziel zu kennen, in den großen Lehmhaufen greift, um rüstig mit zu kneten, versinkt nur im Leben der Ewigkeit.

* * *

Die Kirche von heute, die der Alten Macht verliert, hätte diese auch nicht gewonnen. Ihre Geistlosigkeit erweist sich am schönsten daraus, daß sie der neuen, in Kant gesammelten und von ihm neu ausgehenden Philosophie nicht anverstanden hat, daß sie die Fundamente der alten Religion für eine neue Menschheit umschuf und somit die wankende neu und dauerhaft hätte begründen können — wie schon Kopernikus die Welt und mit ihr Gott nur erstaunlicher und göttlicher gemacht hat.

* * *

Gut sein ist alles! —

Es kommt nur darauf an, daß der Mensch „gut“ ist, der Weg ist dann gleich. Er mag im einzelnen tun und verfehlen, was er will, er langt einst an.

* * *

Lerne hören — der erste Rat an den, der sich aufmacht zu wachsen. Das Ohr ist das Scheunentor, zu dem die Erntewagen hereinwanken und uns anfüllen. Das mache, das halte weit auf.

* * *

Aus heiligen Quellen schöpft man schweigend. Nur dem lautlos und ergriffen sich Neigenden heiligen sie sich; dem lauten Schwätzer sind sie eitel Wasser.

1. 7. 08



Stimmen des Widerhall

Kraft und Macht

Gut, daß Sie in den „Grünen Blättern“ das Problem der Kraft im Zusammenhang zu behandeln begonnen haben. Sie werden wohl starken Widerhall aus Ihrem Leserkreise vernehmen. Auch mir hat Ihr Aufsatz, den ich in den letzten Tagen erst las, alles wieder einmal aufgerüttelt, was mir das Leben bisher über dieses Grundproblem zu denken gegeben hatte.

Das Suchen und Schreien nach Kraft würde mehr Befriedigung finden, wenn man nicht so oft einen hohlen Schein oder ein Surrogat der Kraft für diese selbst nähme. Sie sagen, man verwechselt Macht mit Kraft. Ich würde diese Verwechslung noch viel schärfer unterstreichen wie Sie. Wissen ist Macht, Reichtum, Stellung, Einfluß, das alles ist Macht, aber beruht es auch immer

auf wirklicher, echter, innerer Kraft? Wie viel selbst von den geistigen Gütern hängt uns nur äußerlich an, hat nie unser Wesen bereichert! Und erst die materiellen Dinge, die sollten wir doch nur als mehr oder weniger vergängliche und verlierbare Werkzeuge trotz aller Wertschätzung betrachten lernen.

Macht soll man nur dem anvertrauen, der Kraft hat. Wehe, wenn die Macht in den Händen des Schwachen liegt! Er kann sie nicht richtig gebrauchen, er benutzt sie, um das Starke, Lebenskräftige neben sich zu unterdrücken in der Meinung, es damit aus der Welt geschafft zu haben.

Macht kann auch dem Starken gefährlich werden: sie verschafft ihm Erfolge, wenigstens scheinbare, bringt damit die eigentliche Kraft außer Übung und zur Verkümmerung. Aber Macht gibt auch die Möglichkeit, die Kraft zu sammeln, auszuruhen zu neuem Anlauf.

Es scheint, die feinsten, höchsten Kräfte vertragen am wenigsten die Umsetzung in und die Verbindung mit Macht. Der Teufel bietet Jesus Macht an, um seine Kraft zu fälschen. Der Papst war nachher zugänglicher. Das Evangelium ist eine Kraft, die Kirche ist eine Macht.

Mir scheint, Macht ist in dem Grade gut, als sie eine Zusammenfassung von echter Kraft, ein Organismus lebendiger Kräfte ist. Aber solche Machtgebilde zu schaffen ist nicht leicht. Die meisten Organisationen haben den direkten Willen zur Macht ohne das entsprechende gleich starke Streben nach Kraft. Man will schnelle Erfolge und schafft Eintagswerke. Der Weg über die Kraft zur Macht ist zu mühsam und zeitraubend, das erlebt man ja nicht mehr! Nietzsche, der Mann der brennenden Sehnsucht nach Kraft, ließ sich dieses sein Bestes umfälschen und umbiegen in den Willen zur Macht.

Meine Macht ist die Summe meiner Möglichkeiten ohne Rücksicht darauf, wieviel davon auf meiner eigenen, in meinem Wesen liegenden Kraft beruht oder auf den äußeren Verhältnissen und den zu meiner Verfügung stehenden Menschen. Kraft ist etwas von

mir Untrennbares, außer daß sie den Bedingungen meines Lebens unterliegt.

Was ist nun das Wesen der Kraft? Ich würde nicht Kraft mit Bewegung gleich setzen, sondern mit der Fähigkeit der Bewegung. Tätige Kraft ist Bewegung, und zwar aktive Bewegung. Passive Bewegung ist Scheinkraft, Bewegungslosigkeit ist Unkraft. Die schwachen Nerven z. B. geben sich gerne für ein gutes Herz aus. Sie haben aber nur die Fähigkeit, von einem Unglück erschüttert zu werden und bleiben in dieser passiven Bewegung stecken: das gute, starke Herz ist etwas ganz anderes, es setzt sich in tätige Bewegung, es hilft, es ist eine wirkliche Kraft. So täuschen uns die Scheinkräfte des künstlichen Rausches und der Verworrenheit die echte Kraft der Begeisterung und der Phantasie vor. Die Unkraft der Nüchternheit will als Verstandesschärfe, die der Gefühllosigkeit als Festigkeit erscheinen u. s. w.

Die Kraft tritt schaffend und zerstörend auf. Ich meine nicht diejenige zerstörende Kraft, die Platz macht für etwas Höheres, denn die gehört zur schaffenden, sondern die wirklich auf Vernichtung, Unterdrückung, Schädigung ausgehende. Sie ist in Bezug auf ihre Bewegung aktiv, in Bezug auf das Ziel aber verneinend. Man könnte sie eine in ihrer Richtung umgebogene, eine verfälschte Kraft nennen.

Jede Kraft hat ihre ergänzende Gegenkraft, an der wir sie auch messen können. Güte und Festigkeit, Klarheit und Begeisterung, Phantasie und Logik, die heile gesunde Selbstliebe und das feine Verständnis für andere — das eine ohne das andere schwebt in der Luft, an seiner Gegenkraft findet es den Widerhalt, beide gegen einander strebend erstarken und wachsen in die Höhe.

Wie gewinnen wir mehr Kraft? Für uns selbst und andere? Denn trennen können wir das nicht. Wir müssen unsre Lebensbedingungen erfüllen, dann erfüllen wir auch die Bedingungen unsers Wachsens. Nicht bloß des Vergleichs wegen führe ich das Körperliche an: arbeiten nach unsrer Leistungsfähigkeit, essen nach dem Maßstab, wie unser Organismus die Nahrung produktiv ver-

werten kann, u. s. w. So muß auch im geistigen Leben Einnahme und Ausgabe der Verdauungskraft und der Arbeitskraft angepaßt sein. Wie oft lassen wir uns von andern eine für uns ungeeignete Nahrung aufschwätzen! „Wie ist es möglich, das Buch haben Sie nicht gelesen, das Stück nicht gesehen? das Konzert nicht gehört? Sie waren in Rom und haben den Papst nicht gesehen?" Wer sagt dann frei und offen: mit dem Papst wußte ich nichts anzufangen, oder: ich hatte Besseres zu tun, oder: ich kann das alles nicht bewältigen, ich kann aber nur von dem leben, was ich verdaue, nicht von allem, was ich mir ins Gehirn stopfe. — Also hier heißt es vor allem: richtige Auswahl und nicht zu viel, das Wenige aber sich wirklich einverleiben. Wie sollen aber die Menschen diese Ökonomie lernen, solange die Schule das Gegenteil betreibt?

Wenn wir in diesen Dingen den Mut gewonnen haben, unser Lebensschiff von allem zu befreien, was für uns wertloser Ballast ist — so wertvoll es für andere sein mag —, dann werden wir auch in den Beziehungen zu unsern Mitmenschen, in den eigentlichen Tiefen und Höhen des Lebens wahrhaftiger und damit stärker werden. Ich kann nicht jedem alles sein; wenn ich es versuche, so wird ein kümmerliches, unfruchtbares Wesen daraus und meinen Nächsten, d. h. den, dem gerade ich helfen und die Kräfte wecken kann, den lasse ich am Wege verderben. Ich muß auch nein sagen können, um das rechte ja nicht zu versäumen. Kann man einem andern lebendige innere Lebenskraft geben, wie man einen Hungernden durch Speise wieder aufrichten kann? Jedenfalls kann man seine innere Kraft aus dem Schutt und Gerümpel, das der Alltag, die Sorge, die Verständnislosigkeit seiner Umgebung darauf gehäuft haben, hervorholen und in Schwingung versetzen. Das kann man aber nur, wenn man an diese Kraft glaubt, weil man sie unmittelbar herausfühlt. Manchmal ihm selbst zum Trotz. — Wer gewinnt nun am meisten Kraft dabei, der Gebende oder der Nehmende? Da läßt sich Geben und Nehmen nicht mehr unterscheiden.

Wo man aber diese unmittelbare Fühlung nicht hat, also auch nicht den Glauben an die Kraft des Hülfesuchenden, da soll man ihn zu andern schicken — er wird dann überhaupt wohl kaum zu uns kommen —, denn anquälen kann man sich dieses Verständnis für den andern nicht.

Viel keimende Kraft kann man zerstören, wenn man einem Schwächeren, dessen Wesen und Wege man nicht versteht, zu verstehen gibt: ich bin stärker als du, auf deinem Wege ist kein Heil.

Oft besteht die Kraftprobe darin, daß man zu dem Sinkenden heruntersteigt, um dann mit ihm wieder heraufzusteigen. Man kann das am besten, wenn man mal selbst irgendwo da unten gesteckt und den Weg herauf sich erkämpft hat. Man muß aber seiner Steigekraft sicher sein, dann ist die Wiederholung eine gute Übung, andernfalls sitzen nachher beide im Sumpf.

Als Umgang soll man die Schwächeren nur dann wählen, wenn man ihnen helfen, sie heben kann. Sonst solche, die in diesem und jenem oder überhaupt stärker sind als wir. Leicht verwechseln wir Überhebung mit Kraft. Das Steigen kommt uns zum Bewußtsein, wenn wir andere unter und hinter uns zurücklassen. Diesen Abstand können wir auch gewinnen, wenn wir die andern hinunterdrücken. Was wir da ausüben, ist aber niemals Kraft, sondern Schwere. „Der Teufel ist der Geist der Schwere“, und seine Feinheit ist hier, wie so oft, daß er sich als den Geist der Steigkraft aufspielt. So lange und überall, wo wir uns als Bergsteiger fühlen, drücken wir niemals. — Umgekehrt meint mancher zu steigen und hängt doch nur an den Rockschößen eines andern. — —

6.7.08.





Zur gegenwärtigen Lage des Christentums

Vorwort

Seit die Grünen Blätter bestehen, werden mir immer und immer wieder Vorstellungen und Vorwürfe über die Stellung gemacht, die sie zur Kirche und zum gegenwärtigen Christentum überhaupt einnehmen, und kürzlich ist es mir von einem treuen Leser direkt zur Gewissenspflicht gemacht worden, hier eine deutliche Erklärung abzugeben, die den Verdacht der Kirchenfeindschaft von mir nimmt und mein wesentliches Einverständnis mit der Kirche unmißverständlich bezeugt.

Ich finde diese Zumutung seltsam. Denn jeder unbefangene Leser der Grünen Blätter bekommt ganz entschieden den Eindruck, daß sich bei mir der schärfste prinzipielle Gegensatz zur Kirche, wozu ich übrigens auch alle Sekten rechne, mit dem höchsten Respekt vor der Kirche verträgt — man lese doch einmal aufmerksam den Aufsatz „Das Vergängliche und das Bleibende im Christentum", und nehme alles genau so, wie es da steht — daß also von einer Kirchenfeindschaft ebensowenig die Rede sein kann, wie bei meinem Standpunkt in der Unterrichtsfrage (Kindererziehung und Jugendunterricht im 5. Band) von einer Feindschaft gegen die

Schule, wie bei meiner Stellung zur heutigen Kultur, in der ich nur eine zivilisierte Barbarei erblicke, von einer Feindschaft gegen unsre Kunst, Wissenschaft und Technik, wie bei meiner Auffassung vom Besitz (Gedanken über das Eigentum im 5. Band) von einer Feindschaft gegen die besitzenden Klassen, wie bei meiner Sehnsucht nach der Neuordnung aller Dinge (vergl. Das Ziel) von einer Feindschaft gegen die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsordnung.

Überall ist der Gegensatz ein rein sachlicher und prinzipieller. Er richtet sich gegen das System und die Methode, aber nicht gegen die Organe, die ihm dienen, und ich sehe gar nicht ein, warum sich nicht der Eindruck von der Verkehrtheit des persönlichen Christentums und des religiösen Betriebs unter den Vertretern der Kirche ebenso verbreiten könnte, wie die Überzeugung von der Fragwürdigkeit unsrer ganzen Kultur immer mehr unter den heutigen Kulturarbeitern Platz greift. Würde das geschehen, dann würde man die Grünen Blätter, so nachdrücklich sie ihre Stellung behaupten und betonen, gar nicht als Gegensatz empfinden, sondern als Mithelfer an einem neuen Werden begrüßen. Es liegt also nicht an den Grünen Blättern, sondern an der Haltung der Kirche und Theologie, d. h. an ihren offiziellen und offiziösen Vertretungen (Kirchenregiment, Synoden, Konferenzen, Presse, wissenschaftliche Forschung), daß sich der Gegensatz verstärkt und vertieft. Es liegt an ihrer Verständnislosigkeit, es liegt daran, daß sie auf etwas anderes gerichtet sind. Und ich kann daran gar nichts ändern. Sonst würde ich meiner Aufgabe und meiner Überzeugung untreu werden. Ich kann mich nur bemühen, Verständnis zu wecken. Aber ich kann es nicht erzwingen.

Angreifen wollte ich die Kirche nie. Denn erstens finde ich die Kirche, selbst wenn sie so ist und bleibt, wie sie geworden ist, für ganz unentbehrlich, wie ich oft genug ausdrücklich betont habe. Sie ist eine Erziehungsanstalt für die chaotische Menschheit, die wesentlich mit zur Bändigung der verheerenden Kräfte und Triebe in ihr beiträgt, die eine heilsame Ordnung in ihr Leben bringt.

Sie bietet Unzähligen eine unvergleichliche Hilfe in ihren Nöten, gibt ihnen einen innern Halt, verbreitet Lebenszuversicht und den Willen zum Guten, Selbstzucht und sittliches Streben, Selbstverleugnung und Hingabe für andere, und ist darum eine Lebens- und Kulturmacht allerersten Ranges, ohne die wir gar nicht auskommen könnten. Denn es gibt heute noch nur verhältnismäßig wenig Menschen, die außer der Kirche leben können, ohne innerlich zu verwahrlosen und an dem Besten, was sie haben, Schaden zu nehmen. Wie sollte es mir also beikommen, die Kirche zu bekämpfen!

Ich habe auch eine viel zu große Ehrfurcht vor dem ungeheuren Fonds persönlicher Kräfte, die hier mit heiligem Ernst und lauterem Sinn der Menschheit zu dienen suchen, als daß ich das könnte. Ich wünschte ja nichts sehnlicher, als daß sie zum Besten des Reiches Gottes und der Menschwerdung von dem System und der Methode entbunden würden, was sie für dieses Ziel zur Unfruchtbarkeit verdammt, weil beides mit dem Wesen des Reiches Gottes im Widerspruch steht. Aber dazu kann ich nichts tun als den Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes so klar und deutlich wie nur irgend möglich vor Augen zu stellen. Jede Verschleierung und jeder Kompromiß wäre nicht nur eine Unwahrheit, sondern auch zum Schaden der Kirche.

Darum darf ich auch nicht die Tatsache verhehlen, daß die Menschwerdung, die Jesus wollte, in der christlichen Religion untergegangen ist, und je mehr die Verkirchlichung des Evangeliums fortschreitet, um so weniger das große göttliche Geschehen, das er bringen wollte, aufkommen kann, daß der kirchliche Betrieb und die religiöse Behandlung unzählige Suchende nicht befriedigt und nicht befriedigen kann, weil sie nicht den Weg zu unmittelbarem Erleben und neuem Werden zeigt, daß die kirchliche Predigt direkt das Kommen des Reiches Gottes hemmt, weil sie die Menschen des Suchens und der Sehnsucht innerlich beruhigt, statt ihre Unruhe zu einer treibenden Kraft anzufachen und für die Menschwerdung fruchtbar zu machen.

Einer persönlichen Abneigung gegen die Kirche, die viele vermuten, bin ich mir nicht bewußt, sondern des Gegenteils davon: einer Zuneigung zu der Fülle redlichsten Wollens und persönlicher Aufopferung, die die Kirche in sich birgt, einer verschmähten Liebe, die nicht aufhören kann, mithelfen zu wollen, einer Trauer um die verlorene Kirche, die sich selbst verloren hat und die Richtung auf das Reich Gottes, die Jesus verloren hat und das, was er eigentlich wollte, so sehr sie ihn anbetet, die die lebendige Fühlung mit Gott verloren hat, so viel sie von ihm redet.

Viele werden es unerhört finden, daß ich so etwas sage. Aber man kann mir doch nicht zum Vorwurf machen, wenn ich es so sehe und empfinde. Es ist für mich das Sicherste, was es überhaupt gibt, daß Jesus kein Religionsstifter war und sein wollte, daß das ganze Christentum ein Mißverständnis dessen ist, was Jesus vorhatte, daß jede Art von Religion ein Gegensatz ist zum Reiche Gottes, das uns von aller Art Religion erlösen sollte, daß Jesus keine neue Lehre bringen wollte, sondern eine neue Art Leben, die sich zu allem bisherigen Leben der Menschen verhält wie etwa die neue Art Strahlen Röntgens zu allen bisher bekannten Strahlen, daß dazu keine Belehrungen und Überzeugungen führen, sondern nur unmittelbares Erleben, daß das wahre Wesen des Christentums keinerlei Weltanschauung, sittliche Lebensauffassung, geschweige ein Kultus ist, sondern die neue Schöpfung des ursprünglichen Wesens der Menschen, daß das heutige persönliche Christentum nichts ist als die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer in christlicher Form. Ich kann doch unmöglich davon abgehen, daß das unerschütterliche Tatsachen sind, und kann doch aber auch nicht tun, als ob das neue Wesen und Leben Jesu im Christentum von heute verwirklicht wäre.

Es ist auch nicht wahr, daß ich mich zu diesem scharfen Gegensatze erst im Laufe der Jahre hätte durch die Ablehnung, der ich in kirchlichen Kreisen begegnete, treiben lassen. Natürlich ist mir die Klarheit und Gewißheit über das, was Jesus eigentlich wollte, mit der Zeit immer mehr gewachsen. Aber als die

Grünen Blätter begründet wurden, stand es mir schon längst fest, daß wir das in unserm Christentum weder haben, noch kennen. Unser heutiges Christentum ist mir mindestens seit fünfzehn Jahren fragwürdig, und seitdem war es mir das Problem meines Lebens, zu entdecken, worin das neue Wesen besteht, das Jesus der Menschheit offenbarte, und wie wir es heute gewinnen können. Dieses Problem wollte ich selbstverständlich zunächst auf dem Boden der Kirche und in Gemeinschaft mit ihren wissenschaftlichen und praktischen Organen zu lösen versuchen. Ich suchte die Vertreter der Kirche dafür zu interessieren und zur Mitarbeit aufzurufen.

Dafür habe ich mehr als ein Dokument. Eins davon lege ich hier meinen Lesern vor. Genau vor zwölf Jahren veröffentlichte ich in der Christlichen Welt einen Aufsatz „Zur gegenwärtigen Lage des Christentums", in dem ich eine damals erschienene Schrift zum Anlaß nahm, um das Problem des persönlichen Christentums aufzuwerfen und zur Mitarbeit daran zu werben. Daraus geht hervor, daß ich zuerst innerhalb der Kirche Interesse dafür zu gewinnen suchte, daß ich also nicht im Gegensatz, sondern in Gemeinschaft mit ihr, einer unter Vielen, mich um die Lösung des Problems bemühen wollte, daß ich, wenn ich das persönliche Christentum von heute in Frage stellte und seine Echtheit bestritt, der Kirche dienen, aber sie nicht bekämpfen wollte. Denn ich veröffentlichte den Aufsatz in einem kirchlichen Blatte. Daß es in der Christlichen Welt erfolgte, geschah nicht darum, weil ich ihrer Richtung angehörte — die moderne Theologie wird in dem Aufsatz ja genau so kritisiert wie die traditionelle —, sondern weil dieses Blatt das einzige kirchliche Blatt ist, das die Weitherzigkeit besitzt, einen derartigen Aufsatz aufzunehmen.

Aus dem Aufsatz ist weiter zu ersehen, daß die Kritik des gegenwärtig vorhandenen Christentums hier mit einer Schärfe vollzogen wird, wie niemals wieder. Denn es ist hier mit dürren Worten ausgesprochen, daß wir das genuine (echte) Christentum weder haben, noch kennen. Darum beweist dieser Aufsatz, daß ich mich nicht erst durch Verständnislosigkeit und Ablehnung im kirch-

lichen Lager in einen Gegensatz zum heutigen Christentum drängen ließ, und daß meine Kritik nicht dadurch verschärft worden ist, sondern daß meine Stellung zum Christentum von heute damals bereits genau dieselbe war wie jetzt.

Dieser Aufsatz erschien vor zwölf Jahren, also ein Jahr vor der Begründung der Grünen Blätter, ein Jahr, ehe ich von konservativ kirchlicher Seite nach Berlin berufen wurde, um Vorträge zu halten, und die dortige christliche Presse mit großer Lebhaftigkeit für meine Tätigkeit eintrat, während sie seit Jahren alles, was von meiner Seite kommt, unbesehen aburteilt oder totschweigt. Das bitte ich im Auge zu behalten. Und nun folge der Aufsatz selbst:

1. Einleitung

„Die Nachfolge Christi und die Predigt der Gegenwart" betitelt sich eine vor ungefähr einem Jahre erschienene Abhandlung von Johannes Weiß. Selten habe ich eine Schrift mit so lebhaften, erregten Empfindungen gelesen und doch schließlich unbefriedigt aus der Hand gelegt. Aber sie ist zweifellos von großer Bedeutung: als Symptom für die gegenwärtige Lage des Christentums, als Beitrag zur Klärung der verworrenen Verhältnisse und als Anstoß zu einer energischen Reformbewegung.

Weil sie das ist, sei mir gestattet, den gewöhnlichen Weg der Anzeige, die Schrift zu besprechen, zu verlassen und den nützlicheren zu betreten, über die Sache selbst meine Gedanken darzulegen. Das wird auch dem Verfasser lieber sein. Wenigstens weiß ich aus eigener Erfahrung, welche Enttäuschung es ist, wenn man durch die Not gedrungen auf literarischem Wege versucht hat, eine Angelegenheit aus der Lethargie des Gehenlassens in Fluß zu bringen, ein längst empfundenes Problem der Lösung durch die Tat näher zu führen, kurz einen Stoß auszuführen, der Menschen in Bewegung und Wirksamkeit versetzen soll, und man erhält als Antwort nur — Rezensionen. Was hilft uns das Gerede über die Bücher, mag es noch so glänzend sein und noch so angenehm klingen? Was liegt uns an dem Buch! Auf die Sache kommt es

an. Wir wollen doch keine Literatur machen, kein schriftstellerisches Kunstwerk zur Augenweide darbieten, sondern durch das Organ des geschriebenen Wortes die Geister zur Mitarbeit an dem Problem, an dem Notstand wecken, einen Beitrag geben, der seinen Beruf verfehlt, wenn nicht andere mit dazu beitragen. Also zur Sache.

Der Verfasser teilt uns seine Gedanken über die Frage mit: Wie muß gegenwärtig das Christentum gepredigt werden? Mit ihr fließt die andere, die davon zu trennen ist, zusammen: Worin kann in der modernen Zeit das persönliche Christentum noch bestehen? Die Antwort ist: in der Nachfolge Christi, die aber weder mit der Jüngerschaft zur Zeit Jesu noch mit der Religiosität der Apostelzeit zusammenfällt (die der erste historische Teil der Schrift darstellt), sondern eine moderne Nachfolge Christi, d. h. eine Nachfolge des in die moderne Zeit herein gedachten, des modern gedachten Christus ist (worauf der zweite dogmatische Teil hinausläuft). Das ist das in unsrer Zeit mögliche persönliche Christentum, das sich mit der modernen Weltanschauung verträgt, während die urapostolische Religiosität für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts unmöglich ist. Diese Nachfolge Christi muß Ziel und Inhalt unserer Predigt werden.

2. Der Zersetzungsprozeß im gegenwärtigen Christentum

Die Schrift ist symptomatisch. Denn sie ist ein Zeugnis für die große Unsicherheit und Ratlosigkeit, die gegenwärtig in weiten Kreisen, um nicht zu sagen überall, darüber herrscht, was eigentlich Christentum ist. Von einer Menge literarischer und wissenschaftlicher Arbeiten ist dieser Notstand die eingestandene oder uneingestandene, die bewußte oder unbewußte peinliche Veranlassung. Aber noch nirgends habe ich davon so eindrucksvoll in den Zeilen und zwischen den Zeilen gelesen, wie hier in dieser Schrift. Er spricht ebenso aus den tastenden Bemühungen, dem zu begegnen, vielleicht aber am ergreifendsten aus dem ehrlichen Geständnis des Verfassers, daß er seine Vorschläge nur als Notmittel für „unsre prophetenlose, geistesarme Gegenwart“ empfehlen will.

Diese Verlegenheit und Ungewißheit, der unstäte Blick und die unsichere Empfindung dem persönlichen Christentum gegenüber, die in unsrer empirisch und realistisch gerichteten Zeit um so peinlicher und verhängnisvoller ist, wird man schwerlich ableugnen können. Natürlich wird man sich hüten, diesen bedenklichen Zustand offen einzugestehen, da er doch eigentlich den Bankerott bedeutet. Aber er äußert sich deutlich genug. Er zeigt sich ebenso in den jetzt herrschenden allgemeinen Bemühungen, möglichst jede persönliche religiöse Bestimmtheit als Christentum in Anspruch zu nehmen, wie in der Furcht, die Glaubensgewißheit theoretisch oder gar praktisch auf die persönliche Erfahrung zu gründen: denn die Angst vor dem Subjektivismus ist doch nur verständlich aus der Empfindung, daß im Subjekt nichts Festes und Objektives, nichts Selbständiges und Selbsttätiges vorhanden ist. Weiter ist es doch ein Zeichen dieser Hilflosigkeit und Unerfahrenheit, wenn man sich, sobald die Rede auf das persönliche Christentum kommt, an dogmatische Bestimmungen klammert oder verschleiernde Phrasen spinnt oder sich mit leerem Pathos aus der Verlegenheit hilft. Der ganze erschreckende Mangel an religiöser Ursprünglichkeit und an dem starken impulsiven Drange des inneren Lebens aus Gott, der in den deduktiven, schöpferisch produktiven Leistungen der Theologie, in der Ausschlachtung der großen Masse von Predigtbüchern durch die Pfarrer und in der phänomenalen Unmündigkeit der Laien zutage tritt, hat darin seinen Grund, daß die sichere Selbstverfassung der christlichen Persönlichkeit in ihrem Sein und Werden so selten, weil unmöglich, ist. Auch die Überschätzung der Dogmen und Dogmatiken, der Bibel und theologischer Autoritäten, dieses krampfhafte Haschen und Greifen nach etwas nur irgendwie Gewissem stammt aus der persönlichen Unsicherheit über das Christentum. Dahin weist doch auch wohl die Beobachtung, daß sehr viele moderne Theologen, sobald sie in das praktische Amt kommen, sofort in die alten bequemen ausgefahrenen Gleise verfallen, und oft ein Zwiespalt zwischen der intimen persönlichen Weltanschauung und der Weise öffentlich zu lehren entsteht. Endlich ist mir die

Verschiebung des Schwerpunktes vom Religiösen ins Moralische in Theorie und Praxis des heutigen Christentums und das Verführerische, das eine sozialpolitische Tätigkeit für viele Theologen hat, weil sie hier etwas Gewisses haben und etwas Gewisses wirken können, ein Zeichen dafür, daß man sich in einer religiösen Unsicherheit befindet.

Ein Beweis, daß dieser Notstand neuerdings stark empfunden, wenn auch vielleicht oft noch nicht klar erkannt wird, ist die Erscheinung, die man jetzt fast überall beobachten kann, daß die Frage nach dem genuinen (echten, ursprünglichen) Christentum in den letzten Jahren immer lebhafter geworden ist. Noch ist sie wenig in Wort und Schrift an die Öffentlichkeit gedrungen, aber um so mehr beschäftigt sie die Gedanken, um so mehr springt sie immer wieder aus den persönlichen Gesprächen, die in die Tiefe dringen, hervor.

Diese Unsicherheit des christlichen Bewußtseins kann ihre Ursache nur in einer Erschütterung und Zerfahrenheit, in einer Entartung und Auflösung des persönlichen religiösen Bestandes haben. Denn daß das allgemeine Schwächegefühl bloß in einer mangelhaften erkenntnismäßigen Vermittlung, in einem unzulänglichen Bewußtwerden dessen, was trotz alledem vorhanden sei, seinen Grund habe, kann man doch kaum in einer Zeit annehmen, die den religiösen Intellekt seit Menschenaltern gepflegt und zu einer wahren Virtuosität gebracht hat. Im Gegenteil. Religiöse Erkenntnis ist genug vorhanden, aber sie schwebt in der Luft und ruht nicht auf dem Boden des persönlichen Erlebens. Infolgedessen ist sie ein Spielball aller möglichen Reflexionen und Phantasien geworden und schwankt haltlos hin und her.

Soweit also bei den einzelnen das persönliche Christentum nicht überhaupt völlig in einer bloßen religiösen Weltanschauung aufgeht, liegt es selbst im Argen. Es ist nicht eine durch bestimmte Erlebnisse geschaffene neue Verfassung und Betätigung der Persönlichkeit, kein organisch erzeugtes und gewordenes neues Leben, das mit der Selbstverständlichkeit alles Lebendig-wirklichen seiner

selbst sicher wächst und wirkt, sondern eine aufgegriffene Hypothese für die persönliche Lebensführung, die sich ganz nach den eigenartigen Verhältnissen des Individuums gestaltet und unter widrigen Einflüssen widerstandslos verwittert.

Damit ist zugleich gesagt, daß es nicht das genuine, das wirkliche Christentum ist. Es ist höchstens eine täuschende Imitation. Der äußere Schein trügt, denn der innere Bestand ist fremdartig. Die christliche Haltung ist nur eine Pose, die zur Überzeugung und Selbsttäuschung geworden ist, aber es steht keine Erfahrung, keine Wirklichkeit dahinter.

Diese peinliche Lage der Unsicherheit und Ratlosigkeit, geschweige der Hohlheit und Unwirklichkeit im christlichen Sein und Wirken kennt man natürlich nicht im traditionellen Christentum und in der traditionellen Theologie. Hier erfreut man sich der Unfehlbarkeit in der Auffassung und des Scheins des persönlichen Besitzes, obgleich die Nichtigkeit des persönlichen Christentums in dem kirchlichen Teil der Gemeinden handgreiflich zutage liegt und die Ohnmacht des Wirkens nicht durch die Vielgeschäftigkeit des Arbeitens ersetzt werden kann. Man ist hier eben noch nicht zum Zweifel an sich selbst gekommen. Man hat noch nicht die Stimme vernommen: tue Rechnung von deinem Haushalte. Sonst würde niemand zögern, den Bankerott einzugestehen und an der Stelle anzumelden, wo er allein gehoben werden kann.

Anders liegt es in den modernen kirchlichen Strömungen. So wenig ich zugestehen kann, daß das, was die moderne Theologie für Christentum ausgibt, das Neue ist, was Jesus brachte und die urchristlichen Gemeinden verwirklichten, so zweifellos ist es, daß es das Christentum ist, was unter günstigen Verhältnissen im allgemeinen jetzt empirisch existiert. Auf dieser Seite ist jedenfalls die Ehrlichkeit vorhanden, die nicht mehr gibt, als sie hat, die sich nicht für mehr ausgibt, als sie ist. Und seitdem nun noch offen eingestanden wird, daß dies gegenwärtige Christentum etwas anderes ist als das ursprüngliche, ist die Aufrichtigkeit vollkommen. In dieser Klärung und Offenbarung des tatsächlich vorhandenen

persönlichen Christentums besteht die große entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der modernen Theologie für das Reich Gottes.

Unsre Zeit hatte aus der Vergangenheit dogmatisch festgestellt und zum Ausdruck gebracht erhalten, worin das persönliche Christentum bestehe, was sein Glaube und seine Triebe seien, was man als Christ fühle, erfahre und erlebe. Jeder äußere Zwang aber, der dadurch gegeben war, jede von vornherein übergestülpte Form hindert die freie Entfaltung. Was geschah nun? Mit einem durch Generationen hindurch zur Anlage gewordenen religiösen Anempfindungsvermögen suchte der einzelne das, was ihm erst eingehend gelehrt worden war, nachzuempfinden. Nachempfindung ist aber keine Verwirklichung. Es hat ja gewiß immer Ausnahmen gegeben, aber im allgemeinen mußte so ein Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit des persönlichen Lebens, das im besten Falle ein gottgemäß gestimmtes und bestimmtes war, und einem vorgeblichen überschwänglichen gottgewirkten Gefühls- und Erfahrungsleben entstehen, in das man sich hineinglaubte, hineinempfand. Alle Früchte und Auswirkungen, die ein solches Leben, wenn es Wirklichkeit, von Gott geschaffene Wirklichkeit gewesen wäre, hervorgebracht hätte, blieben natürlich aus, und ebenso alle die Erlebnisse, zu deren auch nur scheinbarer Herbeiführung alle Anstrengungen des Nachempfindens und Zurechtlegens nicht ausreichen. Wird diese Selbsttäuschung allgemein, so wirkt sie ansteckend, verblendend und versichernd. So entstand eine neue Art naiver, unbewußter Heuchelei, die sich als verwirklichtes Christentum geberdete. Eine psychologisch verständliche und geschichtlich belegbare Folge dieses Zustandes trat auch hier ein. Man kanonisierte die Form und die Formeln; die Freiheit und die Entwicklung hörte auf. Und analog dazu erfolgte im persönlichen Leben Veräußerlichung, Erstarrung, Hohlheit, Zwiespalt zwischen Religion und Moral, Aufhören des organischen Wachstums, wenn es bei den einzelnen überhaupt jemals dazu gekommen war. Die besten Kräfte der modernen Theologie stammen nun aus dem Ringen nach Wahrheit und Aufrichtigkeit im persönlichen Christentum und nach Übereinstimmung zwischen

dem wirklich vorhandenen christlichen Sein und der Nachbildung der Wirklichkeit in den dogmatischen Begriffen. Damit ward aber die Zerrüttung, Entkräftung und Verderbung des Christentums, auf die man bisher nur aus Symptomen schließen konnte, offenbar, und der Zersetzungsprozeß schritt, nachdem die schützende Hülle der Selbsttäuschung hinweggenommen war, rapid weiter. Aber das ist keine Krankheit zum Tode, sondern zum Leben. Es ist eine Krisis, ein Wahrheitsgericht, unter dem die Wirklichkeit an den Tag kommt — die unabänderliche Voraussetzung für die Offenbarung der göttlichen Gnade und Kraft, nach der wir uns sehnen gegenüber denen, die alles zu haben glauben.

Liegt es so, dann ist aber klar, daß wir die Wendung zur Wahrheit zunichte machen, sobald wir unser scheinbares, entartetes Christentum für das wurzelechte oder wohl gar höher entwickelte ausgeben wollten. Wir müssen uns vielmehr noch in ganz anderem Sinne als Paulus sagen, daß wir es noch nicht ergriffen haben. Dann steht es aber auch fest, daß wir den großen Notstand im Christentum unsrer Zeit nicht auf wissenschaftlichem, sondern nur auf praktisch-persönlichem Wege überwinden können: dadurch, daß wir Christen werden. Erst dann können wir sagen, was Christentum ist. Nicht daß das Christentum modern werde, sondern daß die Modernen Christen werden, darauf kommt es an.

3. Das Entweder-Oder und seine Konsequenzen

Wir stehen bei der jetzigen Lage des Christentums vor einem schneidenden Entweder-Oder:

Ist es das Richtige, daß sich das Christentum, als religiöse Weltanschauung und Lebensnorm gefaßt, immer höher, reiner, vergeistigter von Jahrhundert zu Jahrhundert über Christus hinausentwickelt? Steht es so, daß er nur Anstoß- und Richtung für eine geistige Entwicklung gab, die sich immer weiter von ihm entfernen muß? Ist die christliche Religion also nur die religiöse Seite, das religiöse Element der einen großen Kulturentwicklung, und handelte es sich im Urchristentum um kulturgemäße Anschauungen, Stim-

mungen u. s. f., die durch die Zeiten hindurch einen Wandlungsprozeß durchmachen, in denen die Kulturanschauung das Wesentliche und das Christliche das Beiläufige ist?

Oder war das ursprüngliche persönliche Christentum eine eigenartige, einzigartige Lebenswirklichkeit innerer Erlebnisse und Erfahrungen, die als objektive seelische Verfassung damals tatsächlich in bestimmten Vorgängen des persönlichen Lebens vorhanden war, unabhängig davon, wie man sie seinerzeit erkenntnismäßig erfaßte und sich damit auseinandersetzte, und davon, wie man heutzutage darüber urteilt; die wir deshalb wiedergewinnen müssen, wobei die organische Wirklichkeit wesentlich dieselbe sein wird, und nur die reflektierende Vorstellung eine andere Form der Anschauung gewinnt? Ist das Christentum eine göttlich gewirkte neue Verfassung des Menschen und eine zu umfassender Ausbreitung bestimmte Erneuerung der chaotischen Menschheit, die Geschichte des persönlichen Wirkens Gottes in der Welt, bei der alles darauf ankommt, daß sie sich vollzieht, daß das Neue verwirklicht wird, während der Widerschein der Wirklichkeit im Denken von der Entwicklungsstufe der menschlichen Erkenntnis abhängig bleiben wird?

Die Religion und Theologie steht gegenwärtig vor diesem Scheidewege, und er ist schon nach verschiedenen Seiten beschritten worden.

Stellen wir uns auf jene Seite, so ist es ganz klar, daß der religiöse Niedergang, unter dem wir jetzt leiden, daher kommt, daß die Entwicklung der Religion hinter dem Kulturfortschritt zurückgeblieben ist. Wenn danach Religion nicht überhaupt nur ein verblassendes vergängliches Element aus der Vorstellungswelt der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts ist, so ist doch jedenfalls das Christentum eine gänzlich veraltete, den meisten Volksindividualitäten völlig fremdartige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses. Die Spannung zwischen dem modernen Bewußtsein und der orientalischen Mythologie, die man bisher durch Erweichung und Umbildung der christlichen Begriffe, durch Umdeutung und Ausscheidung der überlieferten Tatsachen, durch Verschiebung der religiösen

Phänomene und durch Modernisierung der Moral zu mildern suchte, ist nicht mehr zu ertragen und muß radikal gehoben werden, wenn nicht weiterhin die gesunden religiösen Instinkte der Menschen darunter verkümmern und dadurch verdorben werden sollen.

Es wäre dann also die Aufgabe unsrer Zeit, den Schritt über Christus hinaus zu tun. Wie die Kunst heutzutage mit heißem Bemühen einen neuen Stil sucht, um aus dem gegenwärtigen Durcheinander aller Stile und der damit gegebenen Verwüstung des Geschmacks und der Bildung herauszukommen, so müßten die Religion und die Religiösen einen neuen Glauben erringen, um den gegenwärtigen Eklektizismus und die Übermüdung am Christentum zu überwinden. Wir brauchten dann also eine religiöse Renaissance und keine christliche Reformation.

Es wäre das kein Sprung ins Extreme. Etwas Bleibendes, „Ewiges“, d. h. Absolutes und Objektives sind doch auf diesem Gebiete nur Tatsachen und Gesetze des persönlichen Lebens und die Entwicklung, die sich daraus ergibt, sobald sie in Fluß und Wirksamkeit geraten. Ist Christus der Anstoß und Träger eines solchen Vorgangs, der darin sein Eigentümliches hat, daß hier allein Göttliches und Menschliches ineinander greift, sonst aber den Charakter aller geschichtlichen Entwicklungen, ihres Auf und Nieder, an sich trägt, so ist er tatsächlich die Achse der Menschheit und ihrer Geschichte, die absolute, tatsächliche Lösung ihrer Bestimmung, der alleinige Träger ihres Schicksals. Wäre das Christentum aber nur ein Produkt der menschlichen Geistesgeschichte, eine bedeutsame verschlackte Formation der nimmer ruhenden geistigen Evolution, so wäre Christus nur eine relative Wahrheit, ein Durchgangsirrtum auf dem endlosen Wege zur absoluten Wahrheit. Jede Bemühung, ihn trotzdem als ewiges absolutes Fundament der Religion festzuhalten, gleichwohl aber einen modernen Glauben zu schaffen, wäre dann ein schwächlicher schmachvoller Kompromiß, ein unzulänglicher Notbehelf der offenbaren Unfähigkeit zu schöpferischer Tat.

Jesus Christus wäre doch dann tatsächlich auch gar nicht mehr haltbar: weder die Bestimmung der Welt und der Menschen,

der er lebte, noch die Moral, die er verkündigte, noch die Weltanschauung, die er hatte, noch das Menschenideal, das er vorstellte. Was für einer intensiven Anstrengung des Verstandes und der Phantasie es bedarf, um ihn nur einigermaßen für die Gegenwart umzuarbeiten und brauchbar zu machen, sieht ja jeder, der sich mit diesen Bemühungen und Versuchen beschäftigt. Und doch wirken die Resultate auf den wirklich modernen Menschen nur komisch. Und doch nützen sie nichts. Denn niemals haben Kompromisse zündende Kraft. Also wäre die Forderung, in der Gegenwart den Schritt über Christus hinaus zu tun, kein Sprung ins Extrem. Aber es ist nicht meine Sache, den Erfolg, d. h. das Ende dieser Bewegung und Bemühung auszumalen. Denn ich kann in dieser Auffassung des Christentums und in diesem religiösen Fortschritt nur die völlige Verweltlichung, Entartung und Selbstauflösung des Christentums erkennen, die letzte Folge der Verständnislosigkeit für den lebendigen Gott und des zersetzenden Intellektualismus. Die Welterneuerung Christi würde sich hier in Religionsphilosophie auflösen.

Handelt es sich aber im Christentum um eine Neuschöpfung der Menschheit und der Menschen aus göttlicher Kraft und Initiative, so erklärt sich der religiöse Niedergang aus einem Mißerfolg seiner Absichten, aus einer Entartung und Selbstentfremdung seinem Wesen nach in dem gegenwärtigen persönlichen religiösen Bestand, und sie ist durch nichts zu heben als durch die Wiederherstellung, durch den Wiedereintritt dessen, was Christentum war und sein soll. Diese Behauptung gilt für alle Seiten und Auswirkungen, in denen sich der heutige religiöse Niedergang äußert, und für alle Probleme, die uns heutzutage quälend beschäftigen.

1. Die wesentliche Verschiedenheit unseres religiösen Lebens von dem ursprünglichen Christentum ist daran schuld, daß das begreifende Verständnis der religiösen Vorgänge und Erscheinungen in der apostolischen Zeit, das eben die Gleichartigkeit der Erfahrung zur Grundlage braucht, verloren gegangen ist, und die Fähigkeit nicht aufkommen kann, zwischen den Wirklichkeiten der damaligen

persönlichen Erlebnisse und den Vorstellungen, die man auf der Kulturhöhe jener Zeit und unter den besonderen geschichtlichen Bedingungen davon hatte, zu unterscheiden. Denn man kann die Wirklichkeit nur empirisch erfassen, und man muß sie so erfaßt haben, um sie von ihrem Ausdruck in den Anschauungen, die stets nur annähernd sind, sondern zu können. Die ganze theologische Arbeit, die nach dieser Richtung hin geschieht, — die Vorarbeit, um den Modernen modern werden zu können, ohne das Christentum zu entleeren und ihm selbst zu entfremden —, ist nicht umsonst, aber sie führt nicht zum Ziel, solange das Wesentliche davon nicht auf dem Wege der Erfahrung, im persönlichen Leben erreicht und verwirklicht ist. Sie ist nicht umsonst, weil ihr Resultat immer das sein wird, daß sie auf Begreifen und Gewißheit verzichten muß, und weil sie damit die Notwendigkeit gleichartiger Erfahrungen zum Verständnis des damaligen Geschehens erweist. Andererseits hat sich tatsächlich gezeigt, daß, wo ein entsprechendes religiöses Leben einmal angebrochen war, sofort damit ein ganz andersartiges, ursprüngliches, lebendiges, freies Verständnis der biblischen Zeit erwachte.

2. Ferner ist eine Entartung des persönlichen Christentums die Ursache, daß jener Zwiespalt zwischen dem gegenwärtig vorhandenen persönlichen religiösen Bestand und der Vorstellungshülle, mit der man ihn traditionsmäßig umkleidet, überhaupt entstehen und sich halten konnte. Hätte es sich nicht völlig zu einer bloßen eigentümlichen Weltanschauung verschoben, so wäre es ja gar nicht möglich gewesen, das Neue Testament, vor allem die Briefe für das persönliche Leben in Anspruch zu nehmen und dieses mit dem, was dort zutage tritt, gleichzustellen, obgleich doch die Kluft zwischen beidem auf der Hand liegt. Dann hätte man vielmehr in ihm zwar nicht die Lehrnorm, die es auch nur geschichtlich verstanden und organisch angewandt, nicht mechanisch mißbraucht ist, wohl aber die Norm für das religiöse Sein und Werden gesehen, und eine heilsame Selbstkritik wäre die Folge gewesen.

Da man aber kein wirkliches, dem ursprünglichen gleichartiges persönliches Christentum hat und keinen verläßlichen Boden der

Erfahrung unter den Füßen fühlt, so klammert man sich an den toten kristallinischen Niederschlag vergangener Zeiten, an Dogmen, Lehren und erbauliche Ergüsse und formt sich nach Geboten, Tradition und Konvention, was so unchristlich wie möglich ist. Denn das Christentum ist Leben, Freiheit und Entwicklung. Alle unsre theologischen und kirchlichen Streitigkeiten führen aber nicht zu dieser Belebung und Befreiung, solange nicht jenes echte persönliche Christentum verwirklicht wird und sich mächtig Recht und Raum verschafft.

Eine weitere Folge davon ist die, daß man christliche Stimmungen, Anschauungen und Grundsätze den Menschen einzuimpfen sucht und damit Leben aus Gott hervorzubringen meint, dieser verhängnisvolle Irrtum und Mißbrauch, der die Empfänglichkeit für die Erfahrung Gottes verdirbt, weil er den Schein und die Einbildung der Erfahrung erweckt. Hätten wir das wurzelechte Christentum, so wüßten wir, daß der Mensch nur durch das Erlebnis Gottes Christ wird, und dieses Erlebnis durch keine menschlichen Bemühungen ersetzt werden kann.

3. Weiter ist derselbe Notstand der Grund, daß wir keine Gemeinden haben und es nicht zu Gemeinden bringen. Es gibt wohl Gemeinschaft christlich gesinnter Kreise, aber keine Gemeinden, diese Organismen mannigfaltiger wiedergeborner Persönlichkeiten, in denen der einzelne gliedmäßig wurzelt, wächst und wirkt. Eine peinliche Situation, da nach dem Neuen Testament das Wirken Gottes sich zum guten Teil nur durch Gemeinden vermittelt. Eine unerträgliche Lage, wenn es keine flammenden Herde des neuen Lebens gibt. Alle Anstrengungen nach diesem Ziele führen höchstens zu Surrogaten, zu äußerlichen Organisationen, aber zu keinem lebendigen innerlich verwachsenen Organismus. Nur durch den Zusammenschluß, durch die gegenseitige Anziehung aus dem Geist geborner Persönlichkeiten entstehen Gemeinden.

Ja wir können noch weiter gehen. Hier liegt die Ursache, daß der um sich greifende Erneuerungsprozeß der Menschheit, der große Eroberungskampf des Reiches Gottes jetzt in „Kirchen", in

religiösen Institutionen erstarrt ist, in gesetzlichen Organisationen, die ihrer Natur nach jede freie Bewegung, jeden großen Zug, jede neue Entwicklung, jeden Fortschritt niederhalten müssen, die ihrer Natur nach die gegenwärtige Verfassung — im weitesten Sinne gemeint — zu wahren suchen, mögen die Zustände noch so unhaltbar, die Einrichtungen noch so veraltet, unwirksam, verderblich, die Verhältnisse noch so versumpft sein. Man hört von Kirchenleuten oft den Ruf: Gib uns einen zweiten Luther, aber man kann ihn nur mit einem bittern Lächeln hören, denn es gäbe einen Kampf auf Tod und Leben zwischen dem neuen Luther, wenn er käme, und der kirchlichen Organisation und dem unchristlichen Staat, der dahinter steht, dem Schutzherrn der Kirche.

4. Und endlich ist die Entartung des Christentums die Ursache seiner Kraftlosigkeit und Unwirksamkeit in der Gegenwart. Wer noch imstande ist, alles gut oder auch nur leidlich zu finden, und nicht von der Jämmerlichkeit und Nichtigkeit des heutigen Christentums überwältigt ist, der blicke in den Spiegel der apostolischen Zeit. Dort stark pulsierendes, mächtig treibendes und übermenschlich wirkendes Leben, hier kraftloses schemenhaftes Vegetieren, das sich in erfolglosen Zuckungen erschöpft. Dort Machttaten Gottes, ein eingreifendes Handeln und Wirken des in die Menschheitsgeschichte hereingetretenen Schöpfers Himmels und der Erde, eine rastlose Tätigkeit und Bezeugung des erhöhten Herrn, und hier — es ist, als ob der Himmel verschlossen wäre. Die zündende Kraft des Evangeliums ist legendär geworden, kein Prophet steht auf, religiöse Wirkungen sind selten; man ist froh, wenn moralische und soziale folgen. Maßregeln, Vereine, Schriften, Worte gibt es ungeheuer viele, aber es fehlen die befreienden, erlösenden, überwindenden, reinigenden Taten und Persönlichkeiten. Doch genug. Wer sich nicht das Auge verdorben und nicht das Verständnis verloren hat, sieht und empfindet es übergenug.

Woher das alles? Weil Gott keine Organe für sein Wirken hat, weil das persönliche Christentum entartet und für das Göttliche unfähig geworden ist. Darum ist der Himmel verschlossen.

Gott läßt das mißratene Christentum sich ausleben, bis es in seiner Nichtigkeit, Unwahrhaftigkeit und Verweltlichung offenbar wird und gerichtet vor aller Augen liegt.

Darum hilft uns alles Mühen und Sorgen nichts, keine neuen Wege und Methoden, keine Veranstaltungen und Einrichtungen. Wir mögen noch so virtuos den alten Glauben der modernen Weltanschauung vermitteln, noch so sehr uns bemühen, die Predigt der Gegenwart zeitgemäß aus dem Kern der Schrift heraus zu erneuern, noch so richtig und recht das Evangelium den Entkirchlichten verkündigen: es hilft uns alles nichts. Es hilft uns auch kein Schreien und Flehen, sondern wir müssen anders werden. Wir, d. h. alle, die mit ganzem Ernst Gotteskinder sein wollen und sich als solche fühlen, wir sind schuld an dieser erschütternden Lage des Christentums, und uns trifft die Verantwortung. Uns ganz allein!

Nur durch eine Erneuerung der Persönlichkeiten und eine Wiederherstellung des echten persönlichen Christentums gelangen wir zu einer Neubelebung und einem Aufschwung des allgemeinen Christentums, zu einem Aufleben und Wachsen des Reiches Gottes unter uns. Ich weiß, daß das allein Gottes Handeln bewirken kann, aber die notwendige Vorbedingung ist jedenfalls die Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis, die Umkehr und das leidenschaftliche Verlangen darnach.

4. Das genuine Christentum

Das genuine Christentum ist also das moderne Zeitproblem schlechthin. Worin besteht es, wie entsteht es, wie ist es zu verwirklichen, das ist die Frage.

Ich glaube nicht, daß wir es bestimmen können, ohne daß es vorher in uns zur Tat geworden ist. Wir müssen erst wissen (Joh. 3, 11), was es ist, ehe wir sagen können, was es ist. Aber ich meine, wir können und müssen vorher schon den Sinn und das ahnende Verständnis dafür bekommen haben. Denn sonst finden wir die Forderung sinnlos und stehen dieser Ursache unsrer gegenwärtigen Notlage verständnislos gegenüber. Wir können den

Nebel fremdartiger Anschauungen, der uns das religiöse Leben der Apostelzeit verhüllt, und den Wust verkehrter theologischer Vorstellungen und Gesichtspunkte, der uns erfüllt, gar nicht los werden, wenn uns nicht ein Lichtstrahl der Wahrheit trifft und das Verständnis eröffnet. Denn bedenken wir immer, daß unser Auge nicht mehr einfach, einfältig, sondern völlig verbildet und farbenblind geworden ist.

Wenn das so liegt, und wenn wir einen tiefen Blick in unsre Zeit und in uns selbst getan haben, wird uns die unsägliche Anmaßung und Oberflächlichkeit vergehen, zu sagen: Ich habe das echte Christentum, oder hier in dieser Partei und Richtung befindet es sich. Sondern es gilt: Wir haben es nicht, wir müssen umkehren und es suchen. Es wäre aber auch nur eine Verschleierung dieses Irrtums, wollten wir es durch eine Reinigung und Idealisierung unsers eignen erfassen, also unser persönliches religiöses Ideal, das dem Boden unsers bisherigen christlichen Seins entsprossen wäre, als genuines Christentum ausgeben und allen andern aufdrängen. Denn erstens würde dadurch das Übel nur verschlimmbessert, da die Entartung durch eine derartige Sublimierung nur gesteigert und nicht gehoben, geschweige ins Gegenteil gewandelt würde, und außerdem würde damit die Tyrannei unsrer Eigenart gegenüber der Frömmigkeit anderer proklamiert, die dasselbe Recht, d. h. hier: Unrecht der Existenz hat wie die unsre. Und zweitens erhalten wir unleugbar aus dem Neuen Testament den unmittelbaren Eindruck, daß es sich bei dem persönlichen Christentum nicht um ein unerreichbares Ideal handelt, dem man lebenslang aus der Ferne zustrebt, sondern um eine Lebenswirklichkeit, die man hat oder nicht hat. Man mag sie noch so unausgebildet, noch so unvollkommen haben, aber man hat sie, oder man ist überhaupt kein Christ.

Hätten wir nun eine objektive Bürgschaft, daß irgendwo in unsrer Zeit echtes Christentum zu finden wäre, so würden wir dahin gehen, um es kennen zu lernen und zu erlangen. Aber das haben wir nicht. So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als

unsre Blicke zum Uranbruch des religiösen Lebens zurückzuwenden, denn wenn etwas irgend einmal echt und unverdorben ist, so ist es das in seinem Ursprung.

Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob J. Weiß in seiner Abhandlung mit Bewußtsein und Absicht das Ziel verfolgt, das genuine Christentum aus den biblischen Schriften herauszustellen und seine Gestaltung in der Gegenwart zu beschreiben, obgleich er zweifellos unwillkürlich diese Spur verfolgt. Denn er sucht nur das persönliche Verhältnis zu Christus in der Weise zu bestimmen, wie es unter den heute vorhandenen geschichtlichen und psychologischen Bedingungen möglich ist und gepredigt werden kann. Das ist aber meines Erachtens etwas Anderes. Ich verstehe unter genuinem Christentum die Gesamtheit der seelischen Vorgänge und das organische Ganze der persönlichen Verfassung, die den Menschen zum wirklichen Christen macht, die den wirklichen Christen ausmacht. Mir handelt es sich um die das wahrhaft Christliche konstituierenden Bedingungen, Ereignisse und Zustände des Personenlebens, welche es auch immer seien, ihm nur um eine bestimmte Beziehung der Persönlichkeit, nämlich um die zu Christus. Das ist aber solch ein kompliziertes veränderliches Element im religiösen Werden und Sein, daß es ohne seine positive Begründung nicht zu verstehen ist. Vielleicht faßt er darein alles, was dem Christen eignet, und setzt darein das konstituierende Neue. Aber das könnte dann erst das Resultat und nicht der Ausgangspunkt einer Untersuchung sein, wie ich sie meine.

Zunächst stehen wir vor der Frage: Wo finden wir im Neuen Testament genuines Christentum? Keineswegs überall. Wir müssen hier den Unterschied der Zeiten und den Fortschritt in der Entwicklung des Reiches Gottes klar vor Augen halten. Selbständiges persönliches Christentum gab es erst nach Pfingsten, in den Gemeinden. Die Religiosität der Jünger Jesu war unselbständig, unfrei, rudimentär und ungeklärt, überwiegend rezeptiv und passiv, das sagt uns der unmittelbare Eindruck schon, den wir aus den Evangelien erhalten. Völlig an die örtliche Gemeinschaft mit

Jesus gefesselt, stehen sie als Anhänger des wirkenden Heilands in der Erwartung dessen, was er erreichen will, sind Zuschauer und Beteiligte einer persönlichen Riesenarbeit auf das Reich Gottes hin. Es ist ein embryonischer Zustand und eine embryonische Entwicklung des persönlichen Christentums, was wir als religiöses Leben bei den Jüngern finden, das erst mit den innern Ereignissen, die der Pfingsttag brachte und charakterisiert, zum Durchbruch der völligen, lebendigen, bewußten, selbständigen Wirklichkeit kam. Nicht ungestraft wird diese Tatsache auch bei der Beurteilung der Worte und Wirksamkeit Jesu aus den Augen gelassen. Vollends aber berauben wir uns des Verständnisses, wenn wir die persönliche religiöse Verfassung aus der Zeit der Vorbereitung mit der aus der Zeit der Verwirklichung zusammenwerfen. Also zunächst kommt für uns nur das nachpfingstliche persönliche Christentum und zwar nach der Lage der Quellen das in den Paulinischen Gemeinden vorhandene in Betracht.

Nun würde es uns aber sehr wenig helfen, wollten wir es einfach nach den Paulusbriefen schildern. Das auf diese Weise entworfene Charakterbild würde immer zum guten Teil unsere Züge tragen. Was wir hineinschauten, würden wir darin sehen. Außerdem würden wir damit nur seine Erscheinung erfassen und über sein innerstes konstituierendes Wesen im Dunkel bleiben. Der eine würde dies, der andere jenes für das Wesentliche erklären, wie es ja auch schon geschehen ist. Und endlich erführen wir nichts über die Art der Phänomene, die uns entgegentreten. Wir würden z. B. völlig im Unklaren darüber sein, ob die Glaubensanschauungen lehrhaft vermittelte Überzeugungen oder unmittelbare Reflexe persönlicher Erfahrungen waren, und das sind doch Dinge, auf die gerade alles ankommt.

Es gibt nur einen Weg, das Wesen einer Erscheinung empirisch, relativ objektiv und sicher zu bestimmen: aus ihrer Entstehung. Das Werden offenbart uns das Wesen der abgeschlossenen und verschlossenen Erscheinungen. Es bedarf also der genetischen psychologischen Analyse des persönlichen Christentums, wie es uns

in den Paulinischen Gemeinden entgegentritt, wenn wir hinter die konstitutiven Ereignisse, Vorgänge und Zustände kommen wollen, die den Menschen zum Christen machten. Das ist auch der einzige Weg, um das religiöse Phänomen aus seiner speziellen geschichtlichen Form, von seinen geschichtlichen Bedingungen lösen und als allgemein menschliches bestimmen zu können.

Es ist natürlich unmöglich, hier das persönliche Christentum, wie es uns in den Paulinischen Briefen entgegentritt, geschweige die eindringende Untersuchung auch nur zu skizzieren. Ich muß mich begnügen, das Eigentümliche herauszuheben, das uns dabei im Unterschiede von unserm persönlichen religiösen Bestande auffällt.

Das Begründende in seiner Entstehung und in seinem Bestande ist eine Folge und ein Gefüge persönlicher Erlebnisse unmittelbarer Art, die sich in unmittelbaren axiomatischen Überzeugungen, intuitiven Vorstellungen und unwillkürlichen Instinkten äußern, Erlebnisse, die der Kraft ihres Eindrucks zufolge mit innerer Notwendigkeit ohne weiteres eine Umgestaltung der ganzen Persönlichkeit und ihrer Lebensführung verursachen. Diese neue Organisation, die entsteht und sich ausbreitet, diese neue Natur ist dann der unmittelbare wirksame Untergrund des neuen bewußten Lebens. Daher diese ursprüngliche Unmittelbarkeit und Originalität des persönlichen Christentums in der apostolischen Zeit. Das ist das Eine, das sich durch eindringende psychologische Untersuchung geschichtlich nachweisen läßt.

Der zureichende und zwar allein zureichende Grund dieser Erlebnisse ist die durch Christus eröffnete direkte Erfahrung des lebendigen Gottes, der mit der Verkündigung des Evangeliums in das persönliche Leben des einzelnen hereintritt, dies phänomenale Ereignis und die dadurch eintretende außerordentliche Lage, daß man dauernd seiner Einwirkung ausgesetzt ist und sie in steigendem Maße an sich erlebt. Das läßt sich natürlich nicht mit derselben Sicherheit erweisen, weil es über die Grenzen der Endlichkeit, in die alle Untersuchungen eingeschlossen sind, hinausgeht. Aber es läßt sich nachweisen, daß ohne dieses Einwirken Gottes das persön-

liche Christentum unverständlich bleibt und eine psychologische Unmöglichkeit ist. Und ich denke, das ist auch ein Beweis.

Der wesentliche Unterschied des apostolischen und des gegenwärtigen Christentums liegt darnach auf der Hand. Uns fehlt diese Unmittelbarkeit und Urwüchsigkeit des völlig neuen persönlichen Lebens. Das Leben aus Gott ist uns nicht zur andern, zur neuen Natur geworden. Unser Christentum ist nicht eine persönliche Tat Gottes, sondern das Produkt der Atmosphäre der christlichen Religion, in der wir aufgewachsen sind, der christlichen Lehre und Erziehung, der wir ausgesetzt waren. Wir unterscheiden uns von den Namenschristen nur dadurch, daß wir diese Eindrücke und Einflüsse, Anschauungen und Normen angenommen haben, uns anstrengen, unsre widerstrebende Natur ihnen zu unterwerfen, und die Gnade Gottes in Christus zum Vertrauensgrund unsers Lebens machen. Das ist ja ganz schön, aber es ist nicht das genuine Christentum; ich kann nur immer wieder sagen, daß es alttestamentliches, aber kein neutestamentliches Christentum ist. Etwas Anderes ist es aber doch wohl, wenn durch das ungeheuerliche überwältigende Erlebnis Gottes unser ganzes Dasein aus den Fugen gerissen wird und sich unter seinem übermächtigen Druck eine Wandlung unsers ganzen Seins vollzieht. Wer diesen Unterschied nicht versteht, dem ist vorläufig nicht zu helfen, er muß ihn erst an Persönlichkeiten erleben.

Das Wesen des genuinen Christentums ist damit natürlich nur nach Seiten der persönlichen Vorgänge und Verfassung, die es im Menschen verwirklichen, nicht nach Seiten des objektiven Untergrundes, auf dem diese beruhen, — sagen wir kurz: der Geschichte Christi — noch nach Seiten der objektiven Heilssphäre, zu der sie das feste Gefüge herstellen, — sagen wir kurz: des Offenbarungslebens Gottes, des verborgenen neuen Äon — näher bestimmt. Aber die eine wie die andere Beziehung erhält daher ihre eigentümliche Art, eben die Art des persönlichen Christentums: es sind organische Lebensbeziehungen, um die es sich handelt. Man weiß sich von der großen Heilsgeschichte des persönlichen Gottes mit der

Menschheit ergriffen und getragen, daher das eschatologische Temperament alles wirklichen Christentums. Man weiß sich in einer neuen Welt wurzelnd und wachsend, daher das Jenseitsbewußtsein des genuinen Christen. Die Reflexionsverhältnisse des „Glaubens" setzen sich also hier um in Lebensverhältnisse persönlicher Erfahrung.

Diese Bemerkungen werden genügen, um zu zeigen, wie die persönliche Begründung des Christentums das ganze Glaubensleben notwendig bestimmt, und daß mit seinem echten Bestande ein Derartiges gegeben ist, wie es nur unter dieser Voraussetzung möglich ist.

Nachwort

Der Aufsatz bringt dann noch zwei Abschnitte: „Ist das genuine Christentum in unsrer Zeit möglich?" und „Die Predigt in der Gegenwart", die inzwischen für mich veraltet sind. Sie sind durch die Fortschritte nach dem Ziele, die unterdessen geschehen sind, überholt. Die Möglichkeit des genuinen Christentums in der heutigen und in jeder Zeit ist mir keine Frage mehr, weil es unsre Erfahrung geworden ist. Doch das gehört nicht hierher.

Dieser Aufsatz fand kein vernehmbares Echo in der Kirche. Zwei Jahre darauf erschien mein Buch: „Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden", in dem ich die inneren Vorgänge, die damals die Menschen zu einer neuen Schöpfung machten, psychologisch untersuchte. Die Anhaltepunkte dafür boten mir die fünf allgemein als echt anerkannten Briefe des Paulus als Dokumente der damaligen Umwälzung im persönlichen Leben der Menschen. Aber ich betonte ausdrücklich, daß ich nicht etwa die Vorstellungen des Paulus von dem neuen Werden darlegen wollte, sondern es sollte festgestellt werden, was damals in und mit den Menschen vor sich ging, also das seltsame seelische Phänomen selbst, das wir uns nach unsrer heutigen Kenntnis der Seelenvorgänge natürlich anders vorstellen müssen als Paulus. Darum war auch die ganze Untersuchung genetisch. Ich suchte auf Grund des Gesetzes von Ursache

und Wirkung die Entstehung der neuen persönlichen Verfassung der jungen Christen nachzuweisen, um auf diese Weise hinter ihr Wesen zu kommen, und ging deshalb von der Botschaft aus, die Paulus verkündigte, wenn er in eine Stadt kam. Auch diese ist natürlich nicht mit der Lehre des Paulus identisch, sondern mußte erst mühsam und indirekt aus seinen Briefen rekonstruiert werden.

Genug, dieses Buch wurde von der Theologie nicht verstanden. Man faßte es als einen Beitrag zur paulinischen Theologie auf, an der ich hier gar kein Interesse hatte. Infolgedessen ließ ich es bei dem ersten Bande bewenden, da es mir mit dem Buche hauptsächlich daran lag, die wissenschaftliche Forschung auf das Problem zu lenken, das in dem hier mitgeteilten Aufsatz aufgeworfen war. Die Unzugänglichkeit der Theologie kam mir nach den vorausgegangenen Erfahrungen nicht überraschend. Ich dachte sogar ernstlich daran auf das Titelblatt zu setzen: „Ein Abschiedsgruß an die Theologie".

Auch in den seitdem vergangenen zehn Jahren ist das Problem, um das es sich hier wie dort handelte, niemals begriffen und angefaßt worden. Unsre Theologie steckt noch viel zu sehr im Banne des Intellektualismus. Das Wesen des persönlichen Christentums ist ihr nur eine neue Weltanschauung und Lebensrichtung, also etwas Subjektives. Objektive Vorgänge im persönlichen Leben kennt sie nicht, unmittelbare Erlebnisse, aus denen ganz ursprüngliche Kräfte und Klarheiten entspringen, sind ihr fremd. Und wie soll sie auch darauf kommen, wenn die Religiosität der Zeit selbst im Subjektiven aufgeht! Aber auch in der Kirche selbst ist das Verständnis dafür nicht gewachsen, sondern viel mehr zurückgegangen. Die innere Unruhe, deren Symptom unter andern die Schrift von Johannes Weiß war, hat sich weder vertieft noch verbreitet. Man beruhigt sich und das Suchen der Zeit mit der Verbreitung von religionswissenschaftlichen Kenntnissen und theoretischen Darlegungen, statt den neuen Weg Jesu zu suchen, und wenn man die Spur gewonnen hat, ihn zu gehen und auf ihm die Entdeckung des neuen Lebens zu machen, um ihn dann in der

Freiheit des eignen ursprünglichen Erlebnisses den Menschen der Sehnsucht zu zeigen. Je mehr sich dieser Rückfall vollzog, umsomehr verlor ich die Fühlung mit der Kirche und suchte notgedrungen allein die Probleme, um die es sich hier handelte, für mich und andere zu lösen.

Schon als ich den Aufsatz schrieb, hatte sich mir die Frage nach dem persönlichen Christentum zum Problem des Menschen vertieft. Das kam nicht nur in dem Titel der Grünen Blätter zum Ausdruck, sondern auch gleich in den ersten Aufsätzen: Die Bestimmung des Menschen, das Schicksal der Menschheit, Menschwerdung, der Weg zu neuem Leben, die jetzt in dem ersten Stück der Bausteine für persönliche Kultur unter dem Titel „Das Problem des Menschen"[1]) vereinigt sind.

Von kirchlicher Seite faßte man aber den Titel der Blätter als Deckadresse und diese Aufsätze als pädagogischen Umweg auf, und gab sich zunächst damit zufrieden. So lange man die Hoffnung hatte, daß durch meine Vorträge und Aufsätze die Entkirchlichten der Kirche wieder zugeführt werden könnten, nahm man an beiden den lebhaftesten Anteil und beruhigte sich dabei, alles Abweichende sei wohl erwogene Taktik und ein vorläufiges Entgegenkommen. Als man aber bemerkte, daß es mir ausschließlich auf die Menschwerdung ankam und nicht auf Religion, geschweige auf Propaganda für die Kirche, daß ich nicht Menschen einfangen, sondern ins Freie führen wollte, schlug die Gönnerschaft in Mißtrauen und ausgesprochene Angriffe um, die sich auf orthodoxer Seite auf dem hier üblichen sittlichen Niveau bewegten. Ich konnte das nicht nur in der Presse beobachten: namentlich wer die Haltung des „Reichsboten" mir gegenüber verfolgt, findet die genauesten Belege dafür. Ich bemerkte es am deutlichsten daran, wie im Verlaufe der ersten vier Jahre der Grünen Blätter die kirchlichen Kreise immer mehr aus der Liste der Abonnenten und aus dem Hörerkreise meiner Vorträge verschwanden. Ich erfuhr, wie auf

[1]) Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) München 1908.

den Kanzeln gegen mich gepredigt und meine Vorträge und Schriften von kirchlicher Seite boykottiert wurden.

In die Lücken trat allerdings sofort Ersatz. Je mehr sich die Kirche von mir abwandte — in Barmen erschien sogar eine viel verbreitete Schrift, die mich als eine antichristliche Erscheinung hinstellte — umsomehr fand ich Verständnis bei den Tausenden von Suchenden unsrer Zeit, die für keine Kirche irgendwelcher Art mehr zu haben sind. Aber ich habe mich durch diese Wendung nicht in die Opposition gegen die Kirche treiben lassen, sondern folge prinzipiell der Weisung Jesu: nicht auflösen, sondern erfüllen. Ich behaupte nur, daß es auch außerhalb der christlichen Heilsanstalten einen Weg zum wahrhaftigen Leben gibt. Mein positives Verhalten gegenüber der Kirche geht vor allem daraus hervor, wie vielen Pfarrern ich innerlich geholfen habe, im Amte zu bleiben, wenn sie nicht etwa die Erschütterung im Bekenntnis, sondern der Widerspruch zwischen Religion und Reich Gottes herauszutreiben drohte. Wenn es nicht überall gelang, so lag es wahrhaftig nicht an mir.

Natürlich mußte ich den Unterschied zwischen Religion und Reich Gottes, zwischen christlichem Kultus und Menschwerdung, zwischen Religiosität und der neuen Art Leben aus dem Verspüren dessen, was dahinter liegt (d. h. Glauben) klar stellen. Aber ich habe nichts gesagt, was nicht hierzu unerläßlich war. Ich mußte das Wesentliche und das Vergängliche im Christentum scheiden. Aber ich tat es im Interesse des Wesentlichen und habe mich immer, am energischsten in den Ausführungen zu Matth. 5, 17 ff. in der „Bergpredigt", gegen alles umstürzende Vorgehen ausgesprochen. Am gründlichsten ist die Stellung zur Kirche in dem Aufsatz über „Das Vergängliche und das Bleibende im Christentum (im 8. Bd. der Blätter) und im Ziel[1]) behandelt, worauf ich schon im Vorwort hinwies.

Daß ich in der Kirche einerseits einen wesentlichen Gegensatz zum Reiche Gottes, zum Vorhaben Jesu, zur Menschwerdung

[1]) Drittes Stück der Bausteine für persönliche Kultur. Verlag von C. H. Beck, München 1908.

und damit ein Hindernis für ihr Fortschreiten und andrerseits eine unentbehrliche Nothilfe für die barbarische Menschheit erblicke, ist kein Widerspruch. Aber daraus geht hervor, daß ich in den kirchlichen Kreisen einen Wiederdurchbruch des neuen Werdens Jesu ersehne, eine erneute ursprüngliche Eruption der schöpferischen Bewegungen der Lebensmacht des Alls, die den kirchlich befangenen Menschen das Erlebnis wird, das Paulus im Galaterbrief schildert: „Ehe das ursprüngliche Empfinden des lebendigen Gottes aufwachte, wurden wir in der Kirche verwahrt und verschlossen für dieses Empfinden, das uns unmittelbares Erlebnis werden sollte. Also war die Kirche ein Zuchtmeister auf Jesus, daß wir durch ursprüngliches Empfinden seines Wesens das Leben gewinnen sollten. Nun aber dieses Empfinden unser Erlebnis geworden ist, sind wir frei von der Kirche." Und ich hoffe, daß dann die Kirche durch diese innere Umwälzung zu einem wirklichen Organ der werdenden neuen Menschheit und zu einem Gerüst für den Bau des Reiches Gottes umgeschaffen wird, das sich darnach wandelt und in dem Maße überflüssig wird, als der Bau wächst.

Die genaue Scheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem im Christentum und die Gegenüberstellung von Religion und Reich Gottes habe ich also nicht zuletzt im Interesse der Kirche getan. Denn ich hoffte, daß hier doch allmählich das Verständnis für das Vorhaben Jesu und die Sehnsucht nach dem Kommen des Reiches Gottes im eigentlichen Sinn aufwachen würde. Daß das auch hier und da bei einzelnen Theologen und kirchlichen Laien geschah, weiß ich. Aber das waren immer nur Ausnahmen. Die offizielle Theologie und Kirche hat, wenn ich nach der kirchlichen Presse und theologischen Literatur, nach dem, was die Pfarrerzirkel, Konferenzen und Synoden beschäftigt, urteile, weniger Verständnis für das Problem des neuen Wesens und die neue Art Leben und für die Wiedergeburt, um es kirchlich zu bezeichnen, die dazu führt, als damals. Eine einzige Zeitschrift hatte die Grünen Blätter die ersten fünf Jahre noch mit Interesse und Sympathie begleitet. Aber seitdem gibt es keine Fühlung mehr.

Ich hatte gehofft, daß „Die Quellen des Lebens" und vor allen Dingen „Die Bergpredigt", die die Früchte brachte, die wir auf dem Weg unmittelbaren Erlebens in der von Jesus gewiesenen Richtung gewonnen hatten, die Theologie und die kirchlichen Kreise aufmerken lassen würden. Aber man verstand sie nicht, ignorierte sie oder suchte sie tot zu schweigen. Ich hatte wirklich ein so starkes Zutrauen zu der Kirche, daß ich glaubte, an der „Bergpredigt" würde allen Richtungen klar werden, daß ich nur das suche, was sie vorgeblich auch wollen, und daß hier eine Spur des Lebens gezeigt wird, auf der wir nicht nur zur Überwindung aller Gegensätze in der Theorie des Christentums kommen, sondern vor allem auch unsrer Zeit in einer allem Kampf um die Weltanschauung und aller kritischen Voreingenommenheit überlegenen Weise das Leben bringen können. Ich hoffte, daß dieses Buch mit einem Schlage eine innere Fühlung herstellen würde. Aber das Gegenteil trat ein. Es war merkwürdig. Gleichzeitig mit der Bergpredigt erschien Hilligenlei. Obwohl nun der Roman Frenßens ganz im Negativen endigt, hat sich die gesamte kirchliche Presse monatelang eingehend mit ihm beschäftigt. Aber von der „Bergpredigt", die den Anspruch erhebt, einen gangbaren Weg zu zeigen, der wirklich in das heilige Land der wahrhaftigen Menschlichkeit führt, wurde kaum Notiz genommen. Ein paar magere Rezensionen erschienen hier und da in der kirchlichen Presse. Aber kein einziges Referat, das wirklich darauf einging, geschweige daß man sich mit den Problemen selbst beschäftigt hätte, die das Buch aufwarf, worauf es mir nach der Einleitung des obigen Vortrags auch hier allein ankam. Vielmehr mußte ich aus allem, was ich von dieser Seite hörte, erkennen, daß man nicht einmal die Probleme bemerkt hatte, um die es geht.

Darum diente gerade „die Bergpredigt" dazu, die Kluft zwischen den Grünen Blättern und der Kirche zu befestigen, statt sie zu überbrücken. Dazu kommen eine Fülle einzelner Beobachtungen, z. B. daß auch eine ganze Anzahl mir persönlich bekannter Theologen trotz des lebhaftesten Interesses für die Blätter nicht

zu einem lebendigen Verständnis dessen kamen, worum es sich eigentlich handelt. Sie betrachten ihre Aufsätze als intellektuelle Erörterungen von Lebensfragen, aber nicht als Dokumente einer Entdeckungsfahrt in das Neuland Gottes, nicht als Berichte von Versuchen einer neuen Art Leben. Sie mißverstehen alles theoretisch, was hier mitgeteilt wird. Nur bei ganz wenigen schlugen die Erlebnisse in Mainberg durch und sprengten ihre intellektualistische Befangenheit, so daß sie selbst am allerstärksten den Unterschied zwischen ihrem vormaligen und nachmaligen Verstehen erkannten. Aber sonst schaue ich vergebens nach wesentlichem Verständnis in kirchlichen Kreisen aus, selbst dort wo wie in Württemberg unter den Theologen das Interesse für meine Vorträge und Blätter lebendig geblieben ist.

Darum habe ich mich nun notgedrungen drein gefunden, daß vorläufig eine Fühlung mit der Kirche unmöglich ist. Sie ist viel zu intellektualistisch befangen, viel zu jüdisch infiziert, viel zu organisatorisch und kirchenpolitisch interessiert, kurz viel zu sehr im Vergänglichen versunken und deshalb viel zu unempfindlich und unempfänglich für das Eigentliche, Wesentliche, Unmittelbare, als daß hier so bald eine Wendung zu erwarten wäre. Dazu kommt noch, wie unsäglich schwer eine radikale Umkehr aus der reflektierten Religiosität und dem christlichen Kultuswesen ist. Ich bin fest überzeugt, daß sich sehr viele von den Bestrebungen der Grünen Blätter angezogen fühlen. Aber sie wissen nichts damit anzufangen. Sie können sie vielleicht predigen, d. h. sie theoretisch verarbeiten, aber sie können sie nicht erleben und ihnen im Eigenen zum Leben verhelfen.

Dieser Tage sagte mir ein Theologe: „Sie glauben nicht, in welch furchtbare Verlegenheit uns Ihre Schriften versetzen. Das ist der Hauptgrund, warum sie niemand literarisch anpacken mag." Man könnte ihnen aber auch gar nicht gerecht werden, wenn man sie nur literarisch anpackte. Denn man muß sie erst erleben, um sie beurteilen zu können. Das ist die Ursache, warum in neuester Zeit ein Beurteiler der modernen Persönlichkeitskultur in der

„Christlichen Welt" vollständig gescheitert ist. Von einem andern hochangesehenen Theologen hörte ich, daß er eine eingehende Besprechung der „Bergpredigt" übernommen hatte, aber es nach zwei Jahren aufgegeben habe, weil er nicht mit dem Buche zurechtkommen könne. Diese Erfahrungen geben mir eine ganz unerwartete Aufklärung über das unverständliche Schweigen, dem ich in der Kirche begegne. Aber sie bestätigen, daß es vorläufig nicht anders sein kann, und damit muß ich mich abfinden, so leid es mir tut.





Wachet!

Eine Abschiedsrede

Wir stehen wieder einmal am Schluß unsrer wunderbar schönen Mainberger Zeit. Lassen Sie mich Ihnen darum zum Abschied noch ein Wort mit auf den Weg geben, das für Sie von großem Werte sein kann. Es ist eines der letzten Worte Jesu an seine Jünger:

> Habt Acht, bleibt wach! Denn ihr wißt nicht, wann die Zeit ist. Es ist, wie wenn ein Mensch, der auf Reisen geht, sein Haus übergibt und seine Knechte beauftragt, jeden mit seiner Arbeit, und dem Türhüter befiehlt, zu wachen. So wachet nun; denn ihr wißt nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob am Abend oder zu Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder bei Tagesanbruch, damit er nicht plötzlich komme und euch schlafend finde. Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet!

Das ist das Wort, das ich Ihnen mit hinausgeben möchte, wenn Sie nun in den nächsten Tagen Mainberg verlassen, und jeder an seinen Ort geht. Ich habe das Recht, dieses Gleichnis und diese Mahnung auf uns anzuwenden. Es beruht auf der

Gleichheit der Lebensbewegungen. Was sich heute in uns und in vielen Menschen wie ein namenloses dunkles, unverstandnes Drängen und Suchen regt, das sehen wir aus Jesus quellen und strömen in unerhörter Reinheit, Kraft und Fülle. In dem und an dem, was von ihm ausging und geschah, kommen wir zur Klarheit darüber, was in uns werden will, und was uns bevorsteht. Denn es ist im Grunde dasselbe, wie wir es auch auffassen und verstehen. Es ist eine schöpferische Lebensbewegung aus den letzten Grundtiefen alles Seins, wie sie in uns und überall verborgen liegen. Damals sprang das empor aus Jesus wie eine ungeheure Eruption einer ganz neuen Art Leben. Und aus diesem übermächtigen Durchbruch ergab sich die unermeßliche Klarheit, die Jesus darüber hatte, und die er mit den Worten ausdrückte: „Das Reich Gottes ist nahe, ändert euern Sinn und glaubt an das Evangelium". Dieselbe Umwälzung erwarten wir heute, mögen wir es nennen, wie wir wollen, ob Menschwerdung oder neue Kultur oder Zukunftsstaat. Namen sind Schall und Rauch, Vorstellungen sind belanglos, aber das Geschehen, auf das wir warten, ist dasselbe, und das Ziel, was wir vor Augen haben, das ist eins.

Daher ergibt sich für uns das Recht und die Pflicht, Fühlung zu suchen mit Jesus und an den Aufklärungen, die er seinen Jüngern gab, darüber klar zu werden, was aus uns quillt und werden will. Dadurch genießen wir einen großen Vorteil. Denn Jesus gibt den Wehen eines neuen Werdens in uns eine ungeheure Konzentration und Vertiefung. Er gibt unserm Sehnen und Streben eine starke Sicherheit. Er ist eine bewahrende Macht für das, was in uns werden will. Denn er macht uns darauf aufmerksam, wie es werden kann, und was von unsrer Seite dazu geschehen muß. Er zeigt uns die Gefahren, die für uns bestehen, und wie wir ihnen entrinnen. Das tut er auch in dem Wort, das ich Ihnen eben vorgelesen habe: Wachet!

Dieses Wort möchte ich Ihnen mit hinausgeben ins Leben. Die meisten von Ihnen werden von widersprechenden Empfindungen

erfüllt sein, wenn sie auf die Zeit ihres Hierseins zurückblicken, und dann auf das hinausschauen, was ihnen bevorsteht. Einerseits stehen Sie unter den Erfahrungen und Eindrücken, die ihnen hier wurden, in dem Aufschwung einer ganz neuen Art Leben. Eine neue Spannkraft trägt und treibt Sie. Lebensfreude und Lebensmut steigt in Ihnen wie eine Flut empor. Andrerseits zittert in Ihnen die Unruhe, wie es weiter gehen wird. Ich verstehe es sehr gut, daß sich bei manchen eine gewisse Ängstlichkeit einschleichen will, wie es werden wird, wenn sie nach Hause, in die alten Verhältnisse zurückkehren. Manchen wird sich das Gefühl wie eine Last auf die Brust legen: ja hier ist es schließlich leicht, hier kann es jeder. Aber draußen in der Vereinsamung, in dem tagtäglichen Einerlei mit all seinen zersplitternden Kleinigkeiten und störenden Einflüssen, draußen, wo man vor Arbeit und Pflichten nie zu sich selbst kommt; wie soll man da behaupten, was man hier gewonnen hat, und es überall zur Geltung bringen! Dazu fehlt uns noch die nötige Klarheit, so daß man im einzelnen Fall gar nicht weiß, was man zu tun hat, und die Kraft, das innerlich Notwendige ins Werk zu setzen, die Widerstandsfähigkeit, die den verhängnisvollen Reizen widersteht, und die Festigkeit der Treue gegen sich selbst unter allen Umständen, die Unabhängigkeit von allem Gewohnten und das Gefeitsein gegenüber dem Unwesen in uns selbst.

Da gebe ich Ihnen nun zum Schlusse die Versicherung, daß alle diese Sorgen und Bedenken ganz überflüssig sind, wenn Sie nur das eine im Auge behalten, was Jesus zu allen sagt: wachet!

Worin besteht das Wachen? In der Lebendigkeit der Seele, in der lebhaften Gegenwärtigkeit des innersten Menschen und in der unbeeinträchtigten Frische seines ursprünglichen Empfindens. Wir wachen, wenn wir überall mit ganzer Seele dabei sind und alles bis auf den letzten Grund und Sinn durchzuspüren suchen, indem wir es innerlichst erleben. Die Allgegenwärtigkeit der Seele in jedem Augenblick unsers Lebens ist die Wachsamkeit, die Jesus meint.

Sie wachten auf durch das Aufleuchten der Wahrheit in unsrer Zeit, durch Eindrücke des wahrhaftigen Lebens, die Ihr Innerstes trafen. Die unsichtbaren Strahlen Gottes fielen in Ihre Seele. Da kam die große Unruhe über Sie, daß es Sie nicht mehr in dem bisherigen Wesen litt, und die Sehnsucht nach wahrhaftigem Leben ließ den Spürsinn der Seele lebendig werden, der Ihnen die Augen für die Klarheit des Tages Gottes öffnete. Da waren Sie wach.

Der Gegensatz dazu ist das Einschlafen. Diese Gefahr wird Ihnen lebendig vor Augen stehen. Denn Sie sind bange davor, wenn Sie heimkehren, in der gewöhnlichen Art und Weise des Lebens und Treibens, in dem mehr oder weniger geistigen Dahinvegetieren und Gelebtwerden wieder einzuschlafen. Geraten Sie wieder in dieses Dämmern und Träumen, in das sich gehen Lassen und Mitmachen unter der Hypnose der Gewohnheit, dann erlischt das Verspüren, und das neue Leben schläft wieder ein, Ihre Seele verliert das Bewußtsein und versinkt gleichsam in grundlose Tiefen. Darum heißt es wach bleiben, wach bleiben in der Klarheit, die Ihnen angebrochen ist.

Da werden nun manche einwenden: „Das ist es ja eben; wir können doch nicht immer daran denken." Das können Sie gewiß nicht. Das sollen und brauchen Sie aber auch nicht. Das wäre nur nötig, wenn das neue Bewußtsein in einer theoretischen Vorstellung bestände, die man immer als Gesichtspunkt für alle Auffassungen festhalten müßte. Aber es ist ja die unmittelbare Klarheit eines neuen Erlebens! Wo die echt ist, erhellt sie den Menschen unwillkürlich.

Ein gewaltsames sich Wachhalten ist aber auch gar kein wirkliches Wachsein. Wer wach ist, braucht gar nicht fortwährend zu befürchten, wieder einzuschlafen. Denn er kann einfach nicht einschlafen. Wachen ist keine Willensanstrengung, sondern eine unmittelbare Lebensäußerung. Die treibende Kraft des in uns erwachten Lebens läßt uns nicht zum Einschlafen kommen. Die pulsierende Frische und starke Spannung unsers innersten Wesens

treibt uns auf und ins Leben hinein. Wo das Wachsein nicht ursprüngliche Lebensbewegung ist, wird niemand wach bleiben können.

Wie kommen wir aber in diesen Zustand, nicht einschlafen zu können? Das ist nun ohne weiteres klar: durch Lebensbewegung. Also nicht dadurch, daß wir uns etwas gespannt vor Augen halten, daß wir immer an etwas denken, sondern dadurch, daß wir leben. Wenn wir das Neue, was sich in uns regt, ins Leben umsetzen, können wir gar nicht wieder in Schlaf verfallen. Wollt ihr also wach bleiben, so laßt die Empfindungen und Antriebe der neuen Art Leben, die in euch aufgewacht sind, in eurem Verhalten zur Geltung kommen, laßt sie zu Tat und Werk werden.

Nun sehen Sie, wie einfach es ist. Ich weiß nicht, was Sie hier erlebt und gewonnen haben. Bei den einen ist es viel, bei den andern ganz wenig. Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Mag es auch nur eine ganz geringe Lebensbewegung sein: aus ihr heraus müssen Sie nun leben. Wenn Sie aus ihr heraus leben, dann sind Sie wach und bleiben wach.

Vielleicht haben Sie in sich etwas gespürt von dem Regen Ihrer Seele, daß etwas in Ihnen lebendig wurde, eine dunkle verborgene Macht, die Sie noch gar nicht fassen können. So lauschen Sie von nun an auf die Stimme Ihres Genius, und folgen Sie den Regungen Ihrer Seele! Wenn man auf etwas horcht, kann man nicht einschlafen.

Oder Sie merkten etwas von den Lebensbewegungen, die wir uns erschließen, wenn wir zu allem, was uns begegnet, positive Fühlung gewinnen. Sie spürten, daß uns ein Anschluß an einen verborgenen Lebensstrom möglich ist. So suchen Sie nun daheim in Ihren Verhältnissen und Beziehungen und tagtäglich gegenüber allem, was an Sie herantritt, die positive Stellung zu gewinnen, um überall die unsichtbare Lebenskraft auszulösen und die verborgenen Werte zu heben. Wer so nachspürt und Entdeckungen macht, wer so immer neue Kraft kriegt und von einem Erlebnis zum andern geht, kann unmöglich vom Schlaf übermannt werden. Denn er lebt immer aktiv, persönlich, aus der Spannung der Seele heraus.

Oder Sie kamen hier zu einer unmittelbaren Fühlung mit Menschen, spürten ein unwillkürliches Für-die-andern sich rühren und kosteten die wunderbare vertraute Bewegung des gemeinschaftlichen Lebens. Dann schauen Sie, wenn Sie hinauskommen, alle Menschen mit Augen an, aus denen dieses Leben leuchtet und diese Sehnsucht lockt. Leben Sie mit ihnen aus diesem Füreinander, auch wenn Sie keine Gegenbewegung finden, auch wenn es Ihnen, gewöhnlich betrachtet, wie eine groteske Wagehalsigkeit vorkommt. Wenn Sie sich hier und überall so geben und mitteilen, wie Sie sich aus den neuen Lebensregungen getrieben fühlen, dann lebt das in Ihnen auf, was werden will. Dann wächst es heran durch den Kampf, sich selbst zu behaupten, und durch das Ringen, alle Ansprüche des Lebens wahrhaftig zu erfüllen. Leben Sie aber so, dann wachen Sie auch.

Hier in Mainberg kann es sich bei Ihnen zumeist nur um keimende Regungen handeln, mögen die Eindrücke und Erfahrungen noch so mächtig sein. Das Neue kann gar nicht zu starker Entfaltung kommen, weil Sie nicht mitten im Leben stehen, und die Auswirkung darum beschränkt ist. Hier kann es sich nur bewähren und entwickeln im Verkehr mit Menschen. Das ist gewiß ein schönes Feld, aber doch nur ein beschränktes Gebiet.

Aber draußen im brausenden Leben mit der Fülle seiner Aufgaben, im Gedränge der Not, in der Vereinzelung, wo Sie ganz auf sich selbst angewiesen sind, haben Sie ein unbeschränktes Gebiet, eine große Mannigfaltigkeit der Aufgaben und Schwierigkeiten und die dringendste Veranlassung, Ihre Seele zu behaupten, durchzusetzen und auszuwirken. Da kann sich vollkräftig entfalten, was in Ihnen werden will.

Leben Sie nun immer da heraus und setzen Sie es überall um in die Tat, dann wird das neue Leben in Ihnen leicht, kräftig und überfließend hervorquellen. Solange aber diese Wechselwirkung zwischen dem, was in Ihnen lebendig geworden ist, und dem Leben, was Sie umgibt, tätig ist, wachen Sie. Sie können gar nicht einschlafen. Denn das Leben, das in Ihnen pulsiert, hält

Sie wach. Sie leben in einem Zustand gesammelter tatkräftiger Gegenwärtigkeit und in einer Klarheit des Bewußtseins, die für alles innerlich Notwendige etwas geradezu Hellseherisches hat.

Achten Sie also darauf, daß alles, was Ihnen aufgeht, ins Leben tritt. Es darf nichts von den ursprünglichen Empfindungen und Trieben verloren gehen. Das ist das Elend bei den meisten Menschen, die Ursache der Unfruchtbarkeit ihrer Erlebnisse und der Verkümmerung ihrer Sprossen, daß sie nicht unmittelbar und vollkommen ins Leben umsetzen, was in ihnen entspringt. Sondern das Meiste fließt daneben weg. Es wirkt sich dann entweder in Gefühlen oder in Theorien aus. Beides aber hat keinen schöpferischen Lebenswert, sondern ist eine Hemmung für alles ursprüngliche Leben und wachstümliche Werden.

Die Gefahr ist ja allgemein bekannt, daß neue Lebensanstöße, statt Lebensbewegungen hervorzurufen, in Stimmungen ausschwingen. Nach jedem Vortrag, der einen tiefen Eindruck machte, nach jedem ergreifenden Erlebnis erliegen ja die meisten dieser Gefahr. Sie genießen mit Inbrunst und Andacht die Stimmungen, die in ihnen ausgelöst wurden, und schwelgen förmlich wie Feinschmecker in ihren Gefühlen. Gewiß erschüttert jede starke Empfindung das Gemüt, und es gibt keine innere Bewegung, die es nicht mitschwingen ließe. Aber das Wesentliche sind die Empfindungen, das Erlebnis als solches, und nicht die Gefühle, die es verbreitet, sind die unmittelbaren Lebensbewegungen, die angeregt werden, und nicht die subjektiven Stimmungen, in denen sie sich reflektieren. Unsre Erlebnisse sind nicht dazu da, um uns immer wieder die ganze Mannigfaltigkeit der Gefühlsschauer auf und nieder durchkosten zu lassen, sondern um Leben mitzuteilen und hervorzurufen, um unserm innersten Menschen Anstöße zu geben und ihn zu Kundgebungen zu veranlassen. Der rythmische Gang des tatkräftigen schöpferischen Lebens ist die Hauptsache, nicht die Gefühlsmelodie, die ihn begleitet. Die unmittelbaren Empfindungen sind bewegende Kräfte, die ins Sein und Leben wirken müssen, die Gefühle sind nur die Klänge, die ihr schwingendes Leben im Gemüt auslöst.

Darum ist es schlimm, wenn die Menschen in Stimmungen überfließen, statt die Bewegungen ihrer Seele zur Tat zu sammeln, wenn sie in Gefühlen schwelgen und von der Seligkeit, die ihr Gemüt erfüllt, verzückt werden. Das ist die gleiche Hemmung des Lebens wie die Trauer. Sobald der wesenlose Schein der Stimmungen die Menschen erfüllt, wird die unmittelbare Lebensbewegung gehemmt, und die sachlichen Empfindungen werden verdrängt. Die Lebensfülle, die man aus dem Erlebnis schöpfen könnte, geht verloren über dem Gefühlsdunst, mit dem man sich aufbläht, und die Scheinherrlichkeit ist da. Darum ist das Vordrängen des Gefühls ein Verhängnis. In der Gemütsweichlichkeit erlahmt die motorische Kraft der Empfindungen. Und noch eins: was nicht zur Tat wird, sondern in Stimmungen ausströmt, führt zum Lebensrausch. Die Spannung, in deren explosiver Auswirkung die Stoßkraft des Lebens beruht, löst sich aus in Begeisterung, das Aufleuchten der Eindrücke befruchtet die Phantasie. Das ist ein furchtbares Verhängnis, deren Verwüstungen wir oft beobachten können. Wie viele erschöpfen sich unter den Eindrücken des Lebens, das sie hier spüren, in Begeisterung, gehen in Wonneschauern auf und fangen an zu phantasieren, statt zu leben!

Wer dieser Gefahr erliegt, kann nicht wach bleiben. Denn alles, was berauscht, schläfert ein. Man ermattet im Behagen seiner Begeisterung, entschläft in seinen seligen Stimmungen und gerät ins Träumen. Genau in dem gleichen Grade setzt aber die eigentliche Lebenstätigkeit aus. Die unmittelbare Bewegung zwischen Erleben und Ausleben, zwischen Leben und Werden stockt und steht still. Man träumt ein neues Dasein, bis das Leben mit einem wuchtigen Schlage uns vor die Stirn schlägt und uns ernüchtert. Dann merkt man mit einem Male, daß man auf dem Trocknen sitzt, und alle Quellen des Lebens versiegt sind.

Nicht geringer ist das Verhängnis, wenn wir die Regungen neuen Lebens statt ins Leben in Theorien umsetzen. Es hat ja einen großen Reiz, die neuen Klarheiten, die uns aus unsern Erlebnissen aufleuchten, begrifflich zu erfassen und darauf eine groß-

artige Weltanschauung aufzubauen. Das hat gewiß auch seinen Lebenswert. Aber nur unbeschadet der unmittelbaren Forderungen des Lebens, die uns unausgesetzt aus der Wechselwirkung zwischen unserm Selbst und dem, was uns widerfährt, auftauchen. Sonst ist's gefehlt. Wer sich in der Theorie verliert und dem Leben entfremdet, der ist verloren. Scheinbar geht es wundervoll. Denn in Gedanken geht es vorwärts. Aber die Entfaltung des Lebens und das neue Werden hält mit dem Wachstum in der Erkenntnis nicht gleichen Schritt, weil man über alles mehr nachdenkt, als es zur Tat werden läßt. So verkümmert das Unmittelbare, weil die ursprünglichen Lebensbewegungen aussetzen. Dafür setzt man nun Gedanken ins Leben um. Aber Gedanken sind keine Kräfte, sondern nur Empfindungen. Das spürt man auch. Um so mehr brütet aber die Erkenntnis über dem, was sie empfangen hat, und wenn dann die Praxis weit hinter der Theorie zurückbleibt, beschuldigt man den Willen, daß er nicht verwirklicht, was man sich so schön ausgedacht hat. Aber was vermag der Wille, wenn keine Kräfte quellen!

Wohl dem, der dann diese Kluft zwischen Theorie und Leben nicht ertragen kann! Der kommt noch rechtzeitig zur Besinnung. Aber die meisten finden sich darein wie in einen unvermeidlichen Notstand menschlicher Unvollkommenheit. Und dann schlafen sie ein, traumverloren in ihre wundervolle Gedankenwelt. Das Unmittelbare in ihnen schläft. Sie leben nur noch in Reflexionen und nähren sich von Reflexen. Es denkt in ihnen, und ihre Überzeugungen beleben sie. Aber die Seele schlummert, und die unmittelbare Fühlung des Selbst mit der Wirklichkeit ist verloren. Keine Empfindung des ursprünglichen Wesens regt sich mehr, und für die verborgenen Lebensquellen in allem Geschehen ist die Witterung erloschen. Was solche Menschen berührt, setzt nur Gedanken in Bewegung, und nur Gedanken sind es, die sie beleben.

Erst wenn wir das Verhängnis der Leben erstickenden Macht des Schlafes kennen, ermessen wir, wie dringlich die Mahnung Jesu ist: wachet! Das heißt aber: lebet! So wie es uns nun

aus dem Gegensatz drastisch klar geworden ist. Was wir brauchen, ist leben, leben und nochmals leben. Nichts anderes, das ganz allein. Nur durch Lebensentfaltung gibt es Wesensentfaltung. Vergessen Sie sich selbst, aber leben Sie, ganz unmittelbar aus der Wechselwirkung Ihrer Seele mit Ihren Erlebnissen heraus. Sie können nicht besser für das Wachstum Ihrer Persönlichkeit sorgen als durch Nicht-an-sich-denken, sondern Erleben und Auswirken. Im Ganzen und Einzelnen. Durch persönlich Leben ergibt sich das persönlich Werden. Wenn Sie einfach leben, können Sie einfach werden. Wenn Sie in der neuen Art leben, kommt Ihr ursprüngliches Wesen heraus. Und so überall. Darum wachen Sie, d. h. leben Sie!

Da werden manche denken: ja wo, wann, wie denn? Überall, in jeder Weise. Das Leben läßt Sie doch keinen Augenblick los. Es nimmt Sie unausgesetzt in Anspruch. Mag das aber auch nur im Kleinsten und Geringsten geschehen, so stellt es doch damit Aufgaben, und diese Aufgaben sollen Sie erfüllen, die sollen Sie menschenwürdig erfüllen, ganz und im wahren Sinn, heraus erfüllen aus den Empfindungen, die in Ihnen lebendig geworden sind, kraft der Klarheit, die Ihnen aufgeleuchtet ist. Das, was in Ihnen nicht von dieser Welt ist, soll mit allen Dingen und Vorgängen des Lebens in Verbindung treten, um Fühlung mit dem zu gewinnen, was dahinter liegt. Beseelen Sie die Verhältnisse, in denen Sie leben. Lösen Sie die Lebensbewegungen aus, die in allen Vorgängen aufgespeichert sind. Erlösen Sie die zufälligen Ereignisse von ihrer Sinnlosigkeit, indem Sie ihnen den Sinn des Lebens geben. Erfüllen Sie das Nichtige, Wertlose, Vergängliche mit Lebenswert, indem Sie es dem Leben dienstbar machen.

Sagen Sie sich ein für allemal grundsätzlich: es gibt nichts, was das Leben bringt, worin nicht das Problem des Menschen an mich herantritt, woran ich nicht die Bestimmung des Menschen erfüllen kann, indem ich die Aufgabe in voller, tiefer, menschenwürdiger Weise löse. Da haben Sie fortwährend den Punkt, wo Sie das entfalten können, was aus Ihnen heraus will. Sie müssen

nur das Kleine groß nehmen. Dann werden Sie die Größe finden, die dahinter verborgen liegt. Wie Gott überall groß ist, auch in dem geringsten Grashalm, so ist er auch überall groß in unserm Leben. Auch in dem geringsten Lebensanspruch wartet eine unendliche Herrlichkeit darauf, erschlossen zu werden. Wenn man für diese wahrhaftige Größe Sinn und Verständnis hat, verschwindet der Unterschied zwischen gering und groß, äußerlich und innerlich im Leben. Es ist alles innerlich, weil alles göttlich ist.

In diesem Sinne meine ich die Mahnung: umsetzen ins Leben! Jedem Lebensanspruch gegenüber aus dem heraus leben, was nicht von dieser Welt ist, jede Berührung mit dem Leben zu einer Entfaltung der Menschwerdung werden lassen! Das stärkt und fördert Sie und breitet das große Geschehen weiter von Ihnen aus. Wie sind aber die Menschen demgegenüber! Sie erleben alles oberflächlich, verschlafen, was an sie herantritt, und finden sich dann möglichst schnell und leicht mit dem Leben ab. Sie müssen aber tief leben und aus der Tiefe heraus. Dann heben Sie das, was dahinter verborgen liegt. Und indem Sie es heben, fördern Sie nicht nur das Leben in sich, sondern breiten dann auch überall Leben aus.

Und dann die Regungen in Ihnen! Sie spüren etwas von lauteren Empfindungen des ursprünglichen Wesens, die Ihrem gewöhnlichen Wesen fremd und entgegen sind. So befinden Sie sich immer in einer Spannung zwischen dem alten und neuen Wesen. Daraus entbrennt ein Kampf, wo wir nun mit Einsetzen unsrer ganzen persönlichen Wucht dafür sorgen müssen, daß die Empfindungen des ursprünglichen Wesens rein und voll zur Geltung kommen. Wir sind nicht gleich lauter und von reiner ursprünglicher Art, wenn sich das in uns zu regen beginnt. Wir müssen erst geläutert werden. Darum müssen wir wachen, daß wir klar und nüchtern über uns selbst bleiben und uns nichts vormachen über das, was wir sind und haben. Wir werden aber wachen, wenn wir unermüdlich diesen Kampf gegen das Unwesen in uns führen, wenn wir immer ganz und überall, ohne zu markten und zu feilschen, ohne Kompromisse zu machen, für die lauteren Empfindungen des

ursprünglichen Wesens in uns eintreten, wenn wir unserm bessern Ich treu bleiben und dem Ziel, das uns gesteckt ist, d. h. wenn wir in der Spannung auf dieses Ziel bleiben und dem Zuge des Lebens folgen, der sich aus dieser Spannung ergibt.

Also wachen Sie! Wenn Sie jetzt wieder in Ihre alten Verhältnisse, in die alte Umgebung, in den alten Fluß des Lebens kommen, gibt es für Sie nur zwei Möglichkeiten: entweder gegen den Strom schwimmen oder untergehen. Es gibt keine andere Wahl und kein Mittelding. Aber wie groß ist da die Gefahr, daß die Verhältnisse wieder Einfluß auf uns gewinnen, das Milieu unsern Sinn benimmt und die Macht der Gewohnheit uns mit fortreißt! Stellen Sie sich nur deutlich vor Augen, wie Sie jetzt wieder in das Machtbereich der Gewohnheit hineintreten, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, und wie sie Sie mit den unschuldigsten äußerlichen Belanglosigkeiten wieder einfängt, um Sie dann ganz zu beherrschen. Da immer persönlich leben, immer ganz ursprünglich und aus eigenstem inneren Antrieb handeln, immer die Empfindungen der Seele zur Tat werden lassen: davon hängt alles ab, das ist das Einzige, was Sie retten kann.

Darum wachen Sie! Jede Berührung mit dem Leben ist eine Gefahr und Versuchung für Sie. Denn alle die Ansprüche des Lebens, die uns zu Erlebnissen werden sollen, die unser Innerstes auslösen sollen, die auf uns zukommen wie ein Vertrauensbeweis Gottes, daß wir die Aufgabe lösen und erfüllen können, lebendig, wahrhaftig, menschenwürdig: alle diese Ansprüche sind Versuchungen, es in der alten, gewöhnlichen Art, in der eitlen, sinnlosen, vergänglichen Weise zu tun und so von ihnen willkürlich mit fortgerissen zu werden. Es gibt nur ein Entweder-Oder: entweder wir erfüllen sie, oder sie verführen uns, entweder wir beseelen sie, oder sie beseelen uns. Entweder sie werden zu Stufen, auf denen wir emporschreiten, oder sie werden zu Steinblöcken, die unser keimendes neues Leben unter sich begraben.

Darum heißt es leben, positiv, tätig, ursprünglich, aus tiefster Seele heraus! Dann bleiben wir munter und bei klarem Bewußt-

sein. Dann wird uns aber auch jede Erfahrung zu einem Erlebnis. Alles Erleben aber wiederum hält uns wach. Also leben Sie, dann werden Sie wachen, und wachen Sie, dann werden Sie leben!

Wir sollen wachen, da wir nicht wissen, wann unser Herr kommt. Wir sind alle Menschen, die auf den Herrn harren. Denn wir warten alle auf die Offenbarung dessen, was Jesus verkörperte, in uns und in unserm Leben. Wir haben eine Witterung davon und sind auf der Spur. Aber wir wissen nicht, wann es uns zum überwältigenden Erlebnis wird. Darum müssen wir wachen, daß wir diese Begegnung nicht verschlafen. Wir können aber nicht anders wachen, als indem wir diesem Erlebnis entgegen leben. Wenn wir aus unsrer Ahnung von dem, was kommen soll, aus dem Geschmack dafür und den entsprechenden Regungen heraus leben, bleiben wir auf der Spur und gehen unserm Herrn entgegen. Dann werden wir ihm begegnen. Denn er kommt.



Winke für gemeinschaftliches Leben[1])

Kümmere dich nicht um die Angelegenheiten anderer, die dich nichts angehen.

* * *

Tritt niemand zu nahe, auch nicht mit deiner Liebe.

* * *

Ausfragen ist nur eine andere Form von Straßenraub. Laß dich nicht vergewaltigen, sondern wehre dich. Am besten, indem

[1]) Zur Ergänzung dieser Winke kann ich nur dringend auf die Aufsätze „Menschen untereinander" im 10. Band der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens verweisen. Sie enthalten zuverlässige Wegweiser in das Neuland menschlicher Gemeinschaft, das wir suchen. Und noch eine Bitte: Man lese die folgenden Schlaglichter nicht nur, sondern überblicke und durchschaue, was sie beleuchten, und vergleiche dann nicht andere und ihr Benehmen damit, sondern sich selbst und sein eigenes Verhalten.

du einfach aufstehst und die respektlose Zudringlichkeit sitzen läßt. Das ist die größte Liebe, die du so einem erweisen kannst. Denn anders ist er nicht zu kurieren.

* * *

Man soll nur denen helfen wollen, die Hilfe begehren. Den andern kann man nur helfen, wenn man sie laufen läßt und einstweilen sich selbst zu helfen sucht. Denn wenn du dir selbst hilfst, befähigst du dich, andern zu helfen.

* * *

Geh der schweifenden Liebe und Helfesucht aus dem Wege, wenn dir deine Seele lieb ist. Sie stellt dir nur ein Bein, und wenn du darauf hereingefallen bist, saugt sie dich aus, und zuletzt bist du nur eine Jagdtrophäe ihrer Nächstenliebe.

* * *

Die echte Liebe steigert das Taktgefühl, die nachgemachte tötet es.

* * *

Beliebte Masken: die Neugierde als Teilnahme, die Zudringlichkeit als Interesse, die Habgier als Liebe, der Neid als Bewunderung, die Schmeichelei als Verehrung, die Ausforschung als Nothilfe. Das Schlimmste ist, sie wissen nicht einmal, daß sie maskiert sind. Man kann also nicht einmal sagen: bitte, legen Sie ab.

* * *

„Ich brauche Menschen!“ Wozu, wenn ich fragen darf. Denn das entscheidet, ob du sie gebrauchen kannst und gebrauchen darfst. Brauchst du sie für dich oder zu gemeinschaftlichem Leben?

* * *

Man sollte sich immer gegenwärtig halten, daß Erkundigen und Unterhalten, Erzählen und Sichaussprechen, Mittun und Helfen Äußerungen *gemeinschaftlichen* Lebens sind. Es ist also nicht gleichgültig, ob der andere dabei beteiligt sein will.

Wer frägt: „Ich langweile Sie doch nicht, ich werde Ihnen doch nicht lästig?“ geht jedenfalls einseitig vor. Denn entspränge

sein Mitteilungsbedürfnis aus der unmittelbaren Fühlung mit dem andern, dann brauchte er nicht zu fragen, dann wäre es innere Notwendigkeit.

* * *

Triffst du auf Egoisten, dann beschränke dich aufs Zuhören. Du kannst sie nicht besser befriedigen und sie dir nicht besser vom Leibe halten.

* * *

Das Flechten und Weben zwischen den Geschlechtern in Gedanken, Worten und Werken ist auch ein Vergehen wider die Sittlichkeit. Denn es ist Kuppelei. Aber wie oft vereinigt es sich mit der größten Prüderie! Nun ja, Prüderie ist ja auch ein Vergehen gegen die Sittlichkeit.

* * *

Klatsch ist auch eine Art gemeinschaftlich zu leben: es ist gemeinschaftlich sich gemein machen. Wo man sonst gar nichts Gemeinsames findet und doch Fühlung sucht, da findet man sich im Klatsch:

„Nur wenn wir im Kot uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich."

* * *

Auch für den Verkehr der Menschen untereinander gilt: Wer da hat, dem wird gegeben — durch das Erlebnis der andern —, wer aber nicht hat, von dem wird auch das genommen, was er hat — er verliert sich selbst, er spricht sich aus, er zerstreut sich, er hängt sich an andere und geht in ihnen auf.

* * *

Die Flucht vor sich selbst unter die andern ist die Flucht vor der inneren Leere, vor der inneren Kälte.

* * *

Liebe ohne Scheu ist unkeusch, an sich und in ihrer Betätigung.

* * *

Die Liebe, die sich fühlt, gleicht der Schönheit, die sich fühlt. Der Schmelz und Duft ist hin, und es dauert nimmer lang, dann ist sie eitel und gefallsüchtig.

* * *

Je zurückhaltender die Liebe in sich ist, um so unmittelbarer wirkt sie. Sie strahlt dann von selbst und wärmt unwillkürlich. Je mehr man mit seinem Empfinden an sich halten kann, ohne es gleich auszugeben, um so gesammelter und stärker wird es. So entsteht die Kraft und Hochspannung der Liebe.

* * *

Nichts macht uns andere so geneigt als der Respekt vor ihrem Selbst und ihrer anderen Art. Nichts schließt sie uns so auf als taktvolle Zurückhaltung. Nichts gewinnt uns so ihr Vertrauen als das feine Gefühl für das, worüber sie schweigen wollen. Nichts verbürgt so die Dauer unmittelbarer Fühlung, als die Entfernung zu wahren, die unsrer Beziehung entspricht. Nichts erhält so die ungestörte Harmonie als die Klarheit der Verhältnisse zwischen uns.

* * *

Suche die Ursachen der Antipathie, der du begegnest, immer in deiner Unart, und die Ursachen der Antipathie, die du empfindest, immer in deinem mangelnden Tiefblick und in der Verständnislosigkeit für fremde Art. Dann wirst du dem Übel am wirksamsten beikommen.

„Aber es gibt doch welche, denen ich sehr sympathisch bin!" Vielleicht haben sie dieselben Unarten wie du, oder vielleicht warst du nicht unartig gegen sie.

* * *

Es gibt doch genug Übles in der Welt, warum auch noch übel nehmen!

* * *

Der beste Schutz gegen Heimtücke ist Harmlosigkeit.

* * *

Den andern wehe zu tun, ohne zu wollen, läßt sich nicht vermeiden, wenn man wahr und treu gegen sich selbst und die andern sein will. Aber das schadet auch nichts. Nur das Wollen ist es, was verletzt.

* * *

Vertrauen und Güte macht unantastbar.

* * *

Ärgert dich jemand, so weich ihm aus, bis er dich nicht mehr in Ärger bringen kann. Nur Gefeitsein entwaffnet.

* * *

Die Abwesenden sind immer ausgenommen: so sollte es heißen.

* * *

Immer der Schwächere verdient den Vorzug, der Stärkere hat ihn schon.

* * *

Mit leiden darf man nur, wenn man mit tragen kann. Sonst geht es dich nichts an, und du machst damit die Lage des andern nur noch peinlicher.

* * *

Wie wenige können Menschen genießen, schweigend und betrachtend mit gesammelten Sinnen genießen, wie man die Natur oder Kunstwerke genießt! Sie sind ja beides in einem und dazu noch lebendige Wesen! Darum ist es der höchste Genuß, den es gibt. Für mich haben die Menschen oft geradezu etwas Berauschendes. Es ist das einzige, was mich in Ekstase versetzen kann. Nicht, was sie reden oder tun, sondern einfach, wie sie sind.

„Dann müssen sie aber darnach sein". Nein keineswegs. Sie sind immer darnach. Kann ein Bild, das etwas Häßliches darstellt, nicht ein Kunstwerk sein? Die Menschen sind es immer. Wenn sie uns nicht ergreifen und erschüttern, unsre innerste Lebensbewegung erhöhen und unser Empfinden aufs stärkste anregen, so liegt es nur daran, daß uns der Sinn dafür fehlt, daß wir sie nicht beachten und merkwürdig nehmen, daß wir geleckte Schönheit, einnehmende Gefälligkeit und süßliche Liebenswürdigkeit suchen.

* * *

Kümmere dich um dich selbst wie um deinen Nächsten!

* * *

Wer nicht schweigen kann, sollte auch das Reden lassen.

* * *

Man legt seine Schwächen nicht dadurch ab, daß man darüber spottet. Eher verliebt man sich so in sie.

* * *

Wer an den Eindruck denkt, den er macht, wird nie einen Eindruck machen, wenigstens keinen angenehmen.

* * *

Den Unscheinbaren, Harmlosen und Anspruchlosen wird alles zum Besten dienen.

* * *

Man lernt niemand dadurch kennen, daß man seine Angelegenheiten kennen lernt. Darum sei froh, wenn du von jemand nichts weißt. Denn alles, was man von einem weiß, muß überwunden werden, wenn man ihn kennen lernen will. Nur wenn man jemand nackt sieht, sieht man, was an ihm ist. Alles Drum und Dran gehört nicht zu ihm.

* * *

Auch das Geheimnis des gemeinschaftlichen Lebens ist den Geistreichen und Klugen verborgen, aber den Unmittelbaren geht es auf.

* * *

Die Seele ist es, die den Körper in Schönheit taucht, nicht die Kleider. Je schlichter du dich kleidest, um so weniger braucht die Seele zu überwinden, um die lebendige Schönheit des Menschen zur Geltung zu bringen.

* * *

Die meisten Menschen werden geschmacklos, sobald sie sich schön machen wollen.

* * *

Auffälliger Schmuck stört ebenso wie Flecken am Kleid. Wohl dem, der versteht, beides nicht zu sehen! Ihm wird das Menschliche nicht durch das Allzumenschliche verhüllt.

* * *

Die konventionelle Liebenswürdigkeit wirkt wie eine Isolierschicht zwischen den Menschen. Sie verbindet wohl, aber bringt uns nicht näher. Man fühlt sich angenehm berührt, aber nicht von dem Menschen, sondern von seinem einschmeichelnden Benehmen. Wer sich fühlen will, ist davon entzückt; wer den andern fühlen will, wird davon angeödet. Wir wollen nicht die schwüle Atmosphäre der Liebenswürdigkeit, sondern die reine Luft der Freude an Menschen.

„Deine Zauber binden wieder
Was die Mode streng geteilt.
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt."

* *
*

Titel, Stand, Stellung, Vermögen gehört für das gemeinschaftliche Leben zur partie honteuse des Menschen. Darüber spricht man nicht in guter Gesellschaft.

* *
*

Wer feines Empfinden hat, stellt nur die Fragen, die er dem andern an den Augen abliest.

* *
*

Laß deinen rechten Nachbar nicht wissen, was der linke tut.

* *
*

Soll man Menschen entgegengehen oder sie an sich herankommen lassen? Beides: man soll ihnen herzlich begegnen, wenn man sie trifft.

* *
*

Gesellschaftliche Talente? Eins sticht alle aus: menschlich sein.

* *
*

Die Unarten und Absonderlichkeiten an der Oberfläche verschwinden zuletzt. Denn das Anderswerden geht von innen heraus. Aber du brauchst sie deshalb nicht zu pflegen.

* *
*

Laß deine Ausgelassenheit nicht an andern aus.

* * *

Wenn du Menschen begegnest, klopf erst an und fall nicht gleich mit der Türe ins Haus. Es gibt allerdings Begegnungen, wo man gleich mit einer Umarmung beginnen möchte und muß. Aber dann ist es nie einseitig.

* * *

„Darf ich Sie Du nennen, ich kann nicht anders." — „„Gewiß, aber erlauben Sie mir, daß ich Sie sage. Ich kann auch nicht anders.""

* * *

Wohl dem, der immer rechtzeitig die Stimme seines Genius hört: Vergib ihnen; denn sie wissen nicht, wie sie sind.

* * *

Es ist merkwürdig, daß ich mit Menschen, die mich verehren, nichts anfangen kann. Je größer die Verehrung, um so breiter die Kluft, die mich von ihnen trennt. Es gibt eine Verehrung, der ich mich geradezu hilflos und unglücklich gegenüber fühle. Lieben dürft ihr mich, so viel ihr wollt. Aber Verehrung — das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich möchte wissen, ob das andere auch so empfinden und erlebt haben.

* * *

„Man will doch den Menschen etwas sein!" — Wenn du dazu etwas Besonderes tun mußt, wirst du ihnen nicht viel sein können, weil du nicht viel bist. Was du bist, das bist du ihnen ohne weiteres, einfach indem du mit ihnen lebst.

* * *

Man kann den andern wohl seine Angelegenheiten verbergen, aber nicht sich selbst.

* * *

Man kann rücksichtslos (d. h. grade aus und grade heraus) leben, wenn man rücksichtsvoll ist. Aber wie wenige, die immer

Rücksicht nehmen, sind rücksichtsvoll, d. h. voll feiner Empfindung für die andern! Sie werden immer sich selbst untreu aus Rücksichten. Aber sie begehen fortwährend die gröbsten Rücksichtslosigkeiten, ohne sie als solche zu empfinden, als da sind: unpünktlich sein, nicht draufhören, wenn jemand erwidert, einreden und überreden, Ansprüche machen, seinen Reichtum zur Schau tragen, alle Arten Nötigungen, Beifall klatschen, über Dinge reden, die man nicht versteht, Geheimnissen nachstöbern, sich einmischen usw.

* * *

Es gibt drei Stufen der Versöhnlichkeit. Auf der ersten verzeiht man widerwillig und tut so, als ob alles vergessen wäre, aber das Gift sitzt weiter im Herzen; oder es wird durch das Gegengift der Genugtuung, die man über die Sühne empfindet, unschädlich gemacht. Auf der zweiten vergibt man gern, wenn man darum gebeten wird, und ist froh, daß die Spannung vorüber ist. Auf der dritten nimmt man überhaupt nichts mehr übel und empfindet es peinlich und beschämend, wenn man um Verzeihung gebeten wird.

Was ist das Peinliche daran? Daß etwas Häßliches, das vergangen war, wieder ins Leben gerufen wird, daß über ein Gebrechen des andern gesprochen wird, daß man über seine unanfechtbare Liebe nicht schweigen darf. Was ist das Beschämende? Daß sich ein anderer Mensch vor uns beugt und uns um Gnade bittet. Zu was haben wir denn die Augen? Genügen sie nicht, um Fühlung mit der Seele des andern zu suchen und zu bekräftigen?

* * *

Je kleiner, geringer und unbeholfener einer ist, um so schwerer empfindet er jede Vernachlässigung. Darum sollte man solchen gegenüber ganz besonders zuvorkommend, höflich und gefällig sein.

* * *

Wer vornehm ist, kümmert sich nicht darum, ob er für vornehm gehalten wird. Wer Geist hat, beansprucht nicht als geist-

reich zu gelten. Wer schön ist, verlangt nicht nach Anerkennung seiner Schönheit. Nur der Mangel ist ehrgeizig und gefallsüchtig.

* * *

Es ist im Persönlichen wie im Körperlichen: bei den meisten Menschen riecht man nur ihre Fremdstoffe. Der eigentümliche Duft der Seele kommt dagegen nicht auf. Was soll man dagegen tun? Jedenfalls nicht sich parfümieren. Das ist noch schlimmer: wenn man jemand begegnet, und es schlägt einem gleich der schwüle Geruch süßlicher Liebenswürdigkeit und affektierten Wesens entgegen. Dann soll doch lieber jeder riechen, wie er riechen kann. Aber wie werden wir den Dunst unsers Unwesens los? Genau wie im Körperlichen: durch Stoffwechsel und Bäder, d. h. durch gesteigerte Lebenstätigkeit und Reinigung. Also mit ganzer Seele leben, und sich dessen schämen, was uns anwidert.

* * *

Wieviele sind entsetzt, wenn sie einmal ganz harmlos: ich und du sagen, aber leben unausgesetzt ich, ich und wieder ich und du noch lange nicht, ohne jemals darüber zu erröten!

* * *

Wirklich und untrüglich lernt man die Menschen nicht durch Unterhaltung kennen, sondern nur durch Beobachtung. Wir müssen sie ganz, direkt und tief auf uns wirken lassen, um sie unmittelbar zu erfassen. Durch den lebendigen Gesamteindruck ihrer Erscheinung kommen wir zur ursprünglichen Empfindung ihres Wesens. Durch Unterhaltung erfahren wir, was sie denken, treiben, erlebten. Durch Betrachten erfahren wir, was sie sind. Das direkte Erlebnis allein führt zu einer unmittelbaren Fühlung von Seele zu Seele, kraft deren wir den andern in seinem innersten Wesen ergreifen und von da aus verstehen.

Solange dieser Kontakt nicht eingetreten ist, redet man aneinander vorbei und mißversteht sich. Und daraus bildet sich dann das Urteil eine ganz verkehrte Meinung. Man macht sich einen

Begriff von dem andern, aber bekommt kein wirklichkeitsgetreues Bild von ihm. Man beurteilt ihn nach sich, aber nicht nach seinem besonderen Wesen und seiner eigentümlichen Art. Das ist der Weg, der zu Enttäuschungen führt, führen muß.

Alles, was wir sagen, offenbart nicht unser Wesen, sondern unser Bewußtsein, und auch das durch Reflexionen, Absichten und Hintergedanken gebrochen. Nur die unmittelbaren Äußerungen und Ausprägungen unsers Inneren im Äußeren sind treue und rückhaltlose Offenbarungen unsers Wesens. Der Augenausdruck eines Menschen und seine Züge, seine Haltung und sein Gang, wie er ißt, spricht, zuhört, lacht, schweigt, sich unter den Menschen bewegt, seine Angelegenheiten erledigt, kurz seine Erscheinung und sein Verhalten läßt sein Wesen heraustreten. Ich meine nicht, daß man es aus allen diesen Einzelheiten herausdüfteln könnte, sondern es tritt einem darin unmittelbar entgegen, es wird einem direkt vertraut. Darum verhalte ich mich möglichst schweigend, bis ich einen klaren Eindruck und unmittelbare Fühlung gewonnen habe. Erst dann kann ich gedeihlich mit ihm sprechen. Vorher stört jede Unterhaltung den Gesamteindruck.

Aber wenn er sich nun nicht natürlich gibt, sondern gemacht, geziert? Dann weiß ich auch, woran ich mit ihm bin. Übrigens: solange jemand sein Gesicht nicht maskiert, kann er sein Inneres nicht verhüllen noch verstellen, und so dringen überhaupt noch genug Strahlen seines wirklichen Wesens durch alle künstlichen Verschleierungen hindurch.

Die Anbetung im Geist und in der Wahrheit

Eine Pfingstrede

Wir feiern heute das Fest des Geistes und wollen uns dazu ein Wort Jesu vergegenwärtigen, das mir dafür sehr geeignet zu sein scheint. Es befindet sich in dem bekannten Gespräch Jesu

mit der Samariterin (Joh. 4, 19 ff.). Als dort die Frau merkt, daß sie einen „Propheten" vor sich hat, kommt sie mit der schwierigsten und tiefsten Frage heraus, die sie kannte, mit der Frage nach der rechten Anbetung Gottes: „Unsre Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle."

In anderer Form und Fassung ist das auch heute noch die letzte Frage, wenn man auf die tiefsten Dinge kommt, die Frage nach der rechten Lebensbeziehung zu dem Urgrunde alles Seins, auf die alle religiösen Fragen und Weltanschauungsprobleme hinauslaufen. Der Zwiespalt zwischen Samaritern und Juden über die rechte Anbetung Gottes ist nur der ort- und zeitgeschichtliche Ausdruck der dauernden und auch heute noch währenden Gegensätze über die rechte Art des „Gottesdienstes", d. h. über unsre wahre Betätigung der Lebensmacht des Alls gegenüber.

Jesus antwortete:

> Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Ihr wißt nicht, was ihr anbetet. Wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. Denn der Vater will auch haben, die ihn so anbeten. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Ich habe immer von diesem Ausspruch den Eindruck gehabt, daß es sich hier um eins der tiefsten und weittragendsten Worte handelt, die wir überhaupt haben. Auch uns, den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts erscheint es noch als die Morgenröte einer ganz neuen Zeit, der wir erst entgegengehen.

Die Frau hatte Jesus über das Wo und Wie der rechten Anbetung gefragt. Jesus weist sie auf eine zukünftige Verehrung Gottes hin, die jenseits jeder gegenwärtigen Art des Gottesdienstes geschehe. Aber ehe er ausspricht, welcher Art sie sein, und in welcher

Region sie sich vollziehen werde, macht er zuvörderst darauf aufmerksam, daß man vor allem wissen müsse, was man anbetet.

Daran wollen wir nicht vorübergehen. Denn das möchte man auch den rechthaberischen und streitbaren Gottesverehrern von heute zurufen, in welcher Gestalt sie auch ihre Religiosität betätigen mögen. Wißt Ihr denn überhaupt, was Ihr anbetet? Hier ist keine Lehre von Gott und seiner Gemeinschaft mit Menschen gemeint, sondern ein lebendiges Wissen von dem verborgenen Sein, auf das wir mit dem Worte Gott hindeuten, ohne etwas darüber auszusagen. Habt Ihr denn überhaupt eine Ahnung von dem, den Ihr verehrt, dem Ihr dienen wollt? Verehrt Ihr nicht bloß eine erhabene Idee Gottes, die Ihr Euch ebenso gebildet und als Ausdruck des höchsten Wesens geweiht habt, wie der Heide sein steinernes Götzenbild! Und Ihr wollt über die wahre, die vollkommene, die alleinseligmachende Religion streiten? Euer Ideenbildnis und Euer Kultus als solcher ist ja das offenkundige Zeugnis, daß Ihr nichts von Gott wißt.

Die Juden als Volk der alten Heilsgeschichte wußten, was sie anbeteten. Denn das Erlebnis „Gottes" war das bewegende und treibende Grundelement ihrer Geschichte. In ihren prophetischen Gestalten war jedenfalls eine Berührung mit der geheimnisvollen Macht, die hinter allem waltet, eingetreten. Und sie war so stark, daß die Klarheit, die diesem Erlebnis entsprang: „Du darfst dir kein Bild noch irgend ein Gleichnis von Gott machen" zum Volksbewußtsein wurde, das auch durch den aufkommenden Kultus nicht erstickt werden konnte, sondern sich immer wieder in gewissenhaften Geistern dagegen empörte. Aber die Zeitgenossen Jesu hatten trotzdem keinen lebendigen persönlichen Eindruck von dem verborgenen Allwesen, so daß Jesus ausrufen mußte: „Niemand kennt den Vater als nur der Sohn". Aber trotzdem kam das Heil von den Juden: aus der verlorenen unmittelbaren Fühlung mit Gott, die in Jesus wieder Ereignis und Grundlage einer ganz neuen Zeit wurde.

Aus diesem lebendigen Wissen, aus diesem persönlichen Er-

lebnis Gottes heraus beantwortet Jesus uns die Frage, wo und wie der Vater angebetet werden soll. Nicht hier und dort; der Ort der Anbetung ist inwendig in euch: im Geiste. Nicht mit diesem oder jenem Kultus, sondern durch Wahrheit.

Damit tritt Jesus in Gegensatz zu seiner ganzen Zeit und zu allen bisherigen Stufen der Menschheitsentwicklung. Damit steht er aber auch im Gegensatz zu dem ganzen Christentum, das ihn für sich in Anspruch nimmt, und zu der heutigen Zeit, soweit sie, ich will nicht sagen: Religion hat, aber soweit sie Religion pflegt, soweit sie Kultus treibt.

Das Allgemeine, Herrschende, das Jesus in der Frage des Weibes zutage treten sah, war die mehr oder weniger starke, weitgehende, groteske Materialisation der Verehrung Gottes. Nicht nur in Bildern und Tempeln, sondern auch in jeder Art von Kultus und Gottesdiensten, in all den Formen und Formeln, religiösen Einrichtungen und Zeremonien, in Sprache, Musik und Darstellungen, die in örtlicher und zeitlicher Fassung mit heiligem Eifer getrieben wurde. In dieser Materialisation der Anbetung Gottes stecken wir auch heute noch. Sie ist vielleicht zum Teil etwas feiner geworden als im Judentum, aber wesentlich ist sie dieselbe geblieben.

Demgegenüber spricht Jesus aus, was sein Erlebnis war: Gott ist Geist, nicht Materie. Das ist keine Definition, d. h. keine begriffliche Bestimmung seines Wesens, sondern eine Kennzeichnung seiner Seinsweise, wie sie Jesus gegenüber der Frage der Frau empfand, die den Gottesdienst und damit Gott selbst örtlich und körperlich festgelegt wissen wollte. Er will sagen: was wir mit „Gott" meinen, ist jenseits alles körperlichen, räumlichen, sinnlichen Seins. Sieht man nämlich in dem Satz eine Definition, so kommt man zu dem Mißverständnis, daß hier das göttliche Wesen dem Geistwesen des Menschen gleichgesetzt sei, also zu einer Vermenschlichung der Lebensmacht des All. Wollte man definieren, so müßte man eher sagen: Gott ist Übergeist, eine höhere Art Wesen. Aber wir finden bei Jesus nirgends auch nur einen Ansatz zu

einer Definition Gottes. Überall sagt er uns nur, wie er ihn erlebte, z. B. als väterliche Macht. So auch hier als etwas Geistiges im Gegensatz zu allen körperlichen, sinnlichen Erscheinungen und Vorgängen. Damit will Jesus also auch nicht Gott und Körperwelt dualistisch auseinanderreißen, sondern er will nur sagen: Gott ist das Geistige in der Welt, das, was bei allem Sinnlichen dahinter liegt.

So geht es ja uns auch, wenn wir etwas von „Gott" spüren. Wir erleben ihn nicht neben der Welt und neben dem Leben, sondern in der Welt und im Leben als die verborgene Tiefe, als das geistige Weben und Walten, was sich darin offenbart. Auch die Offenbarung Gottes in der Natur ist wohl ein materieller Ausdruck seines Wesens, aber doch eine geistige Offenbarung. Wer die Natur nur sinnlich erlebt und am Sinnlichen hängen bleibt, der spürt nichts von ihm. Nur wenn das in uns, was hinter allem Sinnlichen, was hinter allen Anschauungen und Überzeugungen liegt, unser innerstes Wesen, mit dem in Fühlung gerät, was hinter der Natur lebt und in allen ihren Erscheinungen zur Auswirkung kommt, wird uns die Natur zu einem Erlebnis Gottes.

Jedes Erlebnis Gottes vollzieht sich also auch nur „im Geiste", in unserm übersinnlichen Wesen. Wodurch sich auch die Beziehung zu Gott vermitteln mag, das elastische Mittel für seine Lebensschwingungen ist das in uns, was jenseits alles Körperlichen und Sinnlichen verborgen ruht. Wenn der Eindruck, den wir empfangen, nur unsre Weltanschauung, unsre Phantasie, unsre Überzeugungen, unser Selbstbewußtsein erregt, merken wir nichts von der verborgenen Macht, deren Lichtwellen in ihm an das Tor unsers Innersten schlagen. Erst wenn der metaphysische Wesenskern in uns unter den unsichtbaren Strahlen Gottes erbebt, spüren wir ihn. Unsre Seele ist das Organ, mit dem wir Gott schauen. Das war die Fühlung mit Gott, die Jesus kannte. In der Bergpredigt spricht er darum von der Verborgenheit, in der Gott allein zur Geltung kommt, aus der heraus er allein wirken kann. Nichts anderes meint er hier, wenn er dem Weibe zu bedenken gibt: Gott ist Geist.

Ist aber die Fühlung mit Gott übersinnlich, so muß er auch jenseits allen körperlichen und sinnlichen Wesens angebetet werden, in dem, was nicht von dieser Welt ist, in der Seele. Das Leben der Seele, das aus dem Erlebnis Gottes entspringt und von seiner Fühlung lebt, ist die rechte Anbetung Gottes.

Selbst die feinste Versinnlichung der Empfindung der lebendigen Wirklichkeit, die wir mit dem Worte Gott andeuten, ist dem übersinnlichen und göttlichen Sein, das wir meinen, unangemessen und gefährdet die ursprüngliche Fühlung mit ihm. Schon unsre Worte und Begriffe versinnlichen ja die Eindrücke der Seele, und nur die Menschen können ohne Schaden mit solchen Worten umgehen, die sich immer bewußt sind, daß sie nur Andeutungen von unfaßbaren, unsagbaren Wirklichkeiten sind. Wer dessen nicht eingedenk ist, der geht nicht mit den Worten um, sondern die Worte gehen mit ihm um.

Sie brauchen sich nur den Kampf um die Weltanschauung zu vergegenwärtigen, von dem unsre Zeit widerhallt, um zu sehen, welchen Hexensabbath die Worte mit den Menschen aufführen können. Man weiß nicht, was man redet, weil man von seinen Begriffen befangen keine lebendigen Eindrücke mehr von dem hat, was man damit meint. Das gilt am meisten, wenn von Gott die Rede ist. Hier handelt es sich doch vor allem um etwas ganz Unfaßbares und Unsagbares, das man nur andeuten kann! Wäre man sich dessen bewußt, so könnte man ganz harmlos dieses Wort wie ein Tonzeichen gebrauchen. Aber so kann man es nur mit Widerstreben in den Mund nehmen. Denn jedermann denkt dann an einen Begriff, und jeder Begriff widerspricht durchaus der Wirklichkeit Gottes.

Wenn nun schon das Wort „Gott" eine Versinnlichung ist, die unsre lebendige Fühlung mit der Wirklichkeit Gottes gefährdet, um wieviel mehr ist es das Wortemachen von Gott, um wieviel mehr der Gebrauch gebundener, vorgeschriebener Worte, von festgefügten Gebeten und formelhaften Litaneien. In alledem besteht aber doch der Gottesdienst. Aber nicht nur darin, sondern der

körperlichen Ausdrücke sind noch viel mehr. Denken Sie nur an die ganze Ausstattung unsrer Gottesdienste und ihre Erbauungsmittel, an alle ihre Darstellungen des Übersinnlichen. Die Religion hat es ja darin in einzelnen Konfessionen zu einem erstaunlichen Raffinement gebracht. Sie hat die Materialisation der Anbetung zu einer so großartigen Höhe erhoben und durch die Vermählung mit der Kunst so geadelt, daß selbst die feinsten und bedeutendsten Geister davon benommen werden und die Klarheit verlieren, die dem Menschen eigentlich gebührt. Sie geraten darunter, statt darüber zu stehen. Die Wogen der Stimmung schlagen über ihnen zusammen, statt daß sie in der Kraft ursprünglicher Empfindung und in Klarheit des Bewußtseins auf ihnen wandeln. Sie lassen sich aus dem Reiche der Wirklichkeit in eine Welt der Phantasie versetzen, an der sie im Grunde zweifeln, aber in der sie ihre Gefühle ausschweifen lassen.

Darum gilt auch heute das Wort Jesu: es kommt die Zeit, wo ihr den Vater weder in dieser noch in jener Konfession anbeten werdet. Aber nicht nur weder in Rom noch in Wittenberg, sondern auch weder im Monismus, noch im Dualismus. Alle unsre Begriffe und Fassungen des Göttlichen sind Gott unangemessen. Darum besteht die wahre Anbetung nicht darin, daß man sich in irgend welchen Gedanken über Gott bewegt und allerlei Reden über Gott hört. Gott steht jenseits alles Wahns menschlicher Vorstellungen. Er ist etwas Unvorstellbares, dessen man nur habhaft wird durch Erleben, durch das Erbeben dessen in uns unter seinen Lebensschwingungen, das hinter unsrer Begriffswelt lebt. Wenn unsre Seele ihn spürt, dann haben wir ein unmittelbares Bewußtsein davon, wie wir ihn erleben. Jesus wußte kein besseres Bild dafür als Vater.

In unserem Innersten ist also der wahre Ort der Anbetung Gottes, und aus unserem Erleben heraus muß sich die rechte Art der Anbetung ergeben. Sie darf nicht davon losgelöst werden. Sie kann nur in den Lebensäußerungen bestehen, die aus dem Erleben Gottes quellen. Sie ist nichts für sich, sondern die

schöpferische Bewegung des Erlebnisses Gottes in allem, was wir tun. Wir sollen nicht etwas Besonderes tun, um den Vater zu ehren, sondern alles in der besonderen Weise, daß der Vater zur Geltung kommt. Sein Geist als der Geist unsers Lebens, sein Wille als die Seele unsrer Menschlichkeit, das ist die wahre Anbetung Gottes.

Demgegenüber steht der Kultus als besondere Institution, der Gottesdienst als besonderer Betrieb, heilige Feiern und Handlungen, kirchliche Verrichtungen und religiöse Pflege, eine Disziplinierung des persönlichen Verhaltens Gott gegenüber und ein vorschriftsmäßiges Benehmen. Das steht neben dem Leben, so sehr es mit ihm verbunden sein mag, und ist abgesondert von allem Profanen.

Das ist unnatürlich. Denn Gott ist auch nicht von allem andern getrennt, sondern er ist das alles durchdringende Leben, das Ursprungselement, das in allem waltet. Darum sollen wir ihn auch nicht durch unsre Anbetung absondern, sondern allenthalben zur Geltung und Auswirkung kommen lassen. Das, was wir von ihm in tiefster Seele empfinden, zum bewegenden Nerv aller Lebensäußerungen werden lassen und die Kräfte und Klarheiten, die daraus entspringen, ins Leben umsetzen, Leben und Werden aus der Gnade des Vaters, das ist der rechte Gottesdienst.

So sah es Jesus und so erfüllte er alle Religion durch das Reich Gottes. Er hob die Menschen aus der Sphäre der Gottesdienste und Gottespflege, aus der Beschäftigung mit den im Wahn der Menschen gebrochenen Lichtstrahlen Gottes auf die Höhe der lebendigen Gegenwart des Vaters und in das freie Leben, das aus dem Erleben seiner Gnade quillt.

Darum haben die Religionen als besondere Einrichtungen und Betriebe, als Versinnlichungen und Sonderungen, als Ordnungen und Festsetzungen der herüber- und hinüberflutenden Lebensbewegung zwischen Menschengeist und Gottesgeist eigentlich seit der Erscheinung Jesu keine Existenzberechtigung mehr. Aber nur in dem Maße, als das eintritt, was Jesus brachte und wollte.

In Wirklichkeit haben sie natürlich noch volle Existenzberechtigung: nämlich für alle, die noch nicht in der Art Jesu Fühlung gewonnen haben mit dem, was der Ausdruck Gott andeutet, wo diese Fühlung noch nicht als der eigentliche Lebensnerv lebt, waltet und schafft. Darum gilt auch für uns heute nur: es kommt die Zeit. Die Religionen und Konfessionen müssen vorläufig bleiben. Aber es kommt die Zeit. Das, wie es jetzt ist, ist nicht das Endgültige der Menschheitsentwicklung, sondern je mehr die Menschwerdung fortschreitet — und sie schreitet nicht anders fort als dadurch, daß die tiefen Quellen des Lebens in den Menschen emporspringen und das menschliche Wesen und Leben befruchten, nicht anders als dadurch, daß das, was hinter allen Dingen und Vorgängen lebt, in uns lebendig, persönlich zur Geltung kommt — je mehr diese Menschwerdung fortschreitet, um so mehr wird die Religion als Institution und besonderer Betrieb überflüssig werden.

Aber es gilt auch heute nicht nur: es kommt die Zeit, sondern auch: sie ist schon jetzt. Es gibt jetzt schon Menschen, die das, was Jesus in diesem Wort ausdrückt, empfinden, die es unklar und unfaßbar spüren, und die infolgedessen nicht mehr weder in diesem noch in jenem Kultus, weder in Gottesdiensten noch in Zeremonien den Vater anbeten können.

Es ist eigentümlich: wir treffen heute viele, die sich Atheisten nennen, weil sie nicht an Gott ohne Anführungsstriche glauben können, weil ihnen alle Begriffe von Gott zerbrochen sind. So meinen sie, nicht an das glauben zu können, was mit diesem Begriff identifiziert wird. Daraus spricht ein großes Wahrheitsempfinden. Aber die sollten sich nun darüber klar werden, daß diese Identifizierung verkehrt ist, daß das Wort Gott eigentlich nur ein schweigender Fingerzeig in die Tiefen des Seins ist, die wir nicht fassen können. Meinen wir, wenn wir Gott sagen, die Lebensmacht alles Seins, die Grund- und Ursprungsquelle alles Lebens, dann verstehen wir ohne weiteres: Gott ist Geist. Und darum muß er im Geist angebetet werden, innerlichst, durch die Fühlung der Seele des Menschen mit der Seele des All. Dadurch,

daß das Metaphysische in uns mit dem Metaphysischen im All in Kontakt tritt, dadurch wird die Lebensbeziehung zu Gott persönlich hergestellt, und das Leben in dieser Fühlung, das ist die Anbetung Gottes im Geist.

Wir dürfen es vielleicht heute auch noch anders ausdrücken. Haften Sie nie am Ausdruck. Damals sagte Jesus: Gott ist Geist, als Gegensatz zum Körperlichen, wovon das Weib benommen war. Ich würde vielleicht, wenn ich dasselbe aussprechen wollte, sagen: Gott ist Leben. Denn so offenbart er sich uns z. B. in der Natur, als der andauernde, unbeirrbare Wille zum Leben, den wir überall durchspüren, der sich fortwährend offenbart und über alles triumphiert, auch über das Sterben und Vergehen. In der Natur ist ja wirklich der Tod überall verschlungen in den Sieg des Lebens. Gott ist Leben, und die ihn anbeten, müssen ihn im Leben anbeten.

Damit erfassen wir meines Erachtens noch viel treffender den Sinn von „im Geist anbeten". Das haben ja viele so verstanden, als dürften sie keine Worte gebrauchen, wenn sie zu Gott beten wollen, als müßten sie sich auf ihre Empfindungen konzentrieren, die nach der Richtung gehen, welche das Wort Gott andeutet. Aber damit kommt man nicht der Wahrheit näher. Denn aus der Materie kommt man heraus, aber gerät gleichzeitig in den besonderen Betrieb hinein. Damit kommen wir zu der Kontemplation, in die Mystik. Dann ist die Religion aber wieder nicht die Seele unsrer Menschlichkeit, sondern etwas neben dem Leben. Sie soll aber das Herzwerk unsers Lebens sein, und sich niemals von dem Leben trennen. Infolgedessen möchte ich sagen: Gott ist Leben, und die wahrhaftigen Anbeter, die der Wahrheit der wirklichen Verhältnisse am nächsten kommen, müssen ihn im Leben und durch das Leben anbeten.

Also wenn sich Gott uns offenbart in der Natur, z. B. als der ungeheure, in allem schwingende Wille zum Leben, der nie aussetzt, dann besteht die Anbetung Gottes in dem lebendigen, starken, tiefen, unerschütterlichen Glauben an das Leben. Das ist eine Anbetung Gottes, die ihm entspricht. Das ist keine Isolierung

mehr, sondern der Glaube an das Leben ist dann der Geist, der alles, was wir tun und treiben, beseelt und in allem zur Geltung kommt.

Und nun fragen Sie sich, ob Sie diese Anbetung Gottes haben, kennen, ob Ihr ganzes Leben blutdurchströmt ist durch den Glauben an das Leben, ob er die eigentliche Lebensmacht ist, die in allem treibt und drängt und sich überall kundgibt. Haben wir eine lebendige Empfindung von Gott, ist er unser Erlebnis, so verunehren und verleugnen wir ihn, wenn wir nicht überall an das Leben glauben und uns damit dauernd zu ihm bekennen. Glauben wir an Gott, so glauben wir auch an die Menschen. Und wer nicht an die Menschen glaubt, kann auch nicht an Gott glauben. Also, wer nicht an die Menschen glaubt, der weiß nichts von der Anbetung Gottes im Leben, im Geist. Und Sie werden von hier aus, von diesen Andeutungen begreifen: das ist durchaus Leben, diese Anbetung Gottes. Denn der Glaube an die Menschen äußert sich sofort in einer ganz eigentümlichen Art Leben mit jedem Menschen, nicht nur in einer positiven Stellung zu ihm, daß wir ihn immer aus seinem Besten, Eigentlichen heraus verstehen und durch die ganze oberflächliche Häßlichkeit hindurchschauen auf das Wunderbare, Ewige, Einzigartige, das in ihm liegt, sondern auch daß wir von da aus eine unmittelbare Fühlung mit seinem bessern Teil gewinnen, aus der wir ihn verstehen, ihm etwas sein und helfen können. Das ist zum Beispiel wahrhaftige Anbetung des Vaters.

Das gilt aber nicht nur den Menschen, sondern allen Erlebnissen gegenüber. Jeder Tag bringt Ihnen Ansprüche des Lebens, jeder Tag Erlebnisse, angenehme und unangenehme. Stehen Sie nun allen Ihren Erlebnissen, Schicksalsschlägen, Schwierigkeiten, Nöten glühend im Glauben an das Leben gegenüber, ergreifen Sie alles aus diesem Glauben heraus und wirken Sie darauf aus dem leidenschaftlichen Willen zum Leben heraus, dann ist Ihr Leben ein fortwährendes Leben aus diesem Ja, das man zu der väterlichen Macht sagt, die es einem zuführt. Das ist Anbetung Gottes. Dazu braucht man weder in sein Kämmerlein noch in

die Kirche zu gehen. Dazu braucht man nur in lebendiger Gegenwärtigkeit im Leben zu stehen und überall diesen Glauben zur Geltung kommen zu lassen.

Dann erfüllt sich das andere von selbst: In der Wahrheit anbeten. Wahrheit ist nämlich nichts anderes als Leben.[1]) Sie ist die lebendige Wirklichkeit, die zur Erscheinung bringt, wie alles eigentlich ist und sein soll, sie ist die entfaltende und erfüllende Offenbarung des verborgenen ursprünglichen Wesens und der zu Grunde liegenden Bestimmung. Jesus meinte keine begriffliche, sondern die wesenhafte Wahrheit.

Er hätte sich selbst widersprochen, wenn er gemeint hätte: ihn anbeten im wahrhaftigen Glauben (Glauben gefaßt als eine Anschauung über Gott und göttliche Dinge), wodurch er dann erst recht den Streit unter den Konfessionen entzündet hätte, wer den allein seligmachenden Glauben habe. So ist es nicht zu verstehen. Es ist nichts sicherer als dies, daß Jesus Wahrheit nie anders gemeint hat als Leben. Wenn er sagt: ich bin die Wahrheit, so meint er: dieses Leben, dieses Wesen, was ich bin, das ist die Wahrheit. Die Wahrheit wohnt nicht in der Welt der Begriffe. Darüber sind wir ja alle einig. Begriffe können an sich nicht die Wahrheit sein, weil sie Fassungen sind, und weil sie vergänglich sind.

Ist aber die Wahrheit das eigentliche Wesen und der tiefe Sinn alles Bestehenden, dann kommt sie nur dadurch zutage und wird nur dadurch erreicht, daß sich das eigentliche Wesen entfaltet und der tiefe, verborgene Sinn unsers Seins sich durch Leben verwirklicht. Dadurch tritt die Wahrheit ins Leben, und nur dadurch, daß sie ins Leben tritt und erlebt wird, werden wir der Wahrheit inne. So wurden die Jünger Jesu der Wahrheit inne an Jesus, weil in ihm die Wahrheit ins Leben trat, und so soll sie auch in uns ins Leben treten.

Wenn also Jesus sagt, daß die wahrhaftigen Anbeter den Vater in der Wahrheit anbeten, so meint er, die rechte Anbetung

[1]) Vgl. hierzu und zu dem folgenden den Aufsatz: Was ist Wahrheit? im 3. Band der Blätter und in den „Quellen des Lebens".

besteht darin, daß die Wahrheit in uns auflebt und Gestalt gewinnt, daß wir Wahrheit werden und Wahrheit leben. Dieses ins Leben Treten der Wahrheit, diese schöpferische plastische Entfaltung der Wahrheit in allen Äußerungen unsers Lebens, in allen Zügen unsers Wesens, das ist die wahrhaftige Anbetung Gottes.

Das ist ja auch ganz klar. Das Drängen und Treiben des Lebens, das wir überall sehen, zur vollen Entfaltung dessen, was irgendwo keim- und anlageartig verborgen ist, in der Natur sowohl wie in den Menschen, das ist der Drang Gottes in Raum und Zeit, in sinnlicher Erscheinung und Bedingtheit für alles Endliche die volle Höhe seiner Bestimmung, die vollkommene Offenbarung seiner verborgenen Herrlichkeit zu erreichen. Darum ist die einzige Verehrung Gottes, die ihm angemessen ist, die in uns verborgen liegende Wahrheit zu reiner und voller Entfaltung zu bringen und dadurch lebendige Zellen in dem gewaltigen Schöpfungswerk der Menschheit zu werden. Wenn der Lebensdrang Gottes die Menschwerdung ist, dann ist die wahrhaftige Anbetung nichts anderes als das neue Werden in uns und von uns ausgehend in allen unsern Lebensäußerungen.

Das meinte Jesus. Auch für uns ist es noch eins der zukünftigsten Worte, die es gibt. Aber es kommt heute schon zur Geltung. Und wir dürfen es zur Geltung kommen lassen. „Der Vater will auch haben, die ihn so anbeten." Damit wollen wir uns trösten, wenn wir keinerlei religiösen Kultus mehr mitmachen können, weil er für uns ein Mißbrauch und eine Verleugnung unsers Empfindens Gottes und seines Willens wäre, selbst in der vergeistigtsten Form und in der künstlerisch geadeltsten Weise, wenn wir es in keinerlei Theologie oder Metaphysik mehr aushalten, geschweige Gott in solchen Gedankengängen dienen können, weil er und unsre Seele uns über alle Begriffe gehen.

Der Vater will haben, die ihn so anbeten, daß das Unfaßbare der Fühlung zwischen der Seele und dem Vater alles Seins in ihnen Ereignis und Leben wird, und ihr ganzes Dasein nichts ist als eine Enthüllung seines verborgenen Wesens, als ein Sonnen-

aufgang der Wahrheit. Denn es kommt die Zeit, daß ihn alle Welt so anbeten wird, wenn sie aufwacht und zum Bewußtsein ihrer selbst und des Vaters kommt.

Also lassen Sie sich nicht durch solche Fragen beunruhigen, wie sie das Weib Jesu stellte, gleichgültig ob sie in Ihnen auftauchen oder an Sie herangetragen werden. Sorgen Sie nur dafür, daß Sie wahrhaftige Anbeter werden, daß alles das, was man unter Religion, Glaube, persönliches Lebens, oder wie man's ausdrücken will, versteht, nichts neben Ihrem Leben sei, sondern die Seele Ihres Lebens werde. Denn die göttliche Beseelung der Menschlichkeit und die schöpferische Entfaltung und Auswirkung dieser Beseelung, das ist die wahrhaftige Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.



Unsern Monisten und Dualisten ins Stammbuch

Jede Einseitigkeit der Auffassung verlangt immer das Opfer des Verstandes gegenüber der anderen Seite.

* * *

Einheitlichkeit der Auffassung gibt es nur im Empfinden. Die Einheitlichkeit einer Weltanschauung beruht immer in einer Einseitigkeit der Auffassung.

* * *

Wer meint, alle Widersprüche beseitigen zu können, kennt noch nicht die Grenzen der menschlichen Erkenntnis.

* * *

Man hat kein Problem damit gelöst, daß man es bestreitet, und nicht damit aus der Welt geschafft, daß man es nicht sieht. Wer nichts mehr erstaunlich findet, hat sich nur an die Vorgänge und Erscheinungen gewöhnt, aber sie nicht ergründet. Jede eindringende Erkenntnis führt von einem Erstaunen ins andere.

* * *

Der vulgäre Monismus ist Flächenwahn, Oberflächenwahn. Er kennt nur zwei Dimensionen, die Länge und Breite. Den Sinn für die Tiefe hat er verloren.

* * *

Das Geheimnis der Lebensmacht des Alls hat ein endliches Pendant: das Geheimnis des menschlichen Wesens. In dem Maße als sich das eine löst, entschleiert sich uns das andere. Denn in dem einen fassen wir allein das andere, weil es das Organ für das andere ist. Können wir nun das Geheimnis unsrer selbst nicht durch Untersuchung lösen, sondern nur durch Entfaltung unsers Wesenskerns, so gibt es auch für das Geheimnis „Gottes" nicht den Weg wissenschaftlicher Forschung, sondern nur persönlicher Erfahrung. — Vor allem aber: wir können doch über das Metaphysische im Weltall nichts ausmachen wollen, so lange noch das Metaphysische in uns über unser Fassungsvermögen geht.

* * *

Was man begrifflich erfaßt hat, entgleitet einem meist als Erlebnis. Der unmittelbare Eindruck verblaßt hinter dem Gedanken. Wer kennt z. B. heute „Glauben" als Erlebnis, als ursprüngliche Lebensbewegung, als das lebendige Verspüren dessen, was dahinter liegt! Oder, unter all den Bekennern Gottes, wer kennt etwas vom Erleben Gottes! Die Dualisten nun mal gewiß nicht, die das Metaphysische im Menschen und das Metaphysische im All auseinanderreißen und in Gegensatz stellen. Aber auch bei den Monisten steht es nicht besser. Sonst würden sie mehr das Unbegreifliche, die unerforschliche Tiefe in allem, was besteht, empfinden.

* * *

Man kann Begriffe nicht entbehren. Sie sind theoretische Schattenrisse dessen, was wir meinen. Wir brauchen sie für den geistigen Verkehr untereinander. Denn der würde sehr schwerfällig werden, wenn wir allemal erst schildern wollten, was wir meinen. Aber man kann sie nur gebrauchen, wenn man selbst sowohl wie

der andere aus unmittelbarem Erleben heraus die Wirklichkeit kennt, die damit angedeutet wird. Sonst verirrt man sich im wesenlosen Schein, in der grauen Theorie.

* * *

Gefährlich werden die Begriffe, wenn sie sich zwischen uns und die Wirklichkeit schieben. Darum sollten wir uns für unser inneres Leben möglichst der Begriffe entschlagen und möglichst unmittelbar aus der direkten Fühlung mit der Wirklichkeit heraus für uns leben. Dann bewegen wir uns in dem unmittelbaren Bewußtsein, das wir auf Grund unsrer Eindrücke und Erfahrungen von der Wirklichkeit haben, statt in einer begrifflichen Vorstellungswelt, die eine ganz unzulängliche Nachbildung jener ist.

* * *

Da der Begriff nie ein Bild von der Sache gibt, sondern nur ein theoretisches Substrat, muß immer eine Spannung zwischen Begriff und Wirklichkeit bestehen. Je geläufiger man nun in der Welt der Begriffe wird, um so ungeläufiger in der Wirklichkeit. Für die Erkenntnis und erst recht für unser Leben kommt aber alles darauf an, daß wir in der Wirklichkeit und nicht in den Begriffen fußen. Denn das Leben aus und in den Begriffen entfremdet uns dem ursprünglichen und dem eigentlichen Leben ebenso wie der lebendigen, fruchtbaren Erkenntnis, dem Wachstum der Wahrheit in uns.

* * *

Wenn die Forschung nach Wahrheit im Dienste einer Partei steht oder sich in einer bestimmten Richtung festlegt, ist sie ebenso gebunden, wie wenn sie auf gewissen Voraussetzungen ruht. Übrigens sind vorgefaßte Meinungen auch Voraussetzungen, wenn sie auch unbewußt bestimmen, von der Befangenheit durch die Manier der Zunft und durch den Einfluß herkömmlicher Methoden nicht zu reden. Man sollte einmal unsre „Forscher“ daraufhin untersuchen. Sie sind allzumal Sünder, hüben und drüben.

* * *

Redet doch nicht immer von dem Kampf um die Weltanschauung. Ihr kämpft doch nicht um die Weltanschauung. Die habt ihr doch hüben und drüben längst im glücklichen Besitz. Ihr kämpft nur um die Menschen, wenn nicht um die Macht.

Bildet euch und andern doch nicht ein, daß ihr überzeugen wollt. Wenn ihr ehrlich seid, müßt ihr doch zugeben, daß man niemand von einer Weltanschauung überzeugen kann. Alle eure Beweise führen doch nur zu einer höchst fragwürdigen Wahrscheinlichkeit. Und macht euch und andern doch nicht vor, daß ihr die Menge, die ihr bearbeitet, zu selbständiger Überzeugung führen wollt. Sie können euch ja nicht einmal folgen, geschweige euer System beherrschen. Zu selbständiger Überzeugung kommt man nur durch selbständige Forschung und auf eigenem Wege. Die Menge kann euch nur nachlaufen. Und dazu sucht ihr sie zu bewegen. Ihr wollt Anhänger haben. Denn wer die meisten Anhänger hat, der hat die Macht.

Und das alles im Namen der Wahrheit. Früher kämpfte man um die Menschen und um die Macht im Namen Gottes. Das Treiben ist dasselbe, nur die Etikette ist verschieden. Und auch die dogmatische Einkerkerung der Massen ist dieselbe. Nur die Systeme, in die man sie sperrt, und die Fesseln, mit denen man sie bindet, sind modern geworden. Aber die Finsternis und die Gebundenheit ist genau so groß.

Stimmen des Widerhalls

Johannes Müller und Nietzsche

1.[1]

Johannes Müller hat Theologie studiert „mit heißem Bemühn", um der Kirche später zu dienen. Aber weder Theologie noch Kirche

[1] Ich habe das gute Zutrauen zu den Lesern, daß sie auch in einer andern Tonart mitempfinden können und gerne einmal hören, wie ein anderer

haben ihm zu dem Erlebnis der heiligen Stunde wesentlich geholfen. Außerhalb der Schranken seines „Faches" gingen Müller die Augen auf für den Weg, den er gehen, für den Auftrag, den er ausrichten sollte.

Er ist dankbar für manchen Anstoß von Tolstoj her; aber das in die Augen Sehen zwischen ihm und Tolstoj währte nur eine kleine Weile. Tolstojs Erscheinung ging an Müller vorüber.

Es ist vielmehr Nietzsche, der Deutsche, der in Müllers Seele ein Aufhorchen erweckte, ein Atemanhalten: Horch, was geht da vorüber, da mußt du mit, das ist hoher Klang! — Nietzsche, von Tausenden als ein Fluch angesehen, ward für Johannes Müller zum Segen.

Es ging wunderbar zu.

Die leuchtende Pracht der Gesänge Zarathustras nahm Müllers Seele nicht gefangen, die Musik des großen Künstlers Nietzsche verwirrte Müller nicht; mit der Sehnsucht des kongenialen Menschen suchte er vielmehr die Seele dessen zu finden und zu umfassen, der die Lieder vom Neuen Leben aus sich heraussandte, er suchte die große und stolze Seele Nietzsches zu erfahren. —

Müller begriff Nietzsche bald als einen Bringer von Lebenswerten, als eine schöpferische Erscheinung, als einen Schenkenden. —

Mußten da nicht Königreiche zu finden sein? „Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht" — so singt Zarathustra sein schwermütiges Lied.

---

es sieht. Mein Verhältnis zu Nietzsche war so unmittelbar und beruhte so sehr in dem, was hinter seinen Äußerungen liegt, daß ich nie zu einer klaren Rechenschaft darüber gekommen bin. Ich habe mich eigentlich auch nie mit ihm „auseinandergesetzt" — so oft ich über ihn gesprochen habe; aber dann natürlich immer unter sachlichem, nicht unter persönlichem Gesichtspunkt — sondern das (objektive) neue Werden, die Reife der Zeiten, die Erfüllung führte mich unwillkürlich über ihn hinaus. Darum interessierte mich sehr, wie sich ein anderer mein Verhältnis zu Nietzsche vorstellt, da ich selbst davon gar keine deutliche Vorstellung habe. Ob er es in allem ganz zutreffend tut, kann ich nicht sagen. Dazu ist das schon alles zu sehr versunken. Der Herausgeber

Da mußte auch Johannes Müller „das Glück des Nehmenden“ erfahren, er durfte hoffen, daß seine „wartenden Augen“ von der Hand des Meisters erfüllt würden mit Schätzen der Herrlichkeit.

Und Müller war einer von den wenigen, denen der Seufzer des Meisters nicht gelten durfte: „Sie nehmen von mir, aber rühre ich noch an ihre Seele?“

Nietzsche hat Müllers Seele im tiefsten Grunde bewegt. Eine starke Sehnsucht stieß mit der anderen zusammen, zwei kongeniale Naturen berührten sich, die Fühlung von Leben zu Leben wurde kund. —

Wenn Nietzsche in Müller einen Jünger erlebt hätte, einen Jünger nach seinem Herzen — das wäre wohl für den Unglücklich-einsamen eine Lust gewesen, aber er hätte es nicht mehr bemerken können, wenn es auch geschehen wäre, seine Nacht brach so bald herein.

Aber es geschah auch nicht, daß Müller Nietzsche untertan wurde.

Der Jünger kam und nahm und ging wieder, er ging in einer ganz anderen Richtung seines Weges weiter.

Es war eine unglückliche Liebe zwischen Müller und Nietzsche.

Der Segen zog mit Müller und fing an zu blühen in jauchzender Freude, dem Geber aber leuchtete kein Stern mehr in seiner Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Über den von Nietzsche empfangenen Segen hat sich Johannes Müller später, nachdem seine große Auseinandersetzung mit diesem unglücklichsten aller Meister in der Werkstatt des Geistes längst vorüber war, einmal in kurzen Worten so geäußert:

„Soll ich überhaupt einen aus unserer Zeit nennen, der Eigentümliches in mir ausgelöst hat, so kann es nur Friedrich Nietzsche sein. Denn er hat mir indirekt die Augen für die Wahrheit des Menschen in Jesus geöffnet. Wer das unbegreiflich findet, den erinnere ich an sein Wort: Wenn eine Religion alt wird, hat sie alle die zu Gegnern, die ihre ersten Anhänger geworden wären.“

Nietzsche wurde für Müller ein Weg zu dem schöpferischen Urheber des Christentums, das er verabscheute, und nicht zu dem Übermenschen, an dessen Gestaltung sich seine ganze Kraft und Liebe verzehrte. Müller sah durch Nietzsche nicht das Bild des Übermenschen aufstrahlen, sondern das Bild des Menschen Jesus. Durch die Beleuchtung, in die Nietzsche Jesum und seine Lehre brachte (ich denke hier auch daran, wie Nietzsche den stärksten Herold Christi, den Apostel Paulus,[1]) völlig verkannte und das Bild dieses wunderbaren Mannes, der von allen Jüngern des Urchristentums den Meister am tiefsten begriff, auf das grausamste verzerrte), erwachte in Müllers Seele gerade ein tiefer Zug hin zu Jesus.

Mit wachsendem Erstaunen merkte Müller, daß Nietzsche trotz bedeutender Wahrheiten und Klarheiten im Einzelnen seiner Verkündigung — im Grunde in einer ungeheueren Täuschung befangen war, — daß er seine Brücken, die hinüberführen sollten zu der neuen Welt, in die Luft hineinbaute, daß er seine Pfeile der Sehnsucht in das Nichts schoß, in die Unwirklichkeit, daß er so nahe war einem rauschenden Strom und noch nicht einmal seine Füße daran netzte, sondern darüber hinwegblickte wie ein Verblendeter.

Wer will diese Verblendung Nietzsches deuten? —

So schaute Müller nach und nach die Tragödie Nietzsche in ihrer schrecklichen Tiefe, er schaute sie wie in „Gesichten".

Durch das Dunkel der Tragödie aber sah er eine wunderbare Helligkeit. —

Den „Hebräer Jesus", der nach Nietzsches Gefühl „nur Tränen und die Schwermut des Hebräers kannte", der noch „ungereift" war und von der „Sehnsucht zum Tode" zu früh über-

---

[1]) Joh. Müllers Buch: „Das persönliche Christentum der Paulinischen Gemeinden, nach seiner Entstehung untersucht", Leipzig, Hinrichs 1898, ist der erste Teil einer psychologischen Untersuchung großen Stiles über die Lebenswirkungen, die von dem gewaltigen Christusmenschen Paulus auf die Menschen seiner Zeit ausgegangen sind.

fallen wurde, denselben, von Nietzsche so beklagten, sah nun Müller daherkommen wie eine ungeheure Kraft, der mit dem Strome seiner Kraft den Übermenschen Nietzsche unter sich begrub, dem eine Glut innewohnte, so groß, den ganzen Kosmos zu erfüllen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich vergleiche in Kürze die Verkündigung Nietzsches und Müllers:

Aus Nietzsche-Zarathustra bricht immer wieder der große Stolz des Menschen, der das Höhere im Leben als das Wesentliche erkannt hat und es mit Inbrunst liebt, und der darum vor dem Dahinleben in den niedrigen Instinkten als vor einer entsetzlichen Befleckung des ganzen Menschen schaudert. „Überwindet mir, ihr höheren Menschen, die kleinen Tugenden, die kleinen Klugheiten, die Sandkorn-Rücksichten, den Ameisen-Kribbel-Kram, das „Glück der Meisten" —! Und lieber verzweifelt, als daß ihr euch ergebt" — so ruft der auf jede Berührung durch alles kleinliche, untermenschliche, erbärmliche Wesen stark zusammenzuckende Genius Nietzsches den Menschen zu, die das Höhere suchen, die aus dem Staube herausbegehren.

„Oh Ekel, Ekel, Ekel!" — schreit es sich los aus dem „höheren Menschen" in Nietzsche, wenn er das Erbärmliche vor sich aufsteigen sieht. —

Dieser Lehrer des Stolzes hat seine große Mission und wird sie behalten. Denn, gehört es nicht zu des Menschen bestem Wesen, wenn er dem Niedrigen, dem „Pöbel-Mischmasch" stolz gegenübersteht? —

Aber — und das ist das geradezu Unheimliche bei diesem Lehrer der höheren Menschenart — es ist nicht möglich, daß einem wirklich warm wird in der Nähe Nietzsches. O Zarathustra, daß Deine Glut so kalt ist! möchte ich immer wieder sagen, wenn ich Nietzsche gegenüberstehe. — Diese stille Kälte, dieser Frost, der sich einem ums Herz legt, wenn man mit Zarathustra wandert. — Wohin geht der Weg? —

Zarathustra, Deine Hand, die mich führt, ist kalt, als wärest Du selber kalt in Deinen tiefsten Tiefen! Wohin Du gehst, daher

weht es eisig wie aus grauenvoller Einsamkeit, wo keine — Liebe mehr glimmt!

Nietzsche dankt die Kraft seines Stolzes Niemandem, er dankt nicht für das geheimnisvolle Weben und Drängen in ihm selbst, er ist ferne von dem demütigen sich Beugen vor den übergewaltigen Mächten, die über uns und um uns sind, und darum muß, wer mit Zarathustra wandelt, schließlich ankommen bei der Selbstvergötterung, bei der selbstgeschaffenen Scheidung von aller Wärme des wahrhaftigen Menschenlebens, bei der Eiswüste des „Egoismus-Irrsinns", wie Tolstoj diesen Zustand in der „Auferstehung" benannt hat.

„Also sprach Zarathustra" d. h. „Also spreche ich, Friedrich Nietzsche, ich, euer Herr und euer Gott" — — — —

* * *

Dem aufmerksamen Vergleicher der Art Nietzsches und Müllers fällt alsbald auf, daß beide den Zug zum aristokratischen Wesen des Geistes gemeinsam haben. Auch Müller ist ein Lehrer des echten Stolzes, jener inneren Verfassung, die den Adel der deutschen Seele ausmacht.

Aber Müller nährt sich von den „Quellen des Lebens", er kennt das Danken, das ehrfürchtige Staunen vor den Wundern des Lebens, die man nie und nimmer aus sich heraus schaffen kann, sondern die sich einem zeigen als wundersame Geschenke der Gnade aus einer Hand, die uns gibt. Diese Hand nennt er: die Lebensmacht des Alls.

Sein Stolz nährt sich eben an einer ganz anderen Quelle und zeigt nach einer ganz anderen Richtung, als es bei Nietzsche der Fall ist.

Bei Müller wird einem das Herz warm, die glimmenden Fünklein in unserem inneren Menschen geraten in starke Bewegung, schlafende Lebenskeime in uns wachen auf, und die Freude ihres Erwachens geht als holde Glut durch uns hin.

Stolz und — Liebe vermählen sich in dem Besten, was Müller als seine Lebensgabe darbietet.

Und mit Müller kommen wir nicht zu den Eisregionen der Übermenschlichkeit, wo in Wahrheit gar keine Menschen mehr sind, sondern mitten hinein „ins volle Menschenleben". — Nicht um uns in demselben gemein zu machen und in den Erbärmlichkeiten der niederen Menschentriebe unser Bestes zu verlieren, sondern um unter voller Wahrung der „Würde" unseres innersten Selbst, unseres „Genius" das Leben mit den Menschen zu lernen. An das „Für sich sein" schließt sich auf das engste das „Menschen untereinander"!

Zu dieser neuen Art des Lebens gehört eben die Liebe zu allem wahrhaft Lebendigen, dieser Drang, vor allem Fühlung zu bekommen mit dem Leben des „Nächsten".

Es ist das „Reich Gottes", das „Himmelreich", in das der Weg Müllers weist, dieses ganze, wahrhaftige, wunderbare Menschenleben, das Christus in einer sich fort und fort steigernden Vision sah als das kommende Geschenk des Vaters, der das wahrhaftige Leben schafft.

An dem Eingang dieses Neuen, worauf Müller mit der ganzen Leidenschaft seines Temperamentes und zugleich mit der ganzen Nüchternheit seines gewissen und ruhigen Blickes hinzeigt, als auf die wahre Kultur, als auf das einzig menschenwürdige Sein, könnte jenes eigentümlich schöne Wort Goethes stehen, das er Faust sprechen läßt, als dieser in seinem Studierzimmer in der Sammlung seines besten Wesens begriffen ist:

„Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun."

Daß die Müllersche Verkündigung einen Strom warmen Lebens mit sich führt und bei allen wahrhaftigen, aufrichtig suchenden Hörern das Eis zum Schmelzen bringt, das sich so gerne um die Menschenseelen lagert, hat also seinen Grund in der Tatsache, daß Müller nicht sagt: Also spreche ich, der neue Prophet — —, sondern daß er sagt: Also rauscht die Quelle des Lebens, von der ich selbst mein Leben habe. Also spricht Jesus, der Mensch des Lebens, Jesus der Ausbruch der unendlichen

Kraft- und Liebesfülle, die um uns gelagert ist, die über uns schwebt, die uns sucht, daß wir uns finden lassen und so das Leben selber finden. —

* * *

Zarathustras Wort wird in nicht wenigen Einzelpunkten seine Lebenskraft behalten für unsre Zeit und für die Zukunft; aber auch dies, was echt und gut an Nietzsche-Zarathustras Wort ist, wird aufgenommen werden von dem Manne der unendlichen Fülle und des unerschöpflichen Segens, von dem Menschen Jesus, der heute wie ein neues Morgenrot aufgeht über einer verwirrten, übel beratenen, aber im Grunde nach einem neuen Wesen tief verlangenden Menschheit.

Daß Nietzsche in dem Sinne ein Vorbote dieser neuen „Erscheinung Christi" gewesen ist, daß er wesentlich mitgeholfen hat, dem unter allen Verkündigern des lebendigen Christus in unseren Tagen (ich denke an Tolstoj, Chamberlain, Kutter und manche andere) stärksten, unter allen Deutern und Ausschöpfern der Worte und des Wesens Christi tiefsten, überzeugendsten und klarsten, daß er Johannes Müller den Weg gebahnt hat zu diesem Quellort des wahrhaften, unendlichen, segensvollen Lebens, dieser „indirekte Segen" ist Nietzsches beste Tat.

Daß solch ein „indirekter Segen" von Nietzsche ausgehen konnte, ist ein bedeutsames Begebnis, das Anlaß gibt zum stillen Für sich denken. —

Wir verlieren uns nicht in „psychologische" Betrachtungen über diesen Vorgang. Wir sagen nur dies: durch das leidenschaftliche Eindringen in die Welt Nietzsches kamen in Müller die bis dahin ruhenden und schweigenden, aber wartenden „Gesichte" zum Auferstehen. Müllers Blick gewann die große Richtung. Blitzartige Erleuchtungen mögen ihm über der Lektüre Nietzsches gekommen sein, das Flimmern und Scheinen der Welt seiner Sehnsucht.

So baute Nietzsche mit an Müllers Persönlichkeit, wie ein dazu Verordneter. H.

2.

Lassen Sie mich Ihnen nochmals für die unvergleichliche „Bergpredigt“ von Herzen danken.[1] Dies Buch ist reif und tief und kann sich fröhlich neben Nietzsches „Zarathustra“ stellen, zwar nicht an Feinheit der künstlerischen Darstellung und Glanz der Diktion, wohl aber an Glut des inneren Lebens und Konzentration der Gedanken. Ja es birgt in seinem Schoße etwas, was sogar Zarathustra-Nietzsche nicht kennt: den Weg zu wahrem Menschentum. Zarathustra ist eine glänzende fata morgana des Ziels, die „Bergpredigt“ ist die schlichte und doch so überwältigende Darstellung des inneren Werdens, des Weges, auf dem wir zu diesem heißersehnten Ziele kommen können. Zarathustra ist im tiefsten Grunde doch Theorie, wenn auch erlebte Theorie, die „Bergpredigt“ aber ist Leben und Wirklichkeit. Und noch eins: „Zarathustra“ ist krank, die „Bergpredigt“ ist durch und durch gesund. Und das ist das Größte! Denn die Kultur einer neuen Zeit wird als Wesenskultur des Menschen, nicht so sehr unter dem Gesichtspunkte stehen, ob klein, ob groß, ob weit, ob tief, sondern vor allem unter dem, ob krank oder gesund. Große und tiefe Werke haben wir in unsrer Zeit genug, aber die gesunden sind selten. Wie die „Bergpredigt“ mit „Zarathustra“ so möchte ich Sie selbst mit Nietzsche vergleichen. Denn man könnte Sie wohl einen „Vollender“ Zarathustra-Nietzsches nennen. Im tiefsten Sinne ist das freilich nur der, des Geistes Medium Sie sind: Jesus von Nazaret. Aber auch als Medium dieses wiedererwachten Jesusgeistes wären Sie ohne Nietzsche kulturhistorisch unmöglich gewesen. Damit soll nicht

[1] Ich möchte den folgenden Brief, der fast gleichzeitig mit obiger Darlegung von mir ganz unbekannter Seite einlief, mitteilen, weil er eine gute Ergänzung dazu bildet. Ich bitte aber, ihn ganz sachlich zu nehmen. Ich kann es wagen, ihn abzudrucken, weil ich mich, wie die Leser wissen, gerade der „Bergpredigt“ gegenüber überhaupt nicht als Autor fühle, sondern nur als Organ, als Stimme, und weil ich von der Unzulänglichkeit des Ausdrucks einen stärkeren Eindruck habe, als irgend jemand haben kann; denn ich allein weiß, wie unvollkommen das Buch wiedergibt, was ich schaute (vgl. die Vorreden zur „Bergpredigt“ und zu den „Reden Jesu“). Es handelt sich also nicht um meine Ehre.

gesagt sein, daß Sie von ihm abhängig sind. Im Gegenteil: Sie haben Nietzsche in einer Weise überwunden, wie nur ganz wenige in unsrer Zeit. Damit führten Sie jedoch zugleich auch über ihn hinaus. In drei Hauptpunkten unterscheiden Sie sich, wie mir scheint, ganz wesentlich von Nietzsches Persönlichkeit, Schaffen und Stellung:

1. Nietzsche war krank; Sie möchte ich als „urgesund" bezeichnen.

2. Nietzsches Produktion ist sprunghaft, aphoristisch, kompliziert und dezentral; die Ihrige stetig, organisch, einfach und von strengster Zentralität.

3. Nietzsche steht, so sehr er seine Gedanken erlebte, doch noch auf dem Boden der Reflexion und Spekulation; Sie auf dem Boden des Lebens. „Wahrheit ist Leben", das war Ihr erstes großes Erlebnis, und damit fangen Sie da an, wo Nietzsche endet.

Eine der glänzendsten Eigenschaften Nietzsches geht Ihnen allerdings fast vollkommen ab: Sie sind kein Künstler im ästhetischen Sinne des Wortes; dafür aber ein Lebenskünstler ohnegleichen. Daß aber Ihren Schriften das ästhetische oder besser ästhetisierende Element, wie es z. B. die Schriften Kalthoffs in so hohem Maße enthalten, fehlt, ist ein deutliches Zeichen Ihrer urwüchsigen Kraft. Ihre urgesunde Natur wies vielleicht zunächst nur instinktiv, dann immer bewußter den Wahn zurück, daß man die Welt erlösen könne durch die Kunst. Und das ist ein Wahn, selbst wenn Nietzsche und Wagner und andre Größen unsrer Zeit in ihm befangen sind. Zwar Eins ist mir gewiß: daß die Kunst im Zukunftsreiche wirklicher Menschen einen stärkeren Faktor bilden wird als z. B. Wissenschaft und Philosophie, aber als „metaphysische Trösterin" ist sie unmöglich. Ich liebe sie tief und innig, ich fühle mich auch immer wieder zu eigener Produktion in ihrem Reiche gedrängt, aber das Eine habe ich nach langem Nachdenken doch erkannt, daß man die großen Probleme des Daseins nicht mit „Ästhetik" lösen kann, trotz Nietzsche!

Übrigens möchte ich wohl wissen, was der große Einsame von Sils-Maria zu Ihnen gesagt haben würde, wenn er Sie

kennen gelernt hätte; ich glaube, er wäre in ein großes Erstaunen versunken; oder wenn er den Menschensohn so geschaut, so erlebt hätte, wie Sie ihn erlebten, und wie wir Suchenden ihn heute alle leise zu ahnen beginnen. Ich meine, er wäre vielleicht einer seiner leidenschaftlichsten Jünger geworden. Denn merkwürdig bleibt es doch, daß der erbittertste Gegner des Christentums, der „Antichrist par excellence" — (wenigstens nach der alten Schablone) — gleichsam als ein zweiter Johannes der Täufer dem Christus den Weg bereiten mußte. Was sagte doch Nietzsche in der Götzendämmerung 1888? „Wenn wir das Christentum nicht los werden, die Deutschen werden daran schuld sein!" — Allerdings!: sie werden daran schuld sein, oder ich könnte auch schreiben: Sie werden daran schuld sein! Merkwürdig, sehr merkwürdig; fast könnte man sich versucht fühlen zu sagen: „des Priesters Rache!" Aber welch eine Rache! Ich gebe für sie gern den ganzen Nietzsche hin. Alles in allem könnte man das Ergebnis dieses noch sehr tastenden und nur versuchten Vergleiches zwischen Ihrer Person und Nietzsche vielleicht so formulieren: Nietzsche war der große, einsame Sucher, Sie sind der glückliche Finder.

Zu allen diesen Ausführungen aber möchte ich Eins noch bemerken, um nicht mißverstanden zu werden: sie sollen keine Kritik sein, am wenigsten die flüchtigen Aufzeichnungen über die „Bergpredigt". Denn etwas kritisieren können heißt: es in irgend einer Weise schon unter sich haben, heißt es überwunden haben. Doch das ist nicht der Fall. Ich habe die „Bergpredigt" wohl intellektuell verstanden, aber noch lange nicht ursprünglich. Denn sie so verstehen, hieße sie erleben, das aber wiederum wäre gleichbedeutend mit „von neuem geboren werden", und davon kann für meine Person noch keine Rede sein. K.



Aus Briefen

1. Über die Lebensaufgabe

1.

Den Wunsch, wenn Du das nächstemal auf die Welt kommst, eine einzige, große, tiefe, Dich ganz erfassende und erfüllende Aufgabe zu finden, verstehe ich nicht, zumal mit der Folgerung, daß Du dann als Mann kommen müßtest. Denn ich war bisher der Meinung, daß von allen Menschen nur die Mütter so etwas hätten, und daß gerade die Männer auf Ehe und Familie erst verzichten müßten, um sich solch eine Lebensaufgabe künstlich schaffen zu können, daß also nur die Männer die Wahl haben: entweder volle Menschlichkeit durch die Ehe und dann nicht alles ausschließende Einheit des Berufs, oder ganz für einen Beruf da sein und dann Verzicht auf volle Menschlichkeit.

Aber abgesehen davon: ich habe das Bedürfnis nach solch einem ganz erfassenden und erfüllenden Beruf gar nicht. Ich liebe einerseits die Mannigfaltigkeit der Aufgaben, den Wechsel, die Gegensätzlichkeit darin. Und andererseits will ich von keinem Beruf beherrscht und mit fortgerissen werden. Ich will drüber stehen, innerlich unabhängig davon sein. Ich will mich auch darüber etwas lustig machen können, damit es ja kein heiliger Beruf wird, mit dem ich einen Kultus treibe.

Mensch sein ist immer mehr wert als irgendein Treiber sein. Und Leben ist unter allen Umständen wichtiger als jeder Beruf. Denn jeder Beruf ist nur eine Lebensäußerung, und schade um das Leben, wo über der einen alle andern verkümmern. Gott schuf den Menschen nicht zur Einseitigkeit, sondern zur Allseitigkeit. Je allseitiger wir sind, um so ähnlicher werden wir ihm sein. Je einseitiger wir werden, umsomehr werden wir Apparat, Organ.

Vielleicht ist das alles nur männlich gedacht und Deine Gedanken weiblich; und wenn Du nun als Mann wieder auf die Welt kämst, würdest Du ganz anders denken und gar nicht mehr die Sehnsucht nach der einen Aufgabe haben. Dann wärst Du

ganz umsonst Mann geworden! Darum bleibe lieber, was Du bist. Du kannst nichts besseres werden.

2.

Die Frage, die Dein Wunsch anschlug, geht mir immer noch nach. Ist der Beruf überhaupt von solcher Bedeutung für unsern eigentlichen Menschen und unser inneres Leben? Die Menschen, die von ihrem Berufe ganz ausgefüllt werden, gehen immer darin unter als Menschen. Sie sind so von ihm beseelt, daß ihre Seele nicht aufleben kann. Zuweilen ist deshalb die Sehnsucht nach einem ganz ausfüllenden Berufe nur eine Flucht vor sich selbst. Aber meist eine mißverstandene Sehnsucht nach sich selbst, welche verkennt, daß die wahre Quelle unsrer Beseelung in unserm Wesen liegt und nicht in unserm Treiben. Denn mag das noch so herrlich sein, es ist doch vergängliches Wesen. Darum wird es nie den Durst unsrer Seele nach Leben stillen. Das kann nur Unvergängliches, weil sie unvergänglich ist: das eigene Leben und Wachsen.

Gewiß braucht der Mensch einen Beruf, um zum Leben zu kommen. Aber er braucht ihn nur als Auswirkung und Lebensübung; nicht als Zweck des Lebens, sondern als Mittel zum Leben. Welches es ist, das ist ziemlich gleichgültig.

Es wäre schrecklich, wenn das Schicksal unsers eigentlichen Menschen von der Art unsers Berufs abhinge. Sein Lebenswert für uns beruht nur darin, daß er unser Selbst in Anspruch nimmt. Das hängt aber nicht von dem Berufe ab, sondern von der Fähigkeit unsers Selbst, darauf zu reagieren. Denn jeder nimmt uns innerlichst in Anspruch. Positiv und negativ. Bei jedem müssen wir mit ganzer Seele dabei sein, um ihn zu erfüllen.

Und jeder enthält so viel Erdenschwere, Äußerliches, Mechanisches, daß sich unsre Seele notgedrungen dagegen behaupten muß, um leben zu können. Das eine wie das andere treibt sie also zu starker Lebenstätigkeit. Und auf dieser Lebenstätigkeit ruht ihre Entfaltung.

Manche Berufe nehmen mehr positiv, andere mehr negativ in Anspruch. Beides brauchen wir in gleicher Weise. Darum ist es

eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß niemand nur einen einzigen Beruf hat. Wenigstens nicht von Natur. Wie schrecklich wäre es, wenn mancher Fabrikarbeiter, dessen Beruf nur in mechanischen Handgriffen aufgeht, bloß Fabrikarbeiter wäre und nicht auch Familienvater! Darum ist die Mannigfaltigkeit der Pflichten ein Segen und die Einseitigkeit der Betätigung ein Fluch. Dazu ist aber kein Mensch verdammt. Denn wenn jemand wirklich außer seiner Tagesarbeit gar keine Pflichten hätte, dann hätte er unter allen Umständen noch den Beruf der Nächstenhilfe, der darauf wartet, daß er ihn erfüllt.

Und doch ist Deine Sehnsucht nach Einheit im Leben berechtigt. Aber die ist auch vorhanden, sobald wir tiefer gehen. Die eine einzige, große, tiefe, Dich ganz erfüllende Lebensaufgabe ist die Aufgabe zu leben. Alle einzelnen Berufe, Pflichten und Aufgaben sind nur Äste und Zweige an diesem einen Stamme.

2. Über Liebe und Kunst

Du vergleichst etwas, was sich nicht vergleichen läßt: Liebesäußerung und künstlerischen Ausdruck des innerlich Empfundenen. Mit diesem Vergleiche zweier ganz verschiedener Dinge fälschst Du Dir die Wirklichkeit von beiden.

Du klagst, daß Du einen Mann liebtest und ihm Dich nicht geben konntest. Du erwartest mit Recht meinen Einwurf: dann war es eben nicht der Rechte, und bestreitest ihn: wenn man so fühlt, dann ist es der Rechte.

Nein, mein Kind, das Gefühl kann täuschen. Entscheidend bei der Liebe ist nicht das Gefühl, sondern das Können. Bei dem Mann wie bei der Frau: bei dem Mann, ob er durch seinen Eindruck das ganze weibliche Wesen in Liebe auslösen kann; bei der Frau, ob sie sich ganz ursprünglich elementar hingeben kann, d. h. muß. Beides tritt ein bei dem lebendigen Kontakt zweier aufeinander angelegter Wesen. Tritt es nicht ein, so waren die Beiden in Wirklichkeit nicht füreinander angelegt. Es liegt also weder bei dem Mann noch bei der Frau ein allgemeines Un-

vermögen zur Liebe vor (beim Mann die Unfähigkeit, auslösen zu können, bei der Frau, sich hingeben zu können), sondern nur ein nicht genügendes Zusammenpassen.

Also Du bist nicht unfähig zur Liebe. Aber ich will Dir etwas verraten: Wenn Du nicht so von einem Manne ausgelöst wirst, wie es Deinem Temperament entspricht, d. h. zu einer Hingabe wie ein elementares Naturereignis, dann wirst Du Dich immer im entscheidenden Moment irritiert fühlen, so sehr Du ihn lieben magst.

Du denkst aber, Du müßtest in der Liebe den elementaren Ausdruck hervorbringen. Aber das ist Sache des Mannes. Der gehörige Mann muß es tun, und zwar aktiv, nicht nur als Gegenstand. Du kannst geben, vor allem Dich selbst, aber Du kannst nur, wenn Du mußt. Und diese innere Notwendigkeit schafft in der Liebe der Mann.

Ganz anders liegt die Sache in der Kunst.

Denn hier handelt es sich nicht um einen Vorgang zwischen zwei Menschen, sondern einfach um die Fähigkeit, etwas Empfundenes, ein inneres Erlebnis plastisch, sinnlich darzustellen. Also um etwas, was Dich ganz allein angeht. Da brauchst Du keinen Mann dazu. Dazu gehört nur Empfindung und Ausdrucksfähigkeit, das innere Schauen und die Gestaltungskraft.

An der Stärke der Empfindung fehlt es Dir nicht. Eher könnte man sagen, Du empfindest zu stark, um ausdrücken zu können. Du wirst vielleicht von der Empfindnng noch zu sehr überwältigt, um ausdrucksfähig zu sein. Du weißt doch, daß unter zu starken Erlebnissen das Herz, die Stimme, der Geist versagt. Man ist wie gebannt darunter. Aber um etwas künstlerisch ausdrücken zu können, muß man darüber stehen. Nietzsche meint, man kann nur darstellen, was man überwunden hat. Mir scheint, daß Du an einer gewissen Haltlosigkeit gegenüber Deinem Empfinden leidest, und das hindert Dich im Ausdruck.

Aber auch wenn man zur Klarheit des Empfundenen gekommen ist, die eine ebenso unentbehrliche Voraussetzung wie die

Kraft des Empfindens ist, dann ist die sinnliche Gestaltung noch lange nicht da. Sondern nun beginnt erst das Ringen um den entsprechenden, d. h. die Empfindung erfüllenden Ausdruck. Will man darin etwas erreichen, und nicht ewig vergeblich ringen, dann muß man seine Ausdrucksfähigkeit, die zunächst ebenso unentwickelt und unbeholfen ist wie jede angeborene Fähigkeit, ausbilden und rastlos üben. Das ist der Fleiß, Fleiß und nochmals Fleiß, der bekanntlich das Genie macht. Ich wünschte, Du hättest eine Ahnung, wie die größten Künstler unablässiig haben üben müssen, getrieben durch das Leiden darunter, daß ihnen nie der Ausdruck so gelang, wie es ihrer Empfindung entsprach.

Haben die auch alle „nicht geben können"?

Geben in dem Sinn, wie es Dir vorschwebt, kann nur die Routine, die nichts zu geben hat und in Wahrheit nichts gibt — in allen Künsten.

3. Von vergangenen Sünden

Das ist ja schrecklich: nicht so die dunkle Episode in Ihrer Kindheit, als vielmehr, daß Sie ein halbes Menschenalter unter solch einem Schuldgefühl gelitten haben, wie es aus Ihrem Briefe spricht; daß Sie nie innerlichst vernahmen: Dir sind deine Sünden vergeben, und es nun ein für allemal los waren samt der Erinnerung daran; daß Sie nie diesem Schatten der Vergangenheit den Glauben an das Evangelium entgegensetzten: das war ich gar nicht, denn es war nicht meine Seele, sondern ein fremdes Ungeheuer, das über mich kam.

Darum muß ich vor allem erst einmal Ihr Bewußtsein entlasten. Sie wußten ja zuerst gar nicht, was Sie taten, und dann standen Sie in einem Bann, von dem Sie erst erlöst werden mußten, und Sie wurden ja davon erlöst. Es war also eine Sünde der Unwissenheit und Unfähigkeit, die Ihnen längst vergeben ist. Warum wollen Sie sie nicht endlich vergessen, warum nicht endlich dieses Grab der Vergangenheit der Erde gleich machen? Glauben Sie mir: Gott vergißt, wenn er vergibt, und unser Glaube und Dank,

wenn er uns vergibt, besteht darin, daß auch wir vergessen und unsre Sünde hinter uns lassen wie den Schmutz, der uns abgewaschen ist. Was quälen Sie sich damit, daß Sie vor zwanzig Jahren einmal beschmutzt worden sind! Sie sind es doch längst nicht mehr.

Des zum Zeugnis dürfen Sie aber auch niemand mehr davon sagen. Damit würden Sie die Vergessenheit aufheben, in die es gehört. Und nun gar in dem Fall, von dem Sie sprechen! Damit würden Sie es aus dem Grab der Vergangenheit heraufbeschwören und es zu einer lebendigen Macht machen, deren Wirkung Sie gar nicht mehr in der Hand hätten. Das wäre Sünde. Das wäre Auflehnung gegen Gottes Vergebung. Das wäre eine Versuchung, in die Sie den führen würden, der Sie liebt, und sie wäre um so schwerer, da bei der in dieser Hinsicht herrschenden Befangenheit auch die Besten ihr erliegen können. Die Verheerungen, die Sie dann an sich und an ihm anrichten würden, wären Ihre Schuld.

Aber aus der Ehe ergibt sich nicht einmal die Pflicht einer solchen Beichte aller vergangenen Häßlichkeiten. Das wäre nicht nur eine Roheit, so etwas zu verlangen, sondern auch eine Ungehörigkeit. Es wäre innerlich unwahr und gemein. Man heiratet doch jemand, wie er ist, nicht, wie er war. Man liebt ihn, wie er geworden ist, und anerkennt damit ohne weiteres, wodurch er das geworden ist. Sie wären doch nicht die, die er so, wie sie jetzt ist, liebt, ohne diese schwere Not Ihrer Jugend geworden.

Ich bin auch der Meinung, daß man gar nicht das Recht hat, nach der Vergangenheit zu fragen, wenn man heiratet, vorausgesetzt, daß man wirklich liebt, weil das wider die Liebe und wider die Ehe ist. Ja wenn die Ehe darin bestünde, daß zwei Menschen restlos ineinander aufgingen, dann müßte man sich mit allen seinen Gedanken und Erinnerungen restlos austauschen. Aber solche Ehen sind eine Widernatur. Das innerste Fürsichleben muß immer ein unantastbares Heiligtum bleiben. Und da hinein gehören auch unsre Sünden und unsre Gnaden.



Die Not der Sinnlosigkeit des Daseins und die moderne Theologie

(Fortsetzung des Briefwechsels über das Leben S. 53—61)

Die Erwiderung auf die Antwort des Herausgebers

Lassen Sie mich nochmals herzlich danken für Ihre freundliche Berücksichtigung meiner Auslassungen! Ihre Zeilen haben mir, auf den Hauptpunkt gesehen, Mut gemacht, jenes Christentum endgültig hinter mir zu lassen, das lediglich Befreiung vom Druck der Vergänglichkeit oder Endlichkeit anstrebt. Weil es mir aber nicht bloß um die Klärung meiner eigenen Situation geht, sondern auch darum, andern jungen Theologen zur Klärung zu verhelfen, so möchte ich noch einiges meinen früheren Äußerungen hinzufügen.

Sie klagen mich des Intellektualismus an: vielleicht urteilen Sie etwas anders, wenn ich — obgleich mit einem gewissen Widerstreben — den Schleier von meiner Vergangenheit etwas wegziehe und Ihnen sage, daß ich einst so sehr unter der Ziellosigkeit und Inhaltlosigkeit meines Daseins gelitten habe, daß mich Freunde gerade noch daran hindern konnten, dieses zwecklose, sinnlose Leben wegzuwerfen. Der Begriff des Pessimismus verträgt sich sehr gut mit Austern und Champagner und treibt niemals auf diesen schauerlichen Weg. Mit andern Worten: den Pessimismus habe ich nicht ausgeklügelt, sondern erlebt, erlitten.

Nietzsche war es dann, der als erster in mir die Ahnung weckte, es gibt noch ein wirklich lebenswertes Leben, und mich so innerlich verpflichtete, jeden Gedanken an eine Flucht aus dem Leben aufzugeben. Auch dieses neue Leben war geahnt, von der Sehnsucht nach Leben erschaut, nicht erschlossen und herausspekuliert. Mir ist das neue Leben in allem Ernste himmelweit verschieden von allem Intellektleben. Eines gebe ich rückhaltlos zu, daß das neue Leben im großen und ganzen nur erst als Ahnung und Sehnsucht in mir lebt, noch nicht zu so elementarer Gewalt angewachsen ist, daß es die begrifflichen Ausdrucksformen wegwirft

und in anschaulich-phantasievollen Formen sich Ausdruck verschafft. Aber dies heißt doch nicht Intellektualismus. Jedenfalls: alle Reflexion ist auch bei mir etwas Nachträgliches, in der Hauptsache sogar erst nach drei Jahren Nachgetragenes; auch mir ist „das Leben kein Hirngespinst", auch mir ist es „nicht aus Gedankennöten durch Nachdenken entsprungen". Es ist auch für mich die Erlösung nicht eine Entlastung des Bewußtseins von irgend welchem Druck der Vergänglichkeit oder Sinnlosigkeit, sondern in allem Ernste eine Entlastung des Empfindungs- und Willenslebens von dem Druck der Vergänglichkeit und vor allem der Sinnlosigkeit.

Doch nun zum entscheidenden Punkt. Sie sagen: „Eine eigentümliche Wirkung dieses Lebens ist allerdings, daß es die Sinnlosigkeit des Daseins aufhebt." Ob dies nicht die eigentlich charakteristische Wirkung ist? Ob dieses Ringen mit der Sinnlosigkeit des Lebens (aber nicht in bloßen Gedanken) nicht gerade das Unterscheidende ist, das Sie von allen Orthodoxen und Pietisten und modernen Theologen oder Moralisten Unterscheidende?

Nun: Sie wenigstens haben die Not der Sinnlosigkeit viel drückender empfunden als die der Vergänglichkeit. Sagen Sie doch selbst: „Ich bin der Vergänglichkeit alles Irdischen immer von Herzen froh gewesen." Der Gedanke an eine ewige Fortdauer im Jenseits ist Ihnen wohl deshalb von Jugend auf fürchterlich gewesen, weil Sie das Leben, das im Jenseits eine Verewigung erfahren soll, schon an sich als sinnlos und unausstehlich empfunden haben — wie viel mehr, wenn sich dieses Elend in alle Ewigkeiten dehnen soll! — und deshalb in der Vernichtung dieses sinnlosen Lebens durch den Tod eine Art von Erlösung erhofft hätten, wenn in Ihnen nicht alsbald die Ahnung erwacht wäre, daß die müde Resignation nicht das Letzte sein könne, es vielmehr einen Aufweg aus dieser Resignation heraus geben müsse. Das gänzlich Unbefriedigende aller bloßen Herauslösung aus der Not der Vergänglichkeit kommt zum Ausdruck in Ihren Worten: „Was habe ich denn davon, daß ich bei Gott in Gnaden bin, wenn meine Seele zugrunde geht und mein ursprüngliches Wesen in mir un-

erlöst bleibt!" Sie drücken damit eine Empfindung aus, die ich unlängst in einem Referat über das württembergische Konfirmationsbüchlein so äußerte: Das schon hier als sinnlos empfundene und nun der Verewigung seiner Sinnlosigkeit im Jenseits entgegengehende Leben wird dadurch lediglich um nichts sinnvoller, daß uns versichert wird, wir dürften dieses sinnlose Leben ganz in der Gemeinschaft mit der Gottheit leben!

Und die modernen Theologen? Die um die „Christliche Welt" gescharten Theologen sind m. E., abgesehen von A. Bonus und Chr. Schrempf, alle auf einen Ton gestimmt, auf den Ton der Sehnsucht nach Erlösung lediglich aus der Macht der Vergänglichkeit. Konrad Furrer sagt: Allen Religionen wohnt ein Erlösungsdrang inne; sie wollen dem Menschen den schwersten Druck abnehmen, den Druck der Vergänglichkeit und des Schuldgefühls. (Christliche Welt 1905, Sp. 821.) — Das Elend der Schuld kannte auch der alttestamentliche Fromme, dies kennt der Mensch auf jeder Lebensstufe; das nach Furrer für sein Christentum Charakteristische ist also die Herauslösung aus der Not der Vergänglichkeit! Fritz Philippi: „Der Tod ist das Problem des Lebens. Erst mußt du wissen, was der Tod ist, dann weißt du, was dein Leben ist. Einer . . . hat dem Tode die Macht genommen." (Christliche Welt 1907, Sp. 1127.) Paul Jäger: „Die Brunnentiefen von Schuld, Leid und Tod" sind ihm die einzigen Tiefen; man sieht daraus, daß das Wort „ein sinnloses Leben" — nämlich infolge des Todesschicksals — „ist schlimmer als Sterben" gar nichts anderes bedeutet als dies, daß das langsame Erleiden des Todes noch schlimmer sei als das plötzliche Erleiden desselben. (Christliche Welt 1908, Sp. 289.) Theophil Steinmann: „Die Erfahrung des Druckes der Endlichkeit und der sittlichen Not — nämlich der Not des Schuldbewußtseins — diese Gemütserlebnisse sind mit aller nüchternen Wahrhaftigkeit und allem vollem Ernst geistigen (!), insonderheit sittlichen Strebens so innig verknüpft, daß sie gar nicht ausbleiben können, wo das Geistesleben (ja Geistesleben!) volle Klarheit und Tiefe gewinnt." (Christliche Welt 1908, Sp. 365.)

Ich habe noch eine recht stattliche Anzahl von Äußerungen moderner Theologen gesammelt, aus denen eine geradezu erschreckende, ganz unheimliche Verständnislosigkeit gegenüber den Menschen herausschaut, die unter dem Druck der Sinnlosigkeit gelitten haben: es finden sich Namen wie A. Harnack, J. Kaftan, W. Herrmann, Kattenbusch, H. Scholz, Hausrath, Joh. Herzog, P. Graue, E. Förster, Niebergall, A. Hegler, H. Hackmann, M. Löhr, H. von Lüpke, E. Sulze, O. Frommel, Bousset, E. Fuchs, M. Schian, Joh. Wendland, Hartwig, A. Kötter, Storck, Mulert, Bertholet.

Alle diese Theologen sind Vertreter jenes nur nach Unvergänglichkeit sich streckenden sog. Christentums. Auch A. Harnacks „Wesen des Christentums" und H. Weinels „Jesus im 19. Jahrhundert" ragen nicht über dieses Niveau empor: ich las beides mit heißer Seele und ging furchtbar enttäuscht davon weg — Reinheit und Gottvertrauen und Menschenliebe sollen „Leben und volles Genüge" schaffen? Niemals.

Aber sie sind zugleich Vertreter der Schlauheit, die Darstellungsformen des nach sinnerfülltem Geistesleben trachtenden genuinen Christentums zu entlehnen und so den Mitmenschen Sand in die Augen zu streuen, nämlich bis zum Ermüden viel von „höherem" und „innerem", „geistigem" und „persönlichem" Leben zu erzählen. Dabei frappiert nur die gänzliche Unduldsamkeit und Verständnislosigkeit gegenüber den Männern, die das Leben einer wirklichen Geistigkeit angestrebt oder verwirklicht haben! Aber über dieses eigentümliche „Geistesleben" der modernen Theologen klärt in liebenswürdiger unmißverständlicher Weise Rich. Wimmer auf: „Der vollkommene Sieg des Geistes über das Fleisch ist das Ziel; das Christentum verlangt volle wahre Geistigkeit. Diese Geistigkeit ist aber keine unfruchtbare Beschäftigung mit sich selbst: das Christentum ist vollendete Liebe. Die Überwindung der Natur durch den Geist ist ihm wesentlich die Ausrottung der Selbstsucht" (so Wort für Wort „Im Kampf um die Weltanschauung").

Zunächst ist so viel deutlich, daß dieses moderntheologische Christentum in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein Trachten nach

Unvergänglichkeit und Askese, nur daß die urchristliche bezw. altkirchliche Askese bis zur hingebenden und aufopfernden Liebe zusammengeschrumpft ist; weil aber andere Religionen auf ein Leben der Geistigkeit, auf ein ewiges Leben mitten in der Zeit hinstreben, so tauft man eben das sittliche Leben der strengeren oder laxeren Askese um in geistiges oder ewiges Leben, und stellt die Gemüter zufrieden.

Sehr einfach, wirklich sehr einfach diese Art zu kämpfen, nämlich: dem Gegner Sand in die Augen zu streuen! Eine geradezu polizeiwidrige Unehrlichkeit und Unaufrichtigkeit!

In Wirklichkeit stehen diese Vertreter einer sogenannten Geistesreligion ganz zum württembergischen Konfirmationsbüchlein mit seiner ersten Frage: Was soll eines Menschen vornehmste Sorge sein in diesem Leben? — Daß er haben möge eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens.

Ist nicht der entscheidende Schritt der aus jenem sogenannten Christentum ins wirkliche genuine Christentum? So sehr, daß demgegenüber die Spannung zwischen Religion und Kirche, zwischen Selbständigkeit und Institution ganz verschwindet! Könnte nicht einmal die Goethesche Stimmung: ach ich bin des Treibens müde, was soll all die Qual und Lust? — könnte nicht einmal der Schopenhauersche Pessimismus „daß gar nichts unsers Strebens, Treibens und Ringens wert ist, daß alle Güter nichtig sind, die Welt an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt", unter einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden als unter dem einer müden greisenhaften Lebensweisheit? Unter dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung des wahren Lebens? Könnte nicht eine besonnene und ruhige Beleuchtung und Bewertung dieses Pessimismus recht viel beitragen zur Klärung der Situation der Suchenden?

Ist doch dieser die Not der Sinnlosigkeit empfindende Pessimismus, wenn ich recht sehe, der Ausgangspunkt aller bedeutenderen Lebenserscheinungen der Gegenwart: des Neubuddhismus wie der ethischen Kultur, des idealistischen Monismus in seiner

mehr intellektuellen wie in der ästhetischen Ausprägung, der Mystik wie der Romantik!

Ich meine, die Empfindung wenigstens des genuinen Buddhismus, daß das Sinnenleben, auch das sittlich gebändigte, ja auch das der Vergänglichkeit etwa enthobene durch und durch Leiden sei, unerträglich und öde, eben in sich sinnlos sei — ich meine, diese Empfindung sei unendlich viel wertvoller als das modern-theologische Geschwätz von der sittlichen Persönlichkeit, der es schließlich doch nur auf den Segen der Unvergänglichkeit ankommt.

Und ist die Anschauung der ethischen Kultur, daß man das Gute um des Guten willen tun müsse, daß das Gute, wenn es Freude mache, schon nicht mehr das Gute sei — ist diese Anschauung nicht lediglich ein Ausdruck der Skepsis gegenüber der Erlösung nur aus der Not der Vergänglichkeit, also ein Ausdruck des Pessimismus im Schopenhauerschen Sinn? Diese Skepsis hat wenigstens einen Fichte, nachdem sie ihn erst in den sogenannten Atheismus hineingeführt hatte, nachher hingedrängt auf den Weg zu einem sinnerfüllten, geistigen Leben schon im Diesseits. Ist nicht sein Wort charakteristisch: „Gibt es einen schlagenden Beweis, daß die Erkenntnis der wahren Religion unter den Menschen von jeher sehr selten gewesen sei, so ist es der, daß sie die ewige Seligkeit erst jenseits des Grabes setzen und nicht ahnen, daß jeder, der nur will, auf der Stelle selig sein könne?" Hier ist doch der lokale Unterschied nur Symptom für einen qualitativen Unterschied!

Und wenn auch der den Unterschied von natürlichem und sittlichem Leben, von ungebändigtem und gebändigtem Sinnenleben aus niederem Interesse verwischende Monismus nicht anderes als praktischer Materialismus ist, so gibt es doch auch einen idealistischen Monismus, der aus einem höheren Interesse heraus Natürlichkeit und Sittlichkeit in Eins schaut: dieses höhere Interesse ist das des rein betrachtend sich verhaltenden Menschen, mag sich nun daraus (je nachdem in der Veranlagung Intellekt oder Phantasie überwiegt) eine rein ästhetische oder aber rein intellektuelle Weltanschauung ergeben (Goethescher Spinozismus oder genuiner Spinozismus).

Mag nun diese Anschauung oder Betrachtung sich bald in mannigfaltigen Ausgestaltungen einer und derselben Lebenstendenz (Betrachtung der konkreten Einzelerscheinungen: Goethesche Naturbetrachtung; Zusammenfassung unter abstrakte Allgemeinbegriffe: platonische Ideenlehre), bald der „angeblich tiefreichenden" Unterschiedenheit, „angeblich bedeutenden" Abgestumpftheit der einzelnen Hauptlebenstendenzen überhaupt zuwenden (intellektueller oder ästhetischer Monismus); mag das Einheitsbedürfnis auch noch hindrängen auf ein Zusammenschauen von Schöpfer und Schöpfung (monistischer Pantheismus): als Untergrund dieser ganzen Weltanschauung des rein betrachtend sich verhaltenden Menschen erscheint mir der zur Empfindung der Sinnlosigkeit und Zwecklosigkeit aller bisherigen Lebenszwecke und Willensziele gekommene Pessimismus.

Nur so wird es mir verständlich, daß Spinoza alle Zweckbestimmungen ablehnte; nur so verständlich, daß „die charakteristische Funktion der Dichtung für Goethe (in einer gewissen Periode) darin bestand, daß sie das spezifische Gewicht der Wirklichkeit für den Menschen vermindert" (Schrempf, Goethebiographie); nur so verständlich, daß A. Drews seinen Hegelschen Intellektualismus bezw. seine Hartmannsche Lehre vom Unbewußten mit dem Schopenhauerschen Pessimismus verbinden kann; nur so verständlich, daß Hugo von Hoffmannsthal sagen kann: „Der Dichter leidet an allen Dingen: dies Leidend-Genießen, dies ist der ganze Inhalt seines Lebens!"

Aber auch die Romantik scheint mir aus diesem Pessimismus herauszuwachsen, bezw. herausgewachsen zu sein (vgl. die Ironie der Romantiker!), ebenso die mittelalterliche und neuzeitliche Mystik (Tersteegen redet von der „Hinfälligkeit und Geringfügigkeit" des natürlichen Lebens; Angelus Silesius: „Blüh auf, gefrorner Christ! Der Mai ist vor der Tür! Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier!" endlich Eckehardt: „Alles, was man nur erdenken mag an Lust und Freude, an Wonne und Liebesglut; hält man das gegen die Wonne, die in dieser Geburt gefühlt wird: es ist nicht mehr Freude.").

Es ist nun vielleicht deutlich geworden, warum mir als das Thema der jüngsten und im guten Sinne interessantesten Periode der Weltgeschichte erscheint: die Erlösung von der Erlösung aus der Vergänglichkeit, d. h. zum mindesten die Sehnsucht nach der Erlösung aus der Sinnlosigkeit. Schriften aber wie die jenes E. Vischer: über die Frage nach dem Sinn des Lebens (gänzliche Unfähigkeit, die Situation zu verstehen, aus der heraus man nach dem Sinn des Lebens fragt!) und die von Friedrich Daab über „Jesus von Nazareth, wie wir ihn heute sehen" (über das Problem des unverschuldeten Leidens, dieser Heimsuchung oder Heimholung nach der unvergänglichen Welt, erstreckt sich sein Horizont nicht hinaus) — solche Schriften und überhaupt die gänzliche Verständnislosigkeit der modernen Theologen gegenüber einer Erlösung aus der Sinnlosigkeit sowie die Tendenz der gekennzeichneten Zeitströmungen begründen meine Vermutung, eine Schilderung der Tiefe der Not der Sinnlosigkeit könnte vielen Lesern der „Grünen Blätter" zu Anfang erwünschter sein als eine Andeutung des Auflebens aus dieser Tiefe der Not, eine Aufhellung dieser Verschiedenheit der beiden Hauptinteressen (Herauslösung aus der Not der Vergänglichkeit oder aber der Sinnlosigkeit des natürlichen Lebens) könnte für viele Suchende eine erste Hilfe am Werden sein (die Hefte „Das Suchen der Zeit" sind in dieser Beziehung äußerst unklar und verschwommen, recht wenig wegweisend und richtunggebend).

Nachwort des Herausgebers

Ich habe den Verfasser gebeten, er möge selbst einmal in den Grünen Blättern die seelische Not unter der Sinnlosigkeit des Daseins darstellen. Denn auch ich bin davon überzeugt, daß er nicht nur vielen jungen Theologen, sondern allen Suchenden von heute einen guten Dienst leisten wird, wenn er ihnen zu klarem Bewußtsein bringt, worunter sie im Grunde leiden, was sie dunkel empfinden.

Die Grünen Blätter haben es von Anfang an vornehmlich mit der Not der Sinnlosigkeit der Daseins zu tun gehabt. Man

lese einmal die ersten Aufsätze, die jetzt in dem „Problem des Menschen" vereinigt sind. Aber die Blätter haben diese Not selbst nie in der Ausführlichkeit dargestellt, wie ich es z. B. in meinen Vorträgen über den Sinn des Lebens getan habe, sondern sie haben sich andauernd nur mit der positiven Erlösung aus der Not beschäftigt, den Sinn unsers Daseins zu zeigen und ein sinnerfülltes Leben vor Augen zu stellen, die Quellen, aus dem es entspringt, zu erschließen, und den Weg zu seiner Erfüllung zu weisen. Alles, was sie bringen, handelt von diesem Problem, von der Fassung der Wahrheit als die Lebensoffenbarung, „die aus der Tiefe des Wesens der Dinge Sinn erschöpft", bis zur Rechtfertigung des Daseins und Gottes durch den Vorgang und das Ziel der Menschwerdung. Denn alle Probleme sind aus der Not der Sinnlosigkeit erfaßt und alle Lösungen aus der Erlösung von dieser Not geboren. Nicht theoretisch, sondern aus dem unmittelbaren Erleben heraus.

Dieses unmittelbare Hervorgehen aus dieser Not und ihrer Überwindung ist wohl die Ursache, daß diese Not selbst und das Leiden unter ihr nicht ausführlich geschildert worden ist. Das ist ein Mangel. Denn wenn auch die praktische Erlösung davon die Hauptsache ist, so hätte eine eingehende Darstellung dieser inneren Not gewiß viele zum tieferen Verständnis ihrer selbst geführt und ihre Sehnsucht stärker entflammt. Denn die dumpf empfundene Not und der dunkle Drang nach Erlösung davon ist wie ein schwelendes Feuer. Erst die Klarheit darüber läßt die helle Flamme emporschlagen. Das klare Bewußtsein über das dunkel Empfundene wirkt immer wie Sauerstoff, den wir einem verborgenen Brand zuführen. Infolgedessen werden alle Leser dem Briefschreiber für eine Darstellung der Not aus seinem eigenen Erleben heraus dankbar sein.

Aber wir wollen uns andrerseits nicht verhehlen, daß unter der Not der Sinnlosigkeit nur die tieferen Geister leiden. Ich bin bei meinen Vorträgen, wenn ich nachwies, daß das Dasein und Leben zunächst keinen Sinn hat, immer starkem Widerspruch bei

einem Teil meiner Zuhörer begegnet. Sie konnten das absolut nicht finden. Sie kannten aber auch diese Not nicht. Sie litten nur unter der Vergänglichkeit des Daseins. Wenn sie ihr Geld hätten mitnehmen können, wenn man ihnen die Trennung durch den Tod von ihren Lieben hätte ersparen und ihnen dauernde Gesundheit und bleibende Jugend hätte verschaffen können, so wären sie voll befriedigt gewesen und hätten nichts weiter verlangt.

Unter der Not der Sinnlosigkeit leiden nur Menschen, in denen sich die Seele regt, und in dem Maße als sie sich regt, d. h. das Göttliche, das wahrhaft Geistige, das Übersinnliche in uns. Dann kommt die große Unruhe über die Menschen. Denn das Unendliche in ihnen fühlt sich befangen, gebunden, erdrückt, eingesponnen in Nichtiges, Eitles, Unwesentliches, Sinnliches. Dieses Dasein und das Leben, das in dem Bewegt- und Gelebtwerden in und von diesem zufälligen, willkürlichen, wertlosen, gemeinen, dem eigentlichen Wesen des Menschen unwürdigen Zeug, Verhältnissen und Vorgängen besteht, wird dann als eine, gänzliche, entsetzliche, unnatürliche Sinnlosigkeit empfunden und wirkt wie eine ununterbrochene Folter für die Seele, die ihr auch alles Höhere, ihr Congeniale im Leben vergällt.

Das sind die Suchenden im strengen Sinne. Jene (die nur unter der Vergänglichkeit leiden) verlangen nur Trost und beruhigen sich bei der Vertröstung auf das Jenseits oder bei dem Hinweis auf alles das, was doch relativen Wert im Leben hat, auf das Höhere, Geistige, Sittliche, auf das adelnde Streben und das Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben. Diese dagegen wollen von Trost gar nichts wissen. Trost und Vertröstung ist grade der Punkt, wo sie am empfindlichsten sind. Das können sie einfach nicht vertragen. Alles, was sie in dieser Not beruhigen will, empört sie. Denn sie empfinden dunkel, daß ihre Seele damit selbst auf das Niveau des Nichtigen, Unwesentlichen, Sinnlichen erniedrigt würde, daß jede Abfindung mit der Sinnlosigkeit für die Seele eine Untreue gegen sich selbst und eine schändende Preisgabe an das Gemeine wäre. Sie wollen Rettung aus der Sinnlosigkeit, Erlösung aus dieser atemversetzenden, quälenden Not der Seele.

Über dieses Etwas in uns, was so fürchterlich unter der Sinnlosigkeit des Daseins und Lebens leidet, die seiner Natur widerspricht, weil es selbst einen tiefen Sinn und unendlichen Wert hat, klärte Jesus die Menschen auf in seinem Evangelium von der Seele, durch seinen Ruf zum Leben, zu dem eigentlichen, wahrhaftigen, sinnerfüllten, wesentlich übersinnlichen Leben. Das tat er aber nicht durch Lehre darüber, sondern durch die Entbindung der Seele von diesem Verhängnis, durch die zweite Geburt der Menschen zu einem Leben, das aus der Tiefe des menschlichen Wesens den Sinn seines Daseins erschöpft, in dem es sich entfaltet. Zu diesem Erlebnis wollen die Grünen Blätter und die Verdeutschungen der Reden Jesu die Suchenden von heute führen. Diese ausschließlich vorläufig, die die Not kennen und das Bedürfnis nach Rettung daraus haben.

Diese allein werden von ihnen angezogen. Die andern ziehen sich verständnislos zurück. Wenn nun der Briefschreiber nachweist, daß die moderne Theologie (von der traditionellen braucht es nämlich gar nicht nachgewiesen zu werden) diese Not nicht kennt, sondern nur das Leiden unter der Vergänglichkeit, so erklärt das wie mit einem Schlage, warum die Theologie, ob modern oder altmodisch, keine Fühlung mit meinen Schriften findet und nicht mitgeht. Sie kann einfach nicht, weil ihr das Erlebnis dieser Not fehlt.

Es erklärt aber weiter, was noch viel wichtiger ist, überraschend einfach und einleuchtend, warum sie dem Suchen der Zeit nicht dienen kann: weil sie seine Not gar nicht kennt und sie erst recht nicht zu heben weiß. Nun wird es klar, warum die Grünen Blätter usw. eine solche starke Anziehungskraft auf alle ernstlich und tief Suchenden von heute entfalten, die moderne Theologie aber trotz ihres heißen Bemühens ihnen zu dienen, überhaupt nicht an sie herankommt.

Erst in den letzten Tagen habe ich die beweglichsten Klagen aus dem Zentrum der modernen Theologie gelesen, daß es absolut noch nicht gelungen wäre, das Interesse der Suchenden von heute

zu gewinnen. Und wie hatte man sich für alles Moderne interessiert, wie war man eifrig allen modernen Erscheinungen würdigend, verarbeitend und sie mit dem Christentum verbindend nachgelaufen, wie hatte man alle ihre Probleme aufgenommen und bearbeitet! Aber das alles hat nichts geholfen. „Wir müssen uns noch viel mehr anstrengen." Aber das wird auch nichts helfen. Solange nicht das Grundproblem, die tief verborgene Not in der seelischen Lage unsrer Zeit von der Theologie und Kirche erlebt wird, werden alle Bemühungen der Theologie vergeblich sein. Sie werden auch weiter ebenso grotesk den Zweck verfehlen, wie die kuriose Idee, mit populärer Verbreitung religionswissenschaftlicher Ergebnisse die seelische Not der Zeit zu heben.

Schließlich ergibt sich noch aus dem Nachweis des Briefschreibers, daß die moderne Theologie ihren Namen mit Unrecht führt. Sie ist keine moderne, sondern nur eine modernisierte Theologie. Sie ist innerlich ganz die alte Theologie nur in moderner Aufmachung, was sie ja auch vielfach den Orthodoxen gegenüber von sich behauptet hat. Eine moderne Theologie, die aus dem überwältigenden Erlebnis der Not unsrer Zeit die Wahrheit des Evangeliums und die Erlösung durch Christus ergriffen, erfahren, verkündigt und verwirklicht hätte, ein Wiederauferstehen Jesu in unsrer Zeit — nein, das ist sie nicht.

Andrerseits muß ich aber dieselbe moderne Theologie gegenüber unserm Briefschreiber nachdrücklich in Schutz nehmen. Man kann ihr unmöglich zum Vorwurf machen, etwas nicht zu kennen, wovon sie nichts weiß, was sie nicht erlebt hat, die Not der Sinnlosigkeit, geschweige daß sie denen, die darunter leiden, nicht daraus helfen kann. Nur ein Schelm gibt mehr, als er hat. Es kann darum auch gar nicht die Rede davon sein, daß sie jemand Sand in die Augen streut. Sie verbindet eben mit den Ausdrücken, die sie wie wir gebraucht, z. B. Geistigkeit, persönliches Leben, einen andern Sinn, den ihr möglichen Sinn, und ist ganz ehrlich dabei, weil sie gar nicht weiß und wissen kann, daß man einen anderen, tieferen, eigentlichen Sinn damit verbinden kann. Genau so wie

jener Beurteiler der modernen Persönlichkeitskultur in Caesare Borgia einen Typus des modernen Persönlichkeitsbegriffs hinstellte, oder ein andrer unserm Kampf gegen den Intellektualismus vorhielt, man werde doch den Intellekt nie entbehren können. Ein derartiges Verständnis kann einen erheitern oder erbittern, aber man kann es doch nicht als Irreführung vorwerfen, wenn sie es wirklich so verstehen und, wie uns nun nachgerade klar wird, nicht anders verstehen können.

Weiter muß ich für die Theologie eintreten, wenn sie ausschließlich von der Not der Vergänglichkeit zu erlösen sucht. Nicht bloß weil sie selbst keine andere kennt, sondern auch weil ihr Publikum in der Hauptsache keine andere kennt. Der Suchenden im strengen Sinne sind gegenüber der Masse der Beharrenden, Vegetierenden, Bildungsphilister und aufgeblasenen Kulturfortschrittler wenige, und ob sie in den kirchlichen Kreisen häufiger sind als draußen, wage ich zu bezweifeln. Denn erstens wirkt die seelische Beruhigung der herrschenden religiösen Praxis der entstehenden inneren Unruhe entgegen, und zweitens lösen sich die Suchenden, die sich naturgemäß bei der Verständnislosigkeit für den eigentlichen Grund ihrer Not unbefriedigt fühlen, notwendig aus der Gemeinschaft mit der Kirche, um wo anders den Hunger ihrer Seele zu stillen. Darum hat es der Pfarrer heute eigentlich nur mit denen zu tun, die unter der Not der Vergänglichkeit leiden, und es ist nur in der Ordnung, wenn er davon und von der Erlösung daraus handelt, wenn er den Leidenden den „Trost der Religion" bringt und sie auf das Jenseits vertröstet.

Nur daß dieses Christentum sich auf Jesus beruft, das wäre der Theologie vorzuwerfen, wenn sie ahnte, daß Jesus die Seelen der Menschen von der Verlorenheit im Endlichen, Sinnlichen, Wertlosen, Sinnlosen erlösen und sie zu dem neuen Werden und der neuen Art Leben führen wollte, das den verborgenen Sinn unsers Wesens und des Daseins der Menschheit offenbart und erfüllt. Aber das ahnen ihre Vertreter nicht.

Wenn sie es ahnten, so würden sie wissen, daß das Werk Jesu erst dort Tatsache und Geschichte wird, wo die Seelen unruhig werden und von dem Verhängnis der Sinnlosigkeit unsers Daseins, d. h. von der Gebundenheit und Entartung unsers ewigen Wesens im Endlichen, Sinnlichen, Vergänglichen erlöst werden und das Leben gewinnen, das ausschließlich aus dem in uns quillt, was nicht von dieser Welt ist. Dann würden sie auch begreifen, daß es ihre Aufgabe ist, die Not der Sinnlosigkeit des Daseins in den Schichten zu erregen, die sie noch nicht kennen. Denn wo sie nicht empfunden wird, rührt sich die Seele noch nicht. Sie würden also nicht trösten und beruhigen, sondern die Unruhe vertiefen, bis sich der echte Schrei der Seele losringt, um dann Geburtshelfer des eigentlichen Menschen zu werden.

Endlich erklärt dieser ganze Sachverhalt, daß die Theologen, die Suchende im strengen Sinne sind, d. h. von dieser Not ihrer Seele erschüttert werden, trotzdem sie die Schule der Theologie hinter sich haben — es ist eben eine andere Not, als die ihnen dort gelehrt wurde — die Fühlung mit der modernen wie mit der altmodischen Theologie verlieren und ihr gram werden. Und solcher gibt es viel mehr, als man denkt, die gerade von der modernen Theologie nur mit einer gewissen Erbitterung sprechen, weil sie von ihr so furchtbar enttäuscht und in der Not ihrer Seele im Stich gelassen wurden.

Zum Nachdenken

Niemand will sich das Brett vor dem Kopf wegnehmen lassen, weil jeder es für seine Hirnschale hält.

* * *

Die Überlegenheit kann vieles tun, was für die Abhängigkeit ein Kompromiß bedeutet.

* * *

Die Freiheit der Ellbogen ist noch keine Freiheit des Selbst. Aber das Selbst kann frei sein, auch wenn es keinen Finger rühren kann.

* * *

Manche Menschen reden nur so laut, weil sie sich fürchten; viele treten nur leidenschaftlich für etwas ein, weil sie sich unsicher darin fühlen, und was sie nicht zeigen können, das „liegt auf der Hand".

* * *

Wenn man sich etwas klar machen will, muß man sich vor dem Vergleichen hüten, weil man sich damit nur zu leicht die Wirklichkeit fälscht. Denn man stellt das neue Unbekannte einem Bekannten gleich, von dem es vielleicht ganz verschieden ist. Man muß alles so lange für sich betrachten, bis man darüber klar geworden ist. Vergleicht man zu früh, so schiebt sich der Vergleich zwischen uns und das Erlebnis, und indem er den Eindruck stört, hindert er uns, zu erkennen, was wir erlebten.[1])

* * *

Erst wenn der Ehrgeiz erloschen ist, kann man etwas werden. Denn solange man ehrgeizig oder gefallsüchtig ist, sucht man etwas aus sich zu machen.

* * *

Es gibt zwei Arten Menschen: solche, die mit ihrem Leben und Streben, ihren Interessen und Unternehmungen in sich und in ihrem Wohle aufgehen, und solche, die über sich hinaus wollen. Jene verfallen, verkümmern und vergehen unter allen Umständen, so sehr sie sich dagegen wehren mögen, und so sehr ihre Sorge um sich selbst veredelt und vergeistigt sein mag. Diese gehen auf jeden Fall aus sich heraus, entwickeln sich und kommen vorwärts, so sehr es durch Schwächen, Nöte und Verirrungen hindurchgehen mag.

* * *

---

[1]) Vgl. dazu als Beispiel den Brief über Liebe und Kunst S. 228.

Ebenso verkehrt und verhängnisvoll wie aus der Not eine Tugend zu machen, ist es, aus der Not ein Laster zu machen. Willst du vorwärts kommen und andern vorwärts helfen, dann sieh vielmehr in jedem Laster eine Not und in jeder Tugend eine Gefahr.

* * *

Es gibt ein unfehlbares Kennzeichen persönlichen und unpersönlichen Lebens: ob wir überall ganz instinktiv zunächst die Schuld in uns selbst suchen oder in andern: in Menschen, Verhältnissen, Ereignissen, wozu dann auch die eignen Zustände und Anlagen gehören. („meine Nerven!", „so bin ich nun einmal!") Denn darin äußert sich unbewußt, ob wir selbst bestimmend und gestaltend leben und unser Leben führen, oder ob wir gelebt und getrieben werden.

* * *

Wer etwas Besonderes vorstellen will, wird nie etwas Ganzes werden.

* * *

Nichts tröstet uns bei einem Verluste so schnell, als zu sehen, wie der andere darunter leidet, der ihn uns verursachte.

* * *

Wenn wir doch mehr zwischen objektivem Bestand und subjektivem Bewußtsein in uns unterscheiden könnten! Das Leben wäre uns leichter, und andern würden wir es nicht so schwer machen. Wir können zum Beispiel im Grunde ganz glücklich sein und uns dabei zuweilen doch totunglücklich fühlen, wenn die Empfindung dafür gelähmt ist, und wir infolgedessen von allem möglichen Unwesentlichen, Belanglosen angefochten werden, das uns gar nicht berühren würde, wenn unsre wesentliche und eigentliche Verfassung in unserm Bewußtsein zur Geltung käme.



Ein vertrauter Brief an meine treuen und untreuen Leser

Das Weihnachtsgeschenk, das ich dies Jahr den Lesern bringe, sind „die Reden Jesu von der Menschwerdung", und ich wünschte, daß die Christbaumlichter dieser wunderbaren Sprüche nicht nur allen Lesern der Grünen Blätter tief ins Herz leuchteten, sondern daß auch alle mithelfen möchten, diese Strahlen in viele Häuser zu tragen.

Ich höre von vielen Seiten, daß dieses Buch noch viel schlichter und einfacher sei als „die Bergpredigt". Und ich glaube auch, daß es von jedem verstanden wird, der es mit der Seele liest. Darum möchte ich diesmal meine Leser ganz besonders bitten, mitzuhelfen, daß es zu allen dringt, die es brauchen. Es ist ja nicht mein Werk. Ich bin nur der Dollmetscher. An schriftstellerischen Erfolgen liegt mir nichts. Ich folge nur dem Worte: brich dem Hungrigen dein Brot. Und es gibt so viele, die hungern, aber immer nur Steine statt Brot finden. So bitte ich denn die Leser, mit Ausschau zu halten nach solchen, die es bedürfen. Es ist ein Buch für hungrige Seelen und Menschen, die in der Irre gehen.

Alle Propaganda ist mir zuwider, weil sie dem neuen Wesen und seiner Ausbreitung widerspricht. Aber hier handelt es sich um etwas anderes, um das Weiterdringen des Lebens, um das Mitteilen von Lebenserregern von Person zu Person. Aus inneren Gründen sind diese Bücher auf persönliche Verbreitung angewiesen, nicht nur aus äußeren, weil sich der Buchhandel sehr wenig dafür interessiert — in ganz Berlin sah ich „die Reden Jesu" nur im Fenster der Buchhandlung ausliegen, die den Verkauf meiner Vortragskarten hatte —, und weil die Presse sich in seltener Einmütigkeit fast ganz darüber ausschweigt.

Aber es kommt nicht darauf an, daß es viele lesen, sondern daß es gut gelesen wird, und nur deshalb wünsche ich es in recht viele Hände, daß es an möglichst viele von denen gerät, die es gut zu lesen imstande sind. Was heißt aber gut lesen? Es heißt: hören und tun, es im Innersten vernehmen und ins Leben umsetzen.

Mir ist es nachgerade klar geworden, daß das Entscheidende beim Verständnis der Grünen Blätter und meiner andern Bücher nicht der Grad der Verstandesbildung, der literarischen Belesenheit und der Beschäftigung mit diesen Fragen ist, sondern ob man es mit der Seele liest oder nur mit Gedanken, Gefühlen und Interessen. Wer es mit sehnender, suchender, spürender Seele liest, versteht es, den andern bleibt es verborgen. Das haben mich nicht nur Briefe ganz einfacher Menschen, von Arbeiterfrauen, Handwerkern usw. im Inland und Ausland, gelehrt, sondern auch die Beobachtung, daß oft ganz gleich geartete und gebildete Menschen, die in geistigem Austausche standen, sich hier plötzlich schieden, und daß das Verständnis bei den einzelnen mit dem Erwachen und der Entfaltung der Seele wächst. Nur wer unter der Not seiner Seele leidet und sich nach Erlösung sehnt, wird dessen inne, was gemeint ist.

* * *

Das führt mich auf etwas Anderes, was damit zusammenhängt. Wie in jedem Herbst regnete es auch in den letzten Monaten Abbestellungen. Gewöhnlich wird das nicht weiter begründet. Wo es aber geschah, begegnete ich sehr häufig der Erklärung, man habe die bisherigen Blätter noch nicht „vollständig durchgenommen" oder gar: „durchgearbeitet", so daß man zunächst versorgt sei.

Warum nicht? Aber das klingt sehr nach theoretischer Aneignung. Man sucht den Gedankengehalt der Grünen Blätter geistig zu verarbeiten und sich anzueignen. Aber das ist nicht der Zweck der Blätter, und das hat keinen eigentlichen Lebenswert. Dann wären sie Literatur und ein Mittel geistiger Bildung. Aber das sind sie nicht. Sie enthalten Zeugnisse vom eigentlichen Leben, von der Wahrheit, die uns heute aufleuchtet, von dem neuen Werden, das im Anbruch ist. Und diese Zeugnisse haben lediglich den Zweck, die Ansätze, die dazu in jemand vorhanden sind, zur Entfaltung zu bringen, die inneren Spannungen, die danach drängen, auszulösen, die Hemmungen darin zu klarem Bewußtsein zu führen,

und dann aufzuklären, um was es sich handelt, und wie es weiter gehen kann.

Da kann nun einer viel in den Blättern lesen, ohne daß dieser Kontakt mit seiner belebenden Wirkung eintritt. Dann hat das alles vorläufig keinen Wert für ihn. Und andrerseits: hat etwas gezündet, und hat er es erfaßt, dann kann er ruhig vergessen, was er las, wenn er nur festhält, was er erlebte. So ist das Durchlesen mehr ein Durchfühlen mit der Seele, um die Punkte zu finden, wo der elektrische Kontakt eintritt, und die belebende, fördernde, steigernde Wirkung zu erfahren. Aber deshalb sollten alle, die überhaupt ein Werden und Vorwärtskommen kennen, auch periodisch wieder nach dem greifen, was sie schon lasen. Sie werden dann Neues daran erleben. Wie viele haben mir das von der „Bergpredigt" schon bezeugt!

Bei den Vorträgen ist es ja genau so. Bei dem einen schlägt dieser Satz ein, bei dem andern jener, und dann versinkt alles andre, was man hörte, gegenüber dem einen, was man in tiefster Seele vernahm. Darum ist es töricht, wenn manche alles nachschreiben, um es festzuhalten, statt auf eins oder mehrere lösende Worte zu lauschen, die man braucht.

Andrerseits ist es nicht nötig, daß man den ganzen Weg überblickt und ihn nach der Beschreibung kennen lernt, sondern daß man ihn geht, wenn man die Richtung erfaßt hat. Dann lernt man ihn selbst kennen und kann ihn ja dann je nach Bedürfnis mit dem dargelegten vergleichen, um zu sehen, ob man noch auf dem richtigen ist.

Darum ist es töricht, abzubestellen, auch wenn man nicht nachgekommen ist, weil man sich damit um Lebensmöglichkeiten bringt. Wer die Grünen Blätter aber nur theoretisch verschrotet, der mag sich lieber „auf etwas anderes werfen". Das ist mir selbst übrigens alles erst nach und nach klar geworden, daß die Dinge so liegen, erst auf Grund der langjährigen Beobachtungen unter den Lesern.

* * *

Obgleich es sich eigentlich von selbst versteht, möchte ich es doch einmal aussprechen: die Leser müssen Vertrauen zu mir haben, wenn sie sich nicht um die fruchtbare Wirkung der Blätter bringen wollen. Denn nur dann können sie sich aus dem Ja zu den Ausführungen stellen und sich ihre positiven Lebenswerte erschließen. Sind sie mißtrauisch, so nehmen sie an allem Anstoß, nicht nur an dem, was etwa in den Äußerungen schief geraten und verunglückt ist, sondern vor allem an dem, was sie nicht verstehen, und fahren darauf fest. Haben sie Vertrauen, so kümmert sie das nicht weiter, sondern sie erfassen das, was ihnen aufgeht und einleuchtet. Das aber allein hat Lebenswert für sie.

Das Vertrauen schützt aber auch direkt vor Mißverständnissen. Sie werden dann z. B. nicht auf den Gedanken kommen, daß ich über jemand richten will, wenn ich das kritisiere, was er vertritt. Sie werden nicht Entschiedenheit für Überhebung halten, sie werden eingedenk sein, daß man nicht in jedem Aufsatz alles sagen kann, daß wenn man etwas unter einem Gesichtspunkt für verkehrt erklären muß, nicht die ganze Sache als unheilvoll hingestellt wird, daß wenn eine Seite beleuchtet wird, die andere nur außer Betracht bleibt, aber nicht verneint wird.

Dann würden auch nicht so viele an allen möglichen Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten herumnörgeln und sich um die Hauptsache, um das Wesentliche bringen. Ich bin oft ganz erstaunt, was man in ganz harmlosen Äußerungen für Hintergedanken und Absichten vermutet, statt daß man es immer so nimmt, wie es da steht. Ich bin wirklich viel naiver, als sich die meisten vorstellen können, und deshalb sage ich oft auch ganz ahnungslos etwas, was man allerdings sonst vielleicht nicht sagen würde. Aber was ich sage und schreibe ist eben: ja, ja, nein, nein, und darum muß man es auch so verstehen und nichts anderes dahinter suchen.

Das ging schon mit der Gründung der Blätter los. Ein Freund sprach mir seine Bewunderung aus, wie raffiniert wirksam der vertrauliche Charakter und die direkte Versendung sei. Ich war äußerst verblüfft: an so was hatte ich gar nicht gedacht.

Aber er wollte es nicht glauben, daß es nur geschehen, weil ich nicht die Anmaßung besaß, mit einem „unleugbaren Bedürfnis“ vor die Öffentlichkeit zu treten, und weil ich ein Bild von meiner Leserschaft haben wollte. Derartige Unterstellungen begegnen mir aber immer wieder.

Vor allem aber muß ich mir das Vertrauen erbitten, daß es mir ausschließlich um die Sache geht und nicht um meine Person. Das ist leider nicht allgemein vorhanden, sondern es gibt manche, die sich ängstigen, ich könnte größenwahnsinnig werden, und die schwarzseherisch in den Blättern Spuren finden, daß ich auf dem besten Wege dazu sei. Ich wünschte, ich wäre überall meiner so sicher wie in diesem Punkte.

Ich hätte längst schon gern einmal den Lesern ausgesprochen, wie gering ich von mir denke. Aber ich habe es nie gewagt aus Furcht, daß man es für Bescheidenheit hält. Und in den Geruch, daß ich meinen Wert besonders verhüllen wolle, möchte ich unter keinen Umständen kommen. Ich habe absolut nicht die Absicht, etwas von dem, was ich bin und kann, zu verhüllen. Aber ich habe auch nicht den Wunsch, für mehr zu gelten, als ich bin. Ich stehe immer unter dem starken Eindruck, wie wenig ich bin, weiß und kann. Ich bin nicht einmal literarisch gebildet. Es ahnt kein Mensch, wie wenig ich gelesen habe. Meine Bibliothek habe ich immer als einen Schatz angesehen für meine alten Tage, wenn ich einmal zum Lesen komme. Was ich seit fünfzehn Jahren gelesen habe, kann ich gut an den Fingern abzählen. Ich war immer ein ganz mittelmäßig begabter Mensch und bin es heute noch. Schriftstellerische Gaben habe ich überhaupt nicht. Nur ganz starke Eindrücke schaffen sich bei mir einigermaßen Ausdruck. Auch meine Vorträge sind nicht viel mehr als ein Gestammel, wovon sich jeder leicht überzeugen kann, wenn er einmal nachstenographiert. Darum kostet mir das öffentliche Reden immer Überwindung, und das Schreiben habe ich immer als ein Kreuz angesehen, das mir auferlegt ist.

Ich würde nie aus einer bescheidenen sozialen Tätigkeit hervorgetreten sein, wenn ich nicht *etwas zu sagen* hätte. Was ich

aber zu sagen habe, das habe ich mir weder zusammenstudiert noch ausgedacht: das ist mir gegeben worden, und zwar durch Erlebnisse. Ich sagte neulich in Berlin in dem Vortrag über den Segen der Not, daß ich alles, was ich den Menschen an Hilfe am Leben und Werden bieten könne, ausschließlich der Not verdanke, die ich von meinem dritten Jahre an ununterbrochen und allerdings in einer seltenen Mannigfaltigkeit und Schwere durchmachen durfte. Die Not lehrte mich leben und entflammte die Sehnsucht nach wahrhaftigem Leben, die mich für die Offenbarung der Wahrheit empfänglich machte, die heute ins Leben treten will.[1]) Ich habe nichts getan, als die Not getragen und gesucht, gespürt und probiert. Das ist aber doch nichts Besonderes, das kann jeder. Insofern bin ich allerdings ein Beweis dafür, daß der Geringste von uns zu Großem geführt werden kann.

Denn das, worum es mir geht, ist allerdings etwas Großes. Es läßt sich gar nichts Größeres denken. Denn es handelt sich hier um die Lösung des Problems Mensch und um das Ziel der Menschheitsgeschichte überhaupt. Aber das habe ich doch nicht gesteckt, sondern es steht seit Anbeginn fest, und ich habe es doch nicht entdeckt, sondern Jesus, und ich bin nicht Führer dazu, sondern nur Kundschafter (vgl. S. 3 f.). Wenn mir einer als Führer folgen will, so treibe ich ihn immer auf seine eigene Spur. Mit meiner Person hat das nichts zu tun. Darum bleibt alles Persönliche aus dem Spiele. Darum habe ich mich immer strikte geweigert, biographische Notizen von mir zu geben. Weil das niemand etwas angeht und nichts mit der Sache zu tun hat.

Also die Größe der Sache verdankt mir nichts, sondern ich verdanke ihr alles. Ich bin nur Organ, und was für ein geringes! Aber ich habe mich nun damit abgefunden, daß ich für meine Unzulänglichkeit nicht verantwortlich bin. Denn über sein Vermögen hinaus ist niemand verpflichtet. Dieses Empfinden allein schon würde mich abhalten, meine Person irgendwie in den Vorder-

[1]) Vgl. hierzu: Von den Quellen des Lebens: Was ist Wahrheit? Verlag von C. H. Beck, München 1907.

grund zu schieben. Aber mindestens ebenso behütet mich davor die Einsicht, daß ich sofort die Sache verderben würde, sobald ich etwas Besonderes aus mir machen wollte, daß alles Eigene, was ich dazu täte, nur die Wahrheit verdunkeln und mir das Auge trüben würde, und daß dann sofort die Verantwortung für diejenigen, die von mir nehmen, auf mich fiele. Nur in dem Maße, als ich bloß Organ bin, bin ich unverantwortlich für die Wirkungen, für das Ergebnis.

Also: ich bin nichts; was ich sage, ist alles. Wert hat aber auch das nicht für sich, etwa als „große Gedanken", sondern nur als Kunde von der Wahrheit, die heute werden will, als Erreger des neuen Werdens, als Ferment der Menschwerdung. Es handelt sich also ausschließlich um die Sache. Wenn ich hervortrete, so geschieht es nur um der Sache, nicht um meiner Person willen. Je unscheinbarer und unbemerkter ich leben kann, um so wohler ist mir. Deshalb habe ich mich ja allezeit in Schliersee so glücklich gefühlt, weil man da nichts von mir wußte und sich nichts weiter aus mir machte.

Darum sollte man es mir glauben, daß ich nur um die Anerkennung der Sache ringe und nicht um die Anerkennung meiner Person, geschweige meiner Schriftstellerei, daß es mich persönlich gar nicht berührt, wenn man etwa „die Bergpredigt" mit Nietzsches Zarathustra vergleicht, daß mir gar nicht der Gedanke gekommen ist, als ich seinerzeit mit solchem Nachdruck „die Bergpredigt" empfahl, es könne das als Selbstempfehlung mißfallen, daß ich weit davon entfernt bin, mich mehr zu dünken als ein anderer Suchender von heute, wenn ich im Namen dessen, was heute werden will, auch gegen das ehrwürdigste geschichtlich Gewordene der vergangenen Jahrhunderte auftrete.

Und auch die Erfolge können mich nicht davon überzeugen, daß mehr an mir sei, als ich weiß. Die „Erfolge" schon gar nicht. Denn die liegen nur an der Oberfläche. Aber auch die Lebenswirkungen, die Lebensrettungen nicht, die ich vermitteln konnte. Denn abgesehen davon, daß ich nie der Bewirkende bin, wenn

es Lebenswert hat, wird vor dem Abstand vom Ziele alles so klein und gegenüber der drückenden Not der Menschen so gering, daß nur immer der sehnsüchtige Schmerz daraus quillt: wenn es schon möglich ist, warum nicht mehr, warum nicht stärker?!

Noch viel weniger kann mir aber zu Kopf steigen, was andere von mir halten. Das läßt mich immer ganz nüchtern und kühl, weil ich darin immer nur die Wertschätzung der Sache erblicke und ein Zeugnis dafür, was man davon gehabt hat. Es ist ein ins Persönliche entgleister Ausdruck des starken Eindrucks, den man hatte, der umwälzenden Erlebnisse, die man erfuhr. Aus diesem Empfinden heraus habe ich ja immer allen Dank abgelehnt. Vergeblich. Jetzt protestiere ich nicht mehr, weil man ja weiß, wie ich dazu stehe, sondern nehme ihn geduldig an als eigentlich an eine höhere Adresse gerichtet.

Also sorgt euch nicht mehr um meine Selbstüberschätzung, die nur in eurer Phantasie besteht, sondern überseht ihr selbst mich nur mehr über der Sache, um die es geht. Dann brauche ich mich wenigstens nicht mehr gegen eure Verehrung zu wehren, unter der ich leide.

Und nehmt selbst alles ganz sachlich, damit ihr es richtig versteht. Wenn ich zum Beispiel eben an die treuen und untreuen Leser schreibe, so versteht es sich von selbst, daß es sich nicht um eine Treue mir oder den Grünen Blättern gegenüber handelt, sondern um die Treue gegenüber dem, was wir wollen, nicht nur in der Gesinnung, sondern auch im Leben.

* * *

Man hat sich darüber Gedanken gemacht, daß die Mitteilungen des letzten Heftes nichts von dem Mainberger Sommer sagten. Aber ich kann unmöglich darüber berichten, weil ich keine Vorstellung davon geben kann. Von dem Lebenswert dieses Versuchs gemeinschaftlichen Lebens müssen sich die Leser nachgerade aus dem Inhalt der Grünen Blätter überzeugt haben, und „die Reden Jesu", die ich als „ein Denkmal gemeinschaftlicher Erlebnisse" den

Schloßgästen zugeeignet habe, werden das übrige dazu tun. Ich kann nur sagen: es ist oft furchtbar schwer, die Anhäufung von Not der Menschen. Aber wir haben es immer ertragen können, und es geht vorwärts. Zuweilen gibt es dann Lösungen, die man nicht fassen kann. Aber über alle diese Dinge muß man schweigen.

Ich möchte aber eine Stelle aus einem Brief eines Mainberger Gastes an einen Freund mitteilen, der mir zur Verfügung gestellt wurde; allen denen zu Nutz und Aufklärung, die meinen, Mainberg sei ein Sammelpunkt für meine „Anhänger":

„Meine eigne Ankunft in Mainberg traf in eine kurze Abwesenheit Müllers. Das glaubte ich zunächst bedauern zu sollen. Doch bin ich nicht lange dieser Ansicht gewesen, denn ich hatte den Vorteil, zu beobachten, was Mainberg ohne die tägliche Mitwirkung Müllers ist. Gemäß meiner Beobachtung will ich nun nicht behaupten, daß Mainberg ohne Müller bleiben kann, was es ist. Mit Verwunderung aber habe ich gesehen, in welchem Grade Müller Mainberg selbständig gemacht hat. Sein Ausdruck: „Ich kann niemand auf meine Füße treten lassen" ist keine Redensart. Mainberg ist keine Menschenheerde um Müller. Wenn mich jemand fragt, so sage ich, Mainberg sind die Mainberger. Müller ist zwar auch da. Allem aber, was sich an ihn hängen will, sagt er, nicht unfreundlich, aber doch bestimmt: bleibt mir vom Leibe — das wird unweigerlich durchgeführt. Daher sind die Mainberger „Menschen untereinander". Was sie von Müller in der Vergangenheit gelernt haben, wird in der Gegenwart nur als ihr persönliches Eigentum angesprochen. Das gibt ihrem Verkehr eine Würde, die nicht herabgestimmt wird durch die Gegenwart eines überzeugenden Führers.

Die gemeinsame Grundlage ist jedoch in andrer Weise fühlbar. Sie kommt an den Tag als ein unwillkürliches Vertrauen, als ein zwangloses Verständnis zu den anderen und für die anderen. Sie erzeugt eine Atmosphäre der Heiterkeit, eine erfrischende Resonanz für Töne des Herzens, für die wir draußen nur ein un-

vollkommenes Echo vernehmen. Mainberg sind die Mainberger. Das sind Menschen, die um einige wenige Grade aus der Alltäglichkeit herausgehoben sind. Sie sind weniger hochfahrend, weniger neidisch, weniger lieblos, weniger ungeduldig, weniger geldgierig als die gleiche Anzahl von Menschen, die man wo anders beisammen findet. Sie sagen: das ist ja sehr wenig — aber wissen Sie nicht, daß die Naturwissenschaftler behaupten, Deutschland werde in Eis und Schnee erstarren, wenn seine Durchschnittstemperatur auch nur um fünf Grad sänke. Dies ist ein Gegenbeispiel. Gehen Sie nach Mainberg. Sie werden staunen, was einige Grad Wärme mehr in den Menschen aufkeimen läßt."

Das ist der einzige Ehrgeiz, den ich habe: mich überflüssig zu machen, und die größte Freude, die es für mich gibt, daß es nach diesem Ziele vorwärts geht, wenn auch viel langsamer, als ich wünschte. Man muß aber, um zu ermessen, was das heißen will, sich vergegenwärtigen, wie schwierig das unter diesen Verhältnissen ist. Es handelt sich um eine fortwährend wechselnde Gesellschaft, von denen die meisten keineswegs regelmäßig wieder kommen. Und doch ist ein lebendiges Etwas vorhanden, das nicht nur bleibt, sondern auch seine Entwicklung und Geschichte hat und immer wieder die neu Ankommenden ergreift und in sein Lebensbereich zieht.

Vielleicht interessiert in diesem Zusammenhang ein kleiner statistischer Überblick über den letzten Sommer. Es waren in diesem Jahr 338 Gäste in Mainberg (gegen 300 im vorigen). Darunter 132 Herren, 199 Damen und 7 Kinder.

Von den Herren waren 27 Lehrer (Elementarlehrer, Oberlehrer, Universitätslehrer), 12 Pfarrer, 14 Ärzte, 15 Juristen (Regierungsbeamte, Richter, Rechtsanwälte), 9 Offiziere, 11 Schriftsteller und Künstler, 6 Privatgelehrte, 8 Ingenieure, 6 aus der Landwirtschaft und dem Forstwesen, 12 Kaufleute (worunter auch die Bankbeamten gerechnet sind), 5 Industrielle, 1 Apotheker, 2 Bahn- und Postbeamte und 4 Gymnasiasten.

Von den Gästen waren diesen Sommer 177 zum ersten Male, 88 zum zweiten, 36 zum dritten, 18 zum vierten, 10 zum fünften und 9 zum sechsten Male auf Schloß Mainberg, wobei allerdings mehrmalige Anwesenheit in einem Sommer nur als ein Aufenthalt gerechnet ist. Dabei muß man nur, um ein rechtes Bild zu gewinnen, in Betracht ziehen, daß eine ganze Anzahl von Stammgästen gerade in diesem Sommer verhindert waren, daß die wenigsten, zwei-, drei- und viermal hintereinander da waren, sondern zuweilen mit großen Pausen, und daß viele, die einmal da waren, bisher nicht wieder kommen konnten.

Am erfreulichsten ist uns allen der von Sommer zu Sommer steigende Prozentsatz der Männer unter den Gästen. Während sie früher ihrer Seltenheit wegen den Scherznamen „Rosinen" (im Kuchen) hatten, ist jetzt alle Aussicht vorhanden, daß das männliche und weibliche Element auf Mainberg ins Gleichgewicht kommt. Wie wertvoll das für das Gedeihen des gemeinschaftlichen Lebens ist, brauche ich nicht zu sagen. Aber mindestens so wertvoll ist die Mannigfaltigkeit der Berufe, die hier vertreten sind, der natürlich eine gleiche Mannigfaltigkeit der Stände unter den Gästen entspricht. Als im vorigen Jahr im Juli einmal gleichzeitig 34 Vertreter und Vertreterinnen des Lehrstandes in Mainberg waren, wurde doch etwas darüber geseufzt, am meisten von ihnen selbst.

Viel interessanter freilich wäre es, wenn man eine Statistik über die inneren Arten, Herkünfte, Stände und Richtungen der Gäste geben könnte. Aber es wird niemand nach seinem Glauben, Standpunkt u. dgl. gefragt. Hier und da merkt man, daß alle Konfessionen und die verschiedensten Überzeugungen vertreten sind. Aber das rein Menschliche läßt das alles zurücktreten.

Es ist auch keineswegs so, daß alle unsre Gäste von vornherein auf das Ziel gerichtet und dafür interessiert wären. Ganz abgesehen von denen, die es nur zu sein glauben und vielleicht sogar trotz wiederholten Aufenthalts gar nicht merken, daß sie es nicht sind, geht vielen erst in Mainberg lebendig, unmittelbar auf, worum es sich handelt, obwohl sie sich schon eingehend mit den

Blättern beschäftigt hatten, weil sie hier erst erlebten, was sie bisher nur lasen oder hörten. Dann aber kommen viel mehr als man glaubt, die überhaupt noch nie etwas von den Blättern oder meinen Vorträgen gehört haben. Mainberg wurde ihnen in Kissingen als Nachkur empfohlen, oder sie hatten in Italien gehört, es sei eins der zur Sommerfrische eingerichteten Schlösser, oder sie dachten in eine ästhetische Gesellschaft zu kommen usw.

Man kann sich vorstellen, daß sich diese ganz verschiedenartigen Elemente nicht immer leicht verschmelzen. Aber es geht doch. Die verborgene reine Menschlichkeit wird immer von dem gemeinschaftlichen Leben gerührt und geweckt. Dann schließt man sich unwillkürlich einander auf und wird miteinander vertraut. Dann versteht man aber auch leicht, um was es sich handelt. Denn damit ist der Ausgangspunkt und die Anknüpfung gegeben.

Daß es trotzdem Abstände und Niveauunterschiede unter den Mainberger Gästen gibt, liegt auf der Hand. Und das wird auch so bleiben. Viele ziehen alles zu sich herunter. Nur wenige dringen empor. Die große Gefahr, die mich immer so lebendig und anspannend in Atem hält, besteht darin, daß das gemeinschaftliche Leben nur ein wunderbar schöner ergreifender und erquickender Genuß ist, daß man sich darin erfrischt und selig fühlt, als wäre man eine kleine Weile ins Paradies versetzt, um sich von den Nöten und Lasten des Lebens zu erholen, daß man glücklich ist, eine solche Heimat der Seele gewonnen zu haben, die einem einen sicheren inneren Rückhalt für die Kälte und das Gedränge in der Fremde gibt. Ich mag diese Wonne niemand nehmen oder verwehren, sondern freue mich dieser Erquickung, die allen zu gönnen ist.

Aber das ist doch alles noch die Sphäre des erbärmlichen Behagens, so verinnerlicht, vergeistigt, veredelt es sein, soviel Lebenswert und Fruchtbarkeit es in sich bergen mag. Wir müssen darüber hinaus. Es kommt darauf an, daß das neue Werden in uns Gestalt gewinnt, und die Wahrheit durch uns ins Leben tritt. Alle Herrlichkeit, die uns zu befriedigen sucht, ist eitler Trug, so lange sie nicht aus unsrer erwachten und erlösten Seele strahlt.

Denn es gibt kein Paradies außer in uns selbst. Und so lange wir das nicht entdeckt haben, kann uns nichts dafür entschädigen.

Wer darum nach Glück verlangt, der möge es immerhin suchen, meinetwegen auch in Mainberg. Aber das ist noch ein Niveau, das überwunden werden muß. Das subjektive Befinden ist belanglos gegenüber der Entbindung und Entfaltung des ursprünglichen Wesens in uns. Und unsre Lebenslage ist ganz gleichgültig gegenüber der persönlichen Verfassung, in der wir uns befinden. Das Objektive in uns ist das Entscheidende und Wertvolle. Denn in ihm und durch seine Entwicklung nehmen wir an der Menschwerdung teil. Unsre Sehnsucht geht nach Genossen, die über sich hinaus wollen, um der Menscheit zu dienen, die sich das Glücksverlangen hinweggeschämt haben und „vor allen Dingen nach dem Reiche Gottes trachten". Möge uns das neue Jahr deren viele bringen! —

Der nächste Band der Blätter soll vor allen Dingen das Problem der Kraft weiter behandeln. Außerdem möchte ich etwas von den Wegen zum Erleben Gottes sagen, worum ich häufig gebeten worden bin.

Johannes Müller



Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



Schloß Mainberg

9. Band — Verlag der Grünen Blätter — 1. Heft

1906

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier mal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg b. Schonungen (Unterfr.)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u.s.w. 4½ Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3½ Kr. Einzelne Hefte und Einbanddecken sind für 1 (Ausland 1,20) Mk., geb. Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden (der 3. und 4. Band nur gebunden).

Der 1. und 2. Band ist in seiner 3. bezw. 2. Auflage im Buchhandel erschienen (Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung Oskar Beck in München) und nur noch auf buchhändlerischem Wege zu beziehen (brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.).

Inhalt.

Mitteilungen.

Dieses erste Heft des neuen Bandes hat sich infolge Krankheit des Verfassers bedeutend verspätet. Das zweite soll nun Ende Juni, das dritte im September und das vierte im November erscheinen. Den Abonnementbetrag bitte ich mir, soweit es nicht bereits geschehen ist, möglichst bald durch Postanweisung einzusenden. Der Postschein gilt als Quittung. Die Einbanddecke für den ganzen Band kann zur Vereinfachung gleich mit bestellt und bezahlt werden. Ich bitte aber alles, was den Verlag angeht, nicht an mich persönlich zu adressieren, sondern an den Verlag, da mir alles an mich persönlich adressierte, wenn ich verreist bin, nachgeschickt wird, wodurch natürlich die Erledigung der Bestellung bedeutend verzögert wird.

Schloß Mainberg wird in diesem Jahre wieder Freitag vor Pfingsten, am 1. Juni, eröffnet. Prospekte, die sich seit dem vorigen Jahre nicht verändert haben, versendet auf Wunsch die Schloßverwaltung. Wie bisher können wir auch fernerhin keine Gäste unter 8 Tagen aufnehmen, da sich diese Maßregel außerordentlich bewährt hat. Viele wird es interessieren, daß im vorigen Jahre

ein Tennisplatz angelegt und von einem Gast ein Luftbad im Park gestiftet worden ist.

Auf Anregung dankbarer Gäste ist eine Kasse gegründet worden, um jungen Männern (ungefähr zwischen 23 und 35), zunächst aus den Berufskreisen der Armee und juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät, der Kunst und der Technik, die nicht selbst in der Lage sind, den Aufenthalt auf dem Schloß zu ermöglichen. Geber und Nehmer wollen sich in dieser Angelegenheit nur an mich persönlich wenden. Dem, was ich in meinem „Ernsten Wort über Schloß Mainberg" im 8. Band gesagt habe, geschieht dadurch kein Eintrag, sondern es wird dadurch nur ergänzt und unterstützt.

Schließlich möchte ich noch einmal jetzt, wo der Frühling kommt, zur ernstlichen Beschäftigung mit der „Bergpredigt" anregen. Vor allem auch die, welche „sich nicht für die »religiöse« Seite der Blätter interessieren". Denn in der Bergpredigt handelt es sich nicht um Religion, sondern um Menschwerdung. Sie ist der einzige Wegweiser, der dafür existiert. Infolgedessen wird sie die Grundlage aller weiteren Aufsätze der Grünen Blätter sein, und ich werde immer wieder auf das Buch zurückkommen müssen. Im nächsten Hefte hoffe ich auf verschiedene Briefe und Fragen, die ich darüber erhalten habe, antworten zu können.

Johannes Müller.

Gesuche.

1. Geprüfte Lehrerin (Hauptfächer: Sprachen, Literatur, Geschichte) sucht Stellung; am liebsten als Leiterin einer Familienschule oder auch als Schriftführerin.

2. Gesucht wird für kommenden April zur Unterstützung der Hausfrau im Haushalt und bei 2 Kindern von $2^1/_2$ und 1 Jahr (Dienstmädchen vorhanden) ein junges Mädchen aus guter Familie, womöglich nicht über 25 Jahre alt. Dasselbe müßte kinderlieb, ruhig und freundlich bei der Arbeit sein. Gegenleistung: Taschengeld, bei völligem Familienanschluß. Photographie wäre erwünscht.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



9. Band

Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1906

2. Heft

Vorbemerkung

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier Mal. Sie sind nur direkt von dem **Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken)** zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen.

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederland 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4$^1/_2$ Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3$^1/_2$ Kr. Einzelne Hefte und Einbanddecken sind für 1 (Ausland 1,20) Mk., gebundene Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden (der 3. und 4. Band nur gebunden).

Inhalt

Mitteilungen

Schloß Mainberg ist Pfingsten eröffnet worden, und was wir bisher erlebten, erfüllt uns mit Dankbarkeit und froher Zuversicht für die Zukunft, die nur dadurch getrübt wird, daß noch so wenige daran teilnehmen wollen oder können. Wer weiß, woran es liegt? Aber ich meine, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Vielleicht ist das Beginnen, gemeinschaftlich zu suchen und zu erleben, für den großen Kreis der Blätterleser noch verfrüht, weil sie nicht über ihre Vorurteile hinwegspringen können oder sich das Leben hier nicht vorzustellen vermögen. Sie sind noch nicht dahinter gekommen, daß es überall darauf ankommt, zu erleben, was man sich nicht vorstellen kann, weil uns das allein vorwärts führt. Infolgedessen ist es vorläufig nur etwas für die Wenigen, die gern auf Abenteuer ausgehen, und es ist nur in der Ordnung, wenn sie hier mehr finden, als sie erwarten. Jedenfalls bleibt das Schloß dies Jahr bis Ende September geöffnet.

Manches, was dies Heft bringen sollte, mußte zurückgestellt werden. Denn als ich einmal das Problem des Zweifels anpackte, sah ich ein, daß ich ihm gründlich auf den Leib gehen müsse, wenn

es Wert haben sollte. Das ist nun geschehen. Ich glaube nicht, daß jemals der Zweifel so eingehend bis in seine komplizierten Entstehungsursachen verfolgt worden ist, und hoffe, daß damit vielen gedient sein wird. Die beiden Aufsätze, die vorausgehen, sind ganz unabhängig voneinander entstanden. Infolgedessen berühren sie sich zum Teil. Das wird denen, die jede „Wiederholung" nervös macht, unangenehm sein. Aber ich hoffe, daß gerade dadurch das rechte Verständnis, was persönliches Leben ist, erreicht werden wird. Es hat lange genug gedauert, bis es mir gelungen ist, zum Ausdruck zu bringen, was kraft unmittelbarer Anschauung als Ziel und Aufgabe der Grünen Blätter von Anfang an so lebendig vor mir stand.

Weil ich dies Heft zur Orientierung über die „Blätter" für ferner Stehende geeignet halte und auch glaube, daß viele gern den Aufsatz über den Zweifel manchem in die Hand geben werden, habe ich tausend Exemplare mehr drucken lassen als gewöhnlich. Das ist übrigens auch schon mit dem vorigen Heft geschehen, welches ich gern als Verlobungs- und Hochzeitsgratulation verwandt sehen möchte. Und ich denke es wird reichen, wenn nicht alle Abonnenten so viele davon brauchen, wie eine von ihnen, die nach und nach schon 16 Exemplare davon bezogen hat.

Schließlich möchte ich noch auf ein wundervolles Buch aufmerksam machen, das soeben im Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt in Düsseldorf erschienen ist: „Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik gesammelt von Will Vesper". Es ist eine Sammlung unvergleichlicher Perlen deutscher Dichtung. Man darf nur nicht anfangen, über die Auswahl zu rechten, sondern gleich beginnen, das viele Unbekannte, das uns hier geboten wird, zu genießen. Dann wird man etwas von der bildenden Kraft dieses Buches verspüren, und vielleicht gehört dazu auch eine Läuterung des eigenen Geschmacks, ohne daß man damit den Geschmack Vespers nachempfände und sich aneignete. Wenigstens wird es wohl nur für ihn die Ernte, für alle andern aber eine Ernte sein, aber gewiß die reichste, die wir bisher haben. Das Buch ist außerdem ein Wunder von Ausstattung und Billigkeit (480 S. leicht geb. Mk. 1.80, in Leinen Mk. 3.—).

Den beiliegenden Prospekt empfehle ich freundlicher Beachtung. Ich möchte damit manche erfreuen, aber niemand verführen.

Johannes Müller.

Gesuche und Anzeigen

1. Für meine Sekretärin, eine gebildete junge Dame, perfekt in Stenographie und Maschinenschreiben, die früher bei einem Professor in Berlin tätig war, suche ich für den 1. Oktober eine Stellung, da sie mich nach zweijähriger Tätigkeit bei mir verlassen muß, weil ich den nächsten Winter wieder auf Vortragsreisen sein werde. Dr. Johannes Müller.

2. In ein sächsisches Pfarrhaus werden ein oder zwei Knaben, die ungefähr in ihrem Unterricht auf dem Stand der 2. Klasse einer Lateinschule (Quinta) stehen, als einzige Pensionäre zur Miterziehung mit den Kindern des Hauses aufgenommen.

3. Professor Lohmann, der Direktor des Knabenlanderziehungsheims Schondorf a. Ammersee, sucht zum Herbst einen geprüften Philologen, Elementarlehrer oder Naturwissenschaftler. Voraussetzung: allgemeine Bildung, Fähigkeit lebendig zu unterrichten und ein angeborenes Verständnis für kindliche Individualitäten. Auch musikalische Kenntnisse sind erwünscht.

4. Töchter-Pensionat Ilsenhof, Dresden-A., Strehlenerstr. 75.

Villa im eig. schönen Garten mit Krocket- und Tennisplätzen nahe am großen Garten. (Zentralheizung und elektrisches Licht.)

Gediegener Unterricht in Literatur, Kunstgeschichte, Weltgeschichte, Mythologie, Weltkunde, Musik, Gesang, Malen, prakt. und künstl. Handarbeiten, Tanzunterricht, Gymnastik u. Gesundheitslehre. — Besonders betont wird der Sprachunterricht. Ausländerinnen im Hause. Theater, Konzerte, Ausflüge, Vortragsabende.

Treue Fürsorge für körperliche Entwicklung und Haltung. Alles weitere durch Prospekte. E. Winkler, Vorsteherin.

5. Ein gebildetes Fräulein wird in die Nähe Münchens als Erzieherin für drei Kinder gesucht, von denen sie den beiden älteren den Elementarunterricht zu erteilen hätte. Musikalische Begabung ist erwünscht, evangelische Konfession Bedingung.

6. Eine katholische junge Dame sucht Stelle als Gesellschafterin auf dem Land. In Kindererziehung und Haushalt erfahren, der französischen und holländischen Sprache mächtig.

7. Fräulein, 33 Jahre, sucht Stellung auf dem Land als Stütze der Hausfrau bei Kindern oder auch in einem Sanatorium.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



9. Band

Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1906

3. Heft

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier mal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg b. Schonungen (Unterfr.)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto, 3,40 Mk., Österreich=Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R. Schweiz, Frankreich u.s.w. 4 1/2 Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Einzelne Hefte und Einbanddecken sind für 1 (Ausland 1,20) Mk., geb. Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden (der 3. und 4. Band nur gebunden).

Der 1. und 2. Band ist in seiner 3. bezw. 2. Auflage im Buchhandel erschienen (Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung Oskar Beck in München) und nur noch auf buchhändlerischem Wege zu beziehen (brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.).

Inhalt.

Mitteilungen.

Den Lesern, die ihren Abonnementsbetrag für den erscheinenden 9. Band der Grünen Blätter noch nicht eingesandt haben, sind in den vergangenen Wochen Rechnungen darüber zugeschickt worden. Erfolgt darauf in den nächsten Monaten nicht die Einsendung, so betrachte ich das als Willensäußerung, daß der Betrag mit dem letzten Heft, das im Dezember erscheint, durch Nachnahme eingezogen werden soll.

Gleichzeitig mit diesem Heft erscheint im Buchhandel im Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) in München: Hemmungen des Lebens: die Treue, die Furcht, die Sorge, die Unsicherheit, der Zweifel, der Andere in uns, ein Buch ungefähr in dem Umfang des Frauenbuches und zu demselben Preis (geh. 2 M., in Leinen 3 M., in Glanzleder 4.50). Die Anregung, diese Aufsätze gesondert herauszugeben, ist von Ärzten ausgegangen, welche mit ihnen bei der Behandlung ihrer Patienten sehr günstige Erfahrungen gemacht haben. Aber sie sind natürlich nicht nur etwas für seelisch Leidende, sondern erst recht für Gesunde. Da diese Aufsätze ohne eine bestimmte Weltanschauung geschweige einen religiösen Glauben vorauszusetzen die denkenden Menschen zu einer heroischen Lebensauffassung und zu einem tiefen persönlichen Leben führen und das auf dem praktischen Wege tun, sind sie für alle Menschen, die nicht ganz oberflächlich sind, geeignet. Darum halte ich sie auch unter allem, was ich bisher geschrieben habe, für das Populärste und für jedermann verständlichste und für prädestiniert, um in den weitesten Kreisen für persönliche Kultur zu werben. Dazu seien sie denn auch allen Lesern der Blätter dringend empfohlen.

Im November werde ich in Berlin im Saale der Hochschule für Musik neun Vorträge halten (am 5., 9., 13., 16., 19., 23., 26., 30. XI. und 3. XII) in Hannover vier im Konzerthaus (am 6., 8., 14. und 15.) und in Hamburg fünf im Patriotischen Gebäude (am 18., 20., 22., 29. XI. und 2. XII., der erste und letzte davon mittags 1 Uhr). Prospekte darüber erhalten die Leser der betr. Städte und Umgegend rechtzeitig.

Wegen des Weinversands befinden sich nähere Mitteilungen auf der Rückseite des Umschlags.

Johannes Müller

Anzeigen.

1. Zur Miterziehung mit meiner 10 jähr. Tochter suche ich ein gleichaltr. gesundes, begabtes, evangel. Mädchen. Gesundes Landleben. Keine Pensions-Zahlung. Frau Jouanne, Schloß Santomischel, Posen.

3. Eine ältere alleinstehende englische Dame, der deutschen und französischen Sprache mächtig, Gast auf Schloß Mainberg in diesem Sommer, die in einem der schönsten Vororte Londons mit guten Verkehrsbedingungen nach allen Teilen der Stadt ein eigenes Häuschen mit Garten besitzt und sich bisher der Erziehung ihres jetzt erwachsenen Neffen widmete, möchte gern 1 bis 2 junge Leute aus dem Leserkreise der Grünen Blätter, welche die englische Sprache lernen wollen oder sich aus anderen Gründen in London aufhalten, in ihr Haus aufnehmen.

3. Eine junge Schwäbin sucht eine Stellung als Stütze der Hausfrau oder als Erzieherin womöglich im Ausland.

4. Älterer Herr sucht Stellung als Materialverwalter oder Expedient an großen Eisenwerken rc. Gefl. Nachrichten sind zu richten an: Fischer, Berlin W., v. d. Heydstr. Nr. 9 III.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



Schloß Mainberg

9. Band — Verlag der Grünen Blätter — 4. Heft

1906

Mitteilungen.

Mit diesem Heft hat der 9. Band seinen Abschluß erreicht und ist von jetzt ab auch gebunden zu haben. (Die Versendung der Einbanddecken wird aber erst nach Weihnachten erfolgen.) Wer ihn lieb gewonnen und wert befunden hat, kann ihn also guten Freunden und Verwandten auf den Weihnachtstisch legen. Nur ist es gut, wenn er dann möglichst bald in Mainberg bestellt wird.

Im übrigen scheint mir das rechte Weihnachtsbuch immer wieder und immer mehr „Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt" zu sein. Denn sie zeigt, wie das Christkind in uns geboren werden kann. Deshalb lege man sie denen unter den Lichterbaum, die danach verlangt. Den andern, die noch nicht so weit sind, schenke man die „Hemmungen des Lebens". Denn sie beschäftigen sich mit den inneren Zuständen, die alle Menschen kennen, und zeigen von da aus das Neuland eines Lebens, das uns darüber erhebt.

Soeben ist auch der Aufsatz: „Vom Leben und Sterben" durchgesehen und ergänzt als kleines Büchlein im Buchhandel erschienen (gebunden 1 Mk.). Schon seit länger als einem Jahr konnte das betreffende Heft nicht mehr einzeln abgegeben werden, und doch wurde es immer wieder verlangt. Das veranlaßte mich, diese Betrachtungen aus dem Leben für das Leben gesondert herauszugeben. Und wie ich im Frühjahr bat, allen Verlobten und Heiratenden als Glückwunsch den Aufsatz über „die Erzieherische Bedeutung der Ehe" im 1. Heft dieses Bandes zu senden, so wünschte ich, man benutzte dieses Büchlein als Ausdruck innerer Teilnahme und Condolenzbesuch, wenn nahe stehende Menschen schwere Verluste zu beklagen haben. Jeder Todesfall ist für den, der davon in Mitleidenschaft gezogen wird, ein Ruf zum Leben. Aber wer vernimmt ihn im Gewühle und in der Benommenheit der Trauer! Diese kleine Schrift bringt ihn einfach und lebendig zum Ausdruck. Nun ist es jedem leicht gemacht, ihn denen, die in Gefahr sind, unter Trauer ihn zu überhören, laut werden zu lassen und das Feld des Todes zum Werbeplatz für das Leben zu machen.

Ich mache wiederholt darauf aufmerksam, daß alle Bücher von mir nur durch die Buchhandlungen (oder direkt vom Verlag: C. H. Beck (Oskar Beck) in München), die Grünen Blätter dagegen nur vom Verlag derselben in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken) zu beziehen sind.

Morgen sind meine Vorträge für dieses Jahr zu Ende. Sie haben mich sehr lebendig überzeugt, daß ich sie noch nicht aufgeben darf, weil sie ohne Zweifel noch Lebenswert für viele haben. Sie haben mehr wie jemals einerseits angezogen, gezündet und vorwärts geholfen, andrerseits Anstoß und Empörung erregt. Ich finde das nur in der Ordnung. Jedenfalls ist das eine wie das andere ein Zeichen, daß ich verstanden worden bin. Ich will nun in der Zeit zwischen Fastnacht und Ostern in München, Stuttgart und Karlsruhe Vorträge halten.

Schloß Mainberg wurde am 30. September geschlossen. Es war mehr besucht als je, und auch dieser Sommer war ein inneres Vorwärts, dessen sich alle freuten, nach Tiefe, innerer Einheit und harmonischem Zusammenschluß. Erzählen kann man davon nicht. Aber dieses Heft ist ja wie auch schon das vorige eine Schale voll Mainberger Früchten. Wer sie genießt, wird einen Geschmack vom inneren Leben des Schlosses bekommen. Am 1. Juni wird das Schloß wieder eröffnet.

Das 1. Heft des 10. Bandes wird voraussichtlich im Februar erscheinen.

Wer im Sinn hat, von unserm Wein für Weihnachten zu Geschenken oder eigenem Gebrauch zu beziehen, wird gebeten, recht bald zu bestellen. Es ist alles vorbereitet, um jede Bestellung sofort zu erledigen.

Allen meinen lieben Lesern herzlichen Weihnachtsgruß!

Am 1. Advent 1906. **Johannes Müller.**

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens

erscheinen jährlich viermal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg b. Schonungen (Unterfr.)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto, 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R. Schweiz, Frankreich u.s.w. 4½ Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3½ Kr. Einzelne Hefte und Einbanddecken sind für 1 (Ausland 1,20) Mk., geb. Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk. Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden (der 3. und 4. Band nur gebunden).

Der 1. und 2. Band ist in seiner 3. bezw. 2. Auflage im Buchhandel erschienen (Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung Oskar Beck in München) und nur noch auf buchhändlerischem Wege zu beziehen (brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.).

Inhalt.

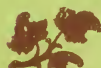
Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



Schloß Mainberg
10. Band — Verlag der Grünen Blätter — 1. Heft
1907

Vorbemerkung

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier mal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen.

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4 1/2 Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Einzelne Hefte und Einbanddecken sind für 1 (Ausland 1,20) Mk., gebundene Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden (der 3. und 4. Band nur gebunden).

Inhalt.

Mitteilungen

Die bedeutende Verspätung und der geringe Umfang des Heftes sind eine Folge davon, daß es mir in den letzten Monaten sehr schlecht gegangen ist. Am Schluß des vergangenen Jahres luxierte ich mir am Ende einer Bergfahrt auf Skiern in sehr schlimmer Weise den Fuß, sodaß ich wochenlang fest liegen mußte. Als ich

dann die ersten Gehversuche wieder machte, packte mich eine böse Influenza, von der ich mich nur langsam erholte, und seitdem plagt mich ein hartnäckiger Katarrh. Unter diesen Umständen sind natürlich die Vorträge in Süddeutschland, die ich nicht rückgängig machen konnte, weil die Säle schon seit Monaten gemietet waren, sehr angreifend, und ich werde froh sein, wenn sie überstanden sind. Alle diese Umstände haben natürlich meine Arbeiten, die Korrespondenz und was ich sonst zu tun habe, so brach gelegt, daß an Nachholen gar nicht zu denken ist, sondern ich muß vieles überhaupt aufgeben, zumal das wichtigste für mich vorläufig die körperliche Erholung ist.

Dieses Heft wird aber trotz seines geringen Umfangs den Lesern genug zu denken geben. Schon seit dem 2. Bande wollte ich, wie alte Leser aus den damaligen Mitteilungen noch wissen werden, der Frage des gemeinschaftlichen Lebens nachgehen. Aber es ging nicht. Denn ich spürte das Geheimnis wohl, das hier verborgen liegt, aber ich fand noch keinen Zugang dazu. Erst die Erfahrungen und Beobachtungen auf Schloß Mainberg in den letzten Jahren brachten mich auf die Spur. Nun teile ich den Lesern mit, was mir aufgegangen ist, und bitte sie, sich dadurch anregen zu lassen, selbst dem Geheimnis gemeinschaftlichen Lebens weiter nachzuspüren, nicht theoretisch, sondern praktisch.

Vor drei Jahren machte ich die Leser auf Fritz Lienhard als auf eine verwandte literarische Erscheinung aufmerksam. Durch den beiliegenden Prospekt über sein Werk soll es noch einmal geschehen. Namentlich auf seine „Wege nach Weimar", in denen er das seelisch Bedeutende in den großen Männern der Vergangenheit herauszuheben, und die Lebenswerte, die ihre literarische Hinterlassenschaft enthält, den strebsamen Menschen von heute zu vermitteln sucht. Gerade im Anschluß an meinen Aufsatz: „Suchet in den Schriften" und sein Nachwort, in dem ich prinzipiell die Bedeutung der Großen in der Vergangenheit für uns klar zu stellen suchte, kann ich auf dieses Unternehmen verweisen, ohne weitere Ausführungen über seine inneren Beziehungen zu den Grünen Blättern und zu unserm Problem nötig zu haben.

Mainberg, den 18. März 1907.

Johannes Müller.

Gesuche.

1. Für den Herbst wird Institut od. Familie gesucht, wo einem jungen Mädchen von 17 Jhr. Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung im Haushalt und Weiterarbeit in den Wissenschaften geboten wird.

2. Vielseitig erfahrenes einfaches Fräulein, gesetzten Alters, das z. Zt. den Haushalt eines Pastors führt, sucht, wegen dessen Verheiratung, zum 1. Oktober d. Jhr. anderweit dauernden Wirkungskreis von gleicher Eigenschaft und in ähnlichem ruhigen Hause, ev. auch Überwachung und Pflege mutterloser Kinder. Näheres zu erfahren durch

Diakonus Novy, Kittlitz (Sachsen).

3. Für April geb. Hausdame gesucht, im Kochen erfahren, gern selbst tätig, zur Leitung der Küche und des Haushaltes in kleiner, feiner Fremdenpension. Offerten an Frl. Schetter, Godesberg a. Rh.

4. Gebildetes Fräulein, 21 Jhr., welches die Kunstgewerbeschule besuchte, musikalisch, im Haushalt und Nähen bewandert ist, sucht sich bei einzelner Dame oder in kleiner Familie nützlich zu machen, ohne Gehalt, aber mit vollem Familienanschluß, da sie Waise ist.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

7. 07
Ammer

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



Schloß Mainberg
10. Band — Verlag der Grünen Blätter — 2. Heft
1907

Vorbemerkung

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier mal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen.

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. $4^1/_2$ Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden $3^1/_2$ Kr. Einzelne Hefte und Einbanddecken sind für 1 (Ausland 1,20) Mk., gebundene Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden (der 3. und 4. Band nur gebunden).

Inhalt

Mitteilungen

Über das beiliegende Flugblatt bitte ich den Aufsatz: „Ein Versuch" nachzulesen. Er erzählt, wie es entstanden ist, und zu was es dienen soll. Ich kann natürlich gar nicht abschätzen, wie weit sich die Leser dafür interessieren werden. Darum habe ich vorläufig nicht unbegrenzte Massen davon zur Verfügung. Sollten

also im Laufe der nächsten Zeit einmal Bitten um dieses Flugblatt nicht gleich erfüllt werden, so wolle man sich etwas gedulden, weil es dann jedenfalls ausgegangen ist und sich im Neudruck befindet.

Schloß Mainberg ist am 1. Juni eröffnet worden. Es scheint, daß jetzt auch die anfangen zu kommen, die „es von Anfang an schon immer vorhatten, aber jedesmal wieder abgehalten wurden". Dann wird es voll werden. Denn das Wollen haben viele, aber das Vollbringen finden sie nicht. Ich mache nochmals darauf aufmerksam, daß es eine Unterstützungskasse für junge Männer aus den militärischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Berufskreisen akademischer Vorbildung gibt (also aus denen, wo ein angemessenes Einkommen oft erst spät erreicht wird), die ihnen den Aufenthalt auf dem Schloß ermöglichen will. Geber und Nehmer wollen sich in dieser Beziehung nur an mich persönlich wenden.

Mainberg, den 15. Juni 1907.

Johannes Müller

Gesuche

1. Für September wird eine Stelle als Stütze der Hausfrau mit Familienanschluß gesucht.

2. Ein Kandidat der Theologie, der schon wiederholt als Erzieher tätig war, gute Musikkenntnisse besitzt, und die französische Sprache ziemlich beherrscht, sucht für die Sommermonate eine Stellung als Erzieher, Reisebegleiter oder etwas Ähnliches.

3. Vielseitig befähigter und erfahrener Buch- und Kunsthändler, 35 Jahre alt, verheiratet, sucht entsprechenden, selbständigen Wirkungskreis in der Leitung neuzeitlicher Kuranstalten oder Erholungsheimen, wozu besondere und erprobte Begabung vorliegt. Auch Vertrauensstellung in Besitz- oder Gutsverwaltung, eventuell in industriellen Betrieben, Verlagsunternehmungen, Redaktionen oder Bibliotheken wäre erwünscht.

4. Witwern und Vormündern ist Gelegenheit geboten, nötigenfalls ein oder mehrere Kinder (Alter 3—11 Jahre) bei einer Dame mit besten Referenzen, in feinem, familiärem Heim liebevoll geborgen zu wissen, in schönem Waldort Bayerns (Starnb. See). Billige Pension bei bester und liebevollster Pflege. Bei Geschwistern Preisermäßigung. Offerten unter „Waldheim" an die Exped. des Blattes.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

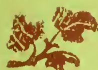
Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



Schloß Mainberg

10. Band — Verlag der Grünen Blätter — 3. Heft

1907

Vorbemerkung

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich viermal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg b. Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4½ Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3½ Kr.

Inhalt

Mitteilungen

In den letzen Wochen sind vom Verlage Rechnungen über die noch ausstehenden Abonnementsbeträge verschickt worden. Ich bitte, sie möglichst bald zu begleichen oder andernfalls dafür Sorge zu tragen, daß, wenn der Betrag dann mit dem letzten Heft durch Nachnahme erhoben wird, die Annahme nicht verweigert wird.

Das Erscheinen dieses Heftes hat sich infolge des arbeitsreichen Sommers verzögert. Aber ich hoffe, daß das letzte noch vor Weihnachten in den Händen der Leser sein wird.

Die bisherige Aufnahme von Gesuchen habe ich mich entschlossen aufzugeben. Nicht nur weil sie abgesehen von einigen gesuchten Familienstellungen wirkungslos waren, sondern auch weil Angebot und Nachfrage nicht in den Grenzen der Leser der Grünen Blätter blieb. Das war aber die Voraussetzung meines Versuchs. Läßt sich das nicht durchführen, dann hat es keinen Sinn mehr. Dann ist es richtiger und erfolgreicher, sich an Blätter wie das

„Daheim" oder an Vermittlungsbureaus zu wenden. Ich werde also in Zukunft nur noch gelegentlich Gesuche für mir persönlich bekannte Menschen bringen, für die ich dann auch eine gewisse Bürgschaft übernehmen kann.

Vorträge gedenke ich im allgemeinen vorläufig nicht mehr zu halten. Ich bin dazu fürs erste zu sehr mit Lebensproblemen beschäftigt. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß ich vielleicht im November Sonntags Vormittags 12 Uhr in Berlin eine Reihe Reden Jesu verdeutsche und vergegenwärtige, falls es sich einrichten läßt. Eine entsprechende Mitteilung würde den Abonnenten seinerzeit direkt zugehen. Bei meinem Versuch mit dem Flugblatt (vgl. Heft 2 Seite 120) haben mich die Leser der Grünen Blätter fast vollständig im Stich gelassen. Schade! Der ganze Vorrat bleibt vorläufig noch einige Monate zur eventuellen Benutzung liegen. Dann wird er makuliert.

Die zweite Auflage der „Bergpredigt" (11.—15. Tausend) ist soeben ausgegeben worden. Sie ist sorgfältig durchgesehen und namentlich in der ersten Hälfte vielfach im Ausdruck verbessert worden. Da ich weiß, daß viele Leser der Grünen Blätter sie noch nicht kennen — meine Erfahrungen unter den Gästen Schloß Mainbergs sind Beweis genug dafür — möchte ich nochmals aussprechen, daß ich dieses Buch für das wichtigste von allem halte, was ich geschrieben. Nur muß man es sorgfältig, gesammelt und feinhörig lesen und innerlichst verarbeiten. Dann wird es ungeahnte Früchte bringen. Das können viele bezeugen, die an seiner Hand den Weg zum Leben gefunden.

Auf Schloß Mainberg sind in diesem Sommer 300 Gäste eingekehrt (vorigen Sommer 232, vorvorigen 159). Da sich nur ganz wenige mit 8 Tagen begnügten, war immer eine zahlreiche Gesellschaft anwesend. Die früheren Gäste wird es interessieren, daß sich Fräulein Helene Föhr, die bisherige Leiterin des Schloßhaushaltes, demnächst mit Herrn Arnold Pluns in Bradford verheiraten wird. Ihre Nachfolgerin wird Fräulein Elsbeth Krause aus Petersburg, die den meisten bekannt sein dürfte.

Mainberg, am 29. September 1907.

Johannes Müller.

Hartmann & Wolf, Leipzig.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller



11. Band

Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1908

1. Heft

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich viermal. Sie sind im allgemeinen nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg
bei Schonungen (Unterfranken)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt (inkl. Porto) für Deutschland 3,40 Mk., für Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4,50 Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3,50 Kr.

Inhalt

Mitteilungen

Ich habe die frohe Zuversicht, daß dieses Heft in besonderer Weise der Klärung dienen wird. Nicht nur von dem ersten Aufsatz verspreche ich mir das. Auch die übrigen wirken mit den Schlaglichtern und Briefen, die sich ganz ungewollt gegenseitig ergänzen, erklären und beleuchten, zusammen, um denen, die überhaupt sehen können, zu zeigen, worum es geht.

„Das Problem der Kraft" wird uns in den nächsten Heften noch weiter beschäftigen. Es wird mit einigen andern Aufsätzen, die sich daran anschließen, das Rückgrat des 11. Bandes bilden.

Ich habe in diesem Winter an einer großen körperlichen und geistigen Abspannung gelitten, so daß ich ganz brach liegen mußte. Jetzt ist die Ebbe wieder glücklich vorbei, und die Flut beginnt zu steigen.

Schloß Mainberg wird am 1. Juni (Montag vor Pfingsten) wieder eröffnet. Mit Freude und Hoffnung sehen wir den vier Sommermonaten entgegen. Möchten sie vielen das Leben bringen, das sie suchen. Prospekte, welche die nötigsten Mitteilungen und Bedingungen über den Aufenthalt enthalten, versendet auf Wunsch die Schloßverwaltung. Im übrigen verweise ich auf Band 10, S. 42 ff., und Band 8, S. 112 ff. Nur an die Unterstützungskasse für junge Männer der Berufskreise akademischer Bildung möchte ich erinnern, und bitte alle, die sie bedenken oder in Anspruch nehmen wollen, sich an mich persönlich zu wenden.

Außer der „Bergpredigt" sind Ende 1907 noch neue Auflagen von „Beruf und Stellung der Frau" und den „Hemmungen des Lebens" erschienen. Ganz besonders habe ich mich darüber gefreut, daß das Frauenbuch nach wie vor das lebhafteste Interesse findet. Es kann ja auch nicht veralten, so lange der Beruf und die Stellung der Frau für Männer, Mädchen und Mütter ein lebendiges Problem bleibt. Es ist jetzt die vierte Auflage (16. bis 20. Tausend) erschienen, und ich bitte die Leser, auch weiter mitzuhelfen, daß das Buch seine Mission in unserm Volke erfüllt. Dagegen hatte ich eine viel stärkere Nachfrage nach den „Hemmungen des Lebens" erwartet, weil ich glaube, daß viel mehr Menschen unter diesen Hemmungen des Lebens leiden. Ich glaube auch nicht, daß ich mich darin irre. Aber da steht man wieder vor der Frage, wie man solche Bücher an die Menschen heranbringt, denen sie etwas sein könnten, die ich nachgerade für eine unlösbare Frage halte.

Den Abonnementsbetrag für den 11. Band bitte ich, soweit es noch nicht geschehen, möglichst bald an den Verlag in Mainberg einzusenden. Der Postschein gilt als Quittung.

Mainberg, den 22. März 1908.

Dr. Johannes Müller.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

1. Juli 1908.



11. Band

Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1908

2. Heft

Mitteilungen

Zweierlei habe ich diesmal auf dem Herzen, was ich den Lesern der Blätter unterbreiten möchte:

1. Obgleich der Bezugspreis der Blätter sehr niedrig ist, habe ich schon bisher immer stillschweigend den Grundsatz befolgt, sie jedem zu senden, für den sie Lebenswert haben, auch wenn er sie nicht zahlen kann. Denn hier wenigstens soll das Geld einmal nicht im Wege sein. Darum habe ich denen, die aus äußerer Lebensnot abbestellten, Freiexemplare oder ermäßigten Bezugspreis angeboten. Viele werden ja behaupten, daß jeder 3.40 M. aufbringen könne, wenn er wolle. Und ich glaube das auch. Aber wie viele brauchen doch alle ihre Mittel für das tägliche Brot! Und es gibt solche Not, daß man jede Ausgabe außer für Nahrung und Kleidung als einen Frevel betrachtet. Vor allem aber kann man von niemand erwarten, daß er sich den Abonnementpreis vom Munde abspart, wenn er die Blätter nicht schon kennt und etwas davon gehabt hat.

Darum veranlaßt mich ein Briefwechsel mit einem Handwerker, der mir über das Verlangen nach solcher Anregung in der Arbeiterschaft schrieb, in der Beziehung alles zu tun, was das Eindringen der Blätter in diese Kreise erleichtern kann. Ich biete also allen, denen der Bezugspreis der Blätter zu teuer ist, dieselben zu dem Preise an, den sie zahlen können, und bitte die Leser, die zu den Armen gehören oder mit ihnen Fühlung haben, dieses Angebot gegebenenfalls zu übermitteln, wenn sie glauben, daß wirkliches Interesse und Bedürfnis vorhanden ist.

2. Ein offenes Wort über den Weinversand. Ich weiß, daß vielen Lesern mein Weinhandel ein Dorn im Auge ist. Nicht nur den Abstinenten, denen ich ja im 8. Band geantwortet habe, sondern vielen andern, aus andern Gründen. Sie meinen, das schicke sich nicht für jemand wie mich. Ich dagegen habe es immer für eine glückliche Fügung angesehen, daß ich so vielfach in das Praktische, Wirtschaftliche, Äußerliche, Materielle hinein gestellt wurde. Denn sie behütet mich davor, einseitig und überspannt zu werden, gibt mir eine ungemein mannigfaltige Fühlung mit dem sachlichen Leben und erhält gerade dadurch mein geistiges

Wirken gesund. Wenn mir deshalb das Leben Aufgaben stellte, habe ich immer einfach zugegriffen und nicht erst überlegt, ob es standesgemäß sei, oder ob es mir gefiele. Wie gräßlich ist es mir immer gewesen, meine Vorträge selbst arrangieren zu müssen, und doch habe ich es fünfzehn Jahre hindurch getan! Demgegenüber war das Adressenschreiben in den ersten Jahren der Grünen Blätter noch eine Wonne.

Ich würde mir auch den Weinbau nicht gewählt haben, geschweige den Weinhandel. Aber die 45 Morgen Weinberge gehören zum Schloß und mußten mit gepachtet werden. Und es ist eine Existenzfrage für das Schloß, daß der Wein verkauft wird. Aber es ist noch mehr als eine Existenzfrage. Pacht und Betriebskosten für Schloß Mainberg müssen durch die Pension und den Weinberg aufgebracht werden. Nun ist es eine ganz einfache Rechnung: je mehr der Weinberg einbringt, um so weniger braucht die Pension zu tragen. Wenn ich also den Wein, den wir ernten, nicht an den Großhandel zu verschleudern brauche, sondern direkt an die Konsumenten preiswert verkaufen kann, dann kann ich die Aufnahmebedingungen für Schloß Mainberg viel günstiger stellen, dann wird es mir möglich werden, ganz umfassend meine Absicht zu verwirklichen: jeden aufzunehmen, der es bedarf, gleichgültig wie viel er zahlt.

Davon sind wir aber noch weit entfernt. Dazu müßte sich die Nachfrage nach Wein vervierfältigen. Nun mute ich gewiß niemand zu, zum Besten von Schloß Mainberg auch nur ein Glas mehr zu trinken, als man sonst tun würde. Im Gegenteil, ich warne davor. Aber ich bitte dringend, sich um des ängestrebten Zweckes willen mehr für unsern Wein zu interessieren, und uns außerhalb des Leserkreises Kunden zu werben. Der Wein ist so vorzüglich, daß man jedem einen Gefallen damit tun wird.

Das ist der „moralische Hintergrund" des Weinhandels. Ich bitte nun die Leser, mir zu helfen. Ich bitte nicht um Opfer, sondern nur um etwas Interesse und Eifer für die Sache.

Mainberg, Pfingsten 1908

Johannes Müller

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich viermal und sind im allgemeinen nur direkt vom Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken) zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Herausgebers.

Der Preis für einen Jahrgang beträgt (inkl. Porto) für Deutschland 3,40 Mk., für Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4,50 Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Schweden und Norwegen 3,50 Kr.

Inhalt

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

11. 10. 08.



Schloß Mainberg
11. Band — Verlag der Grünen Blätter — 3. Heft
1908

Vom 1. Oktober bis zum 31. März 1909 befindet sich die Expedition des Verlags der Grünen Blätter in Schliersee. In dieser Zeit werden also alle Bestellungen, Zahlungen, Mitteilungen von Adressenveränderungen usw. unter der Aufschrift: An den Verlag der Grünen Blätter (Johannes Müller) in Schliersee (Oberbayern) erbeten.

Inhalt

Mitteilungen

Dieses Heft der Grünen Blätter hat sich leider verspätet. Der Grund ist, daß ich den ganzen Sommer, soweit mir Schloß Mainberg Zeit ließ, ausschließlich damit beschäftigt war, eine größere Anzahl Reden Jesu zu verdeutschen und zu vergegenwärtigen. Das Buch ist nun fertig und wird Ende des Monats in den Buchhandlungen, die auch jetzt bereits Bestellungen darauf entgegennehmen, zu haben sein. Es heißt:

Die Reden Jesu, verdeutscht und vergegenwärtigt
1. Band Von der Menschwerdung
Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) München, 330 Seiten, brosch. 3 M., in Leinen 4 M., in Ganzleder 5 M. 50 ₰.

Das Buch ist aus Vorträgen auf Schloß Mainberg entstanden und setzt fort, was „Die Bergpredigt" begonnen hat. Die Worte Jesu sind hier aus dem Leben heraus verstanden und für das Leben dargeboten, so wie sie uns in Mainberg ein Erlebnis wurden und dem Leben dienten. Ich glaube, man wird das Buch noch viel einfacher und leichter verständlich finden als die Bergpredigt. Hoffent-

lich hilft es den Lesern ebenso zum Leben wie die Vorträge den Hörern. Wenn es mir möglich ist, möchte ich in Jahresfrist einen zweiten Band folgen lassen, der die Reden Jesu von der Nachfolge behandelt. Die Ausstattung des Buches ist genau so wie die zweite Auflage der „Bergpredigt". Denen, die das Buch öfter lesen, ist entschieden der biegsame Lederband zu empfehlen.

Am 30. Oktober, 2., 6., 9., 13. und 16. November (Freitags und Montags) möchte ich in Berlin einen Zyklus Vorträge halten und zwar im großen Konzertsaal der Hochschule für Musik (Hardenbergstraße, am Bahnhof Zoologischer Garten) abends pünktlich acht Uhr, und am 14. und 15. November in Hannover im Schulsaal am Georgenplatz, ebenfalls acht Uhr. Den uns bekannten Adressen der betreffenden Städte und ihrer Umgebung werden vom Verlag Prospekte zugesandt, um deren Verbreitung ich bitte, damit weitere Kreise auf die Vorträge aufmerksam werden.

Schließlich möchte ich den Lesern der Blätter nicht verhehlen, daß ich mir in die Berge das soeben erschienene Lebensbild einer einfachen deutschen Frau (Frau Pauline Brater von Agnes Sapper. Verlag von C. H. Beck München, geb. 4 *M.*) mitgenommen habe. Mich hat es immer zu den bedeutenden Menschen hingezogen, die der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Hier kommt aber noch anderes dazu. Ihre eine Tochter war sozusagen Patin der Grünen Blätter, der erste Mensch, dem ich von der Idee sprach. Und die Mutter, schon siebzigjährig, hat Band für Band mit leidenschaftlichem Interesse verfolgt. Ich sah sie selbst nur einmal flüchtig im Haus ihrer Tochter, aber bewahre noch einen deutlichen Eindruck von ihrer lebendigen, klaren und tiefen Art. Ich teile das mit, weil es vermutlich manche Leser ebenso wie mich interessieren wird, die Heimgegangene nachträglich näher kennen zu lernen.

Das vierte Heft wird wohl erst nach Weihnachten verschickt werden können.

Schliersee, am 2. Oktober 1908

Johannes Müller

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

12.1.1909.



11. Band

Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1908

4. Heft

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich viermal und sind im allgemeinen nur direkt vom Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken) zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Herausgebers.

Der Preis für einen Jahrgang beträgt (inkl. Porto) für Deutschland 3,40 Mk., für Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederlande 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich usw. 4,50 Fr., England 4 Sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Schweden und Norwegen 3,50 Kr.

Inhalt

Die Mitteilungen befinden sich auf der 3. Seite des Umschlags

Mitteilungen

Indem ich auf meinen Brief am Schluß des Heftes verweise, möchte ich hier nur einige äußerliche Mitteilungen machen:

1. Unbemittelten Lesern der Grünen Blätter stelle ich 100 gebundene Exemplare der „Reden Jesu" in der Weise zur Verfügung, daß ich sie bitte, soviel dafür einzusenden, als sie zahlen können, mindestens aber 1 ℳ (das Porto kostet ja allein 30 ₰). Von den eingehenden Geldern werden weitere Exemplare für diesen Zweck angekauft. Ist auch dieser Vorrat erschöpft, so tritt das Angebot außer Kraft.

2. Auf vielseitigen Wunsch wird für die Blätter auch eine biegsame leinene Einbanddecke zu demselben Preis wie die bisherige (1 ℳ) zur Verfügung gestellt. Es ist eine einfache dunkelgrüne, etwas rauhe Leinwand gewählt worden mit ganz einfacher Aufschrift. Das biegsam gebundene Exemplar kostet 20 ₰ mehr als das gewöhnlich gebundene (4,60 ℳ statt 4,40 ℳ).

Ohne nähere Bezeichnung wird bei Bestellungen auch fernerhin die bisherige Einbanddecke geliefert, resp. der bisherige Einband, worauf ich nachdrücklich aufmerksam machen möchte.

Wer von denen, die bereits die Decke für den 11. Band bestellten, die biegsame wünscht, wird bis spätestens zum 15. Januar um Mitteilung gebeten. Wir warten deshalb bis dahin mit der Versendung der Einbanddecken zum 11. Band.

3. Ich werde im Frühjahr Vorträge halten: in München (Bayrischer Hof) am 24. und 26. Februar, 2., 4., 8. und 11. März, in Stuttgart (Bürgermuseum) am 16., 18., 20., 23., 25. und 27. März und in Karlsruhe (Eintrachtsaal) am 15., 17., 19., 22., 24. und 26. März.

4. „Vom Leben und Sterben" ist soeben in 2. Auflage (Preis gebunden 1 ℳ) erschienen. Man sollte davon immer ein Exemplar zur Verfügung haben, um damit Nahestehende auf die Spur des Lebens zu weisen, wenn der Tod in ihren Lebensbereich tritt.

Mit herzlichem Weihnachtsgruß

Schliersee, am 20. Dezember 1908

Johannes Müller

Gesuch

Ich suche für mich zum 1. April eine perfekte Stenographin, die tadellos sauber Maschine (Hammond) schreibt. Die Fähigkeit, auch die lebhaftesten Vorträge wortgetreu nachstenographieren zu können, ist unerläßliche Vorbedingung, die geistige und seelische Bildung, die zum Verständnis gehört, sehr erwünscht.

Johannes Müller

Empfehlung

Allen Eltern, die ihren heranwachsenden Söhnen eine gute und gesunde Erziehung und Vorbildung auf dem Lande als beste Grundlage und Mitgift für ihr ganzes Leben und ihren späteren Beruf geben wollen, möchte ich die Erziehungsanstalt Schnepfenthal in Thüringen von Schulrat Ausfeld sen. und Dr. Ausfeld jun. für Knaben von 8—15 Jahren und die Erziehungsschule Schloß Bischofstein b. Lengfeld u. St. (Bez. Erfurt) von Dr. Marseille für Quarta bis Prima nachdrücklich empfehlen.

Dr. Marseille und Dr. Ausfeld jun. kenne ich von ihrem häufigen Aufenthalt in Mainberg persönlich sehr gut und weiß, daß sie ernste, tüchtige und gewissenhafte Männer sind, denen die Erziehung der Jugend Herzenssache ist, und denen Eltern ihre Kinder mit frohem Herzen anvertrauen können. Wer Näheres über die erzieherischen Absichten, Lehrpläne und Einrichtungen wissen will, wende sich direkt an die Anstalten um Prospekte. Johannes Müller

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

